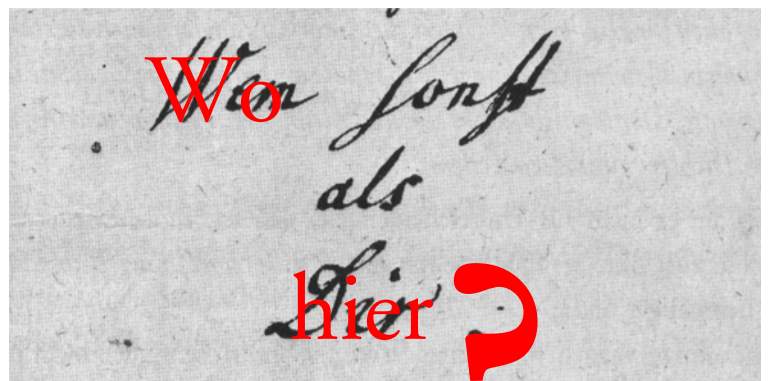


„SO SIND DIE
ZEICHEN
IN DER
WELT“



● Karl Reininghaus

Beobachtungen
zur Rezeption
von eher Wenigem
Friedrich Hölderlins

Online veröffentlicht auf dem
Publikationsserver der Universität Potsdam:
URL <http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2009/3572/>
URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus-35723>
[<http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-35723>]

Karl Reininghaus

„SO SIND DIE ZEICHEN IN DER WELT“

Beobachtungen zur Rezeption von eher Wenigem Friedrich Hölderlins

WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT ZUR ERLANGUNG
EINES DOKTORGRADES

EINGEREICHT AN DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
UNIVERSITÄT POTSDAM

POTSDAM 2009

Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam; Gutachter: Prof. Dr. Helmut Peitsch und Prof. em. Dr. Elke Liebs

Die Arbeit wurde am Rosenmontag (23. Februar) 2009 unter Vorsitz von Prof. Dr. W. Jasper erfolgreich verteidigt.

„Ewige Wiederkunft auch des Kleinsten!“¹

Wenn in einem verbrannten Gebäude, in dem sich unliebsame Untermieter breit gemacht haben, diese damit beginnen, Stein für Stein das restliche Gemäuer abzutragen, um die verbliebenen Fenster zuzumauern, wird es Zeit, mit mehr oder weniger freundlichen Worten die Bewohner des Hauses zu verweisen, die nur verhindern, dass sich neue Besucher dem Gelände nähern. Dafür muss freilich alter und neuer Behang von den Wänden genommen werden; und eben durch die Verbannung all dessen, was nicht an diesen Ort gehört, kann ein freundliches Bild des Dichters Friedrich Hölderlin erhalten bleiben, der nicht nur poetisch, sondern auch zwischenmenschlich einigen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit im Wege stand, was ihm wohl in beiden Aspekten zum Verhängnis geworden ist, weil er sich weder verwandtschaftlich noch im Rahmen des poetischen Geschäfts gegen seine intrigante Umgebung zur Wehr zu setzen wusste.

Der etwas länger geratene Aufsatz „So sind die Zeichen in der Welt“ soll weder ein neues Heiligenbild² schaffen noch einen frisch aus der Tasche gezogenen Popstar zum Liebhaben, sondern will behutsam einige Fresken des Gedankengebäudes Hölderlin für diejenigen freilegen, deren Bild des Dichters noch nicht völlig von der Vorstellung des wahnsinnig gewordenen Dichters übertüncht worden ist. Obwohl sich die Arbeit damit ganz bewusst den Hölderlin - Studien von Pierre Bertaux anschließt, setzt sie sich auch mit dieser Wahrnehmungslinie kritisch auseinander, indem sie neben biographischen Anmerkungen auch stil- und ideologiekritische Methoden einsetzt, um die manchmal unübersichtliche Quellenlage ein wenig durchsichtiger zu machen, als dies bisher der Fall ist.

Über eine solche, in Einzelheiten vielleicht unorthodox wirkende Darstellung hinaus will die Arbeit die Behandlungsmöglichkeit von Friedrich Hölderlin im Deutschunterricht des Gymnasiums nahe legen, weil selbst Jüngerer über ihn behandelt wird, das darauf hinweist, inwiefern die Marginalisierung dieses Poeten damit zu tun hat, dass er während eines langen Abschnitts der Literaturgeschichte auch dafür verantwortlich gemacht wurde, was er weder geschrieben hat noch meinte. Die Intention der Arbeit besteht insgesamt in der Vorstellung, das Gedankengut Hölderlins müsse aus dem breiten Strom einer konservativen Wahrnehmungstradition entfernt werden (zu der beispielsweise auch die dramatische Hölderlin - Bearbeitung E. Jelineks „*Wolken.Heim*“ gezählt werden kann, selbst wenn sie widerborstig gemeint sein sollte) und dieser Dichter sei als realistischer

¹ F. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, KSA, Bd. 4, S. 270

² vgl.: Freitag 33, 2003: *Man solle nicht fragen, so (Wolfram, KR) Groddeck, "sondern sich erst einmal gläubig darauf einlassen. Die vom Herausgeber (D. E. Sattler, KR) konstituierten Texte werden zu heiligen Texten erklärt, und dies nicht im Sinne eines säkularisierten, sondern eines neuen Heiligen."*

Denker zu restaurieren, der sich deshalb dem Literaturbetrieb seiner Zeit entzogen hat, weil er, selbst der Lebensführung nach, sehr früh die Bewegungen gegen französische Aufklärung und Revolution begriffen hat – und von deren massiver Ablehnung Hölderlin bis heute getroffen wird.

Ungefähr ein halbes Jahr, nachdem die nachstehende Arbeit fertig gestellt wurde, traten zufällig zwei Ereignisse fast gleichzeitig ein. Zunächst ein Besuch von Heiner Müllers „Ödipus, Tyrann – von Sophokles nach Hölderlin“ in der Regie des Müller- Schülers Stephan Suschke. Trotz der schlechten Akustik des Würzburger Theaters war diese Aufführung schon deshalb überaus anrührend, weil einmal gerade die Sprachmächtigkeit Hölderlins auch durch die Bearbeitung Heiner Müllers hindurch zur Geltung kam, zum anderen endete die Aufführung mit der Rezitation eines fragmentarischen Texts aus dem „Empedokles“ Hölderlins:

Neue Welt

*und es hängt, ein ebern Gewölbe
der Himmel über uns, es läbmt Fluch
die Glieder den Menschen, und die stärkenden, die erfreuenden
Gaben der Erde sind, wie Spreu, es
spottet unser, mit ihren Geschenken, die Mutter
und alles ist Schein -
O wann, wann
schon öffnet sie sich
die Flut über die Dürre.
Aber wo ist er?
Daß er beschwöre den lebendigen Geist.*

Die Wirkung dieses von Suschke hinzugefügten Schlusses war unmittelbar beeindruckend, da der poetische Eindruck des fragmentarischen Auszugs aus Hölderlins eigener Dichtung die seiner Sophokles - Übersetzung noch weit übertroffen hat.

Nur wenige Tage später brachte die Post allerdings einen (auch nicht mehr ganz taufri-schen) UTB - Band ins Haus, der alle durch einen Theaterbesuch erzeugte Euphorie wieder verfliegen ließ, weil alles schien wie zuvor.

Die von Olaf Hildebrand herausgegebene Aufsatzsammlung „Poetologische Lyrik“ ist bezogen auf die zu besprechende Thematik einfach nur ärgerlich, obschon oder gerade weil sie um den mittlerweile emeritierten hölderl. Nebenpapst Jochen Schmidt drapiert ist. Denn einmal sortiert sich hier Hölderlin wieder, wahrscheinlich besser aber: immer noch zwischen Goethe, Novalis und dann wieder Goethe ein, gerade so, als gäbe es nicht seit langem erhebliche Zweifel an der Zentrierung der Literaturbetrachtung auf den Weimarer Frauenplan, zum anderen scheint sich aber auch nicht überall durchgesprochen zu

haben, dass das Gerücht von der geistigen Umnachtung Hölderlins so nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, wie es nahezu zwei Jahrhunderte lang kolportiert wurde. Thorsten Valk weiß nämlich zu vermelden:

Bereits im Mai 1802 gibt er sein Erzieheramt (in Bordeaux, KR) wieder auf, um, von den Vorboten einer schweren Geisteskrankheit gezeichnet, nach Nürtingen zurückzukehren. Während der beiden folgenden Jahre verschärft sich die psychische Erkrankung bis zur geistigen Umnachtung. Gleichzeitig durchlebt Hölderlin jedoch schöpferische Steigerungszustände, die den Horizont seiner poetischen Vorstellungswelt erweitern und sprachliche Kunstwerke von einzigartiger Vollkommenheit entstehen lassen.³

Solche Äußerungen verursachen bei mir nicht nur ohnmächtige Wut und Fassungslosigkeit, weil mit zwei leichtfertig geäußerten Sätzen über all das hinweggeschrieben wird, was Pierre Bertaux zu Hölderlins zweifellos problematischem Seelenleben zusammengetragen hat, sondern eher und mehr wegen des mangelhaften Sinnzusammenhangs, den eine solche Textstelle verströmt. Valk kennt offenbar weder die psychiatrischen Bedingungen von *schwerer Geisteskrankheit*, *psychischer Erkrankung* oder *geistiger Umnachtung*, über die er handelt, noch reflektiert er die kausalen Verhältnisse zwischen solchen Zuständen und einer (dann eher un-) möglichen poetischen Produktivität, sondern löst sie zugunsten einer temporalen Zuordnung auf, als erklärte solche Verzeitlichung überhaupt irgend etwas.⁴ Valks Formulierung klingt zwar ganz hübsch dialektisch, tatsächlich kommt hier aber nur der alte Ungeist Diltheys wieder als Hydra zum Vorschein. Nicht auszurotten ist dies, aber mittels Unterstellung abstrakter (Durch-) Lebenszustände scheint sie über jede Plausibilität erhaben.

Im Vergleich dazu erscheint geradenach in mildem, aber dennoch schrägem Licht, wenn Valk in dem von ihm abgehandelten poetischen Kontext Mühlen, Ulmen und Weinstöcken einen übersteigerten, weil wenig konkret nachgewiesenen erotischen Wert beimisst, wobei sein Hinweis auf Goethes „Wahlverwandtschaften“ etc. völlig korrekt zu sein scheint.

Aber etwas weniger von Goethe her gelesen, hätte ihm schon auch ins Gesichtsfeld rücken können, dass die Stämme der Ulmen seit der griechischen Antike im Weinbau wegen ihrer Haltbarkeit (aber nur deshalb) zum Anbinden von Rebstöcken genutzt wurden, was die Aufmerksamkeit dann eher und leichter nachvollziehbar auf das Produkt des die Ulme umschlingenden Weinstocks lenkt, das (als bacchantisches Aphrodisiakum) dem Geschäft der Liebe gelegentlich auch ganz förderlich sein kann, ohne der bergenden Kraft des übermächtigen Baumes zu bedürfen, welche Vorstellung – für sich genommen

³ Thorsten Valk, in: Olaf Hildebrand (Hg.), *Poetologische Lyrik*, Köln, Weimar, Wien, 2003, S. 100

⁴ Wesentlich differenzierter sieht diesen Zusammenhang K. R. Eissler, wenn er in den „Bemerkungen zum Problem des Zusammenhangs zwischen Psychose und künstlerischer Kreativität“ (in: ders.: *Goethe, Eine psychoanalytische Studie*, Frankfurt, 1985, S. 1295) auch auf Hölderlin eingeht.

– schon wieder eine sehr männerspezifische Überschätzung aller phallischen Kräfte beinhaltet, weil große Bäume nach dieser Vorstellung einfach auch immer ganz dicke Stämme haben müssen.

Der Weinbergpfahl als anderweitig bedrohliches Instrument lasterhaft - gewalttätiger Gefühlswallung ist hingegen z. B. Friedrich Schillers Phantasie entsprungen, steht in dessen „Räubern“ (II/3) und trifft dort Nonnen verschiedenerlei Geschlechts, wird aber auch dort nur unter Männern so ausgem/dacht. Hölderlin bezieht sich jedoch an keiner Stelle auf einen solchen (eher Ekel erregenden) Text, was (auch) als grundlegende Gefühlsdifferenz zwischen diesen beiden Dichtern erkannt werden könnte.

In der folgenden Abhandlung soll jedoch niemandem auch nur ein Härchen im Schiller-schen Sinne gekrümmt werden, – auch Hydra nicht an einem ihrer vielen Häupter – diese Aufräumarbeit müssen andere, geduldigere und stärkere Leute (Frauen / Männer) leisten. Es wird aber vorab um Verständnis dafür gebeten, wenn die biographische und poetologische Rezeption Friedrich Hölderlins, die zur Kenntnis genommen wurde, immer wieder blanke und dadurch verursacht: ganz unakademisch ausufernde (leider manchmal auch moralisch motivierte) Wut hervorgerufen hat. Im Nachhinein scheint mir diese Haltung aber nicht nur gerechtfertigt, sondern über bestimmte Strecken hinweg sogar noch zu wenig ausgeprägt gewesen zu sein.

Was die neulich vom Postboten zugestellte Botschaft aus Freiburg (im Breisgau) beweist.

KR

Berlin, am 16. September 2007

Inhalt

Verzeichnis der Abkürzungen	10
Eine Folge von Zitaten.....	12
Susette ist Diotima ist Susette ist Diotima ist Susette ist Diotima ist Susette	16
Ein Mann ohne Unterleib	23
Der lange Marsch durch den Thüringer Wald.....	30
Botschaften vom Imago - Vater.....	31
Der „l. Friz“ als Notnagler.....	37
Weichbild eines Dorfes.....	43
Ein destruktiver Entwicklungsroman	51
„Wem sonst als Dir“	76
Abg(es)ang nach Toten.....	89
PS: Ein kleiner Korrekturvorschlag – die Zahl der Elemente betreffend.	94
Hölderlins Schwager Breunlin.....	107
Der verrückte Hölderlin – zum Vergangenheitsbild Friedrich Hölderlins nach 1806	123
Fritz H., das unbekannte Wesen	133
Die „neuen Augen“ des dt. Fin de Siècle	140
Die Hölderlin - Paraphrase Stefan Georges.....	142
Zu den Buchstaben.....	143
Zu den syntaktischen Bezügen	143
Zu den geistigen Bezügen.....	144
Die Götter und ihre Gesellen.....	151
Sexuelle Repression als WahrnehmungsfILTER	164
Abwertung heteroerotischer Veranlagung und Frauenfeindlichkeit.....	166
Ausgelebtes und heimliches Liebesleben.....	171
Die Zeugung der Schwiegermutter.....	178
„Der Teufel, den man Venus nennt“	182
Der Pate Hölderlin	188
Der Hof: Stefan George und sein Gefolge	196
Durchs Wahrnehmungsmuster gefallen	203
„Wie wenn am Feiertage ...“	207
Zur Textbeschaffenheit des Feiertagsfragments.....	209
Empedokles v. Agrigent vs. Jesus v. Nazareth	215
Vorrang des christlichen Einflusses	219

(Herakles) – Dionysos – Jesus v. Nazareth	220
„Das Spiel der Natur mit dem Menschen“	235
Der „Weinreinbringer“ Ganymed	245
Die verdeckte Rezeption Hölderlins bei Thomas Mann	250
Exil ohne Gott: Der verrückte Hölderlin (II).....	259
Voraussetzender Einwurf über Altweibermühlen	278
Zwei historische Angaben	278
Der Hintergrund	279
Parodien und ihre literarischen Bezüge.....	279
Blind wie König Ödipus	280
Impotent durch mangelhafte Übung.....	281
Folgerungen	283
Fortsetzung einer literaturgeschichtlichen Spekulation.....	285
Zur inzestuösen Organisation der „Sandmann“ - Familie.....	286
Parthenogenese durch homosexuelle Orientierung der Männer	291
Die Geschlechtszugehörigkeit von emotionalen Störenfriede.....	297
Finale: Das „gelbe Rökkchen“ des Paten Droßelmeier.....	301
Epilog: Des Dichters Soken.....	310
Eine editorische Fiktion.....	311
Aus „tintenvoller Feder ausgeschleudert“	314
Letzter Seitenhieb, „querfeldein“	316
Weichbild einer Seelenlandschaft.....	319
Der Feigenbaum.....	326
Anhang I (a): Entwurf zu einer Ontologie Friedrich Hölderlins.....	335
Ansatz:	335
Graphische Annäherung an die Ontologie dieses Zustands	336
Erste Schlussfolgerungen:.....	337
I (b) Zu: Hölderlin, Wenn der Dichter	342
Anhang II: Aus dem Steinbruch in die Wüste – Der Hölderlin - Verschnitt Elfriede Jelineks.....	346
Unterrichtsergebnisse:.....	348
Zusammenfassung	368
Anhang III schaut ins Feuilleton, oder: Die „Hälfte des Lebens“ – neu gevierteilt	370
I. Ligetis Hölderlin – Vertonung: Das Spielmaterial.....	372
Zum „Geist“ dieser Veränderungen.....	375

II. Jenseits der „Grenzen des Geistes“: Ich.....	379
III. Aufs Versmaß verdünnt.....	386
IV. Wie man (sich wechselseitig) Liebe vortäuscht.....	392
Anhang IV: Zwei zusätzliche Ortsangaben als Zusammenfassung.....	396
Literaturhinweise	406
Zeittafel	419
Danksagung	422
Biographische Notiz.....	423
Variation auf einen Satz von Friedrich Hölderlin.....	423
Abbildungen und Tabellen.....	424
Abstract.....	467

*Die gegebene ursprüngliche Wirklichkeit ist immer dunkel,
nur die bewusste Wirklichkeit ist klar;
doch die bewusste Wirklichkeit ist schließlich nur ihr Text.*

Max Bense

Verzeichnis der Abkürzungen

BA	Goethe, Werke, Berliner Ausgabe
BAW	Nietzsche, Jugendschriften, ed. Mette
BrA	Hölderlin, Sämtliche Werke, Bremer Ausgabe
FA	Hölderlin, Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe
FH	Friedrich Hölderlin
FN	Friedrich Nietzsche
FS	Friedrich Schiller
HA	Goethe, Sämtliche Werke, Hamburger Ausgabe
JWG	Johann Wolfgang (von) Goethe
KG	Karl Go(c)k
KK	Karl Kerényi
KSA	Nietzsche, Sämtliche Werke / Briefe, ed. Colli / Montinari
KStA	Hölderlin, Kleine Stuttgarter Ausgabe
KvG	Karoline von Günderode
PB	Pierre Bertaux
Schlechta	Nietzsche, Werke, ed. Schlechta
SDGH	Schriften der Hölderlin - Gesellschaft
SG	Susette Gontard
StA	Hölderlin, Große Stuttgarter Ausgabe
StG	Stefan George
v. K.	von Kalb
WH	Elfriede Jelinek, Wolken.Heim

Die folgenden Überlegungen zu Friedrich Hölderlin sind Nini †, Momo† und Little Nemo⁵ gewidmet, weil sie mich durch ihr meist unangepasstes, aber gruppodynamisch stimmiges Verhalten immer wieder daran erinnern, dass es andere soziale Zuordnungsmöglichkeiten gibt, als am Weimarer Hof⁶ erdachte und dort wohl auch geübte, worin sie im Übrigen dem Benehmen meiner Kinder entsprechen, denen ich aber nichts widme, da sie mich dann vom Nachdenken über literarische Stoffe und Figuren abhalten, wenn sie wissen wollen, warum ich eigentlich „nie ‚ebbes‘ (Hegel) Rechtes schaffe“.

Solms, am 5. August 2009 / KR

⁵ vgl. Abb. (26)

⁶ Ein ganz entschiedener Verweis, in dem auf Hölderlins Distanz zu diesem literarischen Ort bemerkt wird, ist bei Walter Benjamin zu finden: „Und was außerhalb Weimars blieb, nicht zuletzt Hölderlin, verbarg vor dieser ‚Bewegung‘ sein Haupt.“ (Walter Benjamin, Wider ein Meisterwerk, in: Ausgewählte Schriften 2, Frankfurt, 1988, S. 433, Hervorhebung im Zitat.)

Eine Folge von Zitaten

I.

Susette Gontards Exemplar auf Velinpapier; auf dem innen rot getönten Deckel die handschriftliche Widmung:

*„Der Einfluß edler Na-
turen ist dem Künstler/so
nothwendig, wie das/Tagslicht
der Pflanze, und so wie das
Tagslicht/in der Pflanze sich
wie-/derfindet, nicht wie es/
selbst ist, sondern nur/im
bunten irrdischen Spiele/der
Farben, so finden/edle Naturen
nicht sich/selbst, aber zerstreute/
Spuren ihrer Vortreflichkeit in
den mannigfalti-/gen Gestalten
und und Spielen des Künstlers.“
/ Der Verfasser.*

*„Widmung im zweiten Band,
auf einem in die Fuge zwischen
beiden Bänden eingeklebten
Blatt: Wem sonst als / Dir.“*

(Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, „Frankfurter Ausgabe“ hg. v. Michael Knaupp und D. E. Sattler, Band 10, Hyperion I, Frankfurt 1982, S. 14)

II.

Im April 1797 war der erste Band des Hyperion erschienen. Das erste Exemplar überreichte Hölderlin Susette mit der Widmung:

Wem sonst als Dir?

(Pierre Bertaux, Friedrich Hölderlin, Frankfurt 1978, S. 473⁷)

⁷ Ausweislich des Ausstellungsstücks im Marbacher Nationalmuseum ist die Sattlersche Darstellung der Papierlage und Schreibweise nach korrekt, weil dort kein Fragezeichen steht; aber auch dieser Museumsgegenstand stellt kein Original dar, das so (wie es zu sehen ist) aus der Hand des Dichters in die der Geliebten überging, sondern lediglich ein Stück späterer Buchbinderarbeit oder musealen Klebefleißes.

Die Bertauxsche Darstellung ist hingegen nicht nur angesichts des nachfolgend zitierten Briefs von Susette Gontard an Hölderlin kaum plausibel, sondern setzt voraus, dass ihr Liebhaber dem ersten Band zwei unterschiedliche Widmungen zugehört hat, was mir wenig wahrscheinlich vorkommt. Auf die Bedeutung von Inhalt und Textgestalt der Widmung „Wem sonst als Dir.“ des „Hyperion“ werde ich im Laufe dieser Arbeit zurückkommen. Vorsorglich wird aber schon hier darauf verwiesen, dass bezüglich des obenstehenden Zitats Bertaux ohnehin über Stock und Stein stolpert, was aus den unterschiedlichen Darstellungsformen und -inhalten hervorgeht, die er hier und in seinen „Hölderlin - Variationen (Frankfurt, 1984)“ berücksichtigt, ohne auf die verschiedenen Lesarten einzugehen.

Nachbemerkung: Angeblich liegt im Marbacher Museum ein (verborgenes) Exemplar des zweiten Bandes, dem die in Frage stehende Widmung vorangestellt ist. Wenn dies richtig ist, liegen in dieser Frage D. E. Sattler und Pierre Bertaux selbender daneben und unter der Obhut des Deutschen Literaturarchivs werden ebenso Fakes zur Schau gestellt, wie im Fall des Tübinger Hölderlin - „Turms“, worauf aber erst später eingegangen werden soll. Das Problem, das sich aus einer solchen zusammengesammelten Dokumentenlage ergibt, hat dann allerdings nichts mehr mit dem Thema dieser Arbeit zu tun, sondern mit der Frivolität musealer Einrichtungen, wo eher flacher Publikumsgeschmack befriedigt, als ernsthafte Dokumentation betrieben wird, deren Wirklichkeits- und Wahrheitsgehalt erst dann erkannt werden kann, wenn in die tieferen Schichten der, bezogen auf meinen Zeitvorrat, sehr umständlich zu erreichenden Archive eingedrungen wird.

III.

vmtl. Ende September (1798)

Susette Gontard im 1. Brief nach der Trennung: Du kannst mir wenn Du es gut findest, und Sinclair einmal hier her kömmt ihn bitten wenn es angeht, und Du Dich nicht gegen ihn in ein falsches Licht setzest, mich zu besuchen, und mir durch ihn den Hipperion schicken wenn Du ihn schon bekommen, es ist mir nicht möglich ihn für ein paar Geldstücke zu kaufen. Ich werde dann wieder Nachricht von Dir bekommen, wie sehr wird es mich Freuen! Wenn es Dir gut gehet!

(Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, „Frankfurter Ausgabe“ hg. v. Michael Knaupp und D. E. Sattler, Band 10, Hyperion I, Frankfurt 1982, S. 15)

IV.

Wem sonst, als dir? rief der Tiniote, indem er seine Loke gegen den Marmor hielt.

(Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, „Frankfurter Ausgabe“ hg. v. Michael Knaupp und D. E. Sattler, Band 10, Hyperion I, Frankfurt 1982, S. 66)

V.

Komm bald wieder bei uns, mein Holder; bei wem sollen wir denn sonst lernen.

(Henry Gontard an Friedrich Hölderlin, zitiert nach Friedrich Hölderlin, Die Briefe, Briefe an Hölderlin und Lebensdokumente, herausgegeben von Jochen Schmidt in Zusammenarbeit mit Wolfgang Behschnitt, in: Sämtliche Werke in drei Bänden, Band 3, Frankfurt, 1992, S. 533)

Wo Quellen und Fundorte so dicht neben einander liegen und doch widersprüchlich zu einander stehen wie bei Friedrich Hölderlin, muss jede von philologischem oder linguistischem Scharfsinn gesteuerte Annäherung an einen Dichter wie diesen scheitern. Deshalb wird in der folgenden Arbeit versucht, über das, was über Orte und Personen des Geschehens in Erfahrung zu bringen ist, einen provisorischen Zugang zu Friedrich Hölderlin zu finden und eben nicht über eine metaphysische Zuordnung von „Hölderlin und (den) Landschaften“⁸ oder Frauen⁹ in der eher geographische und biographische Gegebenheiten zu verschwinden scheinen und innere, gleichsam kategorische Ordnungen hervortreten, die dann allerdings leichter den seelischen Befindlichkeiten¹⁰ und den zeitge-

⁸ Romano Guardini, Hölderlin und die Landschaft, Tübingen / Stuttgart, 1946

⁹ Vgl.: Klaus Theweleit, Männerphantasien, Frankfurt / Basel, 1977. Der von Theweleit untersuchte körperweltliche Zusammenhang hat ganz sicher in den Reaktionen auf den aus Frankreich kommenden Materialismus eine seiner Quellen [La Mettrie: Der Mensch eine Maschine], im Gegensatz zum breiten Strom der – erotische Impulse verdrängenden – „romantischen“ Tradition, aus der schließlich im 20. Jahrhundert Erotik und Destruktivität (an manchen Stellen in kruder Vermengung) völlig entsublimiert hervorbrechen, versucht Hölderlin diese Bereiche dadurch zu verbinden, dass er sie gemeinsamen ontologischen Ordnungen („Elementen“) unterwirft.

¹⁰ Harmonischer können Herzen nicht fühlen: Der schönste Freudsche Fehler in der Hölderlin - Darstellung von Pierre Bertaux wiederholt einen mutmaßlichen Schreibfehler Hölderlins, der in einem Brief an seinen Halbbruder Karl Gok aus Gründen, die

schichtlich offenbar notwendigen Fluchtbewegungen¹¹ der Rezipienten zuzuordnen sind, als der literarischen Lage bei Hölderlin selbst.

Aber vielleicht hat auch nur der elfjährige Henry Gontard einfach Recht, wenn er meint, von Hölderlin könne nur unmittelbar (also unreflektiert) gelernt werden, weshalb er sich für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung überhaupt nicht eignet.

Trotzdem:

später erläutert werden sollen, die Städte **Hamburg** und **Homburg** vertauscht. (Gustav Schlesier, Hölderlin - Aufzeichnungen, hg. v. Hans Gerhard Steimer, Weimar, 2002, S. 52). Pierre Bertaux (Friedrich Hölderlin, Frankfurt, 1978, S. 502) stellt die Behauptung auf, wonach Susette [...] „es erwogen hatte, sofort das Haus Gontard zu verlassen und nach **Homburg** zu ihrem Bruder zurückzukehren.“ Tatsächlich stammt sie aber aus **Hamburg**, während der gerade davongelaufene Liebhaber Hölderlin in **Homburg** weilt. Unbewusst versieht also Pierre Bertaux entgegen seinen ansonsten vielfach sehr scharfsichtigen Untersuchungen zum Fall diese Liebesgeschichte mit einer glücklichen Wendung, indem er Susette ihrem Lover nachreisen lässt und folgt damit zugleich einer unbewussten Phobie des Dichters vor der Verwandtschaft / dem Bekanntenkreis seiner Geliebten insgesamt.

¹¹ Der Aufsatz von Guardini erscheint zwar 1946, geht aber auf eine Rede zurück, die er am 8. Juli 1944 in Stuttgart gehalten hat, zu einem Zeitpunkt also, wo auch diese Stadt in Schutt und Asche versinkt (Wilhelm Hoffmann, Das Hölderlin-Archiv 1944 – 1946, in: Hölderlin-Jahrbuch 1947, S. 228). Der Philosoph hat sich offenbar für die Dauer dieser Zeitenwende ins oberschwäbische Mooshausen zurückgezogen, um über metaphysische Landschaften nachzudenken, während das „Vaterland“ in Folge unvorstellbarer Barbarei untergeht und an die Ungenierlichkeit eines Martin Heidegger muss sich keine(r) gewöhnen, der gleichzeitig über Hölderlin liest und den Panzerkrieg lobt, weil in einer solchen, nur zum Schein philosophisch abgehobenen Betrachtung jeder poetische Stoff politisch missbraucht werden kann, also auch die Suche Hölderlins nach seinen geistigen Quellen. Vgl. hierzu: Bernard - Henri Lévy, Sartre, Der Philosoph des 20. Jahrhunderts, München / Wien, 2002, S. 175 ff.

Susette ist Diotima ist Susette ist Diotima ist Susette ist Diotima ist Susette¹²

Die Quellenlage scheint, Hölderlin betreffend, immer vertrackt, aber an einer heute wieder leicht zugänglichen Stelle ist ganz schlicht festgehalten:

*Hölderlin, Friedr., Dichter, geb. 20. März 1770 zu Lauffen am Neckar, ward durch Schillers Empfehlung Hauslehrer bei Charlotte von Kalb, 1796 bei dem Bankier J. F. Gontard in Frankfurt a. M., faßte eine unglückliche Neigung zu der (von ihm als Diotima gefeierten) Mutter seiner Zöglinge, 1801 in Bordeaux, kehrte 1802 geisteskrank zurück, gest. 7. Juni 1843 zu Tübingen; schrieb formvollendete, gedankenreiche lyrische Gedichte, den Roman »Hyperion« u.a. [...]*¹³

Abgesehen von der hier vorgenommenen, merkwürdig berührenden Unterscheidung, dass Friedrich Hölderlin einerseits bei Charlotte von Kalb als Hauslehrer tätig war, was ihren Ehemann auf eine seltsame Weise in den Hintergrund treten lässt,¹⁴ andererseits aber beim „Bankier J. F. Gontard“, was den häuslichen Verhältnissen dort nicht gerecht wird, enthält diese Darstellung so grobe Verzerrungen, dass es zumindest als sportive literaturwissenschaftliche Aufgabe angesehen werden muss, auch von dem, was dieser lexikalische Abriss enthält, das Wesentliche anzuzweifeln, was bis heute weitgehend als unstrittig gilt, den Umstand nämlich, dass Hölderlin „eine unglückliche Neigung zu der (von ihm als Diotima gefeierten) Mutter seiner Zöglinge“ ergreift, deretwegen er sich veranlasst fühlt, „nach einer Auseinandersetzung mit dem Hausherrn [...] seine Hofmeisterstelle bei den Gontards auf(zugeben und) auf Vermittlung Sinclairs [...] in Homburg (zu wohnen) und durch heimliche Treffen und Briefe bis Mai 1800 Kontakt zu Susette Gontard (zu halten),“ wie eine andere lexikalische Legende das so sieht¹⁵.

Das Bild vom „pauvre Holterling“,¹⁶ bei dem Genie und Wahnsinn angeblich auf prototypische Weise so aufeinander zu stoßen scheinen, dass seine Texte zwar für schön gehalten werden können, aber nicht begriffen werden müssen, was offenbar seit seinen Lebzeiten ein ganz wesentliches Rezeptionsbedürfnis Hölderlinscher Werke darstellt, bestimmt

¹² Vgl.: Wilhelm Michel, Hölderlin und Diotima, in: Hölderlin, Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert, hg. v. Alfred Kellertat (Schriften der Hölderlin - Gesellschaft, Bd. 3, ff.: SDHG) Tübingen, 1961, S. 144 ff.

¹³ Der Brockhaus - Verlag gibt seiner neuen Enzyklopädie sowohl in der gebundenen Fassung wie auch der auf CD - ROM eine Ausgabe des Brockhaus von 1906 bei.

¹⁴ Diese Perspektive entspricht auch der Darstellung Hölderlins nicht, wonach er an seine Schwester schreibt: „Mein Major (Heinrich von Kalb, KR) ist ein recht guter Mann, gebildet auf dem Meere und im Kriege, und im Umgang mit den besten Köpfen unsers Zeitalters in Deutschland, Frankreich u. Amerika.“ (Friedrich Hölderlin, Die Briefe, Briefe an Hölderlin und Lebensdokumente, hg. v. Jochen Schmidt in Zusammenarbeit mit Wolfgang Behschnitt, in: Sämtliche Werke in drei Bänden, Bd. 3, Frankfurt, 1992, S. 122, Nr. 73. An die Schwester, Waltershausen bei Meiningen, d. 16. Jenner. 94. (Ff. werden die Briefe Hölderlins immer unter Adressat, Nummer und der Seitenzahl dieser Ausgabe zitiert).

¹⁵ Lieblos eingelesen, unkorrigiert vervielfältigt und massenhaft verramscht: Digitale Bibliothek Band 1: Deutsche Literatur, S. 43547

¹⁶ Caroline von Hessen - Homburg, zitiert nach: Blätter zur Frankfurter Ausgabe Nr. 1, Frankfurt, 1976, S. 3

bis heute weitgehend die literaturwissenschaftliche Debatte und wird eigentlich nur durch den französischen Germanisten Pierre Bertaux so wohlthuend wie empfindlich gestört.

Dieses allgemeine Wahrnehmungsverhalten gegenüber Hölderlin, in dem selbst ein deutscher Kanzler „gut zu sein“ vorgibt,¹⁷ gilt aber im Besonderen schon für die soziale Umgebung, aus der Hölderlin stammt und aus der er sich – auch den äußeren Abläufen nach – zu spät wirklich gelöst hat, in die er aber über sein Verstummen hinaus – wenn auch in ideologischer Konfrontation – immer verwickelt bleibt. Dieses Feld soll hier ganz vorsichtig als enger Kosmos der großen protestantischen Pfarrfamilie¹⁸ Württembergs bezeichnet werden, der Hölderlin mittelbar – über seine Mutter – entsprungen ist, ohne ihr aber je zu entkommen und in deren akademischem Überbau er sich nach 1806 randständig – aber gut hörbar, als polternder böser Geist¹⁹ ansiedelt, wenn er einen Steinwurf von Evangelischem Stift und Theologischer Fakultät entfernt, beim Schreiner Zimmer sein Exil bezieht.

Dabei geht es keinesfalls nur um weltanschauliche Differenzen, die Hölderlin aus dieser streng religiös ausgerichteten Umgebung, bloß in theologischen Spielarten unterschiedlich sich darstellenden²⁰ schwäbischer Frömmigkeit auf eine Weise hervorheben, die es ihm unmöglich macht, den ihm von der Mutter vorherbestimmten Beruf des Pfarrers zu ergreifen, sondern ganz einfach sein Umgang mit (den?) Frauen, die es – damals wie heute – moralisch unmöglich erscheinen lassen, dass Hölderlin oder einer wie Hölderlin am Leben dieser kleinen und unvorstellbar transparenten und – wenn auch auf unterschiedli-

¹⁷ Dr. Helmut Kohl

¹⁸ Die Zuordnung, die Bertaux vornimmt, indem er vom „schwäbischen Pfarrhaus“ redet – was immer auch eine Dynastie meint – ist irreführend, denn Hölderlins mütterlicher Großvater Johann Andreas Heyn war zwar Pfarrer in Württemberg, stammt aber aus Thüringen und hat dann württembergische Pfarrstellen in Frauenzimmern und Clebronn inne, was insgesamt aber eben noch längst kein schwäbisches Pfarrhaus ergibt, sondern nur sog. Roigschmeckte („Hereingeschmeckte“, d. h. Zugezogene), was die offensichtlichen Anpassungszwänge, denen sich Johanna, geb. Heyn unterworfen hat, wahrscheinlich besser erklärt, als die Zuordnung zu einem württembergischen Clan von Geniezüchtern, wie sie PB vornimmt. Weil Hölderlins Mutter zur Kaste dieser (bis heute!) nicht assimilierbaren Menschen gehört, die außerhalb Württembergs geboren sind, und dort stören, wie fremde Zutaten in der Suppe (daher der Ausdruck!), muss sie fast mit (wenigstens psychischer) Gewalt dafür sorgen, dass zumindest einer ihrer Söhne in die Schicht des dort ansässigen geistlichen Adels eindringt, was natürlich nicht geht, weil fremde Geburt über Generationen hinweg zu einer unaufhebbarer Stigmatisierung führt.

¹⁹ Zimmer an Hölderlins Schwester: „[...] Er wird jetzt beinahe 60 Jahr alt Sein, ist aber noch ein Kräftiger Mann, auch lebt Er jetzt ruhig und vergnügt, höchst selten zeigt Er unzufriedenheit und diese kommt nur wenn Er in Seiner Einbildung mit Gelehrten streitet.“ (FA, Bd. 9, S. 325)

²⁰ Da offensichtlich ist, dass Hölderlin unabhängig von den inhaltlichen Strömungen auf gleiche Weise an den verschiedenen Stellen seiner theologischen Ausbildung gelitten hat, kann an dieser Stelle auf eine differenzierte Darstellung der verschiedenen Strömungen verzichtet werden. Die in der nachfolgenden Fußnote ausgebreitete Darstellung der Tübinger Situation steht in scharfem Widerspruch zu Heinrich Hermelink (Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, Stuttgart / Tübingen, 1949, S. 249), der im Tübinger Stift einen schwäbischen Hort weltläufiger Bildung und einen der Brückenköpfe der Aufklärung sieht, in dem die Genies (Hegel, Hölderlin, Schelling etc.) hinreichend geistige Nahrung erhalten haben, um zu denen zu werden, die sie geworden sind, was zumindest im Bezug auf FH problematisch scheint, weil er mit wesentlichen Gedanken der Aufklärung bereits zuvor mittels seiner Rezeption der frühen Dramen Schillers bekannt geworden sein muss; im Übrigen kann die von Hermelink zitierte Belegstelle "Spaziergang der Freunde auf die Wurmlinger Kapelle", aus der „die Gewissheit (des jungen Hölderlin, KR) von der lebendige(n) Einheit zwischen Religion und Wissenschaft“ nicht verifiziert werden, Hermelink gibt auch keine Quelle an. Zur theologischen Situation der theologischen Ausbildung am Ende des 18. Jahrhunderts s. a.: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG), 3. Aufl., Tübingen, 1962, Bd. VI, Sp. 391, Sp. 1066 und Sp. 1070.

che Weise – frommen Gemeinschaft Württembergs teilnimmt, deren Vorstellungen einerseits durch eine unterschiedliche Haltung gegenüber der Auslegung des Worts geprägt sind,²¹ andererseits aber auf – gemeinsame und fortschreitend rigide – moralische Haltungen und einen in bisweilen ausufernder Pfründenwirtschaft sich äußernden sehr gesunden Geschäftssinn gründen.²² Daran sich zu beteiligen, ist Hölderlin mit großer Wahrscheinlichkeit in keinem der genannten Aspekt bereit.²³ Welche Anteile die kontroversen, in Tübingen um 1790 vorherrschenden Strömungen auf Friedrich Hölderlin dabei haben, muss allerdings schon insofern Gegenstand theologiegeschichtlicher Spekulationen bleiben, als schwer zu klären ist, welche Machtverhältnisse an der Universität Tübingen herrschen, deren Zentrum das „Stift“ zu dieser Zeit zweifellos darstellt. Eine Zuordnung von damals lehrenden Professoren zu inhaltlichen Positionen scheint nicht einwandfrei herausarbeitbar zu sein, weil die historische Forschung sich eher an dem Aspekt festklammert, wie wichtig das damalige universitäre Tübingen für die politische und geistige Entwicklung der nach Deutschland herüberschwappenden französischen Aufklärung ist, als dass eine genaue Positionsbestimmung der Lehrer der sog. Geniegeneration vorgenommen würde. Stattdessen wird ziemlich regelmäßig darauf hingewiesen, dass der württembergische Despot Karl Eugen unmittelbar in den Studienbetrieb eingegriffen hat, indem er die in Tübingen für Lehre und Disziplin Verantwortlichen zum Rapport bittet, weshalb fortschrittlichen theologischen Strömungen dort wenn überhaupt, so nur heimlich gefolgt werden kann.

Die Übereinstimmung zwischen den pietistischen und eher agnostisch orientierten Kreisen im Tübinger Stift könnte sich aus einem gemeinsamen Verständnis des Pseudo - Dionysius Areopagita ergeben, dessen Bedeutung für die mittelalterliche und frühneuzeitliche Theologie nach der Darstellung von Walther Völker bisher allerdings noch nicht aus-

²¹ Auf den negativen Zusammenhang von philologisch orientierter Exegese und gelebter Frömmigkeit in der damaligen Tübinger Theologie weist z. B. auch Ulrich Gaier hin (Ulrich Gaier, Hölderlin, Eine Einführung, Tübingen, Basel, 1993, S. 4 f.), diese Darstellung ist aber durch die Perspektive Taylors zu ergänzen, nach der in Tübingen nicht nur die „roten Theologen“ Hegel, Hölderlin etc. (Bertaux) aus der pietistischen Gemeinde hervorstechen, mit der sie zwar nicht die theologischen Überzeugungen, wohl aber die politische Handlungsbereitschaft teilen, sondern auch erhebliche Differenzen zwischen pietistischer und orthodox - protestantischer Theologie herrschen, die sich (wie die der Aufklärung zugewandten Radikalen) dem geschriebenen Wort, also den Quellen verpflichtet fühlen, während die Pietisten schon (wie z. B. Zinzendorf) dort Atheismus wittern, wo mit dem Verstand statt mit der Seele nach Gott gesucht wird. (Vgl.: Charles Taylor, Hegel, Frankfurt, 1978, S. 25; zum Übergang Hölderlins vom Pietismus zur Anhängerschaft von französischer Aufklärung und Revolution: Gaier, l. c., S. 15)

²² Beispielhaft für die säkulare Fortsetzung der schwäbisch - moralischen Dominanz über eine philologische Verpflichtung gegenüber Texten (mit Ausnahme der biblischen) wird auf die Textgestalt von Gustav Schwabs 1838/40 erschienenen „Sagen des klassischen Altertums“ verwiesen, die – wohl der Erbauung von (jungen) Frauen zgedacht – an die engen begrenzten Darstellungsmöglichkeiten des 19. Jahrhunderts angepasst wurden – und bis heute in dieser Form erhalten geblieben sind, während sich die originalen Fassungen weitgehend schamhaft in altphilologischer Fachliteratur verbergen.

²³ Warum sich Hölderlin auch der theologischen Richtung der sog. Neologen (Vgl.: Hans Jörg Sandkühler [Hg.] Enzyklopädie Philosophie, Hamburg, 1999, Bd. 2, Sp. 1335) nicht anschließen vermag, um auf diesem ideologischen Pfad der Theologie doch treu bleiben zu können, hat nicht nur biographische Gründe, wie vor allem Bertaux nahelegt, sondern ist auch mit seiner früh zu erkennenden Verpflichtung zu einem – vor allem der eigenen Lebenswirklichkeit verpflichteten – Realismus zu erklären, der (wie noch zu zeigen sein wird) bei seiner sog. Wiederentdeckung zu Beginn des 20. Jahrhunderts fast vollständig verschüttet worden ist.

reichend erforscht worden ist²⁴, und in einem nicht von der Vernunft gesteuerten Handlungsprinzip beruht, das vom Herzen gelenkt wird.

Das andere, was Dionysius Areopagita beim Liebesgedanken hervorhebt, ist die Aufgabe, die die Vollkommenen an ihren schwächeren Brüdern zu erfüllen haben. Er hat diese Einstellung zum Nächsten in der Symbolik des Herzens klar formuliert, und wenn die Ausführungen zunächst sich nur auf die Engel beziehen, so gelten sie in etwas abgeschwächter Form auch für die Menschen.²⁵

So wenig befriedigend hier die eigentlich ganz spannende Frage beantwortet bleiben muss, aus welchen Richtungen Hölderlin von seinen akademischen Quellen her tatsächlich gespeist wird: Diese Insel der Schwäbischen wäre getrost zu vergessen, trotz des unstrittigen Anteils, den auch namhafte Literaten, die dort beheimatet sind, als Stationen den Passionsweg Hölderlins säumen, wohl vor allem, weil sie weltanschaulich und politisch weniger geradlinig erscheinen als er.²⁶ Dieser Sachverhalt müsste aber dann ebenso wenig diskutiert werden wie die geistigen und geistlichen Grundlagen des schwäbischen Pietismus, wenn dem „verlorenen Sohn“, der wie im biblischen Gleichnis nach Hause zurückkehrt, hier aber keinesfalls so gastfreundlich empfangen wird wie dort, nicht nur nachgesagt würde, dass er schon immer etwas seltsam gewesen sei, weil er zum Beispiel überdimensionale Fußmärsche und überdurchschnittlich viele Frauen liebt,²⁷ ohne auch nur einen oder eine davon effizient für eine Karriere nutzen zu können – obwohl er da schon so manches probiert –, sondern immer noch daran festgehalten wird, dass er nach einem besonders ausgedehnten Fußmarsch von Bordeaux nach Nürtingen endgültig verrückt geworden sei und daran dann noch eine der Überlieferung nach unglückliche Liebesgeschichte angebunden wird.

Unter solchermaßen unterstellten biographischen Bedingungen eines Dichters müssen offenbar extrem wenig die eigenen Voraussetzungen von moralisch - politischer Haltung und geistiger Tätigkeit reflektiert werden,²⁸ weil im abweichenden und zweifellos in manchen Aspekten

²⁴ Walther Völker, *Kontemplation und Ekstase bei Pseudo - Dionysius Areopagita*, Wiesbaden, 1958, S. 218

²⁵ *ibidem*, S. 63

²⁶ Dies gilt von Friedrich Schiller bis Gustav Schlesier. Vgl. zu letzterem: Hans Gerhard Steimer, *Zur Person* (Gustav Schlesiers, KR) in: Gustav Schlesier, *Hölderlin-Aufzeichnungen*, hg. v. H. G. Steimer, Weimar, 2001, S. 224 ff.; m. E. wird allerdings bislang völlig unzureichend beachtet, dass auch Isaac von Sinclair sich vom „revolutionsbegeisterten Jüngling und jungen Mann zum adelsstolzen Reaktionär“ gewandelt hat: „Als solcher wurde er Offizier in österreichischen Diensten, der 1814 *gegen* Napoleon zu Felde zog, *mit* dem er in den 1790er Jahren gern gekämpft“ [hätte]. (Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Band XXVI (2006) Spalte 1372-1389, Hervorhebungen in der Quelle, die dieses Verhalten für zeitüblich hält, aber leider nicht datiert, weshalb es nur schwer mit dem Hölderlins verknüpft werden kann.)

²⁷ Und nicht nur hinter ihnen her ist, wie beispielsweise Friedrich Schiller. (Vgl.: Schiller an Lotte und Karoline, Jena. 10. 1. 1790, in: *Schillers Leben in Briefen, zeitgenössischen Berichten und Bildern*, zusammengestellt von Walter Hoyer, Köln, 1967, S. 349): „Ich umschlang die Geschöpfe der Einbildung, dichterische Wesen, mit einem Herzen der Liebe, mit einer geselligen Freude. Das ist jetzt alles vorbei meine Liebsten.“ (Hervorhebung von mir, KR)

²⁸ Im vorletzten Kriegsjahr 1944 beschäftigen sich in Deutschland neben Beißner und Beck als Herausgeber der sog. Stuttgarter Ausgabe zumindest drei sehr bedeutende Geisteswissenschaftler ganz intensiv mit Friedrich Hölderlin: Martin Heidegger (*Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*), Ernst Müller (*Studien zur Geschichte seines Geistes*) und Romano Guardini (*Hölderlin und die Landschaft*), ohne dass je auch nur in einer Zeile ein Bezug zur historischen Situation gefunden werden könnte, in der diese Beiträge zur Erklärung dieses Dichters entstanden sind. Hirschlägiger als solche Blindheit gegenüber der eigenen geschichtlichen Situation lässt

außergewöhnlich anmutenden Verhalten Hölderlins, der sich – ausgenommen von seinem Freund Sinclair vielleicht²⁹ – für seine Umgebung völlig überraschend aus dem Geistesleben seiner Zeit zurückzieht. Trotzdem bleibt er als Schatten – nicht nur seiner selbst, sondern auch gemeinsamer Erinnerungen und Überzeugungen – in einer der damaligen Geistesmetropolen, der Universitätsstadt Tübingen, präsent, wobei viel zu offensichtlich mentale Störungen hervortreten, um die von ihm inszenierten Aufführungsweisen ernsthaften Überprüfungen zu unterziehen, weshalb teilweise bis heute ganz unerschütterlich an der Vorstellung von Hölderlin als einem unheilbar Kranken mit manchmal eher schizophrener, an anderen Stellen mehr manisch - depressiven Symptomen festgehalten wird.

Ein anderer Aspekt erscheint aber vielleicht noch wichtiger. Die Verunstaltung Hölderlins mittels einer ihm zumindest unterschwellig unterstellten Demenz, die ihn angeblich schon länger plagt und dann im Zusammenhang mit einer missratenen Affaire und einer damit verbundenen Flucht, der also wie eine logische Konklusion erscheinenden Feststellung, nun sei er endgültig hinübergeschnappt, belässt ihm zwar das Prädikat, er sei ein ganz geschickter und sensibler Verfasser „formvollendete(r), gedankenreiche(r) lyrische(r) Gedichte“, wobei sich der offensichtliche Pleonasmus eines „lyrischen Gedichts“ aus heutiger Perspektive wie kaum verborgener Hohn ausnimmt. Dies verstellt aber wohl bis in jüngste Zeit nicht nur die Einsicht in die philosophische Dimension, die vielen Gedichten Hölderlins innewohnt,³⁰ sondern trübt häufig auch den Blick dafür, welche verheerenden Folgen die ablehnende Haltung gegenüber den emanzipatorischen Tendenzen von französischer Aufklärung und Revolution, die Hölderlin unstrittig aufgenommen hat und gegen diese restaurativen Strömungen, die schon zu Beginn der 90er Jahre in Deutschland einsetzen, zu verteidigen sucht, dort im 19. Jahrhundert zeitigt. Die unselige Aversion gegen einen Vernunftgebrauch, der den Bereich der sich rasch ausdehnenden Naturwissenschaften übersteigend, sich auch im Geltungsbereich dessen ausbreitet, was (aber zunehmend sich irrational verflüchtigend) nach Hegel „Der Geist“ genannt wird, im engeren Sinne also wenigstens die Quellen so zu nehmen, wie sie sind und nicht ad usum

sich nur noch in der Feldpostausgabe „Briefe Hölderlins“ (Insel - Bücherei Nr. 506, Leipzig, o. J., S. 87) nachlesen, die Mutter Hölderlins sei „nicht ein Mensch und eine Frau, sondern die bergende Waldesmitternacht“ (v. Grolmann) usw. gewesen, womit wenigstens in einer Fußnote ausdrücklich festgehalten sei, dass das Hölderlin - Problem wahrscheinlich weniger im Poeten selbst, als in einer erheblichen Anzahl seiner vollständig von der Welt ab- und ausschließlich sich selbst zugewandten Interpreten besteht, weshalb sich insgesamt ein uneinheitliches und in vielen Aspekten zufälliges und widersprüchliches Bild von diesem Dichter ergibt.

²⁹ Ursula Brauer (Friedrich Hölderlin und Isaac von Sinclair, Stationen einer Freundschaft, in: Uwe Beyer, (Hg.) Hölderlin, Lesarten seines Lebens, Dichten und Denkens, Würzburg, 1997. S. 39 ff.) geht nicht nur von einer homoerotischen Veranlagung Sinclairs aus, sondern erkennt auch, dass er Hölderlin aus Homburg abgeschoben hat, nicht nur wegen dessen Eifersucht auf Alexander Blankenstein als neuen Freund Sinclairs, sondern auch wegen angeblich offen zutage gekommenen Wahnsinns. Brauer meint aber, dass diesbezüglich die Haltung Sinclairs zumindest zwiespältig sein muss, da er kurz zuvor noch Hölderlin (aus Regensburg) ausdrücklich gegen entsprechende Vermutungen verteidigt.

³⁰ Zu Recht, aber leider in nicht sehr klarem syntaktischen Bezug stellt Gaier entgegen einer solchen allgemeinen Tendenz fest, dass Hölderlin eine „Einheit der Einheiten“ entwerfend, seine „Überlegungen zu (s)einer Philosophie der universalen Poesis ausbaute, die uns von den Frankfurter Aufsatzfragmenten bis zu den Sophokles - Anmerkungen entgegentritt. Theologie, Kosmologie, Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Erkenntnistheorie, Psychologie, Ethik und Soziallehre, Ästhetik und Poetik sind hier bedacht und finden ihren eigentlichen Ausdruck in Poesie, im Gesang [...]“ (Gaier, l. c., S. 5)

delphini alles, was nicht ins pädagogisierende und damit immer fromme Weltbild passt, zu eliminieren, führt nämlich nicht nur gelegentlich zu theoretisch falschen Ansätzen, wie z. B. der Ausbildung einer Vorstellung vom sog. Ödipus - Komplex bei Sigmund Freud,³¹ die Erscheinungen der bürgerlichen Familie lediglich flachbügeln, anstatt tatsächlich die unterschiedlichen Rollen und Verhaltensweisen in solchen Gesellschaftsformen zu untersuchen, sondern haben eben auch zur Folge, dass einer wie Friedrich Hölderlin ggf. rigoros aus der Wahrnehmung von angeblich „wirklich bedeutender Literatur“ – und sei es wegen mangelhafter philosophischer Systematik – ebenso ausgeschieden werden muss wie aus der von damaligem „Lifestyle“, obwohl er mit beidem zu seiner Zeit jede Menge zu tun hat.

Und drittens: Das fratzenhaft verzerrte Bild vom verrückten Greis, bei dessen bloßem Anblick einen das „Schaudern überfällt“³² entstammt zu wenigen, teilweise psychologisch unmittelbar vorbelasteten,³³ mit Hölderlins Biographie oder untereinander – auch wirtschaftlich – verknüpfbaren³⁴ Quellen und ist dabei so lückenhaft³⁵ und in sich widersprüchlich,³⁶ um immer wieder und mit wenigen Ausnahmen so weiter gegeben zu werden. Da diese Mängel offensichtlich sind, muss davon ausgegangen werden, dass über dort, wo ein bereits zu Lebzeiten des Dichters lexikalisch festgezurrt Portrait unkritisch tradiert wird, auch eine gehörige Portion ätiologischen Selbstschutzes der RezipientInnen mit im Spiel ist. Offenbar grassiert bis heute die Furcht davor, geistige Abweichungen steckten auf ähnliche Weise an wie Kinderkrankheiten, wenn sie nicht frühzeitig erkannt und mittels scharfer Arznei, körperlicher Misshandlung oder rigoroser Aussonderung bekämpft werden.

³¹ Es ist ganz offensichtlich, dass sich Freud der etwas verwirrenden Version jüngerer Datums bedient, nach der Ödipus aufgrund unklarer delphischer Orakelsprüche seinen Vater Laios erschlägt und seine Mutter heiratet, ob er die ältere Version, nach der er im Auftrag der vom Vater (mit einem Neffen!) betrogenen Iokaste tötet, überhaupt kennt, ist nicht zu erforschen, es ist aber auffällig, auf welche Weise auch der Psychoanalytiker unkritisch einer metaphysisch – theologischen Konstruktion nachgeht, die die ziemlich weit verbreitete sexuelle Gewohnheit des Kinderschändens nicht beinhaltet. Zur Kenntnisnahme der Grundlagen psychoanalytischer Methodik und von Freuds (Welt-) Anschauung wird hingewiesen auf: Michael Ermann, Einführung in die Psychoanalyse, (4 CDs) 2006 und natürlich Freuds „Einführung“ selbst in: Sigmund Freud, Studienausgabe, hg. v. A. Mitscherlich u. a., Frankfurt, 1969, Bd. I.

³² Albert Diefenbach, FA, Bd. 9, S. 329

³³ Selbst ein so rücksichtsvoller Berichterstatter wie Ernst Zimmer weist darauf hin, dass der Stiefbruder Karl Gok „Hölderlins Gelibte (die gemeinsame Cousine Maria Eberhardine Blöst, KR) geheurathet hat“, glaubt „aber daß es erst geschehen ist, als man sah daß Hölderlin verlohren war.“ (FA, Bd. 9, S. 328; die Schreibweise des Gokschen Familiennamens folgt grundsätzlich Bertaux, obwohl Schlesier, die FA und andere Quellen „Gock“ vorziehen)

³⁴ Zimmer verhält sich äußerst kooperativ gegenüber der Familie Gok, da der Unterhalt, den die Stadt Nürtingen und die Familie seines Gastes für diesen aufbringen, einen berechenbaren, nicht unerheblichen Teil seiner Einnahmen ausmachen.

³⁵ Nicht nur „der verstorbene Professor Conz hat einmahl alle (Gedichte) mitgenommen u. ich habe sie nicht mehr zurück erhalten“, berichtet Zimmer (FA, ibidem), der sich ausweislich der hier gewählten Formulierung wofern nicht als rechtmäßiger Besitzer des geistigen Eigentums von FH, so doch als sorgfältiger Verwalter desselben betrachtet, sondern auch Karl Gok hat Briefe aus Tübingen holen lassen (FA, Bd. 9, S. 410, Fußnote 265)

³⁶ Zimmer vs. Diefenbach: während der eine von der lange erhalten gebliebenen Schönheit des Gesichts schwärmt, entsetzt sich der andere – wohl der Darstellung Waiblingers folgend – über die durch angebliche Krankheit verursachten Entstellungen des Gesichtsausdrucks, weil sich hier die (allgemein kolportierten, KR) Wutanfälle festgesetzt haben sollen. An letzteren wird freilich nicht gezweifelt, vor allem nicht dann, wenn sie z. B. Zimmer mit der Verwandtschaft des Dichters verbindet, zu der immerhin der Halbbruder Gok gehört, der FH die Base ausspannt, was offenbar dem Rest der Sippe eher tragbar erscheint als die Wut Friedrichs darüber, dass in dieser Hinsicht die Grenzen sexuellen Konkurrenzverbots unter Geschwistern nicht eingehalten werden. (FA, Bd. 9, S. 326 f. u. 329)

Bei einem solchen Abwehrverhalten – und an diesem Punkt wird die Wahrnehmung der Hölderlin - Rezeption dann ganz undurchsichtig – verschlingen sich die psychologisch - psychiatrischen Motive mit denen, die hier als geistige bezeichnet werden sollen, also mit der Haltung Hölderlins in gesellschaftlich - politischen oder auch ästhetischen Fragen, die immer mit der Einschätzung seiner psychischen Verfassung zugleich rezensiert werden. Das größte Dilemma auf diesem weiten und komplexen Feld beginnt aber wohl schon mit einer unsicheren Terminologie, weil semantisch die Grenzen zwischen „geistiger Umnachtung“ und „psychischer Krankheit“ bis heute vor allem dort nicht scharf gezogen sind, wo nicht wie z. B. in der klinischen Psychiatrie ausschließlich in fachterminologischen Diagnosen geredet wird, weshalb auf solche allgemeine Ausdrucksweisen verzichtet werden kann, die so verschwommen klingen, wie sie diskriminierend wirken.

Mit diesen Hinweisen soll aber keinesfalls die biographisierende Mode innerhalb literaturwissenschaftlicher Arbeitsweisen einer vielleicht möglichen Rettung zugeführt werden. Ganz im Gegenteil: Am Beispiel zweier Mehrecksverhältnisse im Leben Hölderlins, die seine biographische Situation in Waltershausen (1793 / 95) und Frankfurt (1796 / 98) bestimmen, soll gezeigt werden, dass eindeutige Zuordnungen von erlebten Figuren und literarischen ProtagonistInnen eben nicht möglich sind, weil die literarischen Figuren allenfalls vielfach transformierte und gebrochene Schatten dessen sind, was in der Seele eines Dichters als Sediment verklärter und / oder von ihm verworfener Erfahrungen sich abgesetzt hat.

Werden nämlich diese beiden offen zu Tage tretenden personellen Mehrecke in Beziehung zueinander gesetzt, die in Hölderlins Leben eine bedeutende Rolle spielen, kann die Spekulation versucht werden, dass keinesfalls die Begegnung mit Frau Gontard zu deren poetischer „Verdichtung“ in der Gestalt der Diotima führt, sondern aufgrund der Wiedererinnerung an eine frühere Konstellation Susette Hölderlin als Materialisierung, also in sein Leben tretende Konkretisierung dessen erscheint, was er an anderer Stelle verloren zu haben glaubt.

Das einigermaßen abgegriffene Wort „Wem sonst als Dir. (?“, etc., KR),³⁷ mit dem Hölderlin (vielleicht) den zweiten Band des Hyperion S. Gontard zueignet, versperrt eine solche Deutung zumindest nicht, sie lässt aber ggf. auch ganz andere Zuordnungen zu, wenn wenigstens an zwei Stellen die Verhältnisse im hier angesprochenen Sinn gleichzeitiger multilateraler Beziehungen umrissen worden sind.³⁸

³⁷ Hervorhebung im Zitat von mir, KR.

³⁸ Die erste Vorstellung von der Figur einer Melite / Diotima stammt – wie selbst der Psychiater Laplanche richtig bemerkt – aus der Tübinger Zeit (An Neuffer, Nr. 61, S. 103); es wird aber zu entscheiden sein, ob FH seine Romanfigur mittels Retouche an S. Gontard angepasst hat, oder ob diese Geliebte nicht vielmehr in die Rolle einer anderen Figur zu schlüpfen versucht, die zuvor eine bedeutende Rolle für Hölderlin gespielt hat und beide keine Schlüsselrolle im „Hyperion“ spielen, sondern nur von eher mittelbarer Bedeutung sind. Vgl.: J. Laplanche, Hölderlin und die Suche nach dem Vater, Stuttgart, 1975, insbes. S. 77 ff.

Ein Mann ohne Unterleib

*Wenn wir über den Körper bis zu seinen niedrigsten Funktionen reden,
so deshalb, weil man nicht so tun soll, als habe man vergessen,
daß der Geist bis in den Körper binabsteigt, mit anderen
Worten, das Psychologische bis ins Physiologische.*

Jean - Paul Sartre

Der Trick ist aus schlechten magischen Veranstaltungen bekannt und beraubt mittels fingiert eingesetztem Werkzeug und eher leicht erwerbbaaren Tricks Damen von hinreichender Gelenkigkeit scheinbar ihres Unterleibs. Es ist fast amüsan zu beobachten, dass Friedrich Hölderlin bis heute – freilich in dieser Hinsicht ganz ohne eigenes Zutun – einer ähnlichen Prozedur unterzogen wird. Stellvertretend für andere Untersuchungen wird auf Gaier's „Hölderlin“ verwiesen, weil diese „Einführung“ schon vom Untertitel her beansprucht, Richtiges und grundlegend Wichtiges über diesen Dichter festzuhalten.

Gaier gesteht nur dem etwa sechzehnjährigen Hölderlin (zwischen Denkendorf und Tübingen) in seiner Maulbronner Zeit das Verhältnis zu einer irdischen Geliebten zu, in dem – in dieser Reihenfolge! – „Eifersucht, Versöhnung, Liebe, Augenblicke beseligenden Zusammentreffens, die einen ‚Jammermonat‘ aufwiegen“,³⁹ zugelassen werden. Der dabei verwendete Vexierspiegel funktioniert dabei vor allem wegen des negativen Kontexts, in den das Verhältnis zu Louise Nast gestellt wird, ganz gut: Die Unerträglichkeit des Lebens in einer Klosterschule rechtfertigt den „Anhalt“ (Gaier) an eine junge Frau aus Fleisch und Blut, um nicht nur das dichtende Sujet dann auf der nächsten Entwicklungsstufe (im Tübinger Stift) allgemeinen, philosophischen Fragen im gleichen Themenbereich und poetisch schon hochstilisiert sich zuwenden zu lassen, sondern auch zielgenau den Endpunkt dieser Entwicklung zu bestimmen: Diotima, die „Hyperion untergehen lässt“.⁴⁰

Zwar wird von Gaier noch konzidiert, dass das Leben im Tübinger „Stift“ kaum erträglicher war als das in der Maulbronner Klosterschule. Da aber die apriorische Funktion von

³⁹ Gaier, l. c., S. 14

⁴⁰ Gaier, l. c., S. 16, (das Zitat wurde von mir syntaktisch umgestellt, KR); es ist unerfindlich, warum hier Gaier im gleichen Duktus den Verfasser „Hölderlin“ mit dem Protagonisten „Hyperion“ gleichsetzt, wie die traditionelle Hölderlin - Literatur völlig unreflektiert von Susette Gontard als Hölderlins Diotima redet, wobei sie sich einer Sprachregelung anschließt, die m. W. ursprünglich auf den Stiefbruder Karl Gok zurückgeht, mit dem FH – Frauen betreffend – kein unproblematisches Verhältnis hat, falls das Ausspannen von Frauen unter Brüdern als problematische familiäre Situation gekennzeichnet werden darf, Karl hat also einen sehr einleuchtenden Grund, Susette als die einzige Frau im Leben seines Halbbruders zu bezeichnen, welche dieser wirklich geliebt hat, wenn richtig ist, dass „Diotima“ zum literarischen Bild eines solchen Unikats geworden sein sollte. Von welcher irdischer Natur Frau Gontard für Hölderlin tatsächlich ist und welchen „Anhalt“ er bei ihr sucht, beweist schon ein flüchtiger Blick auf den einzig erhalten gebliebenen schriftlichen Kontaktversuch nach der Trennung (Brief Nr. 196, An Susette Gontard, S. 395 ff.). Hier steht nämlich ganz viel von Geschäften und ziemlich wenig von Liebe ... Zur allgemeinen Wahrheitsliebe Karl Goks: Pierre Bertaux, Hölderlin - Variationen, Frankfurt, 1984, S. 166 ff.

„Bildungsjahren“ darin zu bestehen scheint, in der Pubertät miserable allgemeine Lebensbedingungen durch einen „Anhalt“ an „Augenblicke beseligenden Zusammentreffens“⁴¹ zu bearbeiten, was eigentlich schon einen ziemlich metaphysischen Vorgang darstellt, muss das Fortschreiten auf einem solchen Bildungsweg konsequenterweise darin bestehen, dass die Jugendgeliebte „freigegeben“ wird, die dann auch prompt (1794) heiratet, also der aus dieser Perspektive natürlichen Rolle der Frau sich zuwendet, während der Dichter, der ganz geschwind an die bereits apostrophierte Grenze zwischen Genialität und Wahnsinn gebracht werden muss, weshalb er sich fortan offensichtlich nur noch mit Liebe in einem sehr allgemeinen und metaphysischen Sinn befasst, z. B. zum „Vater“ - resp. Griechen - „Land“. Wohin selbst entrückt dann die Geliebte ganz konsequent in den Orkus gestoßen werden kann, weil sie (wenn ich den „Hyperion“ richtig lese) eben keinen „Anhalt“ im Gaierschen Sinn mehr abgeben will, sondern eine Frau, die in toto geliebt werden möchte und wohl auch wenigstens zu Zeiten im Roman ganz konventionell und handfest geliebt wird.

An der Gaierschen Konstruktion ist nicht problematisch, dass den Menschenbildern des „Hyperion“ biographische Erfahrungen zugrunde gelegt werden, die Hölderlin immer wieder aufgreift, sondern die Unmittelbarkeit, mit der Personen aus Hölderlins Leben und bestimmte Romanfiguren in einander überführt werden. Was für sich genommen, außer einem bestimmten Bedürfnis, biographische Daten zugunsten einleuchtender Interpretationen zu glätten, aber auch noch nichts Verwerfliches an sich hätte, wenn nicht beispielsweise einfach das Faktum übersehen würde, dass Hölderlin im Sommer 1790 Bekanntschaft mit Elise Lebet, der Tochter des Kanzlers der Universität Tübingen geschlossen hat, die er in seinen Gedichten Lyda nennt.⁴² Darüber, wie ordentlich er die eine Beziehung beendet und die andere angefangen hat, braucht nicht spekuliert werden, wichtig ist nur, dass auch Elise L. ein höchst irdisches Wesen darstellt, zu dem der Student Friedrich H. ein immerhin so intensives Verhältnis unterhält, dass daraus – vor allem auch durch die Familie – konkrete Heiratspläne abgeleitet werden und Hölderlin der Dame bis Ende 1790 zumindest drei erhalten gebliebene Gedichte zueignet, wo zwar schon auch die von Gaier beobachtete kompensative Tendenz zu hören ist:

*Aus des Jammerers erstarrtem Blicke
Loket Labethränen Flötenton,
Im Gedränge schwarzer Mißgeschike
Schafft die Schlachttrommete Siegeslohn,
Wie der Stürme Macht im Rosenstrauche,
Reißt dahin der Saiten Ungestümm,*

⁴¹ Gaier, l. c. , S. 15

⁴² Diese Beobachtung wird abgedeckt durch die Bemerkung von Pierre Bertaux, FH habe das Verlöbnis zu L. Nast „einseitig abgebrochen“ (in: Pierre Bertaux, Friedrich Hölderlin, Frankfurt, 1978, S. 437)

*Kosend buldiget dem Liebeshauche
 Sanfter Melodie der Rache Grimm.
 Reizender erglüht der Wangen Rose,
 Flammenathem haucht der Purpurmund,
 Hingebannt bei lispelndem Gekose
 Schwört die Liebe den Vermählungsbund;
 Nievesung'ne königliche Lieder
 Sprossen in des Sängers Brust empor,
 Stolzer schwebt des Hochgesangs Gefieder,
 Rührt der Töne Reigentanz das Ohr,
 [...] ⁴³*

An anderer Stelle heißt es aber:

*Trunken, wie im hellen Morgenstrale
 Der Pilote seinen Ozean,
 Wie die Seligen Ehysens Thale
 Staunt' ich meiner Liebe Freuden an,
 Thal' und Haine lachten neugeboren,
 Wo ich wallte trank ich Göttlichkeit,
 Ha! von ihr zum Liebling' auserkoren,
 Höhnt ich stolzen Muths Geschik und Zeit.⁴⁴*

Und hier ist davon, dass Hölderlin sich an bestimmte(n) Frauen habe „anhalten“ müssen, weil er die Bedingungen seines Lebens für unerträglich gehalten habe, nun wirklich nichts zu bemerken.

Aber eben der Umstand der verschiedenen Stimmungen, in denen sich auch ein Liebender immer befindet, wird dadurch eliminiert, dass Hölderlin, der natürlich – wie alle anderen Mitschüler und Kommilitonen auch – neben anderen Unterdrückungsmechanismen – vor allem unter den aufgezwungenen zölibatären Verhältnissen seiner Schüler- und Studentenzeit leidet, der aber weniger als andere oder gar nicht bereit ist, sich diesen Bedingungen zu unterwerfen, die Fortsetzung seines bereits in Maulbronn eingeschlagenen Wegs abgebrochen wird. Besonders unbegreiflich muss einem Professor der deutschen Literatur an einem solchen gelebten Gegenentwurf erscheinen, dass Friedrich H. keinesfalls kleine heimliche erotische Fluchten unternimmt, sondern ganz offensiv sich den Töchtern der jeweiligen Chefs der von ihm besuchten Bildungseinrichtungen widmet: Louise ist Tochter des wirtschaftlichen Leiters der Maulbronner Anstalt, der Rektor der Universität Tübingen Leuret muss als Vater seiner zweiten Freundin herhalten.

⁴³ F. Hölderlin, Melodie, An Lyda, in: Lieder und Hymnen in: FA, Bd. 2, Frankfurt, 1978, S. 107 f.

⁴⁴ Ders., Abschied von Lyda, FA, Bd. 2, S. 145

Natürlich ist – um ins Schwäbische zu fallen – alles, was Gaier über die „Tübinger Hymnen“ schreibt, „scho(n) recht“, aber durch Konzentration auf abstrakte Ideale, Fixierung auf (nicht minder abstrakte) geschichtliche Spekulationen unter Auslassung unmittelbarer emotionaler Gründe, durch die sich Hölderlin körperlich und sprachlich immer wieder in Bewegung setzt, die ihn also auch in die Lage versetzen, abstrakte philosophische mit poetischen Zuständen zu verknüpfen, die er gerade deshalb formulieren kann, weil er sie erlebt, beraubt Gaier diese Dichtung genau der konkreten emotionalen und (damit zusammenhängenden) politischen Energie, die ihr vom Dichter zugebracht sind. Auf solche Weise mit den Dichtungen Hölderlins verfahren, missversteht Gaier – anstatt sie vom Text her als autonome oder biographischen Situationen zuzuordnende poetische Gebilde zu begreifen (wobei dann aber im zweiten Fall Zuordnungsparameter anzugeben wären) – unversehens die Hölderlin manchmal eigenen Verarbeitungsweise biographischer Erlebnisse, die – wie noch gezeigt werden soll – ganz wesentlich mit Abstraktionsprozessen zu tun hat.

Anstatt einem Dichter wie Hölderlin heteronome und heteroforme Sinneseindrücke und – auf diesen basierend – Äußerungen so zuzugestehen, als gingen alle Menschen nicht eines anderen Sinnes abends zu Bett, als sie morgens aus ihm (oder einem anderen) aufgestanden sind, und wollten doch immer das gleiche, wird Hölderlins Poesie, die extremen, manchmal kaum nachvollziehbaren Stimmungsschwankungen unterworfen ist – aber das liegt an seiner realistischen Einschätzung zwischenmenschlicher Beziehungen (in der frühen Zeit: Louise / Elise, längerfristig: die Frauen aus seiner eigenen Familie) – , einem ihr inadäquaten Postulat von kohärenter Stetigkeit unterworfen, das sie nicht erfüllen kann und / oder will.

Gleichmütig ist hingegen der philologische Geist, der den des Dichters misst, weshalb dessen konkreten Lebens- und Erlebenssituationen im Prozess des Verstehens stets und stetig das philosophische Konstrukt des Ganzen, elementar Zusammenhängenden so vorangestellt wird, als könne Hölderlins Poesie insgesamt gelesen werden wie eine chemische Elementartafel oder Kants Kritik der Urteilskraft (die aber auch nicht ohne logische Friktionen ist). Dabei kann und soll überhaupt nicht geleugnet werden, dass Hölderlin selbst Ansprüche solcher Art entwickelt, sie sind an manchen Stellen expliziter Bestandteil von dichterischem und theoretischem Werk. Aber auch nur ein Werk, wie den „Hyperion“ einem wenigstens widerspruchsfreien Theorem unterwerfen zu wollen, nach dem beispielsweise in der Hyperion - Diotima - Konstellation die Situation zwischen Hölderlin und Louise Nast wiedererkannt werden kann, zwingt Forscher wie Ulrich Gaier dazu, auf der einen Seite weit voneinander entfernt liegende Textstellen zu selektieren, um sie dann neu ordnend aufeinander beziehen zu können, andererseits aber biographische Gegebenheiten und Abfolgen so auszudünnen, dass sie dem Primat des Zugriffs von der philoso-

phischen Theorie her standhalten können, was sie natürlich nicht leistet. Die dann entstehende Lücke zwischen Anspruch an ein auch theoretisch kohärentes poetisches Werk und die tatsächlich vorliegenden dichterischen Produkte Hölderlins, die ganz offensichtlich, aber vermutlich ohne sein Zutun nur sehr lückenhaft sind, wird dann sehr regelmäßig mit Hilfe einer in der Regel blind übernommenen Vorstellung vom „pauvre Holterling“ geschlossen.⁴⁵

Exemplarisch kann das an der Zuordnung der folgenden Texte durch Gaier gezeigt werden:

(1) *Er hat sein Element gefunden,
Das Götterglück, sich eigener Kraft zu freu'n;
Den Räubern ist das Vaterland entwunden,
Ist ewig nun, wie seine Seele, sein!*

(I 148; 1, 127; [1791, gedruckt 1792, KR])

(2) *Harre nun! sie kömmt gewiß die Stunde,
Die das Göttliche vom Kerker trennt -
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
Edler Geist! umsonst dein Element.*

(I 180;1, 153; [1793/4, gedruckt 1795, KR])⁴⁶

Gaier bemerkt hierzu:

Diese Bindung des Ich an das Ideal einerseits, an die historische Entwicklung andererseits bedeutet zugleich eine ungeheure Forderung an die psychische Spannkraft: Wer sich so dem Ziel der „Bildung, Besserung des Menschengeschlechts“ (VI 93; 3, 110) verschreibt, darf nie nachlassen, resignieren, freudlos oder mutlos werden [...].⁴⁷

Durch einen Zeitsprung von gut zwei Jahren, in denen Hölderlin nicht nur wesentliche Teile seines Studiums absolviert, sondern in die auch erste, den „Hyperion“ betreffende Überlegungen fallen, wird es möglich, eine psychologische Vorstellung über Hölderlins Dichtung zu entfalten, die als „Forderung an die psychische Spannkraft“ (des Mannes?) von wahrhaft Kantischer Idealität – aber auch: Härte – zu sein scheint, tatsächlich aber einen anthropologischen Entwurf enthält, der aus jeder Textstelle für sich so nicht entnommen werden kann. Dabei ist vor allem bedeutsam, dass es kaum biographische Hin-

⁴⁵ Nicht nur die FA zeigt ganz offenkundig solche großen Lücken, die durch Vernichtung von Handschriften entstanden sind und nicht nur Bertaux berichtet davon, dass körbeweise Hölderlins Hinterlassenschaft an einer Stelle so vernichtet werden, wie das immer wieder Usus im Umgang mit missliebiger Literatur zu sein scheint (PB ist meines Wissens Augenzeuge einer solchen Aktion 1933 in Berlin geworden, was bei ihm Biographie und politische Haltung entscheidend prägt), der letzte Wohnsitz des Dichters wird schließlich bis auf die Grundmauern so gründlich abgefackelt, dass dort spätestens nach 1875 (also weit vor dem Einsetzen eines größeren Interesses für seine Dichtung) keine Spur mehr von ihm gefunden werden kann. Diese Umstände haben selbstverständlich nichts miteinander zu tun, sie sollten aber wenigstens davon abhalten, „Friedrich Hölderlin“ als einen Ganzen sehen zu wollen, weil dies offenbar unter den bis heute festliegenden Bedingungen nur möglich ist, wenn ihm der Status des Geisteskranken zugeschrieben wird.

⁴⁶ Zitiert nach Gaier, l. c., S. 19

⁴⁷ Ibidem

weise auf eine solche seelische Energie in Hölderlins eigenem Leben gibt, was aber keine Feststellung eines Mangels, sondern eher den Hinweis auf eine sehr pragmatischen Fähigkeit bei der Gestaltung desselben beinhalten soll. Keine Beziehung zu einer Frau hat einen Umzug des Dichters überstanden, auch nicht der zusammen mit Frau von Kalb nach Jena / Weimar, vor allem aber nicht der von Maulbronn nach Tübingen. Es hieße aber wohl auch, die das eigene Leben betreffenden Gestaltungsmöglichkeiten eines 20 bzw. 25 Jahre alten Mannes, der alles Erdenkliche daran setzt, keinen Fuß auf den Boden eines bürgerlichen Lebenswandels oder (mit der Ausnahme, dass er in Jena vage und vergeblich eine Professur anstrebt) wenigstens die erste Sprosse einer Karriereleiter zu setzen, völlig zu überschätzen, wenn an ihn die Forderungen gestellt würden, die aus einer solchen Zuordnung dieser literarischen Quellen ableitbar scheinen.

Natürlich entsteht dann ein Widerspruch zwischen politisch - ideologischer Treue zu sich selbst, wie sie Pierre Bertaux zur Grundlage seiner Hölderlin - Exegese macht⁴⁸ und den zwischenmenschlichen Treueverhältnissen – wenigstens im Bezug zu Frauen –, die aber vielleicht gerade dort nicht beständig sein können, wo sich einer selbst treu zu bleiben versucht, weshalb er sich nicht ständig den wechselnden Launen der Verliebten anzupassen bereit / in der Lage ist.

Um niedrigen Verdächtigungen in dieser Hinsicht zu entrinnen, wird darauf hingewiesen, dass seit 1782 mit Rousseaus Memoiren „Les confessions“ einerseits, bzw. Goethes „Leiden des jungen Werthers“ (1774 / 87) scharf miteinander konkurrierende Modelle in ähnlicher Angelegenheit vorliegen und Hölderlin biographisch den Pfad beschreitet, auf dem ihm der eher leichtfüßig erscheinende Franzose vorausgegangen ist und sich damit vor der Möglichkeit schützt, in den Sog Werthers zu geraten, obwohl er vom Charakter her jähzornig genug ist, auch eine solche Unbedachtheit wie die Goethesche Romanfigur und deren zahlreiche Imitatoren zu begehen. Seine Aversion gegen gängige literarische Moden seiner Zeit, die gegebenenfalls ins tätige Leben hinüberschwappen können, bringt Hölderlin schließlich eindeutig genug zum Ausdruck, wenn er meint

*O der Menschenkenner! er stellt sich kindisch mit Kindern
Aber der Baum und das Kind suchet, was über ihm ist.*⁴⁹

Was den „Werther“ auch dann ganz gut trifft, wenn’s nicht auf ihn gemünzt sein sollte.

Trivialer als der Gaiersche Versuch, aus philosophisch - anthropologischen Gründen ein biographisch verdünntes, dafür aber einigermaßen widerspruchsfreies Bild von Hölderlin zu erzeugen, ist natürlich die Unterstellung einer früh abgelegten, im besten Mannesalter

⁴⁸ Bertaux, l. c., insbes. S. 235 ff.

⁴⁹ FA, Bd. 6, S. 83

dann aber offen zu Tage tretenden geistigen Umnachtung, weil dadurch nicht nur Biographie und Werk völlig getrennt voneinander betrachtet werden können, sondern beides in jeweiliger Entfremdung zu einander ohne Selbstgefährdung von der bildungsbürgerlichen Warte aus beobachtbar bleibt. Als Oberflächenerscheinung einer solchen aschenputtelschen Linsenzählerei bleiben schließlich Bemerkungen übrig, wie sie eingangs aus dem Brockhaus zitiert wurden, nach denen Hölderlin in seinen Anstellungsverhältnissen je den kulturell bedeutenderen oder im Widerspruch dazu den ökonomisch mächtigeren Ehehälften zugeordnet wird. Was im Blick auf die von Kalbsche Familie ganz offensichtlich ist, weil der unter französischer Fahne tätige Berufsoffizier Heinrich von Kalb seiner begehrten – ursprünglich vielleicht auch sehr wohlhabenden – Frau aufgrund ihrer Beziehungen zu wichtigen Zeitgenossen zwischen Friedrich Schiller und Jean Paul an Bedeutung nichts entgegen zu setzen hat, wiederholt sich im Falle der Gontards, wenn auch auf anderem Gebiet. Das Bankhaus, das Susettes Ehemann offensichtlich wichtiger ist als Frau und Familie, weshalb er diese zusammen mit Hölderlin auf die Flucht nach Kassel und zur Erholung nach Bad Driburg schickt, während er sein Vermögen in Frankfurt vor den Franzosen zu schützen versucht, trägt den Familiennamen bis ins 21. Jahrhundert und muss erst (aber genau!) 200 Jahre nach dem Tod Susettes, also 2002, unter dem Namen „Gontard- und Metallbank“ wegen Zahlungsunfähigkeit seine Pforten schließen.

Der lange Marsch durch den Thüringer Wald

Mögen solche Ablenkungen durch schiefe personelle Zuordnungen auch zunächst marginal wirken, so fügen sie sich sehr schnell in ein merkwürdig unklares biographisches Bild von Hölderlin selbst und manch anderer Personen ein, die mit ihm zu tun haben. Ganz ähnlich wie im Schulbuch⁵⁰ die Badereise nach Driburg ad usum delphini weggeschnitten wird, damit nicht erörtert werden muss, was denn die Rumpffamilie Gontard mit den Herren Hölderlin und Heinse dort getrieben haben, wie heimlich und unglücklich also die wechselseitige Zuneigung von Friedrich H. und Susette G. war und ob sich aus dieser Konstellation tatsächlich eine Namensableitung aus dem platonischen Dialog vom „Gastmahl“ rechtfertigt – oder ob hier nicht rezeptionsgeschichtlich etwas auseinandergehalten wird, was eigentlich zusammen gehört, hat sich um Aufenthaltsorte der Herrschaften Schiller, von Kalb und Hölderlin ein Nebel gebildet, der sich – vielleicht begünstigt durch die deutsche Teilung – bis ins letzte Jahrzehnt hartnäckig gehalten hat.⁵¹

Eine dieser im Gegensatz zur Ausflugsfahrt nach Bad Driburg⁵² eigentlich noch nicht romanfähigen Stories aus den 1780er Jahren besitzt nur einen kleinen Haken und eine kleine lokalgeschichtliche Eintrübung an anderer Stelle. Letztere besteht darin, dass in Bauerbach bei Bretten, also kurz hinter der Grenze zwischen Württemberg und Baden gelegen, bis heute hartnäckig tradiert wird, hier habe sich Schiller auf badischem Gebiet vor den Nachstellungen durch den württembergischen Herzog verborgen, um dann weiter nach Mannheim zu ziehen.⁵³ Natürlich ist diese volksläufige Anekdote so nicht korrekt, aber sie trägt dennoch dazu bei, einen Haken um eine Landschaft zu schlagen, aus der mehrere miteinander verwandte Frauen stammen, die eng mit den wiederum ineinander verschlungenen Biographien von Hölderlin und Schiller zu tun haben.⁵⁴

⁵⁰ Blickfeld Deutsch, hg. v. Peter Mettenleiter u. a., Paderborn, 1991, wohl der Darstellung G. v. Wilperts und oder einer Ausstellungstafel der Hölderlin – Gesellschaft im sog. Tübinger Turm folgend

⁵¹ Eine herausragende Quelle der scheinbar eindeutigen Zuordnung von Personen besteht in der Pathographie J. Laplanches, l. c., S. 78 f., wo zwar diachronisch der Eindruck einer „unitarischen Persönlichkeitstheorie“ entgegen getreten wird, die Tatsache, dass Hölderlin an verschiedenen Stellen mehrere Frauen zugleich zu lieben im Stande ist, aber völlig außer Betracht bleibt, insofern kann diese Darstellung gerade dem Anspruch, den sie zu vertreten vorgibt, keinesfalls gerecht werden, weil auch sie ziemlich unreflektiert Frau Gontard als „Diotima“ bezeichnet.

⁵² Bezüglich der Aufhebung platonischer Verhältnisse zwischen FH und SG wird auf die in diesem Punkt sehr schlüssige Darstellung von Bertaux, l. c., S. 466 ff. hingewiesen.

⁵³ Tatsächlich weilt Schiller vom 22. - 25. 11 1782 in einem Gasthof in Bretten, damals noch „Brettheim“. Vgl.: Walter Hoyer (Hg.), Schillers Leben in Briefen, zeitgenössischen Berichten und Bildern, Köln, 1967, S. 99

⁵⁴ Vgl.: Abb. (1)

Botschaften vom Imago - Vater

Nur wer sehr genau hinschaut, kann nämlich feststellen, dass die Damen Henriette von Wolzogen und Charlotte (ab 1783) von Kalb nicht nur den gleichen Mädchennamen⁵⁵ tragen, sondern auch Gutsnachbarinnen sind. Die Entfernungen zwischen den betreffenden Orten Bauerbach und Waltershausen, wo die Marschalkinnen von Ostheim ihren Stammsitz jeweils haben und wohin Charlotte später zeitweilig wieder hinziehen wird, beträgt ungefähr 25 Kilometer, sie befinden sich also in durchaus überschaubarer Nähe zueinander.

Bekanntlich hat Frau Henriette von Wolzogen Friedrich Schiller 1782 / 83 auf ihrem Gut Bauerbach beherbergt, das weniger als fünf Kilometer südlich von Meiningen liegt. Schiller arbeitet dort (erfolgreich) an seinen Dramen „Imhof“, „Maria Stuart“ und „Don Carlos“ und verliebt sich (erfolglos) in Charlotte von Wolzogen, die noch ziemlich minderjährige Tochter Henriettes, während er nach offizieller Lesart die Freundschaft des Meiningener Bibliothekars Reinwald sucht, dem er nicht nur einen wichtigen Brief, das Wesen der Dichtung betreffend, (erfolgreich) zukommen lässt, sondern den er auch (erfolglos) davon abzuhalten versucht, die eigene Schwester zu freien, weil er empathisch scharfsinnig erkennt, dass der zu geizig ist, um einen guten Ehemann abzugeben.

Dass in dem nur wenig von Bauerbach entlegenen Meiningen, das in dieser Zeit zu einer lebendigen Industrie- und Kulturstadt aufzublühen beginnt, die Geschwister von Ostheim wohnen, zu denen auch die beiden Schwestern gehören, die später „von Kalb“ heißen werden, wird in der Regel wenig beachtet.⁵⁶

Ursula Naumann erkennt wenigstens eine Bekanntschaft zwischen den beiden Schwestern und Schiller, und konzidiert Charlotte bereits eine schwärmerische Neigung zu dem Verfasser der „Räuber“, worauf dieser denn auch mit einem hübschen, aber wenig durchgearbeiteten Siebenzeiler reagiert,⁵⁷ kann aber weder plausibel erklären, warum Schiller in Meiningen in kurzer Zeit so bekannt ist, dass er Frau v. Wolzogen gegenüber befürchtet, sein Inkognito könne gelüftet werden, während er zu dieser Zeit von Charlotte keinerlei Notiz genommen haben soll / will,⁵⁸ noch ist sie in der Lage, eine sinnvolle Verbindung zwischen der Anbahnung einer Beziehung in Meiningen und deren Fortsetzung in Mannheim herzustellen, weil sie in diesem Abschnitt der Biographie einerseits völlig auf die

⁵⁵ Ibidem, S. 821: Wolzogen, Henriette v. geb. Marschalk von Ostheim (1745 - 1788) und S. 820: Kalb, Charlotte v. geb. Marschalk v. Ostheim (1761 - 1843)

⁵⁶ Vgl.: Abb. (2)

⁵⁷ Ursula Naumann, Charlotte von Kalb, Eine Lebensgeschichte, Stuttgart, 1985, S. 81

⁵⁸ An Henriette von Wolzogen, Bauerbach, 27. 3. 1785, Hoyer, l. c., S. 107

wirtschaftlichen Verstrickungen der v. Ostheims und v. Kalbs fixiert ist, andererseits aber ihr Sujet als weitgehend konformistisch lebende Dame von Adel darzustellen versucht, die sie eben nicht gewesen ist.

Aufgrund der Erbverhältnisse bezüglich eines umfangreichen Bodenbesitzes gilt Charlotte Marschalkin von Ostheim als eine der reichen Frauen ihrer Zeit, aus eher praktischen Gründen wird sie fast zeitgleich mit ihrer Schwester an ihren künftigen Schwager Heinrich von Kalb verheiratet und siedelt sich schließlich in Mannheim an, weil sie (angeblich) wenigstens einigermaßen in der Nähe ihres Mannes wohnen möchte, der zu der Zeit in Landau / Pfalz stationiert ist. Dort lernt sie Friedrich Schiller, den Bauerbacher Gast einer Tante und flüchtigen Bekannten ihrer Schwester (ebenso: angeblich) spontan kennen und lieben.⁵⁹

Tatsächlich haben Charlotte und ihre vier Geschwister sehr reich geerbt, kommen aber schon als Kinder durch Unterschlagungen von Treuhändern, die das Vermögen der früh verstorbenen Eltern verwalten sollen, um einen großen Teil des Erbes. Die immer noch nicht unerheblichen Reste werden zum einen durch Raubbau an den Wäldern der Erbnehmer vernichtet und lösen sich schließlich durch auflaufende Schulden von Ehegatten und Prozesskosten um die verbliebenen Hinterlassenschaften auf. So erklärt sich, dass Frau von Kalb bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zwar als reiche Frau gilt, tat-

⁵⁹ Provisorischer Hinweis: Es ist sehr schwierig, erklären zu müssen, warum eine Frau einen Mann kennenlernt, der keine ökonomischen Perspektiven aufzuweisen hat, weil er nur dichtet, dann einen (anderen) heiratet, der als Offizier angeblich genau die Merkmale besitzt, die ihn als Ehemann attraktiv erscheinen lassen, was aber nur auf einem Betrugsmanöver beruht, wenn diese Frau nachher wieder zu dem ersten zieht, benutzt der sie anschließend bloß noch herablassend, obwohl oder gerade weil er sie einmal geliebt hat. Die Erklärungsnot wird dadurch verursacht, dass zehn Jahre später ein anderer einen Roman schreibt, der erb- und geldtechnisch in der gleichen Lage ist wie die Frau, in dem zwei Männer sich lieben, vorübergehend eine Frau dazwischengerät, was die beiden Herren aber dann veranlasst, zu den Soldaten zu gehen, um sich dann aber auch wieder zu überwerfen. Auf eine sehr komplexe Weise sind die Schiller / v. Kalb und Hölderlin / v. Kalb und Hölderlins „Hyperion“-Geschichten also zu komplementär, um wirklich zufällig zu sein, die Sache ist aber schon deshalb nicht aufzudröseln, weil FH zehn Jahre später – schon wegen seines zu Frau v. Kalb analogen Schicksals – ebenfalls mitspielt, selbst wenn er nicht den herausragenden Rang als Liebhaber einnehmen kann, wie der erste dichtende Liebhaber.

Aber Heinrich Heine bringt's bekanntlich wie immer auf den Punkt, wenn er meint:

*Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.
Das Mädchen heiratet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.
Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiert,
Dem bricht das Herz entzwei.*

(Heinrich Heine, Buch der Lieder)

Allgemeiner und tiefer ist in diesen Zusammenhang wohl nicht einzudringen, außer vielleicht mit dem Hinweis darauf, dass sowohl Schiller als auch Charlotte von Kalb immer wieder versucht haben, ihr Missgeschick zu korrigieren, was ihnen aber offensichtlich nicht gelungen ist, weshalb sie von Anfang an unablässig pfuschen und vertuschen und sich wechselseitig verleugnen müssen. Diesen Kern der Leugnung von emotionalen Beziehungen teilt der Hölderlinsche Roman mit den biographischen Gegebenheiten seiner selbst und denen der ZeitgenossInnen; einem solchen Aspekt kann aber nicht (außer in Romanen oder romanhaft gestalteten Biographien) nachgegangen werden. Hölderlin selbst entbiographisiert den „Hyperion“ genau deshalb, weil er nicht nur in der Enge der „schwäbischen Pfarrfamilien“ (PB), sondern auch in Waltershausen erfahren haben muss, für wie lange Zeit sich die Affairen der Herrschaften im Gedächtnis des sozialen Umfelds einprägen.

sächlich aber nichts besitzt, weil ihr Vermögen immer von anderen (Männern) verwaltet wird, diese aber nichts anderes damit vorhaben, als es durchzubringen.

Die die Mannheimer Zeit betreffenden Darstellungen greifen teilweise auf die autobiographischen Erinnerungen Charlotte von Kalbs zurück, obwohl sie diese allgemein für ungenau halten.⁶⁰ Schon bei Hoyer sind aber zwei Belege abgedruckt, die so widersprüchlich sind, dass die üblicherweise kursierenden Darstellungen der Mannheimer Begegnungen für insgesamt unglaubwürdig gehalten werden müssen.

Am 8. Mai 1784 zeichnet Ch. v. K. auf:

[...] Einige Stunden hatte er (Schiller, KR) geweilt, da nahm er den Hut und sprach: 'ich muss eilends in das Schauspielhaus.' Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen Kalb auszusprechen. - Bald kehrte er wieder, - freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.⁶¹

Demgegenüber schreibt sie „an Schiller mit weiteren Briefen und Geschenken, anonym, Anfang Juni 1784“ also einen Monat später:

[...] Wenn ich, obwohl in einem andern Fache, als das Ibrige ist, werde gezeigt haben, dass auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts nützen.⁶²

Es ist ganz offensichtlich, dass im zweiten Dokument eine Intrige angeregt oder auf die Anregung zu einer solchen reagiert wird, deren Ziel darin besteht, den Grad an Bekanntheit und Vertrautheit zwischen Friedrich S. und Charlotte von K. zu minimieren, was aber nicht auf die „vagen Erinnerungen“ einer alt gewordenen und verhärmten, weil längst verstoßenen Geliebten zurückzuführen ist, wie Burschell etwa meint,⁶³ sondern daran, dass ziemlich eindeutige Versteckspiele eines Liebespaares überhaupt nicht entschlüsselt werden müssen, weil unmittelbar und ganz banal zu Tage tritt, wie beide Verliebte gute Gründe dafür haben, die Verhältnisse genau so zu verschleiern, wie das in dem Brief Charlottes an Schiller vorgeschlagen wird, wenn sie ihm einredet, es sei vor der Hand besser, so zu tun, als kenne man sich nicht.⁶⁴ Immerhin ist sie verheiratet und er pflegt, neben einer schriftlich ziemlich intensiven Fernbeziehung (Liebe und Geld betreffend) zu

⁶⁰ Friedrich Burschell, Schiller, Reinbek, 1958, S. 62, nur Ursula Naumann hält sich über weite Teile an die Autobiographie Ch. v. Kalbs, entwickelt aber nur an wenigen Stellen eine kritische Distanz zu ihr.

⁶¹ Hoyer, l. c., S. 148

⁶² Ibidem, S. 149

⁶³ „Die Erinnerungen [...] zeigen nicht viel mehr als eine unerträglich sentimentale Verstiegtheit“ (Burschell, l. c., S. 61)

⁶⁴ Aus Gründen der politischen Korrektheit wird hier nicht reflektiert, mit welchen Versprechungen Frau von Kalb auf diese Weise tatsächlich winkt.

Frau Henriette von Wolzogen, die zwischenzeitlich wieder mitsamt ihrer hübschen, blonden Tochter in Bauerbach wohnt, insgesamt einen weitläufigen Lebenswandel.⁶⁵

Den Sohn „Fritz“ (wie Schiller gerufen wird, aber auch ein Bruder Charlottes trägt diesen Namen), der dieser unklaren Mannheimer Zeit- und Gemengelage entstammt, muss sie später wegen offensichtlicher Schwereerziehbarkeit in häusliche Pflege geben. Diese Aufgabe übernimmt auf Vermittlung des sie ablegenden Liebhabers der junge Theologe F. (also auch: „Fritz“) Hölderlin. Der juristische Vater Heinrich reagiert auf die Geburt des Sohnes „stolz“, aber doch spürbar verunsichert, indem er dem frisch gebackenen Großvater berichtet:

Freuen Sie sich, gnädigster Vater, über das glückliche Schicksal ihres Sohnes, heut Nachmittag halb 3 Uhr wurde meine Frau mit einem sehr großen, muntern, hübschen und der Familie ähnlich sehenden Buben glücklich entbunden.⁶⁶

(Was Herr von K. seinem Vater natürlich nicht schreibt ist:

Der hier ziemlich bekannte Dichter Friedrich Schiller sitzt am Wochenbett meiner Frau wie eine gluckende Henne auf den Eiern. [KR, der hiermit die Frage aufwirft, ob Fritz nicht ein Schillersches Kuckuckskind im v. Kalbschen Haushalt darstellt.]

Die lokalen und terminlichen Engführungen in der südlichen Rhön und in den Jahren 1782 - 84 werden durch die in Süddeutschland kursierende – falsche – Version, der Schillersche Zufluchtsort liege am direkten Weg zwischen Stuttgart und Mannheim nahe eines Ortes, der ursprünglich Brettheim heißt, tunlichst vermieden. Sie unterstützt hingegen die allerdings eher unwahrscheinliche Annahme, Charlotte (dann von Kalb) und Schiller seien, ohne vorher voneinander auch nur im Geringsten zu wissen (was die Unschuld dieser Liebe hervorheben würde), in Mannheim eher zufällig aufeinander gestoßen (was ihre Schicksalhaftigkeit beinhaltet), die weite Verbreitung gefunden hat, und lässt zugleich die peinliche Affaire Schillers in Bauerbach mit seiner mütterlichen Freundin von Wolzogen und deren hübschen, blutjungen Tochter eher in den Hintergrund treten, mit der er dann später doch wieder verwandt wird, weil es ihm gelingt, seine Schwägerin Karoline mit ihrem Bruder, der auch sein Schulfreund ist, zu verheiraten.

Tatsächlich sind die Bewegungen Schillers in den 80er Jahren geographisch, ökonomisch und psychologisch vielfältiger und seine Gründe dafür vielschichtiger und konkreter als nur der Wunsch, den Häschern des württembergischen Despoten Karl - Eugen entkommen zu wollen. Handfester als politische Verfolgung drückt den jungen Dichter nämlich ein bereits zu der Zeit erheblicher Schuldenberg, aber natürlich ist (nur) der ein Schelm,

⁶⁵ Auch Ursula Naumann beschleicht bei der Lektüre der Autobiographie Ch. v. Kalbs manchmal das Gefühl, angelogen zu werden (l. c., S. 86) und bescheinigt ihr den Hang zu Intrigen, selbst in Situationen, in denen es nichts mehr zu vertuschen gibt (l. c., S. 130), sie reflektiert dabei allerdings nicht, in welchem Umfang Schiller mitintrigiert und diese Technik des zwischenmenschlichen Umgangs auch literarisch verwertet.

⁶⁶ Zitiert nach Naumann, l. c., S. 90 (Hervorhebung von mir, KR)

der vermutet, eine solche Problemlage ziehe Friedrich S. in den Bann einer Frau, die dem Gerücht nach sehr reich sein soll, die aber deshalb doppelt „elend dran“ ist (Heine), weil sie nicht nur keinen gescheiten Mann bekommt und nie Zugriff auf ihren Besitz erhält, sondern auch völlig ohnmächtig zusehen muss, wie im Laufe der Zeit das von Männern, die sie nicht liebt, verludert⁶⁷ und verspielt wird, was ihr rechtmäßig zusteht.

So kann z. B. Frau von Kalb Schiller tatsächlich nie wirtschaftlich unterstützen und stirbt selbst in ärmlichen Verhältnissen gegen Mitte des 19. Jahrhunderts in Berlin. Aber natürlich ist auch der ein Schelm, der glaubt, Friedrich H. sei zehn Jahre später aufgrund intensiver Beratung seines vorgeblichen Mentors Schiller der gleichen Legende vom Wohlstand der v. Kalbs noch einmal aufgesessen. Wobei Hölderlin aber auf eine – wahrscheinlich nicht einmal unausgesprochene – Weise der Umstand mit Charlotte verbindet, dass sich beide zeitlebens Fremdbestimmungen (durch Vortäuschung emotionaler und / oder sexueller Zuwendung) aussetzen müssen, weil sie um das von ihren Vätern überkommene Erbe betrogen werden, was ihnen – wenigstens ihrer Ansicht nach – zukommen sollte, weshalb sie immer nach mehr greifen müssen, als ihnen rite zuzustehen scheint, sie also nicht nur die eigenen Beziehungen, Ehen etc. ausdehnen, sondern auch in fremde Ehen einbrechen müssen.

Das im Wortsinn Komische an der Anekdote vom doppelten Bauerbach ist der Umstand, dass sich (aber natürlich nur Literatur-) Geschichte im Umfeld bestimmter Personen doch wiederholt – wenn man einmal davon absieht, dass sich offenbar in der Umgebung Schillers sehr viele Personen sehr schnell um einen bestimmten, also den Weimarer Hof und um sich selbst zu drehen scheinen. Irgendwann muss in diesem Clan frei nach Handkes „Kaspar“ der Zustand erreicht worden sein, in dem „ich heißen will, wie jeder einmal geheißt hat“ und der Jenenser / Weimarer Gigant wird wohl allerhand damit zu tun gehabt haben, bis Schwestern, abgelegte Freundinnen, Schwägerinnen, die auch beides zugleich sein können, so in seiner unmittelbaren Umgebung entsorgt sind, dass sie ihm zwar gewogen bleiben, er sie aber zugleich unter Kontrolle behält, wie das im Falle seiner Schwäger-/ Freundin Karoline (letztlich v. Wolzogen) ganz besonders deutlich hervortritt. Selbst der wg. Geizes ungeliebte Schwager Reinwald wird immer in Sichtweite gehalten.

Grundsätzlich anders behandelt Schiller das Organisationsproblem mit Charlotte von Kalb, zu der er ungefähr zehn Jahre lang ein sehr enges Verhältnis hat, bevor sich diese Frau dann über ein ziemlich umständlich - mediales und erklärtermaßen einseitiges Verhältnis zu Goethe Jean Paul zuwenden muss, weil ihre erste große Liebe sie immer wieder

⁶⁷ Heinrich von Kalb richtet offenbar in Franken unvorstellbare und irreparable forstwirtschaftliche Schäden an, während er das Vermögen seiner Frau verwaltet, das aber schließlich doch an deren jüngsten Bruder fällt.

– wenn auch, wie es scheint, manchmal nur mit halbem Herzen, so doch auf umso erniedrigendere Art – verstoßen hat, um dann schließlich völlig vom Weimarer Stern(ch)-enhimmel zu verschwinden.

Wer oder was Schiller aber geritten hat, als er Friedrich Hölderlin ins Haus seiner früheren Freundin Charlotte von Kalb, geb. Marschalkin von Ostheim lockt, muss für nicht ergründbar gehalten werden, wenn auch vermutet werden kann, dass er auf diese Weise zwei Personen zugleich entsorgt hat, die ihm spätestens in Jena,⁶⁸ mächtig auf die Nerven gegangen sein müssen, die Geliebte wohl noch mehr als das um Anerkennung und Veröffentlichungen bittende Nachwuchstalent, dessen Fähigkeiten er lieber rhetorisch als tatsächlich unterstützt. Denn 1789 schreibt er an die Schwestern Lotte & Karoline (Lengefeld / Schiller / Beulwitz / Wolzogen):

Ich habe es nie leiden können an der Kalb, dass sie soviel mit dem Kopf hat tun wollen, was man nur mit dem Herzen tun kann. Sie ist durchaus keiner Herzlichkeit fähig. Sonst hat man doch in Verhältnissen, wie meins gegen sie war, Momente der Wärme, die sie auch wirklich hatte, aber ich zweifle, ob sie Wärme geben kann.⁶⁹

Ein solches Dokument ist, sowohl die kommunikative Situation wie auch den Inhalt betreffend, an Geschmacklosigkeit durch nichts zu übertreffen, es untermauert aber die Annahme, Schiller habe die Faszination, die er auf Frau von Kalb ausübt, langfristig und skrupellos missbraucht. Diese doppelt peinliche Äußerung lässt überdies auch die Unterstellung zu, der angehende Dichturfürst habe die langjährige Freundin zu dem Zeitpunkt fallen gelassen und einem von ihm als nachrangig eingestuften poetischen Lehrling übergeben, als er sich zugunsten seines eigenen Fortkommens von den Idealen seiner Jugend endgültig abwendet und sich an die politischen und moralischen Vorstellungen anpasst, die im Herrschaftsbereich des Herzogs von Sachsen - Weimar - Eisenach gefragt sind und über die sein späterer Freund Goethe mit Methoden wacht, die dort zwar spätestens zu Erich Mielkes Zeiten wieder üblich werden, was sie aber nicht minder abstoßend erscheinen lässt.⁷⁰

⁶⁸ Burschell meint, schon für die Mannheimer Zeit ein unsymmetrisches Verhältnis zwischen v. Kalb und Schiller feststellen zu können, wenn er schreibt, „dass sie sich von dem Moment an, da er ihr entgleiten wollte, um so fester an ihn zu klammern versuchte.“ (l. c., S. 62)

⁶⁹ Hoyer, l. c., S. 341

⁷⁰ Naumann, l. c., S. 151, Wolfgang Rothe, Der politische Goethe, Dichter und Staatsdiener im politischen Spätabolutismus, Göttingen, 1998, insbes. S. 22 und 50 und Ernst Wendt, Hölderlin oder die Einführung des Wahnsinns, in: Thomas Beckermann und Volker Canaris, Der andere Hölderlin, Materialien zum ‚Hölderlin‘ - Stück von Peter Weiss, Frankfurt, 1972, S. 151

Der „l. Friz“ als Notnagler

Das ambivalente Verhältnis zwischen Schiller und Hölderlin wird von Bertaux – auch den zuletzt genannten Problembereich betreffend – umfassend abgehandelt, wobei er aber die Frage nicht klärt, warum Schiller ausgerechnet Hölderlin in den v. Kalbschen Haushalt abordnet.⁷¹ Denn in einem Brief an Charlotte von Kalb empfiehlt Schiller den frisch examinierten Theologen eher wegen seiner äußeren Eigenschaften, als er von seinem Charakter überzeugt scheint, für den er keinesfalls die Hand ins Feuer legen möchte:

[...] Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, dass Ihnen sein Äußeres sehr wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anstand und Artigkeit. Seinen Sitten gibt man ein gutes Zeugnis; doch völlig gesetzt scheint er noch nicht, und viel Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wesen noch seinem Betragen.⁷²

Schiller kennt beide Probanden dieser offensichtlichen Kupperei ganz gut und weiß natürlich auch, wie zuwendungsbedürftig Charlotte ist, nachdem er sie auf äußerst verletzende Weise als Freundin verworfen hat, um sich in die Gunst – zumindest einer – der Schwestern Lengefeld zu setzen.

Vor allem aber attestiert er dem zukünftigen Hauslehrer, dass er der ihm bevorstehenden Aufgabe nicht gewachsen sein wird, misst ihm dafür aber sachfremde, für eine Dame, der er selbst offenkundig eher erotische als intellektuelle Fähigkeiten zumisst, obwohl er später anderes behauptet, sehr angenehme Eigenschaften bei.

Hölderlin hat er in Ludwigsburg getroffen, wobei dieser sein Genie ziemlich offen zu Markte getragen haben dürfte. Ob dabei schon die ideologischen Differenzen zwischen den beiden Dichtern bereits zu Tage treten, wie dies Bertaux nahelegt, oder ob Schiller nicht doch auch spontan die Angst vor einem möglichen Konkurrenten entwickelt, dessen Begabung er gar nicht übersehen haben kann, ist nicht zu klären. Dass aber Schiller immer wieder von Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber anderen Dichtern befallen wird, ist unbestreitbar,⁷³ weshalb eine solche Motivation nicht von der Hand zu weisen ist,

⁷¹ Vgl.: auch J. Laplanche, l. c., S. 72; Laplanche erkennt eben die vielfache mittelbare Beziehung nicht, in der Hölderlin über verschiedene Frauen zu Schiller steht und konstituiert deshalb eine monokausale ödipale Zuordnung, die aber weder den vielfachen Beziehungsgeflechten zwischen diesen beiden Männern gerecht wird, noch dem Umstand, dass die Aufgabe, die F. Schiller seinem jungen Kollegen stellt, tatsächlich so albern ist, wie dieser meint; die von Bertaux richtig erkannte unterschwellige Rivalität zwischen den beiden Dichtern kommt freilich nur dann zum Vorschein, wenn die entsprechende Passage aus dem Brief an Neuffer vollständig gelesen wird (Nr. 119, Frankfurt. im März. 96, S. 227).

Daß Schiller den Phaëton nicht aufnahm, daran hat er nicht Unrecht getan, und er hätte noch besser getan, wenn er mich gar nie mit dem albernen Probleme geplagt hätte; dass er aber das Gedicht an die Natur nicht aufnahm, daran hat er, meines Bedünkens nicht recht getan. Übrigens ist es ziemlich unbedeutend, ob ein Gedicht mehr oder weniger von uns in Schillers Almanache steht. Wir werden doch, was wir werden sollen, und so wird Dein Unglück Dich so wenig kümmern, wie meines.

Es bedarf an einer solchen Stelle schon einiger diagnostischer Allmacht, um einem Untersuchungsgegenstand noch eine „Ödipalbedeutung“ zuweisen zu können, die Laplanche als partielle Ursache schizoiden Geschehens sieht, weil hier eher von einer Losagung die Rede sein müsste.

⁷² Zitiert nach Naumann, l. c., S. 167, bei Hoyer ist dieser Brief nicht enthalten

⁷³ Vgl.: Körner an Schiller, Hoyer, l. c., S. 309

Hölderlin zusammen mit Charlotte von Kalb in eine Gegend abzuschieben, mit der er emotional abgeschlossen hat,⁷⁴ die aber dennoch zu seinem Vorstellungs- / Erfahrungsbereich gehört. Er kann also die Bagage insgesamt (die alte Liebhaberin, die mit seinem Werk so vertraut ist wie ihr neuer Verehrer, der von ihm protegiert werden will) loswerden, ohne sie aus seiner vermeintlichen, jedenfalls aber von ihm überschaubaren Einflussphäre zu entlassen, wenn er sie dort hinschickt, wo er selbst nicht nur eine empfindliche private Schlappe erlitten hat, sondern wo nur Niederlagen zu holen sind, weil Frau von Kalb offensichtlich einen so unendlich toleranten Gatten besitzt, dass er nicht bereit ist, die Ehe wegen einer Affaire aufzulösen, obwohl seine Frau immer wieder heftige Anstrengungen in dieser Richtung unternimmt, und – das darf keinesfalls übersehen werden – in einer wie auch immer gearteten Beziehung zu Charlotte dort wirtschaftlich faktisch nichts zu holen ist.⁷⁵

Darüber hinaus muss auch die Frage nach der ökonomischen Dimension des Hölderlinschen Unterfangens, den Beruf des Dichters anstatt den eines Pfarrers zu ergreifen, zwischen den beteiligten Parteien schon deshalb erörtert worden sein, weil Hölderlins pastoraler Karriereknick unmittelbar mit seinem erfolgreichen Examen und einer Probepredigt in Stuttgart zusammenhängt, also dem Zeitpunkt, zu dem normalerweise junge Theologen beginnen, eine eigenständige Existenz zu führen. Tatsächlich verbindet aber dieser ökonomische Aspekt Schiller mit Hölderlin – und beide mit Frau von Kalb auf eine ziemlich peinliche Weise – und macht die zwei Dichter eben wegen der Ähnlichkeit in diesem Punkt einander ganz sicher wechselseitig unsympathisch: Beide sind nämlich furchtbar hinter dem Geld her, wovon Charlotte allerdings nur ganz entsetzlich wenig zur eigenen Verfügung hat.

Von Hölderlin ist bekannt, dass er nicht nur wegen chronischen Mangels an Geld poetische Planungen und Verdienstmöglichkeiten unmittelbar miteinander verknüpft,⁷⁶ sondern auch emotionale Zustände mit seiner wirtschaftlichen Potenz abgleicht.⁷⁷ Bertaux

⁷⁴ Vgl.: Schiller an Körner vom 8. 12. 1787, Hoyer, l. c. S. 253, auch: Naumann, l. c., S. 131

⁷⁵ Trotz allerhand Anstrengungen ist es mir nicht gelungen, einen Kreditvertrag zwischen Schiller und den v. Kalbs nachzuweisen, was diese Beziehung auf eine seltsame Weise von vielen anderen seiner Bekanntschaften unterscheidet, wo immer auch wirtschaftliche Überlegungen eine Rolle spielen. In Waltershausen / Meiningen gab es offenbar tatsächlich für niemanden etwas Bleibendes abzugreifen – außer einer emotionalen Beziehung zu Land und Leuten, was aber im Gegensatz zu Schiller erst Friedrich Hölderlin poetisch geleistet hat. Heinrich von Kalb endet laut Schmidt (l. c., S. 805) nach dem vollständigen materiellen Ruin der Familie, der aber nicht nur mit einem größeren Finanzskandal eines Bruders zu tun hat, wie dort nahegelegt wird, sondern auch mit einem hartnäckigen Hang zu einem eigenen ruinös großspurigen Lebenswandel, im Selbstmord, dessen Datum aber (wie unten noch erwähnt wird) auch umstritten scheint.

Nach Norbert Dümperts Darstellung, Die Familie von Kalb in Waltershausen, Waltershausen, 2004, die sich auf heimatkundliches Material aus der Region stützt, trübt sich das Bild des netten Herrn von Kalb allerdings insofern ein, als er in den Jahren um 1790 ein „außereheliches Verhältnis mit der ledigen Schullehrerstochter Barbara Tod aus Trabelsdorf (unterhält, KR), dem zwei Knaben und ein Mädchen entsprossen.“ Dieser (reaktive) Seitensprung des Gatten findet sich bei Naumann nicht, wohl aber ein Bild des Tatorts (l. c., nach S. 112), das Schloss dort liegt etwa 10 km westlich von Bamberg und gehört zu dem Besitz Charlottes, der durch Erbschaftsstreit mit dem Bruder 1790 / 96 verloren gegangen ist.

⁷⁶ FA, Bd. 10, S. 21 (Dokument 23)

⁷⁷ Vgl.: Hölderlin an Susette Gontard, Nr. 196, S. 395

behauptet sogar, die Beziehung zu S. Gontard sei hauptsächlich an solchen pragmatischen Umständen gescheitert.⁷⁸

Friedrich Schiller hat Hölderlin in all diesen Aspekten bei weitem übertroffen. Überall, wo er selbst geringe Mengen Geldes vermutet, bittelt er – auch um kleine Beträge – und zahlt offenbar so schlecht zurück, dass Friedrich Burschell es für erwähnenswert findet, er habe wenigstens an einen Mannheimer Maurermeister, bei dem er wohnt und den er ebenfalls anschnorrt, später Geld zurückfließen lassen.⁷⁹

Ein gravierender Unterschied besteht zwischen Schiller und Hölderlin bezogen auf ihre finanziellen Verhältnisse aber darin, dass die Geldnot des ersteren aus einer Folge von unternehmerischen Fehlentscheidungen aus der ersten Mannheimer Zeit resultiert. Den damals angehäuften Schuldenberg wälzt Schiller teilweise über Jahre vor sich her und zumindest einmal lösen sich seine Verbindlichkeiten nur durch den Tod einer Gläubigerin auf. Henriette von Wolzogen hat F. Schiller nicht nur emotional auf verschiedene Weise an der Nase herumgeführt, sondern ganz einfach auch ums schiere Geld betrogen.

Bei Hölderlin – der im Gegensatz zu Schiller einer sehr wohlhabenden Familie entstammt⁸⁰ – liegt hingegen ein früh angelegtes, gestörtes Verhältnis zum Geld vor, das mit der Veruntreuung des väterlichen Erbes durch die Mutter und einem Erbvorbehalt zusammenhängt. Johanna Hölderlin / Gok behält die Reste des widerrechtlich an den zweiten Mann übertragenen, tatsächlich aber ihrem Sohn Friedrich zustehenden Vermögens ein, weil er sich weigert, in den Pfarrdienst einzutreten, weshalb es letztlich an seine Schwester und den überhaupt nicht erbberechtigten Halbbruder Karl Gok fällt.⁸¹ Die auf diese Weise erworbene neurotische Beziehung zum Geld, um das er bei seiner Mutter auf abstoßend devote Weise betteln kann, ohne jemals einen gerechten Anteil davon zu be-

⁷⁸ Bertaux, l. c., S. 534, zur Funktionalisierung Susettes durch Hölderlin vgl. auch: Sophie Mereau - Brentano, *Wie sehn' ich mich hinaus in die freie Welt*, Tagebuch, Betrachtungen und vermischte Prosa, München 1997, S. 61

⁷⁹ Burschell, l. c., S. 55

⁸⁰ „Die Familien der Eltern gehörten aufgrund ihres bürgerlichen Standes und Vermögens der württembergischen ‚Ehrbarkeit‘ an – dem Kreis wohlhabender Beamten- und Pfarrfamilien, die Zugang zu politischen Ämtern und Gremien lokaler Selbstverwaltung hatten“ (Schmidt, l. c., S. 1012); zur Legendenbildung vom (auch ökonomisch) „pauvre Holterling“ dürfte nicht zuletzt auch Wilhelm Diltheys Hölderlin - Darstellung beigetragen haben, der zu wissen glaubt, FH habe aufgrund der wirtschaftlich knappen Lage seiner Familie die Klosterschulen in Denkendorf und Maulbronn besuchen müssen (Wilhelm Dilthey, *Das Erlebnis und die Dichtung*, [1905] Göttingen, 1921, S. 223); wie großzügig Dilthey mit den Daten umgeht, tritt mittels Vergleich zweier Zitate eben dort hervor: „Friedrich hat dort (in Nürtingen, KR) bis zum fünfzehnten Jahre die lateinische Schule besucht“. Wenig später heißt es: „Mit vierzehn Jahren trat Friedrich in die niedere Klosterschule zu Denkendorf ein und zwei Jahre später in die höhere von Maulbronn. Denn die gewöhnliche Bahn mäßig bemittelter (, aber KR) begabter Köpfe in Württemberg war für den Mittellosen unvermeidlich [...]“. Kompensativ dafür strickt Dilthey bereits unermüdlich am Mutter - Mythos: „[...] die zärtliche fromme Mutter war glücklich in der Hoffnung, den Sohn einst als Pfarrherrn zu sehen.“ (ibidem) Dies scheint heute insofern wieder von Bedeutung zu werden, als in Tübingen nicht nur die pietistische, sondern auch die genealogische Umgebung wieder entdeckt wird, auch wenn dies nicht immer in einem unmittelbaren Zusammenhang mit Hölderlin zu sehen ist (vgl.: U. Gaier, V. La-witschka u. a., in: SDHG 20, 1.1, Tübingen, 2003).

⁸¹ Bertaux, l. c., S. 552 ff.

kommen, sitzt bei Hölderlin so tief, dass später, wenn andere Figuren ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden, noch einmal darauf zurückgegriffen werden soll.⁸²

Die Ähnlichkeit der Hölderlinschen Erbgeschichte mit der Charlottes ist nicht zu übersehen, auch sie wird schon als Kind massiv betrogen, jedoch nicht so früh wie Hölderlin und nicht von der eigenen Mutter. Trotzdem besteht in dieser Hinsicht eine deutliche Entsprechung, weil die Erbstreitigkeiten beide Biographien langjährig begleiten und letztlich widerrechtlich (Halb-) Geschwister begünstigen. Es bedarf wohl keines weiteren Hinweises darauf, dass solche gemeinsamen Leidenswege seelische Gemeinsamkeiten und wechselseitiges Wohlwollen auslösen können, selbst wenn sie nicht offen zwischen den Betroffenen thematisiert werden. Eine solche gegenseitige Sympathie unter Menschen, die auf sehr ähnliche Weise betrogen werden, kann ganz sicher schon auch Bereitschaft zum Ehebruch begünstigen, vor allem dann, wenn einer der aktiv am Geldbetrug Beteiligten mit am Tisch sitzt, so wie das im v. Kalbschen Haushalt zur Walterhäuser Zeit der Fall ist.

Auch unter Berücksichtigung des allgemeinen Umstands, nach dem es im 18. Jahrhundert vielen jungen Dichtern ökonomisch schlecht geht, das Missverhältnis zwischen Einnahmemöglichkeiten, die auch aus der Weigerung resultieren, einem Brotverdienst nachzugehen, um der poetischen Berufung zu folgen, und dem Bedürfnis, sich in der gehobenen Gesellschaft anzusiedeln, ist bei den beiden Dichtern Schiller und Hölderlin extrem ausgeprägt und führt bei Schiller zu inhaltlichen Brüchen,⁸³ während sich Hölderlin bloß dann weinerlich darüber äußert, wenn ihm dieses Ziel aus den Augen gerät.⁸⁴ Zwischen beiden Dichtern entsteht durch diese Analogie nicht nur ein geheimes Misstrauen gegeneinander, sondern auch die unbewusste Rivalität um eine Frau, von der sie sich nicht nur

⁸² Eine der merkwürdigen Zuordnungen, die Laplanche vornimmt, besteht darin, dass er die psychische Krankheit u. a. damit zu belegen versucht, dass sich FH um das väterliche Vermögen betrogen fühlt, obwohl die Mutter es per Kassenanschlag um das Dreifache zu vermehren weiß (was hier nicht nachgerechnet werden kann). Es wird bloß versucht, für eine bestimmte Form von Misstrauen gegenüber psychiatrischen Begutachtungen zu werben, bei denen zwischen Liebesentzug und faktischem (strafrechtlich verfolgbarem) Betrug nicht mehr unterschieden wird. Als Zwischenschritt wird vorgeschlagen, forensische Psychiatrie und psychoanalytisch orientierte Behandlung von Literatur voneinander zu trennen, selbst wenn allen Straftätern mildere Gutachter gewünscht werden, als Laplanche im Umgang mit Hölderlin einer ist.

Kurt Hahlweg und M. Dose weisen auf die Großzügigkeit hin, mit der die Psychiatrie an der Schwelle des 19. zum 20. Jahrhundert ihre Klientel mit der Diagnose „Dementia praecox“ belegt (in: Kurt Hahlweg / M. Dose, Schizophrenie, München / Weinheim, 1996 ff.). Siehe auch: Friedrich Glauser, Morphium und autobiographische Texte, Zürich, 1980, S. 49, wo er seine psychotherapeutische Behandlung beschreibt, die relativ zeitnah zur durch Lange erfolgten Hölderlin - Diagnostik durchgeführt wird; Glauser wird 1918 entmündigt, zwecks der Gegenexpertise einer Genfer Diagnose auf Dementia praecox geht er 1920 freiwillig in die Psychiatrische Klinik Burghölzli in Zürich, deren Direktor Eugen Bleuler ist. 1927 unterzieht er sich dort einer Psychoanalyse bei Max Müller.

Wir sprachen über Hölderlin, und ich fragte, welche Geisteskrankheit bei ihm erkannt worden sei. Dasselbe (Dementia praecox, KR). Man weise das bei allen Dichtern nach, Goethe ausgenommen, fügte er hinzu.

Friedrich Glauser ist zweifelsohne nur ein wahrscheinlich beliebig erweiterbares Beispiel dafür, dass sich Ärzte auch an lebenden Schriftstellern mit Fehldiagnosen zu schaffen machen. Er hat zwar ein Problem, ist z. B. drogenabhängig, jedoch wird die in Genf erstellte Diagnose wenig später in Burghölzli wieder aufgehoben, ein Erfolg, der Hölderlin bislang medizingeschichtlich nicht beschieden ist.

⁸³ Vgl.: Schiller an Henriette von Wolzogen aus Bauerbach, 23. 4. 1783, Hoyer, l. c., S. 114 f.

⁸⁴ Vgl.: Hölderlin an die Mutter, Brief 166, S. 311

mütterliche Zuwendung oder Bewunderung, sondern eben auch direktes Sponsoring oder wenigstens Zugang zu den Kreisen erhoffen, von denen sie finanzielle Unterstützung erwarten können. Da dies aber Schiller gar nicht gelingt – und Hölderlin nur gegen Erbringung von Arbeit in der Stellung als Hauslehrer oder Hofmeister, was für ihn aufgrund seiner noblen Abstammung zwar äußerst erniedrigend gewesen sein muss,⁸⁵ bleibt das Konkurrenzverhalten auch über die Beendigung der Liebschaft zwischen Schiller und Charlotte hinaus erhalten, weil Hölderlin in diesem für beide Männer so wichtigen Aspekt letztlich doch erfolgreicher ist. Der junge Friedrich hat (wenn auch gegen Arbeitsleistung) das im v. Kalbschen Haushalt bekommen, was sich der ältere immer vergeblich erhofft: Geld als Form einer von außen her erkennbaren Zuwendung.⁸⁶

Aus der Konstitution der Dreiecksbeziehung zwischen Hölderlin, Frau von Kalb und Schiller (mit dem Hintergrund des von Marschalkischen Clans), die im fränkischen Dreieck Ostheim, Bauerbach / Meiningen und Waltershausen dann ein befriedigendes geographisches Äquivalent findet, wenn Herkunfts- und Aufenthaltsorte hinreichend berücksichtigt werden und die von Frau von Kalb und / oder Schiller initiierte Mannheimer Intrige wenigstens ansatzweise aufgelöst worden ist, ergeben sich mögliche Alternativen für die Lektüre des „Hyperion“ von Friedrich Hölderlin.

Bezogen auf diesen Dichter kann nämlich die dem Reich der literarischen Anekdoten entnommene kleine Bauerbach - Geschichte am Rande der Schillerschen Biographie auf die Hölderlins übertragen und – hinsichtlich des Ortsnamens – vertieft werden.

Die Verhältnisse im Schloss zu Waltershausen sind zwar kolportiert: Nicht nur durch die ausführliche Untersuchung von Pierre Bertaux⁸⁷ sind Einzelheiten über das dortige Leben in den Jahren 1793 - 95 bekannt geworden, sondern vor allem auch durch Peter Weiss' Drama „Hölderlin“,⁸⁸ das sich aber inhaltlich über weite Teile strikt innerhalb des Bertauxschen Vorstellungsrahmens bewegt.

Wer aber, dem Gaierschen Hinweis folgend, nach dem Hölderlin – anderen Philosophen voraus – auf der Suche nach einer „Analogie von Landschaft und Witterung mit Stimmungen und Gefühlen“⁸⁹ ist und einmal den Weg an die südlichen Abhänge der Rhön

⁸⁵ Vgl.: Burschell, l. c., S. 61

⁸⁶ Weniger psychoanalytisch sieht das allerdings Th. W. Adorno im dritten Teil der „Minima Moralia“: (Gesammelte Schriften, Frankfurt, 1986, Bd. 4, S. 222): *Was an den Künstlern oder Gelehrten für anrühlig galt, war, wogegen diese selber am meisten rebellierten, die Remuneration, und der Hofmeister Hölderlin so gut wie noch der Pianist Liszt haben daran eben jene Erfahrungen gemacht, die sich dann in ihren Gegensatz zum herrschenden Bewußtsein umsetzten. Bis auf unsere Tage bestimmte krud über die Zugehörigkeit eines Menschen zur Ober- oder Unterklasse, ob er Geld nahm oder nicht.* Der Gegensatz zwischen soziologischer und analytischer Betrachtungsweise darf hier nicht übersehen werden, obwohl er erst später abzuhandeln sein wird.

⁸⁷ Bertaux, l. c., S. 51 ff.

⁸⁸ Peter Weiss, Hölderlin, in: Spectaculum 16, Fünf moderne Theaterstücke, Frankfurt, 1972, S. 213 ff.

⁸⁹ Gaier, l. c., S. 8

gesucht hat, kann kaum mehr einen Zweifel daran hegen, dass hier der geographische Geburtsort des „Hyperion“ liegen muss. Die landschaftliche Lage von Dorf und Schloss umfasst eben nicht nur die dialektische Spannung von offener Hügellandschaft und darin eingeschlossener Geborgenheit des Orts, sondern auch den Gegensatz eines streng durch Fluss und Mauern abgegrenzten Anwesens und der Aussicht aus ihm heraus, nach der die Hügel unmerklich im Aufstieg der Rhön, das Element wechselnd, in den Himmel übergehen.

Hier stoßen aber auch Fels und Fluss aufeinander und setzen sich wechselseitig die Grenzen und dem Berg zu steht im Verborgenen der Turm,⁹⁰ in den sich Hölderlin zurückzieht, um sich mit Kant und Kirms⁹¹ auf je unterschiedliche, aber gleichermaßen und im weitesten Sinn des Wortes fruchtbare Weise zu befassen.⁹²

⁹⁰ Und eben nicht erst offen dem Neckartal zu in Tübingen, wie auch Friederike Mayröcker annimmt, wenn sie dichtet: „Hölderlinturm, am Neckar, im Mai“ (in: Friederike Mayröcker, *Benachbarte Metalle*, Frankfurt, 1998, S. 19), vgl. aber: Roman Jakobson und Grete Lübbe - Grothues, *Ein Blick auf Die Aussicht von Hölderlin*, in: Roman Jakobson, *Selected Writings*, Berlin, 1981, S. 388 ff., wo wenigstens die baulichen Verhältnisse richtig und das Ambiente hinreichend freundlich sich dargestellt finden. Wie häufig im Umfeld von Hölderlin, sind die lokalen Verhältnisse weitgehend von Missgeschicken bestimmt: So ist die Behausung der zweiten Lebenshälfte des Dichters durch „Brandstiftung“ (sic!) 1875 vernichtet worden, wonach sie anlässlich eines baldigen Wiederaufbaus die heutige, neue Form erhält, in der dann ab 1954 museale Hölderlinverehrung betrieben wird, was 1984 einen neuerlichen Umbau nach sich zieht, der aber auch nicht am ursprünglichen Zustand ausgerichtet ist. Wessen Geist in diesen Räumen noch atmet, muss hier nicht reflektiert werden, es wird aber behauptet, Mayröcker hat an dieser Stelle nicht mehr den von Friedrich Hölderlin eingesogen, sondern ist einfach einem Ensemble von Museumskitsch ebenso aufgefressen wie Peter Weiss, der meint:

Als weggesunken aus der Stadt er war

[...]

stand nah am Neckar immerdar

sein Kerker nimmst ihn heut noch wahr

(Weiss, Hölderlin, l. c., S. 320)

Vgl.: Abb. (3) und (4), aber auch: *Marbacher Magazin*, 11/1978, Hölderlin in Tübingen, S. 41, rätselhaft erscheint hingegen, warum inzwischen auch D. E. Sattler zwischenzeitlich von „Turmgedichten“ spricht, wenn er die Gedichte nach 1806 meint und den letzten Band der Bremer Ausgabe so nennt.

⁹¹ Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Moebius, dem heutigen Besitzer des Schlosses in Saal / Waltershausen, der auch meint, der erste, der sich (fast) bis ins Thüringer Waltershausen verlaufen hätte, sei Hölderlin selbst gewesen, wofür sich aber zumindest in den folgenden Briefen Hölderlins kein Beleg finden lässt: An die Mutter, Koburg, 26. Dec. [1793], 70, S. 117, und: An Stäudlin und Neuffer, Waltershausen. d. 30 Dec. 1793. 71, S. 118.

⁹² An die Schwester, Waltershausen bei Meiningen, d. 16. Jenner. 94., S. 123:

Die Gesellschafterin der Majorin, eine Witwe aus der Lausitz, ist eine Dame von seltnem Geist und Herzen, spricht französisch und Englisch, und hat so eben die neueste Schrift von Kant bei mir geholt. Überdies hat sie eine interessante Figur.

Weichbild eines Dorfes

*Ergeben sannft
nicht fordernd
gefüzig ihm
will er die Frau
dass sie den Boden
unter seinen Füßen
ihm nicht nehme.*

Peter Weiss, Hölderlin⁹³

Man muss kein Anhänger der Lewinschen „Feldtheorie“⁹⁴ sein, nach der es einen, den synästhetischen Affekt übersteigenden, stringenten inneren Zusammenhang gibt, der alles zusammenfasst, was innerhalb eines Horizonts liegt, um nachvollziehen zu können, wie die von der südlichen Rhön abfallende Landschaft, in der Waltershausen eingebettet liegt, auf Hölderlin wirkt und dass sie bis zur endgültigen Fassung des „Hyperion“ so stark in ihm nachhallt, dass die mediterranen Merkmale der Fauna, die aus dem Ort des Geschehens hervorgehen, in allen Fassungen mit verschiedenen Bäumen aus der Waltershäuser Landschaft durchsetzt sind.⁹⁵ Unstrittig ist auch ein solcher Zugriff auf landschaftliche Gegebenheiten noch von erheblichen irrationalen Unwägbarkeiten betroffen, weil selbstverständlich zugestanden wird, dass niemand ohne besondere und zielgerichtete Neugier in eine Landschaft eintritt, von der er weiß, dass hier die Wiege eines bedeutenden Ro-

⁹³ Weiss, l. c., S. 240, die hölderlinisierende Schreibweise von Weiss sei nur mit dem Hinweis kommentiert, es wenigstens im Umgang mit Worten des Alltagsgebrauchs wie „Senf“ bei der herkömmlichen zu belassen, selbst wenn der aus Altenburg stammt und objektiv ungenießbar ist.

⁹⁴ Kurt Lewin, Werkausgabe in 7 Bänden, Bd. 4, Schriften zur Feldtheorie, Bern, 1981

⁹⁵ Neben Ölbäumen, Zypressen und Myrthen bewalden Eichen, Pappeln, Platanen und Ulmen den „Hyperion“, von denen unterstellt wird, dass sie ungeachtet ihrer im 18. Jahrhundert noch kaum erforschten, tatsächlichen Verbreitungsgebiete – ausgenommen die Weiden – in den gemäßigten Zonen der nördlichen Halbkugel, für Hölderlin heimische Baumbestände darstellen. Fundorte sind für

Eichen (Hyperion oder der Eremit in Griechenland, FA, Bd. 11, S. 711)

Ulmen und Platanen (Thalia Fragment) FA, Bd. 10, S. 51

Ulmen und Pappeln (Hyperions Jugend, FA, Bd. 10, S. 230)

Ulmen (Hyperions Jugend, FA, Bd. 10, S. 230)

„[...] wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schoose des Berges saß [...]“ (Hyperion oder der Eremit in Griechenland, FA, Bd. 11, S. 588);

hier wird nicht nur ein Bestand von heute noch allgemein anzutreffenden Bäumen, sondern die Topographie des Schlosses in Waltershausen insgesamt in scheinbar widersprüchlicher Formulierung, aber völlig zutreffend beschrieben, weil dieser Ort, der FH barg, bezogen auf den Fluss Milz, den die Weiden säumen, auf einem Berg steht, der seinerseits aber in höhere Erhebungen eingebettet liegt. Zu den vermeidbaren Nachlässigkeiten in der von mir durchgesehenen Literatur gehört aber auch, Waltershausen an die fränkische Saale zu verlegen, wie dies Gerhart Söhn in „Charlotte Marschalk von Ostheim“ (Frauen der Aufklärung und Romantik, Düsseldorf, 1998, S. 123) behauptet, schon deshalb, weil diese weniger abseits liegt als das Milztal.

- *Ulmen* (ibidem, S. 600)

- *Uferweiden* (ibidem, S. 664)

Natürlich gibt es unzählige Biotope, in denen solche Ensembles anzutreffen sind, was die floristische Ausstattung der Hyperion - Dichtungen insgesamt bestimmt hat, dennoch ist die große Übereinstimmung mit dem, was davon heute noch Waltershausen umgibt, beachtenswert. Leider können keine forstwirtschaftlichen Bestandsberichte zum Nachweis der hier aufgestellten Behauptung vorgelegt werden, die ins 18. Jahrhundert zurückreichen würden und die Ulmen sind auch hier wegen eines spezifischen Schädlingsbefalls heute fast ausgestorben, weshalb keine empirische Korrelation zu der auffällenden Anhäufung dieser Baumart im „Hyperion“ herzustellen ist. Nach meiner Erinnerung gehört aber die Ulme bis vor etwa 30 Jahren zu den mächtigsten Bäumen, die unsere Mittelgebirge besiedelt haben, sie sind gewissermaßen die Wale der europäischen Wälder gewesen, die aufgrund ihrer ökonomischen Ergiebigkeit besonders wie diese ökologisch extrem gefährdet bzw. ganz ausgestorben sind.

mans gestanden haben könnte, aber er ist dennoch von prinzipiell objektiverem Anspruch, als zum Beispiel die Vorgehensweise Guardinis, der Landschaften Hölderlins dadurch mystifiziert, dass er sie seinen eigenen Kategorien unterwirft, weil er die feste Überzeugung in sich trägt, jede Landschaftsbetrachtung sei prinzipiell subjektiv bedingt und so von vorliegenden oder festgelegten Interessen geleitet, dass schon gar nicht nach ihnen gesucht werden müsse, weshalb er dann auch konsequent den Raum der literarischen Vorlagen und künstlerischen Assoziationen nicht verlässt, die er nur dadurch rechtfertigen kann, dass er ihnen Kategorien überstülpt, die in so großer Entfernung liegen, dass sie die Perspektiven ähnlich erscheinen lassen müssen, aus denen Hölderlin und er die natürlichen Umgebungen (wenigstens nach seiner Überzeugung) nur gesehen haben können.⁹⁶ Tatsächlich verlässt aber ein solcher Ansatz die Welt der eigenen Studierstube⁹⁷ – und damit den eigenen Vorstellungshorizont nie und die Ferne des Mythos, der zur Rechtfertigung der inhaltlichen Ordnung dient, vernebelt nur die subjektivistische Willkür, die an solchen Stellen ausmalende Prosa über Texte zum Vorschein bringt.⁹⁸

Aber auch wenn den Exegeten Hölderlins große subjektive Spielräume zugestanden werden, ist kaum zu begreifen, warum es bis heute wirksame Darstellungen⁹⁹ gibt, die das fränkische Waltershausen¹⁰⁰ an einen nördlich des Thüringer Walds gelegenen, gleichnamigen Ort bei Eisenach verlegen, in dem dunkle Nadelwälder, steile Felsen und schroffe

⁹⁶ Die Ordnungsmerkmale, die Guardini im Bezug auf FH wahrnimmt, spannen einen Bogen von „Romantische(r) Landschaft“ über die „Landschaft der Götter“ bis zu der einer der „reinen Existenz“, am aufschlussreichsten ist freilich, was ihm zur Dichtung „Andenken“ einfällt. Weil in diesem Text „braune Frauen“ auf „seidenem Boden“ syntaktisch miteinander verbunden sind, assoziiert Guardini dies mit „Indien“ (S. 33), was ansonsten im Rahmen der Lyrik Hölderlins nach dem Bestand der Kleinen Stuttgarter Ausgabe nur im Zusammenhang mit dem historisch korrekten „Andenken“ an Alexander den Großen erscheint. Zusammen mit dem Vortragsdatum „Juli 1944“ ergibt sich dann schon eine hübsche Kette von möglichen Assoziationen, die jedoch hier nicht weiter ausgeführt werden muss. Hingegen wird

(a) die Aufzählung von „braunen Frauen“ + „Seide“ = „Indien“ als einigermaßen einfallslos gekennzeichnet,

(b) darauf verwiesen, dass „Bordeaux“ schon himmelsrichtungsmäßig in der genau entgegengesetzten Richtung von „Indien“ liegt und behauptet, dass

(c) der von Guardini in diesem Zusammenhang zitierte Brief an Böhlendorff eher nicht vom 2. Dezember 1802 stammt, sondern zu einer Reaktion des Empfängers zu diesem Zeitpunkt führt. (Vgl.: Schmidt, Briefe, I. c., S. 915) Mögliche innere Verhältnisse, die sich in daraus resultierenden, globalen geographischen Phantasien niederschlagen, sind zu ersehen aus Gustav Landauers sehr sensiblem Referat: Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten, abgedruckt in: Schriften der Hölderlin - Gesellschaft, Bd. 3, hg. v. Alfred Kellertat, Tübingen, 1961, S. 58. vgl. hierzu auch die Polemik Theodor W. Adornos gegen Martin Heidegger im gleichen Zusammenhang:

Vom selben Schlag sind Betrachtungen, die Heidegger, mit sichtbarem Unbehagen, an die Verse über die braunen Frauen von Bordeaux im >Andenken< anschließt. [...]. [...], während Hölderlins Verse eher von der erotischen imago der Südländerin entzückt sind, gestattet Heidegger unvermerkt den Übergang zu den deutschen Frauen und ihrem Lob, von denen im ausgelegten Gedicht schlechterdings nicht die Rede ist. Sie werden an den Haaren herbeigeschleift.

(Th. W. Adorno, Parataxis, Zur späten Lyrik Hölderlins, in: Über Hölderlin, hg. v. Jochen Schmidt, Frankfurt, 1970, S.346 ff.)

Vgl. hierzu auch: P. Bertaux, Hölderlin – Variationen, Frankfurt, 1984, S. 89 ff., dem an Kritik außer dem hier Bemerkten nichts hinzuzufügen ist.

⁹⁷ ... in der aber bei den einschlägigen Hölderlin - Forschern die 1923 wiederveröffentlichten Papiere Schlesiers nicht vorhanden sein dürften, weil selbst ein flüchtiger Blick auf sie die geographischen Verhältnisse völlig unstrittig offenlegt.

⁹⁸ Guardini, I. c., S. 9 ff.; zur Begrenzung des Geltungsanspruchs von poetischen Landschaftsbeschreibungen vgl.: Max Bense, Die Zerstörung des Durstes durch Wasser, in: Ausgewählte Schriften, Bd. 4, Poetische Schriften, Stuttgart, 1998, S. 228.

⁹⁹ F. Beißner zeichnet für eine Wiederauflage der W. Michelschen Hölderlin - Darstellung von 1940 (Darmstadt, 1963) verantwortlich, vgl. aber auch: Fritz Martini, Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart, 1968, S. 304 und Fricke / Klotz, Geschichte der deutschen Literatur, Lübeck und Hamburg, 1971, S. 191; vgl. auch: Bernd Schneider, Hölderlins Sprachdenken zwischen Poesie und Reflexion, Diss., Freiburg, 2001

¹⁰⁰ Vgl.: Abb. (5)

Schluchten das Landschaftsbild bestimmen und eigentlich ständig ein furchtbar kalter Wind bläst.¹⁰¹ Es ist, als hätte sich FH mitsamt seiner Vision vom der Sonne zugewandten griechischen Vaterland¹⁰² in eine nächtlich - enthemmte, katholische Gegenwelt verirrt, in der nicht der helle Geist von Aufklärung und politischem Umbruch weht, sondern immer noch die Finsternis mittelalterlicher Mythen und der romantischen Rückerinnerung an sie lebendig scheint. Gegenüber dem Inselsberg, an dessen Fuß dieses Waltershausen liegt, breitet sich der Hörselberg aus, in dem der Sage nach Frau Venus residiert, um von dort aus Ritter und fahrende Sänger in ihren Bann zu ziehen, die einem/r heute noch in Richard Wagners Opern, namentlich dem „Thannhäuser“, entgegenbrüllen.¹⁰³

Was die ziemlich häufig anzutreffende Verwechslung der beiden Orte namens Waltershausen angeht,¹⁰⁴ so hat sich die geographisch zu ergründende *lectio facillior* teilweise wahrscheinlich deshalb durchgesetzt, weil in literaturwissenschaftlichen Kreisen nur schwer vorstellbar scheint, dass einer wie Hölderlin ggf. mit dem schwer erziehbaren Fritz von Kalb am Hals auch 170 Kilometer durch den Thüringer Wald wandert, nur um seinem Idol Friedrich Schiller zu begegnen, mit ihm reden und darüber hinaus am Geistesleben der Universitätsstadt Jena teilnehmen zu können.¹⁰⁵ Stattdessen verlegen solche Quellen den v. Kalbschen Wohnort an die große west - östliche Hauptstraße, auf der nicht nur

¹⁰¹ Eine erste Eintrübung hinsichtlich der geographischen Genauigkeit ist bereits in der Darstellung Diltheys zu beobachten, wo Waltershausen zwar noch bei Meiningen, aber bereits in Thüringen liegt. So lässt sich ein den Kilometern nach geringfügig erscheinender Irrtum zunächst auch scheinen mag, so grundsätzlich falsch sind die Folgen, die bei Dilthey daraus gezogen werden, wenn er Hölderlin via Charlotte von Kalbs „mütterlicher Gefühle“, „die sie immer für begabte junge Leute zur Verfügung hatte“, den Kreisen zuführt, „welche damals unsere Literatur beherrschten“ (Dilthey, l. c., S. 235). Während der Ort des Geschehens also nur um wenig von Franken nach Thüringen verschoben wird, beginnt hier bereits die große Verbiegung kleiner soziokultureller (aber Frau von Kalb betreffend auch: feministischer) Emanzipationsbewegungen zugunsten der Einflussphäre des Weimarer Hofstaats, der damals bis Jena und Eisenach reicht und sowohl die Dame (v. Kalb) wie den minnenden Sänger FH unerbittlich abweist.

¹⁰² Hölderlin:

*Ist der Stern der Liebe dir verschwunden?
Und der Jugend holdes Rosenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühltest du die Flucht der Jahre nicht,
Ewig, wie der Vesta Flamme, glühete
Muth und Liebe dort in jeder Brust,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend stolze Lust.*
(FA, Bd. 2, S. 201)

¹⁰³ Vgl.: Mark Twain, Bummel durch Deutschland, Frankfurt / Wien / Zürich, 2004, S. 78

¹⁰⁴ Wilhelm Michel, Das Leben Friedrich Hölderlins, Bremen, 1940, S. 102 oder: Gero von Wilpert, Lexikon der Weltliteratur, Band 1, Autoren, Stuttgart 1975, S. 725, die letztgenannte Quelle verschweigt über diese Verwechslung hinaus auch die Reise nach Bad Driburg, indem sie die Flucht vor den Franzosen in Kassel beendet. Die Verhüllung der Bad Driburger Wochen ist allerdings auch schon bei Michel angelegt, der meint, „zu den glücklichen Ereignissen der Reise gehörte die Bekanntschaft mit dem Manne, dessen Namen hier fällt: **Wilhelm Heinse**. (Michel, l. c., S. 193, Hervorhebung im Original), Michel polemisiert im Übrigen auch ganz massiv dagegen, dass Hölderlin eine erotische Beziehung zu Ch. v. Kalb unterstellt wird, weil er auf einen monokausalen Konnex zwischen Frau Gontard und Hölderlin fixiert ist, der per (an Leibniz erinnernder) prästabiler Harmonie diese beiden Personen (zumindest schicksalhaft) für einander bestimmt. Ich werde ff. eine Erklärung für diese unbestreitbare Seelenharmonie suchen, die wenigstens graduell wahrscheinlicher, weil realistischer erscheint, wenn ich zeige, dass SG mit dem Thalia - Fragment bereits vertraut war, bevor sie ihren künftigen Liebhaber als Hauslehrer ihrer Kinder kennenlernte; sie konnte sich also auf die Begegnung mit dem Dichter Hölderlin einstimmen.

¹⁰⁵ Vgl. aber hierzu: Bertaux, Hölderlin, l. c., S. 250: EIN ROBUSTER MANN, EIN RÜSTIGER WANDERER

bedeutende Um-, wie der Goethes von Frankfurt nach Weimar, oder Heerzüge, wie z. B. der Napoleonische, in den Osten stattfinden, sondern entlang der heute noch Eisen-¹⁰⁶ und Autobahnen verlegt werden, weshalb insgeheim die Hoffnung gehegt werden kann, Hölderlin habe doch ein Verkehrsmittel benutzt und sei nicht hauptsächlich zu Fuß unterwegs gewesen.¹⁰⁷

Zum anderen wird auf diese Weise der Weg von „Waltershausen“ nach Jena, der in Hölderlin - Biographien regelmäßig Erwähnung findet, nicht nur um ungefähr die Hälfte verkürzt, was die Kraftanstrengung des seinem zeitweiligen Vorbild zustrebenden Hölderlin ein wenig plausibler erscheinen lässt, sondern zwangsläufig wird auch die Neugier derer gedämpft, die – ggf. von der Idylle des Orts infiziert – wissen wollen, was in dem Waltershäuser Schloss tatsächlich abgelaufen ist und was Hölderlin in einem seltsamen Synergieeffekt mit Frau von Kalb trotz der offensichtlich intensiv ausgelebten zwischenmenschlichen Beziehungen dort zu Schiller oder Schillern zugetrieben hat, bis schließlich der ganze Tross nach Weimar aufbricht, um sich alsbald aufzulösen.¹⁰⁸

In der Waltershäuser Zeit haben sich die Kräfteverhältnisse im Beziehungsdreieck zwischen Schiller, v. Kalb und Hölderlin aber immerhin so verschoben, dass Hölderlin anschließend in Jena nicht mehr nur zu seinem Idol Schiller rennt, sondern auch Vorlesungen von Fichte anhört, die Bekanntschaft mit Sinclair zu einer lang andauernden Freundschaft auszubauen versteht und auch poetisch qualitativ neue Formen findet, die sich eher an Klopstock als an Schiller¹⁰⁹ orientieren.^{110 111}

Hölderlin trennt sich nach der Zeit in Waltershausen nicht nur sehr rasch von Charlotte,¹¹² die sich ebenfalls neu orientiert und in Weimar eine längere, aber wohl auch eher

¹⁰⁶ Von Port - Bou nach Warschau ...

¹⁰⁷ Vgl.: Abb. (6)

¹⁰⁸ Der Umstand, dass Hölderlin anlässlich dieser Ortsveränderung auch Sophie Mereau begegnet ist, bleibt hier noch unberücksichtigt.

¹⁰⁹ Friedrich Haug kommentiert seine zu Schiller gewonnene Distanz anlässlich der Herausgabe seiner Gedichte aus der Perspektive des Jahres 1824:

[...]

*So daß seine Schilleriaden
Und der Kosegarten - Bombast
Bleiben im Pulte sonder Schaden,
Und, in Perlenschnüre gefaßt,
Nur das Gewählte bessrer Art
Sich dem Lesenden offenbart. [...]*
(Schlesier, l. c., S. 160)

¹¹⁰ Wenn Laplanche die gefährliche Situation, die FH in Waltershausen in eine „Jenaer Depression“ (l. c., S. 25 ff.) umwidmet, betreibt er prinzipiell das gleiche Spiel der Ortsverlegungen und damit verbundene Verschiebungen von Fakten. Anstatt den Horror nachzuvollziehen, den Hölderlin im Haushalt Ch. v. Kalbs zu erdulden hatte; wenn er von „fränkischen Höllengeistern“ redet, isoliert er diesen Stoßseufzer – den tatsächlichen Gegebenheiten entgegen – so, dass er dem Dichter unterschieben kann, er habe damals an sich selbst „Geister“ als „subdelirante Elemente“ festgestellt. Die Begegnung zwischen Hölderlin und Frau Mereau wird in der Literatur insgesamt nicht berücksichtigt, weshalb dort ihre Folgen auch nicht reflektiert werden können.

¹¹¹ Vgl.: Abb. (7)

¹¹² Vgl.: Schlesier, l. c., S. 19

unsymmetrische Freundschaft mit Jean Paul beginnt. Schiller hingegen bereitet den Sprung nach ganz oben vor, indem er sich J. W. v. Goethe annähert.¹¹³

Über solche emanzipatorischen Tendenzen hinaus ist die Waltershäuser Menage à cinq hölderlinbiographisch deshalb bedeutsam, weil sie sich in Umrissen und dem Lebensstil nach im Haushalt der Gontards wiederholt. An beiden Orten muss es vor „Eifersucht, Versöhnung, Liebe, Augenblicke(n) beseligenden Zusammentreffens“ (Gaier) nur so gerappelt haben, denn an beiden Stellen melden nicht nur unglücklich verheiratete Hausherrinnen allgemeine Ansprüche an die Aufmerksamkeit des jungen Künstlers an, sondern wollen auch Hausdamen geliebt werden (ggf. selbst Dienstmädchen), sind Söhne zu erziehen – und die Hausherrn müssen darauf achten, dass wenigstens nach außen hin die Fassung gewahrt wird.

Die nicht zu übersiehende Analogie zwischen den beteiligten Damen, die allgemein als das Zentrum des Geschehens betrachtet werden, besteht in ihrem unaufhaltsamen Drang nach Verehrern aus Künstlerkreisen. Offensichtlich betreibt das, was Charlotte von Kalb im Speziellen zu Schiller, Hölderlin und Jean Paul und einigen anderen Künstlern hinzieht, Susette Gontard in allgemeinerem Stil und auf flachere Weise. Beide Frauen gehen ihren diesbezüglichen Bedürfnissen ziemlich offen nach und sie nehmen Hölderlin beide auf Empfehlung verflossener Liebschaften in ihren Haushalt auf. Der ehrgeizige junge Dichter wird nicht nur aufgrund der Empfehlung Schillers nach Waltershausen vermittelt, sondern auch Susette Gontard weiß um ihn, bevor er in Frankfurt auftaucht. Denn Ludwig Zeerleder, einer der Männer, die vor Hölderlin die zur Routine gewordene Ehe Susettes begleiten, verehrt ihr eine eigenhändig angefertigte Abschrift des Thalia - Fragments kurz nach dessen Erscheinen. Die Damen v. Kalb und Gontard erweitern also gewohnheitsmäßig ihre Ehen im künstlerischen Bereich und folgt man der Darstellung von Bertaux – es gibt aber keinen vernünftigen Grund, diese zu verwerfen – ist der jeweilige Lebenswandel ziemlich allgemein bekannt und bleibt vor allem auch den Ehepartnern letztlich nicht verborgen.¹¹⁴

Wenn die Daten so stimmen und der Sohn tatsächlich aus ehelichem Umgang stammt, ist Fritz von Kalb insofern ein Phänomen, hebt sich aber dadurch deutlich von den zwei Söhnen Susette Gontards ab, über die derlei oder auch nur Ähnliches nicht bekannt ist, als er bereits im Alter von kaum zehn Jahren schon mit massiven Pubertätsproblemen auf die (auch hier unterstellte) Überforderung reagiert, die der Hölderlinsche Privatunterricht für ihn bedeutet. Es kann hierbei vermutet werden, dass der Sohn Charlottes während der

¹¹³ Auf diesem Weg folgt ihm im Übrigen Frau v. Kalb, die von Goethe wenigstens die Erlaubnis erhält, ihm glühende Briefe zu schreiben, auch diese Frau versucht also, Beziehungsgeflechte aufrecht zu erhalten.

¹¹⁴ Bertaux, I. c., S. 455, 477 und 479

Geburt, die von verschiedenen Quellen als sehr schwer und langwierig dargestellt wird,¹¹⁵ in seiner Begabung und hinsichtlich seiner Kontrollmöglichkeiten über bestimmte Körperfunktionen beeinträchtigt ist. Eine solche perinatale Behinderung muss aber nicht notwendigerweise die Voraussetzung für das Aufsehen erregende Verhalten von Fritz sein, weil ziemlich allgemein beobachtet werden kann, dass Knaben auf intellektuelle Überforderung masturbierend reagieren. Diesen zweiten Erklärungsweg schlägt offenbar auch Charlotte von Kalb, wenn auch die Fakten sehr dezent umschreibend, in einem Brief an Friedrich Schiller ein, wo Hölderlin schon auch seine anfänglichen erzieherischen Erfolge attestiert werden, dann aber überhaupt keine Reflexion dahingehend stattfindet, ob der kleine Fritz überhaupt für Unterricht geeignet ist, oder warum solcher, wie ihn ein Magister der Philosophie leisten kann, für ihn kaum in Frage kommt. Vielmehr wird hier – und in diesem Aspekt folgt z. B. Laplanche der von Kalbschen Darstellung blindlings – ausschließlich auf die pädagogische Unfähigkeit Hölderlins abgehoben, was aber schon durch den offenkundigen und nachweisbaren erzieherischen Erfolg FHs im Hause Gontard relativiert werden muss. Die Diskretion, um die Charlotte Schiller in diesem Zusammenhang bittet, kann hierbei nicht als Versuch interpretiert werden, Hölderlin zu schonen, sondern dient – wofern nicht der versuchten Fortführung eines intriganten Verhältnisses zu Schiller – so doch der Bemühung den peinlichen Sachverhalt insgesamt unter der Decke zu halten.¹¹⁶

Offenbar hat der pädagogisch wenig erfahrene Theologe Hölderlin versucht, durch scharfe Aufsicht, die ihn physisch und psychisch stark strapazieren muss, und langes abendliches Vorlesen erbaulicher Literatur das unangepasste Verhalten des Knaben zu beeinflus-

¹¹⁵ Vor allem die Schilderung der äußeren und charakterlichen Merkmale von Fritz erinnern ganz deutlich an die von Menschen, die bei der Geburt durch Sauerstoffmangel geschädigt werden. Vgl.: An Neuffer, Nr. 84, S. 145: „Mein Junge ist recht guter Art, ehrlich, fröhlich, lenksam, mit gut zusammenhängenden Geisteskräften (was nichts über ihren Umfang aussagt! KR), und vom Köpfchen bis auf die Füße bildschön“, schon 3 Monate später erkennt Hölderlin aber, dass dem kleinen Fritz nicht viel beizubringen ist, (An Neuffer, Nr. 89, S. 154 ff.) während er der Mutter gegenüber – und nicht dem Freund offenbart, was es mit seinem Zögling tatsächlich auf sich hat (Nr. 93, An die Mutter, S. 166. Vgl. auch: J. Laplanche, l. c., S. 38 ff.). Gerade dieser Brief zeigt, wie komplex Hölderlin seine Situation in Waltershausen wahrgenommen hat und wem er (um zu erschrecken?) von welchem Sachverhalten Mitteilung macht, doch anstatt umfassend und wenigstens mit einer Spur von Einfühlungsvermögen die Situation zu beschreiben, in der sich sein Proband befindet, streicht Laplanche einen Brief Hölderlins so lange zusammen, bis als dessen scheinbar selbstgewählte Konklusion aus der Begegnung mit einem aus der Rolle geratenen Jugendlichen seinem Lehrer das Eingeständnis entfährt, ihm seien so auch seine Geisteskräfte geraubt (Halbzitat nach Nr. 93, An die Mutter, S. 166) worden, um dann mit Genugtuung kommentieren zu können: „Partielle Krankheitseinsicht“ (l. c., S. 146 f.). Dabei müsste einem Psychiater und Psychoanalytiker bekannt sein, dass im fraglichen Zeitraum (1790) die Selbstbefriedigung (allgemein) deshalb zu den besonders gefährlichen sexuellen Praktiken gezählt wird, weil sie die Männer angeblich ihrer kreativen geistigen und seelischen Kräfte beraubt und (speziell) Sigmund Freud – vielleicht nicht ganz frei von diesem Aberglauben – das Masturbieren immerhin noch als maßgeblichen Auslöser von Verlustängsten bestimmte, was wenigstens dazu führen müsste, dass in diesem Aspekt der Zusammenhang nicht zu Lasten eines Menschen aufgelöst wird, der über einen längeren Zeitraum hinweg den Angriffen eines Knaben ausgesetzt ist, der sich in geistiger Hinsicht wenig, onanierend aber so hervortut, dass dies bis heute einen Gegenstand literarischer und literaturwissenschaftlicher Betrachtung darstellt. Der Umstand, dass aus Fritz v. K. noch ein ganz passabler Offizier (Schlesier, l. c., S. 150) in preußischen Diensten geworden sein soll, wird hier bewusst ausgeblendet, weil dies psychoanalytische Studien erforderte, die – auch aus aktuellem Anlass – schon nötig wären, hier aber nicht geleistet werden können.

¹¹⁶ Charlotte von Kalb an Schiller (Schmidt, l. c., S. 623 f.), dass Laplanche die Validität seiner ZeugInnen an keiner Stelle überprüft, ist nicht nur zu bedauern, sondern stellt einen ganz erheblichen methodischen Mangel dar, der einem erfahrenen Psychiater eigentlich gerade hinsichtlich eines zeitlich fernliegenden Untersuchungsgegenstandes nicht unterlaufen dürfte.

sen und ist damit völlig erfolglos geblieben. Wenn Laplanche, der Hypothese Becks „sich gerne anschließend,“ weitergibt, „dass Hölderlin vielleicht auf das Mittel der körperlichen Züchtigung zurückgegriffen hat“,¹¹⁷ tritt er damit nicht nur der Schutzbehauptung der Mutter zugunsten ihres Sohnes bei, nach der durch solch eine „unüberlegte und unbeherrschte Art“ der Reaktion auf Fritz‘ Verhalten eine „Verworrenheit des Geistes“ ihres Hauslehrers deutlich hervortritt, sondern schießt noch darüber hinaus, wenn er behauptet, hier könne eine „erste schizophrene Reaktion“¹¹⁸ Hölderlins bereits dokumentiert werden. Damit wird einerseits der Akt der körperlichen Züchtigung, so abstoßend er zweifelsohne ist, ganz deutlich aus dem Zusammenhang der damals üblichen Erziehungsmethoden gerissen, andererseits aber ganz einfach der faktische Zustand auf den Kopf gestellt: Der Psychiater untersucht nicht den ätiologischen Kontext, von Schüler und Lehrer, z. B. hinsichtlich der Anforderungen des Vaters, der offensichtlich von FH verlangte, dem Sohn das Masturbieren abzugewöhnen, und schätzt von hier aus die Reaktionsmöglichkeiten und das offensichtliche Versagen des Hauslehrers in dieser Sache möglichst objektiv ein, sondern löst die Problemlage einseitig zugunsten seines Vorhabens auf, nach dem er sich im Verlaufe seiner Untersuchung als „Grundgewissheit“ ständig vor Augen zu halten versuchte, „dass er (Hölderlin, KR) ohne jeden noch so geringen Zweifel die letzten vierzig Jahre seines Lebens im Wahn zugebracht hat,“¹¹⁹ und er das daraus abgeleitete, ehrgeizige Ziel verfolgt, den Ausbruch dieses „Wahns“ bereits in einem möglichst frühen Abschnitt seines Lebens ansiedeln zu können. Nur so ist erklärbar, warum Laplanche in diesem Zusammenhang den Hinweis Hölderlins überlesen hat:

*Ich suchte die Ursache dieser fortdauernde Verstocktheit (des Knaben Fritz von Kalb, KR) in der Prügelmethode, welche vor meiner Ankunft allem nach bis zum höchsten Exzeß gegen ihn ausgeübt wurde.*¹²⁰

Woraus der Psychoanalytiker Laplanche (aufgrund welcher Dialektik auch immer)¹²¹ den völlig falschen Schluss zieht, dass einer, der Kritik am Prügeln übt, zugleich einen Mann darstellen muss, welcher angeblich einfach (und hier: besonders brutal) weiter zuschlägt, aber nicht, weil es (so schlimm das klingt) damals so üblich ist, sondern weil er (offensichtlich über Alternativen nachdenkend; sie versuchend), den Gelben Onkel gar nicht benutzt, aber Beck & Co. ...¹²²

¹¹⁷ Laplanche, l. c., S. 40

¹¹⁸ Ibidem, S. 41

¹¹⁹ Ibidem, S. 13

¹²⁰ Brief an die Mutter, Nr. 93, Jena. den 16. Jan. 1795. S. 167; im Brief an die Schwester, Nr. 73, Waltershausen bei Meiningen, d. 16. Jenner. 94, S. 122 steht entsprechend: „Er (Fritz, KR) ist ganz dazu geschaffen, um nach humanern (d.h. **humaneren (!)**, KR, damit das keine / r übersieht!) Grundsätzen der Erziehung gebildet zu werden.“

¹²¹ Vgl.: Laplanche, l. c., S. 77 ff.

¹²² ... haben als hervorragende Bildungsbürger immer nur Buchstaben gestreichelt oder ihre Kinder (z. B. in der Schule [bis etwa 1956]) prügeln lassen; der erziehungsgeschichtliche Skandal liegt darin, dass noch kein Pädagoge FH als frühen Skeptiker gegen-

Dieser erzieherische Misserfolg ist aber mit Sicherheit nicht der einzige Grund dafür, dass Hölderlin seine Stelle im Hause der von Kalbs nach relativ kurzer Zeit wieder aufgibt. Es hat ganz bestimmt eine insgesamt aufgeheizte und hitzige Stimmung im Schloss zu Walthershausen geherrscht, als das Ehepaar von Kalb und ihr Hofstaat dort zugleich in Hoher und Niederer Minne sich üben – und tatsächlich Schnaps trinken.¹²³

Immerhin hat Hölderlin die Stumpfheit seines Eleven irgendwann einmal entdeckt, einer Erklärung zuzuführen und sie abzuwenden versucht; selbst der Pfarrer v. Walthershausen lobt offenbar FH für seinen verständnisvollen Umgang mit Fritz, was eben den Schluss eines besonders rohen Umgangs verbietet, wie er in diesem sensiblen Punkt der Hölderlin - Rezeption tradiert wird.

Aber ohne sonderpädagogische Fachkenntnisse kann dem Sohn Charlottes wohl nicht geholfen werden, weil er ein schwach ausgeprägtes, sehr wechselhaftes, schwer einschätzbares Lernvermögen besitzt, was – wie bereits angedeutet wurde – auf eine frühkindliche Schädigung (z. B. durch Sauerstoffmangel) hinweisen kann, auch wenn Ursula Naumann, anstatt einer solchen eher leicht nachzuvollziehenden Möglichkeit zu erörtern, die aus der Selbstdarstellung Charlottes auch hervorgehen könnte, anlässlich der Geburt dieses Kindes eine ziemlich mystische Geschichte „unter Frauen“ nacherzählt, bzw. auf einen angeblichen Drogenmissbrauch durch die Wöchnerin von Kalb anspielt.¹²⁴

über Gewaltanwendung in der erzieherischen Arbeit bei Kindern abgefeiert hat, man könnte ihn aber auch in diesen Kreisen anfangen zu entdecken. Oder diese bedeutenden Wissenschaftler liegen eben mit W. Dilthey auf einer pädagogischen Linie, der meint, FH habe sich Frau von Kalb gegenüber u. a. für routinierte mütterliche Zuwendung „durch die gewissenhafteste Erfüllung seiner Pflicht bei ihrem Knaben“ dankbar gezeigt. (Dilthey, I. c., S. 235)

¹²³ „Die Majorin (v. Kalb, KR) wünschte sechs Maße Kirschegeist aus Schwaben zu haben. [...] der Kirschegeist müsse aber freilich von einer guten Sorte sein. Hier kann man keinen haben.“ (An die Mutter, Nr. 79, S. 135 f.)

¹²⁴ Naumann, I. c., S. 90

Ein destruktiver Entwicklungsroman

Die dargestellte Ähnlichkeit zwischen den Haushalten in Waltershausen und Frankfurt muss noch in einem Aspekt vertieft werden. Denn wenn Hölderlin je nach Lesart zu zwei angeblich unglücklich verheirateten oder: Frauen mit anderen Ambitionen als erotischen zu den Männern, mit denen sie verheiratet worden sind, in Beziehung tritt, nimmt er dabei natürlich nicht nur mediale homoerotische Anbindungen zu irgendwelchen anderweitigen Liebhabern auf, sondern vor allem, weil diese Frauen nicht geschieden sind, zu deren Ehemännern.

Von denen ist einer Offizier, wenn auch in wechselnden Diensten – vor allem aber französischen, der andere Bankier in Frankfurt.

Damit ist einerseits die Waltershäuser Kohabitation ziemlich vollständig darstellbar, ohne dass der Bezug zu H. v. Kalb einer weiteren Betrachtung unterzogen wird, weil dieser auf der einen Seite zwar ein erfolgreicher Offizier in den amerikanischen Befreiungskriegen gewesen sein mag, aber andererseits bezüglich der in Mode stehenden literarischen Ambitionen vielleicht einfach nur zu langweilig erscheint, um die um - triebige Frau, die eher zufällig an seine Seite gerät, vollständig an sich binden zu können.¹²⁵ Im Gegensatz dazu kommt bei einer genaueren Darstellung der Frankfurter Affaire schon ein Aspekt zum Vorschein, welcher der besonderen Aufmerksamkeit bedarf.

Eine der auffallendsten, ihn mit Schiller verbindende Charaktereigenschaft Hölderlins ist der bereits angesprochene und einem möglichen Motiv zugeführte Hang zum Geld. Über den zu besprechenden Kontext lästert Goethe im zweiten Teil des „Faust“ zwar ab:

*Natürlich! Die Verwandtschaft ist erprobt,
Zwar oft gescholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden ist meist Fortuna hold.*¹²⁶

Er trifft damit den psychologischen Sachverhalt aber nur ungefähr und oberflächlich, wohingegen Sigmund Freud ausführlich darauf hinweist, dass eine extrem ausgeprägte Neigung zu Geld mit (noch) ungeklärten Grenzen zwischen homo- und heterosexueller Betätigung zusammenhängt.¹²⁷ Von hier aus ist schon einsehbar, warum es Hölderlin

¹²⁵ Ohne Charlotte je gesehen zu haben, schätzt Hölderlin Heinrich von Kalb im Bezug auf seine Frau als „Zwerg im Geist“ ein (Schmidt, Nr. 73, An die Schwester, Waltershausen bei Meiningen. D. 16. Jenner. 94., S. 122, woraus aber keinesfalls eine Geringschätzung des Majors abgeleitet werden kann, sondern nur der Erwartungsdruck eingeschätzt werden muss, der zwischen Friedrich Hölderlin und Charlotte von Kalb schon vor ihrer ersten Begegnung herrscht.

¹²⁶ J. W. v. Goethe, Faust, Der Tragödie zweiter Teil, Klassische Walpurgisnacht, Am oberen Peneios, Stuttgart, 1986, V. 7100

¹²⁷ Sigmund Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse Und Neue Folge, Frankfurt, 1969, S. 533 ff.; Ferenczi generalisiert diese Überlegungen, wenn er meint, *daß die Freude am Gold und Geldbesitz auch den symbolischen Ersatz für und die Reaktionsbildung auf die verdrängte Analerotik und Koprophilie in gelungener Verdichtung repräsentiert, d.h. gleichzeitig auch dem Lustprinzip genügen will.*

nach seinem Scheitern gegenüber Schiller in einer medialen Beziehung über Charlotte von Kalb unaufhaltsam in die Verstrickung mit einer Frau zieht, die nicht nur selbst als mütterliche Geliebte für ihn psychologisch unmittelbar sehr attraktiv ist, sondern die sich so zwischen dichtendem Geliebten und reichem Ehemann ansiedelt, dass auch die unbewussten homoerotischen Bedürfnisse ihres Liebhabers befriedigt werden können. Erst in einer solchen Umgebung kann dann Hölderlin dem „Hyperion“ die endgültige Gestalt geben, in der nicht nur unerfüllte Liebesbeziehungen zwischen den Geschlechtern eine Rolle spielen, sondern auch die von ihm so empfundene gleichgeschlechtliche Liebe zwischen Männern.

In der literarischen Nachbildung des „Hyperion“ kommen solche medialen Bezüge, wie sie in Waltershausen und Frankfurt ausgelebt werden, auf mehrfache Weise zum Vorschein, scheinen aber auf der formalen Ebene wenig spezifisch, wenn die Situation der Briefe zwischen Hyperion und Bellarmin betrachtet wird, welche Diotima betreffen, obwohl hier natürlich auch auf mittelbare Weise Emotionen zwischen Männern ausgetauscht werden. In dieser Hinsicht übersteigt die kommunikative Situation des „Hyperion“, die schon auch ein mediales homoerotisches Moment in sich trägt, etwa die von Goethes „Werther“ nicht, wo sich über eine formale mediale Homoerotik zwischen Werther und seinem Brieffreund Wilhelm hinaus, der die Briefe der literarischen Konstruktion nach lesen muss, bzw. dem „Leser“, der mittels „gute(r) Seele“ angesprochen wird und auch – wenigstens den auffälligeren zeitgenössischen Wirkungen nach – vorwiegend männlich ist, eine inhaltlich offensichtliche und sehr intensive Medialität erotischer Natur zwischen Werther und Albert nachzeichnen lässt, die im „Hyperion“ in dieser Weise nicht so unmittelbar hervortritt.¹²⁸

Ein wesentlicher Unterschied¹²⁹ zwischen Hölderlins „Hyperion“ und den möglichen Vorbild- oder Konkurrenzmodellen besteht aber darin, dass der Inhalt selbst neben dem

Der kapitalistische Trieb enthält also – nach unserer Auffassung – eine egoistische und eine analerotische Komponente.

(Sándor Ferenczi, Zur Ontogenie des Geldinteresses, in: Schriften zur Psychoanalyse I, hg. von Michael Balint, Frankfurt, 1970, S. 205, Hervorhebung im Zitat)

¹²⁸ Sehr deutlich ist dies z. B. im Brief vom 10. September zu sehen, wo Lotte zwischen Liebhaber und Verlobtem hin- und herpendelt, indem sie mit den Todesphantasien spielt, die auch im „Hyperion“ eine nicht zu übersehende Rolle spielen:

Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte jemand gehen und fragte und forderte dich zu sich, und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich sein, zusammen glücklich sein würden...« - Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie und rief: »Wir sind es! wir werden es sein!« - Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber. / »Werther,« fing sie an, »und diese Frau sollte dahin sein! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und niemand als die Kinder das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen!« / Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen und hielt ihre Hand.

(J. W. v. Goethe, Die Leiden des jungen Werther, Stuttgart, 1986, S. 69 f.)

¹²⁹ Die inhaltlichen Differenzen zwischen dem „Hyperion“ und Goethes „Werther“ sind trotz bestimmter formaler Analogien deutlicher, als sie Laplanche festzustellen meint, wenn er dem „Eremiten in Griechenland“ eine „gewisse Wertherweichheit“ attestiert, die er den psychopathologischen Frühererscheinungen im Werk Hölderlins zuschlägt (Laplanche, l. c., S. 15).

Bei Nietzsche heißt das in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ (KSA, Bd. I, S. 172):

[...]man feierte im lauten Philisterkreise das Andenken eines wahren und ächten Nicht-Philisters, noch dazu eines solchen, der im allerstrengsten Sinne des Wortes an den Philistern zu Grunde gegangen ist: das Andenken des herrlichen Hölderlin, und der bekannte Aesthetiker hatte deshalb ein Recht, bei dieser Gelegenheit von den tragischen Seelen zu reden, die an der „Wirklichkeit“ zu Grunde gehen, das Wort Wirklichkeit nämlich in jenem erwähnten Sinne als Philister - Vernunft verstanden. Aber die „Wirklichkeit“ ist eine andere geworden: die Frage mag gestellt werden, ob sich Hölderlin

mitgeteilten Verhältnis zu einer Frau in der Alabanda – Geschichte einen unmittelbaren homoerotischen Kern besitzt, der zwar im Lauf der Handlung vorübergehend aufgelöst wird, wenn Diotima in diese eintritt, schließlich sich aber doch durchsetzt, weil Alabanda und Hyperion – wenn auch um einer übergeordneten Zielsetzung willen – wieder zusammenfinden, um zu den Soldaten zu gehen, bevor Hyperion dann völlig vereinsamt.

Natürlich hat dieser homoerotische Handlungsstrang einen von vorne herein zu beobachtenden, ihn gleichsam verhüllenden und zugleich rechtfertigenden ideologischen Überbau, wenn Hyperion und Alabanda etwa beschließen, „das Vaterland erretten [...] oder untergehn“¹³⁰ zu wollen. Ein solch hehrer gemeinsamer Beschluss hindert die beiden aber keinesfalls, sich schwärmerisch zu umturteln¹³¹ und ihre „Bräutigamstage zusammen (zu) haben“¹³². Dieser Aspekt wird im Laufe der Entstehungsgeschichte des „Hyperion“ ganz deutlich aufgebaut und stellt neben den vielfach in der Literatur abgehandelten Gründen für das Scheitern der Liebe zwischen Hyperion und Diotima schon den kaum zu übersehenden Hintergrund für die tragische Entwicklung des Romans dar, in dem nicht nur die Geliebte stirbt, sondern auch der alternierend Männer und Frauen liebende Held schließlich in völliger Vereinsamung verstummt. Insofern ist das Scheitern Hyperions umfassender als das des „jungen Werthers“, wenn hier auch kein so blutig - spektakulärer Abgang gewählt wird.

*wohl in der gegenwärtigen grossen Zeit zurecht finden würde. „Ich weiss nicht“, sagt Fr. Vischer, „ob seine weiche Seele so viel Raubes, das an jedem Kriege ist, ob sie soviel des Verdorbenen ausgehalten hätte, das wir nach dem Kriege auf den verschiedensten Gebieten fortschreiten sehen. Vielleicht wäre er wieder in die Trostlosigkeit zurückgesunken. Er war eine der unbewaffneten Seelen, er war der **Werther Griechenlands**, ein hoffnungslos Verliebter; es war ein Leben voll Weichheit und Sehnsucht, aber auch Kraft und Inhalt war in seinem Willen und Grösse, Fülle und Leben in seinem Stil, der da und dort sogar an Aeschylus gemahnt. Nur hatte sein Geist zu wenig vom Harten; es fehlte ihm als Waffe der Humor; er konnte es nicht ertragen, dass man noch kein Barbar ist, wenn man ein Philister ist.“* (Hervorhebung **fett** von mir, KR; Hervorhebung gesperrt von F. Nietzsche), in der KSA findet sich für das Vischer-Zitat kein Quellennachweis (Bd. 14, S. 60). Vgl. aber: J. Steinhausen, Hölderlin- „der Werther Griechenlands“, in: Weimarer Beiträge, 46. Jg., Heft 4, 2000, S. 503-523, wo unter Bezug auf diese Quellenlage die von Nietzsche vorgenommene Dialektik von „Philistern“ und „Kulturmenschen“ überlesen wird, die er als „cynisch“ bezeichnet, an deren Mangel Hölderlin jedoch zugrunde gegangen sei; statt dessen zieht Steinhausen diesen Abschnitt als frühen Beleg für eine homoerotische Neigung Hölderlins so heran, als seien „Weichheit“, „zu wenig vom Harten“ etc. Hinweise dafür und eben nicht der Verweis darauf, dass dieser Dichter – ganz unabhängig von seinen erotischen Neigungen – daran gescheitert, dass er in einem umfassenderen Sinn den (ich meine: ästhetischen) Normen seiner Zeit sich entzog.

Wenn Steinhausen im weiteren Gang seiner Überlegungen auf die „Nachgelassenen Fragmente“ Nietzsches lenkt, in denen dieser sich über die mangelhafte sexuelle Aktivität von Hölderlin und anderen literarischen Figuren auslässt, weshalb etwa Leopardi impotent geworden sei, so ist einigermaßen unverständlich, wenn er dieser offensichtlich seit Bertaux überholten Perspektive beitrifft, obwohl er (auf S. 503) angibt, diese Quelle zu kennen. Vgl. deshalb auch die Anmerkung zu Abb. (9): Die Analogiebildung zwischen „Leben“ und Werk des Friedrich Hölderlin scheint kein Ende nehmen zu wollen.

¹³⁰ FA, Bd. 11, S. 611, Bertaux handelt diesen Zusammenhang in den Hölderlin - Variationen (l. c.) nur mangelhaft ab, wenn er dort (S. 188) auf die Beziehung zu Sinclair anspielt; Ursula Brauer weist darauf hin, dieser habe zur fraglichen Zeit trotz der anderweitigen Bindung seiner Mutter ein „symbiotisches Verhältnis“ mit ihr gehabt, das sich nach ihrer neuerlichen Verwitwung intensiviert habe und einen der Gründe dafür darstelle, dass er dauerhaft an Homburg gebunden gewesen sei (Biographisch - Bibliographisches Kirchenlexikon, Band XXVI, 2006, Spalten 1372-1389). In welchem Umfang die ödipale Fixierung des Freundes auf Hölderlin übertragen worden und zugleich / an anderen Stellen in eine homoerotische Fixierung der beiden Freunde umstilisiert worden ist, die im Jenenser Gartenhaus ausgelebt worden sein soll, muss auf Grund der - Sinclair betreffend - mager erscheinenden Quellenlage offen bleiben.

¹³¹ Hölderlin:

Um alle Kronen möcht' ich von Dir mich nicht befreien, aber es verängstigt denn doch mich oft, daß Du mir so unentbehrlich seyn sollst, daß ich so gefesselt bin an Dich; und sieh, fuhr er fort, daß du ganz mich hast, sollst du auch alles von mir wissen.“ (FA, Bd. 11, S. 613)

¹³² FA, Bd. 11, S. 614

Hölderlin beschreibt einen entwicklungspsychologisch realistischeren Handlungsgang als ihn der Entwurf Goethes enthält, weil er (freilich auch streng patriarchalisch orientiert) der schwärmerischen Begegnung mit Adamas die intensive Begegnung mit Alabanda folgen lässt, in welche die erotische Beziehung zu einer Frau (Melite / Diotima) aber – wenn auch in den verschiedenen Entwicklungsstufen des Romans auf unterschiedliche Weise – so eingebettet wird, dass sie ebenfalls zu keinem glücklichen Schluss finden kann. Während die früheren Entwürfe davon bestimmt sind, dass die Frau den Liebhaber mit dem Hinweis aus der Szene entfernt, es sei eine Pause in der Liebe fällig, hat die Endfassung diesen feministischen Ablösungsentwurf internalisiert. Hyperion erliegt den Lockrufen homoerotischer Anbindung und damit verbundener regressiver Gefühlslagen, die der politischen Überprüfung (bezogen auf das faktische Geschehen im Krieg) aber nicht standhalten und vereinsamt deshalb zum schlechten Ende.

Ein anderer gewichtiger Unterschied zwischen „Werther“ und „Hyperion“ besteht hinsichtlich der Haltung zum Mythos. Bekanntlich wird die Lektüre der Schriften Homers bei Goethe im Lauf der Handlung ersetzt durch die des „Ossian“, dessen Entstehungs- und Wirkungsgeschichte hier keine Rolle spielen soll, obwohl auch Hölderlin ihn gelesen und schwärmerisch verehrt hat,¹³³ während „Hyperion“ zwar unter die Deutschen gerät, dem griechischen Vaterland aber innerlich verpflichtet bleibt. Geistig ist damit der „Hyperion“ dem Heineschen „Ardinghello“ (1787) verwandt, dessen „glückselige Inseln“ an der kleinasiatischen Küste der Ägäis (in „Smyrna“) liegen und Zielpunkt des Romangeschehens darstellen.

Die allgemeine Lebenssituation und der auf die griechische Antike gerichtete Kultus der am Ende des „Ardinghello“¹³⁴ sich bildenden Exilantensekte klingt ganz deutlich im Thalia - Fragment nach, wo sich eine freilich kleinere Kultgemeinde am Grabe Homers versammelt, um diesem zu huldigen.

Eine Nänie, die mein Innerstes erschütterte, sangen wir drauf dem Schatten des lieben blinden Mannes, und seinen Zeiten. Alle waren tiefbewegt. Melite sah fast unverwandt auf seinen Marmor, und ihr Auge glänzte von Thränen der Wehmut und der Begeisterung.

Alles war nun stille. Wir sprachen kein Wort, wir berührten uns nicht, wir sahen uns nicht an, so gewiß von ihrem Einklang schienen alle Gemüther in diesem Augenblicke, so über Sprache und Äußerung schien das zu gehen, was jetzt in ihnen lebte.

Es war Gefühl der Vergangenheit, die Todtenfeier von allem, was einst da war.

Erröthend beugte sich endlich Melite gegen Notara hin, und flüsterte ihm etwas zu.

Notara lächelte, voll Freude über das süße Geschöpf, nahm die Scheere, die sie ihm bot, und schnitt sich eine Loke ab.

¹³³ An Immanuel Nast, Nr. 21, S. 39

¹³⁴ Wilhelm Heine: Ardinghello und die glückseligen Inseln, Leipzig, 1961, S. 489, Hölderlin kennt ausweislich der Widmung zur „Hymne an die Göttin der Harmonie“ und eines Briefes an Karl Gok den „Ardinghello“ (An den Bruder vom 13. Okt. 1796, Nr. 127, S. 240)

*Ich verstand, was das sollte, und tat stillschweigend dasselbe.
 Wem sonst, als dir? rief der Tiniote, indem er seine Loke gegen den Marmor hielt.
 Auch die andern gaben, ergriffen von unsrem Ernste, ihr Todtenopfer.
 Melite sammelte das andere zu dem ibrigen, band es zusammen, und legte es an der Büste nieder,
 indes wir andern wieder die Nänie sangen.
 Das alles diente nur, um mein Wesen aus der Ruhe zu locken, in die es gesunken war. Mein Auge
 verweilte wieder auf ihr, und meine Liebe und mein Schmerz ergriffen mich gewaltiger, als je.
 Ich strengte mich umsonst an, auszubalten. Ich mußte weggeh'n. Meine Trauer war wirklich grün-
 zenlos. Ich gieng hinab an den Meles, warf mich nieder aufs Gestade und weinte laut. Oft sprach ich
 leise ihren Nahmen vor, und mein Schmerz schien davon besänftigt zu werden.
 [...]
 Mitten in diesem Tumulte hört ich etwas durch die Myrthen rauschen. Ich raftete mich auf - und o
 Himmell! es war Melite.¹³⁵*

Die weitschweifige kulturell - religiöse und eine daraus abgeleitete ausschweifende Lebenssituation der Kommunarden bei Heinse erscheint hier reduziert auf die von Melite angeregte Bündelung der Locken und deren Opferung an der Statue Homers und die der allgemeinen religiösen Tradition entnommenen Gesänge dort erscheinen hier auf die aus der griechischen Tradition verkürzt. Die innere Verbindung zwischen dem „Ardinghello“ und „Hyperion“ besteht also darin, dass jener dort ankommt, wo dieser einsetzt, nicht nur geographisch auf den Inseln, sondern auch hinsichtlich der mythologischen und literarischen Inhalte, auf die Bezug genommen wird.

Auch hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Rollenverteilung bestehen Verbindungen zwischen den beiden Romanen: In der Heinseschen Version scheinen eher die Männer gegenüber den Frauen insgesamt dominant zu sein, während bei Hölderlin die Rollen gleichmäßiger, wenn auch immer noch geschlechtsspezifisch verteilt sind. Die Initiative zu dieser rituellen Pilgerreise geht insgesamt von Notara aus, während Melite erst im Konkreten veranlasst, dass sich die versammelte kleine Gemeinde die Haare abschneidet, sie vermischt und dann dem Homer weiht.

Wenn angenommen werden darf, dass das Spiel mit abgeschnittenen Locken und deren Austausch / Vermischung einen eindeutig erotischen Aspekt besitzt, ist die Bündelung der Haare der Höhepunkt einer ins Religiöse überhöhten literaturgeschichtlichen Kulturhandlung, die damit nicht nur beendet wird, sondern auch ihre Qualität ändert, denn aus der Trauerfeier für Homer schält sich eine intime Begegnung zwischen Hyperion und Melite heraus, die abseits des allgemeinen kultischen Geschehens möglich wird.

Der erotische Handlungsstrang beginnt aber damit, dass Melite Notara, dem Verwandten ihrer Mutter,¹³⁶ etwas zuflüstert, das nicht verstanden werden kann, weil es in der Verwandtschaft bleiben soll, aber dennoch dazu führt, dass sich der erzählende Hyperion

¹³⁵ FA, Bd. 10, S. 66 f., (Hervorhebung von mir, KR)

¹³⁶ FA, Bd. 10, S. 53

ohne weiteres dem eingeleiteten Ritual anschließt. Scheinbar löst der Anblick des toten Dichters in der jungen Frau einen erotischen Impuls aus, der sie erröten lässt und dann Hyperion zutreibt; dies ist aber nicht unmittelbar möglich, sondern nur über den Umweg der geheimen Mitteilung an den „Vetter“ Notara und den gemeinsamen kultischen Akt, in dem so getan wird, als flössen Thanatos und Eros zusammen. Der Einzige, der dieses Spiel zwischen „Vettern“ und „Basen“ aber richtig erfasst, ist der externe Beobachter Alabanda, der den erotischen Anstoß, der offensichtlich zuvörderst dem „Vetter“ gilt, aufnimmt und dem toten Dichter zulenkt, also in geordnete und damit die zunächst vereinbarten Bahnen bringt. Der „hereingeschmeckte“ Liebhaber, der mehr will als nur eine gemeinsame Verehrung Homers, dessen Verehrung gespalten ist zwischen der, die er mit den anderen im Ritus teilen kann, und der Liebe zu Melite und der über sein Liebesverhältnis in die Familie der Frau einzudringen versucht, reagiert eifersüchtig und ahnt schon, dass er sich über seinen erotischen Annäherungsversuch an die Frau, die im Gespräch mit ihrem „Vetter“ errötet, die Flügel (oder was sonst auch immer) verbrennt, unabhängig davon, ob er sich nun in diese weitgehend inzestuös organisierte Angelegenheit hineinbegibt, oder ob er sie flieht. Er kann die Situation aber nur dadurch auflösen, dass er sie flieht, weil selbstverständlich gilt: Wer nicht zur Verwandtschaft gehört, bleibt auf jeden Fall ein Fremder, weil er die internen Geheimnisse der religiösen und erotischen Impulse und ihre Verknüpfungen nicht kennt. Da nützt es auch nichts, wenn Melite post festum den Geliebten im Gebüsch aufsucht, um ihn wieder aufzumuntern, denn sein grundsätzliches Dilemma kann auch sie nicht auflösen, das aus dem Umstand herrührt, dass er nicht zu dem Kreis der mittels Abstammung von vorne herein Zusammengehörigen zählt.

Damit hat Hölderlin nicht nur ein ziemlich genaues Gegenbild zu seinen eigenen biographischen Versuchen entworfen, in denen er seine Affairen dadurch abzusichern versucht, dass er Dritte in seine Beziehungen mit einbezieht, den „Bruder Nast“, seinen Freund Neuffer, die Schwester usw., ohne damit aber die angestrebten Beziehungen so fixieren zu können, dass sie endgültigen Bestand haben. Dem widerspricht der Umstand nicht, dass FH je selbst die Initiative ergreift, wenn Trennungen fällig sind, er kann die Demütigungen nicht ertragen, die aus sozialen Distanzen resultieren, weder als Kind einer Zugezogenen in Württemberg, noch als Angestellter von Adligen oder Geldaristokraten, wobei ihn das Frankfurter Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnis am meisten schmerzen muss, weil er bei einigermaßen gerechter Behandlung durch die Mutter durchaus in der Lage wäre, auch einer verwöhnten Frau wie Susette Gontard einige Annehmlichkeiten zu bieten. Deshalb ist der Beschwerdebrief über die missliebigen Verhältnisse in Frankfurt schon genau adressiert: Er führte der Verursacherin seines Scheiterns gegenüber Susette vor Augen, was ihr Geiz ihrem Sohn gegenüber für fatale Folgen zeitigt, stößt aber natür-

lich bei seiner Mutter damit auf völlig taube Ohren. Johanna Hölderlin / Gok kann aber ihren Erstgeborenen gar nicht erhören, nicht nur, weil sie – wie Zimmer berichtet –, während der Schwangerschaft mit Friedrich ein Gelübde ablegt, nach dem sie dieses Kind der Kirche zuführen will,¹³⁷ sondern weil sie offenbar nach dem Tod ihres ersten Ehemanns fest davon überzeugt ist, in diesem Sohn auf zweifache Weise väterliches Erbe an diesen Sohn weiterzugeben: Das ihres eigenen Vaters als geistliches Vermächtnis und das materielle Erbe ihres verstorbenen Mannes Heinrich. Mit dieser doppelten Projektion und dem daraus resultierenden psychischen Druck hat sich nicht nur der junge Hölderlin auseinander zu setzen, sondern auch mit Folgebeschädigungen, wenn er schon mit 14 Jahren von zu Hause weggeschickt wird, um nicht zuletzt aus Gründen der ökonomischen Rentabilität auf dem Weg der evangelischen Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn mit dem Pfarrdienst als Ziel, das ihm seine Mutter gesetzt hat, zugeführt werden soll.

Es ist ganz gewiss nicht übertrieben, wenn in diesem Zusammenhang von einer massiven Schädigung in einem weiten Sinne der Freudschen Ödipus - Konstruktion¹³⁸ geredet wird, weil Hölderlins Mutter auf mehrfache Weise eine mögliche und m. E. notwendige positive Anbindung eines Sohnes an seine Mutter verhindert. Dem Versuch, daraus aber eine pathologische psychische Disposition abzuleiten, wie ihn Laplanche unternimmt, muss nicht notwendig gefolgt werden, weil nicht nur die Affären mit Elise Le Bret und anderen Frauen auf der einen Seite, andererseits aber auch und gerade der Umgang mit Friedrich Schiller zeigen, wie begrenzt die Bereitschaft Hölderlins ist, sich einer einzigen Person bedingungslos an den Hals zu werfen. Dabei war sein Misstrauen gegenüber Frauen, das er gerade durch die Verstoßung durch die Mutter erworben hat, schon stark ausgeprägt, er bearbeitet es aber einerseits durch poetische Produktionen, die deshalb bis heute so erfolgreich sind, weil sie viele Menschen bei ihren ödipalen Ängsten abholen können, andererseits aber eben dadurch, dass sich FH immer wieder in personelle Geflechte begibt, mittels derer er sich – letztlich allerdings vergeblich – vor emotionalen Abstürzen abzusichern versucht.

Aufgrund dieser Disposition und wegen der eigenen positiven Anbindung an die Schwester, die allerdings im Roman nach außen projiziert erscheint, muss Hölderlin auch einen optimistischen Schluss verwerfen, wie ihn Heinse im „Ardinghello“ skizziert, obwohl die Handlungsweise Melites einem allgemeineren Umstand weiblicher Initiative entspricht, den dieser Roman auch enthält.¹³⁹ Der Exodus diverser italienischer Liebespaare nach

¹³⁷ FA, Bd. 9, S. 326

¹³⁸ An der Konstruktion Freuds scheint mir die moralischen Belastung der je jüngeren Generation problematisch, weil sie aitiologisch ebenso unscharf erscheint, wie sie im Drama des Sophokles die Verfehlungen des Vaters Laios verbirgt.

¹³⁹ Vor allem die frühen Stufen des „Hyperion“ besitzen mehr gemeinsame Elemente mit dem Roman Heinses als nur das musikalische Melos, oder den gleichen „Urstrom“, wie das Karl Michael Komma annimmt (zitiert nach Bertaux, l. c., S. 373; Quellenachweis dort, S. 651), welche (mit Heinse geteilten) Tonlagen Laplanche hingegen den frühen Merkmalen einer „pathologischen

Kleinasien wird hier nur dadurch möglich, dass eine Frau, Cäcilie, der sich am Schluss der Erzähler wieder zugesellt, „unter allerlei Vorwand ihre reichsten Güter“ verkauft.¹⁴⁰ Es ist müßig, darüber zu spekulieren, auf welche zeitgeschichtlichen oder persönlichen Ereignisse Heinse anspielt, weil in seinem Roman für sich genommen schon ganz offensichtlich wird, welche Konstellationen entstehen, wenn ökonomischer und erotischer Kontext wieder hergestellt werden, die im Thalia - Fragment nicht existieren, weil Hölderlin sich weigert, seine missliche persönliche Situation dadurch zu bearbeiten, dass er – wie Heinse, den er im Übrigen überaus schätzt – eine urkommunistische Utopie nachspinnt, die dadurch zustande kommt, dass eine Frau ihr Vermögen auflöst und ihren Wohlstand ihrem erotischen und zugleich ideologischen Umfeld zur Verfügung stellt. Einfacher ausgedrückt: Hölderlin kann sich nicht vorstellen, von einer reichen Frau abhängig zu sein, weil dies nur den Zustand fortsetzen würde, in dem er auf leidvolle Weise auf seine Mutter angewiesen ist. Dieses unfruchtbare familiäre Verhältnis verbietet ihm geradezu eine Fortführung auch unter veränderten Bedingungen. Da er aber als Schriftsteller ökonomisch nicht bestehen kann, muss er sich fortwährend Konditionen aussetzen, die ihn zugleich anziehen, weil er sich den entsprechenden Kreisen zugehörig fühlt, die ihn aber eben wegen der Gefahr, in erneute Abhängigkeiten zu geraten, im Innersten so abstoßen, dass er zwar entsprechende Affairen beginnen und abwickeln, tatsächlich aber keine festen Beziehungen eingehen kann, die aus Arbeitsverhältnissen resultieren.

Hölderlin entknüpft diesen komplexen Zusammenhang deshalb nicht nur bereits im Thalia - Fragment, indem er die erotischen Verbindungen innerhalb der kleinen Pilgergemeinde, die bei Heinse einen bedeutenden Anteil haben, zwar nicht zum Verschwinden bringt, aber auf das symbolträchtige Abschneiden und Vermischen der Haare reduziert, sondern auch dieser Rest wird mitsamt dem Zitat, das später der Widmung an Susette Gontard dienen soll, im Laufe der Produktion des „Hyperion“ ausgemerzt. In der letzten Fassung erscheint die Szene nur noch fragmentarisch und die Beteiligten sind nur noch der „Tiniote“ Adamas und Hyperion selbst. Letzterer berichtet: „Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Nio wurde mir die heiligste unter den Inseln.“¹⁴¹ Zugleich ist die Verehrung des antiken Dichters als reine Männersache an die Stelle eines

Konstitution“ (l. c., S. 15) Hölderlins zuordnet, weil sie vor allem im „Hyperion“ überwiegend „elegisch“ ausgerichtet seien und (schon deshalb) eine unangemessene Verknüpfung von „Depression“ und Gefühlen des „Überschwangs“ miteinander zu vereinigen suchen (S. 79). Weil sich Laplanche frühzeitig auf eine Affirmation der 1909 aufgestellten Behauptung von Lange festgelegt hat, nach der FH ohne weiteres und zweifelsohne wahnsinnig gewesen sein muss, kann er es sich aber auch gar nicht leisten, die verschiedenen Stufen des „Hyperion“ inhaltlich miteinander zu vergleichen, sondern muss sich mit Hinweisen auf den „Melos“ der Dichtung begnügen, die den semantisch eher schwächer ausgebildeten Bereich der „Tonarten“ in den Vordergrund rücken und z. B. die Fragestellung überflüssig erscheinen lassen, in welchem Umfang Hölderlin seine psychische Situation tatsächlich (und realistisch) erkannt und mittels der Bemühungen um den „Hyperion“ und den Abstand bearbeitet hat, den er zu Heinse gewinnt.

¹⁴⁰ Heinse, l. c., S. 489

¹⁴¹ FA, Bd. 11, S. 595

reichlich promiskuen pseudoreligiösen Kultus getreten, den Hölderlin im Kern von Heinse übernimmt, dann aber während der Produktion des „Hyperion“ tilgt.

Mit dem Susette Gontard (in welchem Zusammenhang auch immer) gewidmeten Zitat „Wem sonst als Dir.“ kommt der ursprüngliche Sachverhalt aber wieder zum Vorschein, wenn auch in sprachlich entstellter Form. Hölderlin kann in dem Moment, in dem er (in Frankfurt) wahrnimmt, dass seine theoretischen Entwürfe mit den gelebten nicht übereinstimmen, nur (dort) davonlaufen (wenigstens bis Homburg vor der Höh') und einen geordneten Rückzug hinsichtlich seines literarischen Hauptentwurfs antreten, der aber mit einer deutlich erkennbaren, leeren Versprechung endet.

Deshalb ist schon von Bedeutung, vor welchem Teil des „Hyperion“ eine persönliche Widmung mit einem solchen Ausschließlichkeitsanspruch angesiedelt wird, ob sie so authentisch ist, wie es durch den Zustand des in Marbach ausgestellten Exemplars den Anschein hat und als wie stichhaltig Bertaux' anrührende Schilderung der Übergabe des ersten Exemplars vom „Hyperion“ an Frau Gontard sich erweist, weil durch die Rückbesinnung auf die in Waltershausen entstandenen Textstufen nicht nur die offensichtlich selbständig gewordenen homoerotischen Anteile der Endfassung relativiert würden, sondern auch eine Umwidmung des Stoffs durch Hölderlin selbst festgestellt werden müsste.

Der Umstand, dass vom Original des Waltershäuser Entwurfs, aus dem Marie Rätzer wenigstens das abgeschrieben hat, was 1956 von Adolf Beck gefunden wurde, nichts und von der Abschrift sehr wenig erhalten geblieben ist, kann nicht überbewertet werden. Dennoch soll hier der Hinweis riskiert werden, dass mit diesen Manuskripten Belege vernichtet worden sind, die auf früheren Erinnerungen Hölderlins an die Begegnung mit Frauen beruhen, die aber auch auf die Frankfurter Zeit hätten bezogen werden können. Aus beiden Annahmen gehen leicht einsehbare Gründe hervor, die in Waltershausen entstandenen Manuskripte zur Seite zu schaffen. Der wichtigste liegt darin, dass irgend jemand nicht wahrhaben will, dass der verehrte Dichter zuvor schon sehr tiefgreifende emotionale Erlebnisse gehabt hat, weshalb diese – und nicht die aktuellen – ihn zur Produktion des „Hyperion“ animieren und deshalb die Papiere wegwirft. Die andere – allerdings irrige – Annahme, die zu einer Vernichtung der zur Rede stehenden Textstufen geführt haben kann, besteht in einer unterstellten, direkten Korrelation zwischen dem „Hyperion“ mitsamt seiner Textstufen zu eben den Frankfurter Ereignissen, die nicht Grundlage der Dichtung darstellen, welcher Bezug dann aber durch Vernichtung der Entwürfe getilgt wäre, z. B. zum Schutz des Rufes aller Beteiligten, die sich in dieses Geschehen verwickelt sehen. Als besonders fürsorglich in dieser Hinsicht erweist sich Karl Gok, dessen inquisitiver Eifer offenbar nicht nur erhebliche Lücken in das lyrische Werk Hölderlins reißt, sondern auch und vor allem sich auf den Briefverkehr seines Halbbru-

ders Friedrich bezieht, den er vorgeblich vor Nachforschungen u. a. seitens der Familie Gontard schützen will. Diesem von ihm selbst vorgebrachten Bedürfnis nach Diskretion¹⁴² steht allerdings entgegen, dass Karl G. völlig unverhohlen, direkt und durchgehend Susette Gontard als Friedrichs Diotima bezeichnet und auch vorhat, diese Zuordnung in einem biographischen Abriss so zu benennen. Im Übrigen erscheint die Sorge Goks um den guten Ruf des angeblich von geistiger Umnachtung befallenen FH schon deshalb vordergründig und wenig überzeugend, weil die Gontard - Affaire nicht nur den einschlägigen Tübinger Akademikerkreisen bekannt ist, sondern bereits 1840 so allgemein die Runde macht, dass er in die schöngeistige Literatur eingeht.¹⁴³

Die Grundlage einer solchen Hypothese besteht darin, dass auch ein Mann wie Hölderlin sich im zwischenmenschlichen Umgang nicht immer neu inszeniert haben dürfte, also von frühen LeserInnen des „Hyperion“ her schon Ähnlichkeiten zwischen Situationen bestehen, die sie erlebt haben oder beobachten, und denen, die sie aus der Feder Hölderlins zu lesen bekommen.

Die zitierte Szene, in der sich eine kleine, Homer verbunden fühlende Gemeinde mittels Haarbüschel unter einander verschwistert, wird offenbar auch von einer solchen allgemeinen Erinnerung bestimmt, in denen sich möglicherweise frühe LeserInnen Hölderlins wiederentdecken können:

Sie (Melite, KR) mußte wohl erschrecken, so ein zerstörtes Geschöpf vor sich zu sehen. Ich stürzte hin zu ihr in meiner Verzweiflung und rang die Hände und flehte nur um Ein, Ein Wort ihrer Güte. Sie erblaßte und konnte kaum sprechen. Mit himmlischen Thränen bat sie mich endlich, den edlern, stärkeren Theil meines Wesens kennen zu lernen, wie sie ihn kenne [...].¹⁴⁴

Dies erinnert nicht nur an eine von Nast berichtete Szene nach dem Tod einer Tante, in der ihn Louise wieder aufrichtet, indem sie ihn „an die Ewigkeit mahnt, woraus sich dann „selige Stunden“ ergeben,¹⁴⁵ sondern ist deutlich abzugrenzen von einem Ereignis aus der Tübinger Zeit, in der sich Hölderlin von Louise Nast löst und Elise Lebret zuwendet, was wohl auch nicht ohne Eifersüchteleien abgegangen sein dürfte und wovon Hölderlin seinem Freund Neuffer berichtet:

Warum ich Dir so lange nicht geschrieben habe, hat Dir gewiß geahndet – Leider! Leider! Aus bösem Gewissen. / Video meliora proboque / Deteriora sequor.¹⁴⁶

¹⁴² Schlesier, l. c., S. 145

¹⁴³ Bettina von Arnim, (i. e.: Bettine) Die Gunderode, 1840 (Quelle: Schlesier, l. c., S. 164)

¹⁴⁴ FA, Bd. 10, S. 67

¹⁴⁵ An Immanuel Nast, Nr. 21, S. 39

¹⁴⁶ *Ich sehe das Bessere und halte es für recht, und folge doch dem Schlechteren.* (Ovid, Metamorphosen, VII, 21; vgl. aber auch: Baruch de Spinoza, Vierter Teil der Ethik, Von menschlicher Knechtschaft oder von den Kräften der Affekte, Vorwort): (Der Mensch) *unterliegt dem blinden Geschick, in dessen Gewalt er so sehr steht, daß er oft gezwungen ist, dem Schlechteren zu folgen, selbst wenn er das Bessere sieht*; offensichtlich kennt FH beide Textstellen, da er auf den vierten Teil der Ethik Spinozas in einem Aufsatz hinweist, der von Sattler auf den Februar 1791 datiert wird (FA, Bd. 17, S. 85 ff.)

Doch so ganz schlimm steht es eben nicht. Aus Gelegenheit einer Auktion, wo ich freilich keinen Beruf hatte, kam ich Ihr nahe – erst kalte Blicke – dann versöhnliche – dann Komplimente – dann Erinnerungen und Entschuldigungen -! so wars von beiden Seiten. Seelenvergnügt ging ich weg, nahm mir aber doch bei kälterem Blut vor, wie zuvor, den zurückhaltenden zu spielen, und bin bisher meinem Vorsatz treu gewesen – das heißt – im Durchschnitt! Ein andersmal geb'n wir mehr ins Detail. Ich bin zum Stoiker ewig verdorben. Das seh' ich wohl. Ewig Ebb' und Flut. Und wenn ich mir nicht immer Beschäftigung verschaffte – oft aufzwängte, so wär ich wieder der Alte. „Du siehst, Herzensbruder! „mein bestres Selbst willig“ wirst mir also verzeihen, wirst mich leiten wo es not ist, aufheitern, wo es Not ist.- [...]“¹⁴⁷

Entscheidend ist, dass in schwierigen Situationen der Impuls sich wieder aufzurichten, größer und ruhiger, also auch selbstbewusster sein zu wollen, als Hölderlin sich fühlt, nicht nur von ihm selbst, von innen, sondern auch von außen – im Liebeserlebnis – mit einer Frau kommen kann. Daran ist weniger die Feststellung der Tatsache selbst erstaunlich, als vielmehr der frühe Zeitpunkt, zu dem ein junger Mann die Liebe zu einer Frau so offenherzig funktional beschreibt und neben dem Hinweis auf die wohl dosierte Zuwendung, die er gegenüber Elise Lebret in Anwendung zu bringen gedenkt, und die Anlässe, welche es notwendig machen, sich von einer Frau aufrichten zu lassen, vorsätzlich unter Kontrolle bringen zu wollen. Dieses Bedürfnis nach regulierter Emotionalität bezieht sich für Hölderlin einmal auf die Liebesaffäre selbst, zum anderen aber auf die Erinnerung an den frühen Tod des Vaters, die sich ihm anlässlich des Ablebens der Tante aufdrängt, die die Schwester des Vaters war.

Solche Erinnerungsfelder und eine grundsätzlich funktionale Haltung gegenüber Gefühlszuständen bestimmen auch die frühen Produktionsstufen des „Hyperion“, von denen eine im Umfeld Susette Gontards ebenso verschwindet, wie der hier beschriebene Zusammenhang in der letzten Fassung des Romans kaum mehr zu finden ist. Offenbar hat Hölderlin zwischen 1792 / 4 und 1797 – wenigstens bezogen auf seine literarische Produktion – die beiden ihn so intensiv bestimmenden Gefühlslagen so zu entflechten gewusst, dass er sie nicht mehr bedingend miteinander verknüpfen muss und von daher die Liebesgefühle, die eine Frau einem Mann entgegenbringt, dann funktional einsetzt, wenn die dem Mann innewohnenden seelischen Kräfte nicht hinreichen, um die immer wieder aus ihm hervorbrechende Trauer um den verlorenen Vater zu bewältigen.

Für den Verlauf der Ereignisse im Roman spielt auf der Ebene des Thalia - Fragments noch eine Rolle, dass in der Begegnung der Liebenden, die von einem anderen Geheimnis (zwischen Melite und Notara) belastet ist, der erotische Impuls erlahmt, nachdem ein sehr intensives Gruppenereignis stattgefunden hat. Die (gemeinsame?) Geliebte, der angesichts der Vorstellung, die Locken der Anwesenden zu bündeln und dem Gedächtnis Homers zu opfern, das Blut noch ins Gesicht schießt, erblasst bei der Begegnung mit dem Mann,

¹⁴⁷ An Neuffer, Nr. 36, S. 70 f.; datiert auf 8. November 1790

der sich für ihren (einzigen?) Liebhaber hält, und ermahnt ihn, eine ihm würdige Haltung anzunehmen, sie weist ihn damit aber zugleich zurecht und zurück. Denn während Melite ihrem völlig verzweifelten Verehrer eine kleine Predigt – und nur diese hat sie für ihn allein übrig, aber auch nur dies will Hyperion wirklich von ihr hören – hält, finden sich auch die anderen Männer wieder ein, die Gesellschaft kehrt zur Grotte des Homer zurück, wo Melite dann Hyperion einfach wegschickt, obwohl er jetzt plötzlich wieder bei ihr bleiben will:

Aber mit all ihrer Grazie flehte Melite, das nicht zu thun; sie sey so gewiß, nichts seye vermögend, Frieden und Freude zwischen ihr und mir zu stiften, wie diese Reise, ihr wäre, als hänge Leben und Tod daran, daß wir uns auf eine kleine Weile trennten, sie gestände mir, es sey ihr selbst nicht deutlich, warum sie mich so sehr bitten müßte, aber sie müßte, und wenn es ihr das Leben kostete, sie müßte.¹⁴⁸

Womit sich die beiden „Fremden“ vom Acker machen müssen, während die Geschwister¹⁴⁹ brav zu Hause zurückbleiben, um in weiterhin inniger Umarmung von den fernen Geliebten träumen zu können. Dieser durch ständige Bereitschaft abgesicherten Dominanz eines möglichen inzestuösen Motivs entzieht sich Hölderlin hinsichtlich seiner literarischen Produktion dadurch, dass er schließlich ein Modell entwickelt, in dem die Begegnung mit Diotima zwischen zwei homoerotische Episoden mit Alabanda eingebettet wird und nicht mehr die Frau ihren Liebhaber zugunsten ihres „Vetters“ wegschickt, sondern die Wiederbegegnung des Mannes mit einem früheren Weggefährten die Trennung der Liebenden und damit das destruktive Ende der Handlung auslöst.

Biographisch tritt dennoch das Déjà - vu ein: Die bereits erwähnte Base Hölderlins Blöth heiratet (wenn auch nicht aufgrund größerer verwandtschaftlicher Nähe) nach einer offenbar ziemlich handfesten Affaire mit FH Karl Gok, weil es diesem – wie P. Bertaux vermutet – gelingt, den älteren Halbbruder bei ihr in ein schlechtes Licht zu rücken, oder vielleicht einfach – wie hier behauptet werden soll – weil Karl sich im Gegensatz zu Friedrich in einer gesicherten bürgerlichen Position befindet, also aus Gründen der größeren sozialen Affinität, was jedoch nicht ausschließt, dass Karl seine Base auf das innige Verhältnis zwischen seinen Halbgeschwistern aufmerksam gemacht hat.

Realistischerweise hat aber der „Hyperion“ des Thalia - Fragments schon lange vor dieser trennenden Begegnung die gehörigen Alpträume: „Oft streckt ich die Arme nach ihr aus, oft floh ich, wenn sie mir erschien.“¹⁵⁰ So peinlich das vielleicht für manche Männer sein mag, aber es gibt Frauen, die sind (sozialpsychologisch) noch nicht einmal erreichbar,

¹⁴⁸ FA, Band 10, S. 68

¹⁴⁹ Im Brief an die Schwester, Nr. 44, Schmidt, S. 81, findet sich allerdings analog zum Märchen die Anrede „Schwesterlein“, das dem entsprechende Geschwisterverhältnis innerhalb der Familie Hölderlin wird unter der Überschrift „Des Dichters Soken“ aber erst später identifiziert.

¹⁵⁰ Ibidem, S. 59

wenn sie bei ihnen im Bett liegen und freundlich Beilager gewähren, weil sie es zwar ganz lustig finden, mit jemandem zu schlafen, der (wie sie) einen bestimmten zeitgenössischen Dichter verehrt und genüsslich Gedichte einkassieren, die ihnen schmeicheln, aber natürlich solche emotional und erotisch befriedigenden Zustände kein bisschen in ihre konkrete Lebensplanung, biologischen Uhren usw. zu übersetzen bereit sind, weshalb sie gottfroh sind, wenn ihre wirklichkeitsnäheren und in (sozialer / ökonomischer) Wirklichkeit näheren „Vettern“, also tatsächliche Pfarrer, Stadtschreiber, aber auch allgemeiner: der Einflussbereich des Universitätsrektors Lebret¹⁵¹ oder Schwaben usw. rechtzeitig auftauchen, um die Familienangelegenheiten wieder vom Kopf auf die Füße stellen zu können. Es darf offenbar und konzilianterweise nach einem solchen Menschenbild während der Bildungs- und Entwicklungszeit in dieser Richtung manches aus dem Ruder laufen, indem das beieinander gelassen oder wieder zusammengeführt wird, was ethnisch (als Schwaben) oder soziologisch (als Pfarrerskinder etc.) zusammen gehört,¹⁵² wobei Friedrich Hölderlin dann jeweils nicht mit von der Partie ist, weil er neben einem allgemein attestierten „Stolz“ auch noch die seltsame Angewohnheit pflegt, eifersüchtig darauf zu reagieren, wenn seine Bräute sich noch anderer, in welcher Hinsicht auch nächstehender „Bewerber“ erfreuen.

Rückblickend hält es FH für eine „Frivolität“, ein solches Verhältnis trotz der vermuteten Untreue der Braut aufrechterhalten, bzw. später ähnliche Verhaltensformen angenommen zu haben wie diese. In die Dichtungen geht diese Form von wechselseitigen „Gefälligkeiten“, ohne „tieferen (Gefühls-) Anteil“¹⁵³ als grundsätzliche Stimmung der Zerrissenheit beim Anblick vormals geliebter Frauen ein, zu denen zwar noch ein freundschaftliches oder „gefälliges“ Verhältnis besteht, von denen sich Hölderlin aber betrogen fühlt, was

¹⁵¹ Wenn das richtig gesehen wird, wurde die Tochter des Tübinger Universitätsrektors Lebret nach ihrer Beziehung mit FH zusammen mit einer Pfarrstelle an (den Studienfreund Hölderlins) Ostertag verheiratet (Vgl.: Schmidt, l. c., S. 779), weil aber Lesen einfach manchmal Spaß machen muss, soll die Fehleinschätzung der ganzen Affaire durch Dilthey - incl. der Flucht nach Waltershausen (wo neben Frau von Kalb auch Wilhelmine Kirms lauert) – als Zitat angefügt werden:

Nach den Enttäuschungen der Wortphilosophie und kleiner Lebensverbindungen – Hölderlin selbst hatte eben erst eine dürftige Liebschaft mit einer koketten Tübinger Professorentochter abgeschüttelt – betritt Hyperion den Boden seiner jonischen Heimat wieder.

An einer solchermaßen abstrusen Verknüpfung von akademischen Inhalten und (grundsätzlich falsch eingeschätzter) Lebensführung eines Menschen hat noch nicht einmal die ehrwürdige Hölderlin - Gesellschaft ein Vergnügen gehabt, weshalb sie (allerdings & angeblich aus Platzgründen) diesen Unfug auch in den Zeiten tiefster Rückbesinnung auf Hölderlin nie in ihre Jahrbücher aufnimmt. (Vgl.: Hölderlin, Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert, hg. v. A. Kelletat, Tübingen, 1961, Vorwort von A. Kelletat).

¹⁵² An den Bruder, Nr. 153, Frankfurt. d. 12 Febr. (1798), S. 288, wo Hölderlin zu erkennen gibt, dass er noch zu dieser Zeit darunter leidet, dass er bei E. Lebret „nicht der einzige war, der sich bewarb“. Laplanche würdigt diesen Brief offensichtlich nicht richtig, da er die Auflösung der Beziehung mit Elise L. einseitig der Aversion gegen das mit einer Ehe verknüpfte Pfarramt und dies wiederum mit der Unfolgsamkeit hinsichtlich des mütterlichen Wunsches in dieser Frage zuordnet. Alternativ: Für Laplanche ist die Weigerung, mütterliche Wünsche zu erfüllen, so ein massiver Verstoß gegen die guten Sitten, dass es überhaupt keine Rolle spielt, wenn die ausgeguckte Braut noch mit anderen Liebhabern zu Gange ist, und schließlich war FHs Mutter ja eine Gute (Vgl.: Laplanche, l. c., S. 109), weil sie das väterliche Erbe im Laufe ihrer Lebenszeit verdreifacht hat, um es dann allerdings teilweise auch Karl Gok zukommen lassen zu wollen ... (Vgl.: FA, Bd. 9, S. 121) Insofern ist auch der Würdigung der Kirms - Affaire durch Laplanche kein großes Gewicht beizumessen (dort, S. 36), die Beziehung zu ihr war – im Gegensatz zur Anbindung an den von Kalbschen Haushalt – keinesfalls „frivol“, aber eben zu schwach ausgebildet, um über den biologischen Akt der Zeugung eines Kindes hinaus tragfähig zu sein.

¹⁵³ An den Bruder, Nr. 153, Frankfurt. d. 12 Febr. (1798), S. 288

wegen der beischlafbereinigten Verhältnisse in der Literatur aus dieser Zeit zwar etwas seltsam zu lesen ist, psychologisch aber zu jeder Zeit nachvollziehbar erscheint, weil (in der Literatur nicht beschreibbare) körperliche Nähe und psychische Distanz (Eifersucht etc.) disproportioniert aufeinanderstoßen.

Natürlich wäre es reine Spekulation, wenn die beiden Beobachtungen miteinander in Verbindung gesetzt würden, wonach im gleichen Frankfurter (oder später: Tübinger) Umfeld inhaltlich gesäuberte Veränderungen hinsichtlich des „Hyperion“ stattgefunden haben und Papiere zum nämlichen Thema verschwunden sind. Dass es aber konkrete Anhaltspunkte dafür gibt, in welcher Tradition von Beziehungen und daraus abgeleiteten Funktionen sich Susette gesehen hat, zeigt schon ihr misslungener Versuch, die Intervention Charlotte von Kalbs bei Friedrich Schiller zu wiederholen, um mit einer solchen Erneuerung einer früheren Dreiecksbeziehung im Bezug auf FH das zu retten, was nach ihrer Ansicht nach noch zu retten ist. Wofern sie nicht auf Dauer Hölderlins Geliebte spielen kann, so will sie ihm doch die Fürsprecherin bei Schiller machen. Sie hat dabei allerdings nicht erkannt, dass sich schon in der Walterhäuser Zeit das Verhältnis zwischen FH und FS grundsätzlich ändert und in Frankfurt etwas anderes hätte aufgelegt werden müssen, als eine Reprise der Waltershäuser Umstände.¹⁵⁴ Der Neigung Hölderlins, sich immer auf die gleiche Weise aufzuführen, kommt dabei die Bereitschaft seiner Verehrerinnen entgegen, seiner grundlegenden Verstimmung, die aus dem gestörten Verhältnis zu seiner geizigen Mutter resultiert, glückenhaft kompensierend zu begegnen, also ähnlich darauf und gerade deshalb besonders eifersüchtig aufeinander zu reagieren, ohne auf den Kern seiner Verstörung zu stoßen, der darin besteht, dass Johanna Hölderlin / Gok ihm das Zeit ihres Lebens vorenthält, was ihm nach seiner Auffassung an Zuwendung zusteht – und das ist, wie Bertaux zeigen kann, weit mehr als nur das väterliche Erbe, aber eben auch dies.

Wie genau Susette auf eifersüchtige Weise Hölderlins Neigung trifft, zur Absicherung seiner emotionalen Bedürfnisse Mehrecksverhältnisse einzugehen, kann aus einem Blick auf seine Jugendbriefe geschlossen werden. Hölderlin bildet nicht nur zur Zeit der Verlobung mit Louise Nast ein reales personales Dreieck mit deren Bruder Immanuel, der im Briefverkehr ganz massiv in das Liebesgeschehen zwischen Schwester und medial gewonnenem Freund involviert wird, sondern auch während der Elisen - Zeit eines mit seinem Freund Neuffer. Dabei ist dem einzigen Brief, der aus der Maulbronner Korrespon-

¹⁵⁴ Die Eifersucht Susette Gontards auf Charlotte von Kalb erkennen Michel und Laplanche richtig (Vgl.: Laplanche, l. c., S. 33), aber diese Erkenntnis bedarf nicht des Sachverständs eines Psychiaters, weil sie einer jederzeit zu wiederholenden Alltagserfahrung entspricht, sie berücksichtigen aber nicht die Rollen, die andere Leute in diesen Beziehungsgeflechten spielen, die einen Zugang zu den Olympiern ermöglichen oder versagen können, wobei die Rolle der unglücklichen Sophie Mereau in dieser Hinsicht bislang völlig ungeklärt zu sein scheint.

denz mit Louise erhalten ist, nicht nur ein „erster Kuss“¹⁵⁵ zu entnehmen, sondern bereits die Korrelation zu Schiller, zu dem er sich mittels seiner Braut hingezogen fühlt: „Weil Du den Don Carlos liest, will ich ihn auch lesen, auf den Abend, wenn ich ausgeschafft habe.“¹⁵⁶

Ganz sicher kann in einer solchen Neigung, Beziehungsdreiecke innerhalb des unmittelbaren Freundeskreises und zusätzlich über den Bezug zu einem literarischen Idol zu schaffen, nicht nur eine Nachahmung Schillerscher Beziehungsbildungen, sondern auch ein originärer Versuch erkannt werden, emotionale Unsicherheiten gegenüber dem Liebesobjekt zu bekämpfen: Sowohl die Bekanntgabe eines Verhältnisses gegenüber Verwandten oder Freunden verpflichtet nämlich eher zur Stabilität, als dass sie eine Beziehung offen gestaltbar halten würde. Eine solche Unterstellung wird aus der Tatsache abgeleitet, dass Friedrich H. zwar „ein schöner Mann“¹⁵⁷ ist, seine jeweiligen Partnerinnen aber ziemlich heiß umkämpfte Partien darstellen oder – wie im Falle seiner ganz berühmten Liebschaften v. Kalb und Gontard – sogar verheiratete Frauen sind. Die zusätzliche Absicherung durch einen weiteren, aber gewissermaßen nur metaphysisch wirksamen Garanten, den zunächst uneingeschränkt verehrten Friedrich Schiller, verliert die fetischartige Wirksamkeit einmal durch die unmittelbare Begegnung zwischen diesem und Hölderlin 1793, zum anderen dadurch, dass die Beziehung zu Schiller zunehmend funktionalisiert wird, und letztens kann natürlich ein früherer Liebhaber einer Frau nicht als Schutzpatron einer Beziehung erhalten – selbst dann nicht, wenn er sie gestiftet haben sollte.

Auch diese qualitative Veränderung von polyvalenten Beziehungen findet – freilich in poetisch bereinigter Form – ihren Niederschlag in dem zitierten Ausschnitt aus dem *Thalia* - Fragment und seiner reduzierten Entsprechung der endgültigen Fassung. Was dort noch als Homer verehrende Mischung von erotischem und religiösem Akt erscheint, wird schließlich stille Andacht zweier Männer am Grabe des griechischen Dichters, die auch als Abgesang auf die Verehrung auf einen noch lebenden deutschen begriffen werden kann.

Denn irgendwann einmal muss auch Hölderlin erkannt haben, wie nah die Beziehung zwischen Schiller und Charlotte von Kalb gewesen ist und wenn das auch nicht die von Bertaux festgestellten unterschweligen Aggressionen Hölderlins gegen Schiller ausgelöst hat, so hat es ganz sicher dazu beigetragen, die Distanz zu ihm zu vergrößern. Dieser Zustand muss entweder noch in Waltershausen, spätestens aber während der kurzen Zeit

¹⁵⁵ Bertaux, l. c., S. 277

¹⁵⁶ An Louise Nast, Nr. 22, S. 40

¹⁵⁷ Bertaux, l. c., S. 275

stattgefunden haben, die FH noch gemeinsam mit den von Kalbs in Weimar zugebracht hat. Dabei wird von ihm die Fiktion aufgegeben, die Verehrung gegenüber einem verehrten Gegenstand könne im Stile Heinses mittels eines gemeinsamen symbolischen Akts geschehen, der zugleich religiösen und erotischen Charakter besitzt. Zugleich wächst das Misstrauen Hölderlins gegenüber mittelbaren Beziehungen, die einen abstrakten Gegenstand, ein Ideal etc. betreffen, was nicht unbedingt mit dem Abrücken anderer Leute von politischen Zielen zu tun haben muss, die zunächst gemeinsam verfolgt worden sind. Die Peinlichkeiten zwischen z. B. den Ehepaaren von Kalb und Schiller sind so offensichtlich und stark ausgeprägt, dass ein Mann vom charakterlichen Schlage eines Friedrich Hölderlin schon auch aus solchen Gründen nicht nur davonlaufen, sondern wegen der mangelhaften Größe der Karos, auf denen die Beziehungsgeflechte ausgebreitet werden, jeden Glauben an mögliche Gemeinsamkeiten – welcher Art auch immer – erlahmen lassen muss. Deshalb weicht die Vorstellung von einem solchen Akt gemeinsamer Verehrung einer letztlich inhaltsleeren Verneigung vor einer Grabstätte, die ohne Hoffnung auf Anbindung an kontemporäre Gruppenbildungen stattfindet – ausgenommen einer stumm bleibenden Andacht zweier Freunde.

Trotzdem mischt sich an solchen Stellen immer wieder der Zustand erotischer Aufgeregtheit mit der Erinnerung an frühe Trauerfälle und / oder der Bestürzung über zeitnahe Ereignisse. Denn wenn die hier benutzten Quellen in Hölderlins dichterischem Werk und in seinen Briefen in einer Reihe gesehen werden, schmerzt den 18 - Jährigen die Erinnerung an den Tod des Vaters noch so, dass er unmittelbar des Trostes durch (s)eine Geliebte bedarf, die ihn nicht nur mit großen Worten, sondern auch durch ihre Liebe wieder aufrichtet. Mit 24 Jahren entwirft er – vielleicht in geistiger Gefolgschaft von Heinses „Ardinghello“ – die Vorstellung, Thanatos und Eros seien in rituellen Handlungen miteinander zu verbinden, während er 1797, also drei Jahre später, den Zusammenhang gänzlich auflöst, die Trauer wird in Verbindung mit Männern mit einem Freund rite, aber stumm zum Ausdruck gebracht, während die Liebe zu einer Frau schließlich die seelischen Schmerzen nur mehrt und eben nicht mehr zu lindern vermag. Dafür wird stumm getrauert und die Episode mit einer Frau unterbricht nur die sie umrahmende Liebe zwischen zwei Männern, die freilich auch scheitert, weshalb Hyperion einsam zurückbleibt.

Ohne dem Fehler einer dem Leben Hölderlins zu nahe kommenden Deutung verfallen zu wollen, muss doch festgestellt werden, dass sich in der fraglichen Zeit zwischen Waltershausen und Frankfurt weniger die Form der Gruppenbildung an den Höfen / in den Häusern, wo Hölderlin Bildungs- und Minnedienste leistet, verändert als der Bezug zu Schiller, der sich von blinder Verehrung in den Versuch verwandelt, eine geschäftliche Beziehung anzubahnen, was sich anfangs ganz gut anzulassen scheint, schließlich aber ziemlich kläglich scheitert. Auch die Freundschaft mit Sinclair, die in mehreren Phasen

aufgenommen wird, hat keinen Bestand, während das fortdauernde Rosenband der Liebe die Freunde Hegel und Hölderlin so geheim miteinander umschlungen hält, dass es kaum klarer als mit dem Hinweis beschrieben werden kann, Hegel habe regelmäßig in bewusster Zurückgezogenheit wenigstens der Geburtstage Hölderlins gedacht – gerade so, als laste die Verpflichtung auf ihm, die Erinnerungsformen Hölderlins wörtlich zu übernehmen.

Deshalb kann die Notwendigkeit des Verzichts auf eine solche biographisierende Methode klarer an Frauen- als an Männerbildern oder den von toten Dichtern in den Hyperiondichtungen untermauert werden, wenn auch nicht der Hinweis darauf ausgelassen werden soll, dass weder der Alabanda aus dem „Hyperion“ den biographisch nachweisbaren Freund Isaac Sinclair abbildet, noch „Homer“ den zeitgenössischen Friedrich Schiller bedeutet, obwohl die Versuchung immer wieder groß ist, solchen Analogiebildungen nachzugehen und nachzugeben. Hölderlin wählt überhaupt nicht aus allgemeinen, hellenophilen Gründen Homer zum Gegenstand der emphatisch emporschießenden, sich wandelnden – und schließlich verstummenden! – Verehrung. Er wählt auch nicht die große historische Dimension, weil er von Schillers und anderer Zeitgenossen „Frivolität“, die Ideologie oder den Lebenswandel betreffend, zunehmend enttäuscht wird,¹⁵⁸ sondern weil er im Zusammenhang mit dem „Hyperion“ ein relativ eigenständiges ontologisches Modell erarbeitet, das bestimmte politische oder intellektuelle Idealzustände zwar für gedanklich greifbar hält, deren Konkretisierung er aber wegen der Notwendigkeit, es sprachlich fixieren zu müssen, in unendliche Ferne gerückt sieht.¹⁵⁹

Zweifellos trägt Hölderlin bei einzelnen Szenen des „Hyperion“, der auch Merkmale von Resignation als einer negativen psychologischen Utopie beinhaltet, Erinnerungsbilder aus seiner eigenen Vergangenheit in sich, depersonalisiert und abstrahiert sie aber weniger von Anfang an als vielmehr im Laufe der Produktion des Romans. Dabei sind eher die von inneren Situationen und Gefühlen bestimmten frühen Stufen authentisch, während die Berichte der späteren Fassungen wenige oder keine der Biographie Hölderlins entnommenen Züge mehr tragen.

Dieses Paradoxon verführt nicht nur zeitgenössische LeserInnen dazu, sich vom Romaninhalt getroffen zu fühlen oder ihn auf Personen zu beziehen, die sie aus Hölderlins Vorleben zu kennen glauben, um sich mit ihnen identifizieren zu können, sondern auch spätere RezipientInnen des Romans. Selbst so ein kritischer Beobachter wie Pierre Bertaux scheint ab und an der Gefahr zu erliegen, die Grenzen zwischen biographisch nachweis-

¹⁵⁸ Vgl.: Bertaux, l. c., S. 298 ff.

¹⁵⁹ Eine Skizze zu diesen ontologischen Ansätzen der Philosophie Hölderlins ist im Anhang angefügt.

baren Fakten und literarischer Fiktion zu verwischen und Szenen aus der Literatur zur Erklärung von Lebenssituationen auch dort zu benutzen, wo dies problematisch ist.

Um diese Kritik zu erläutern, muss noch einmal auf die angebliche Nähe von Louise Nast und / oder Elise Lebret zu „Melite“ hingewiesen werden, die sich bezüglich späterer Versionen des „Hyperion“ in eine Zuordnung von „Diotima“ zu Susette Gontard verwandelt.¹⁶⁰ Die entscheidenden Stellen sind sowohl in den durch Briefe belegten biographischen Situationen wie auch in der Melite - Szene durch eine mentale Störung beim unverhofften Zusammentreffen bestimmt.

Während im Thalia - Fragment Hyperion darüber erschrickt, auf Melite zu stoßen, als er die kleine Gedenkfeier flieht, verstört in der überlieferten Begegnung mit Louise der Zustand Friedrichs die Freundin, dem beim Tod der Schwester des Vaters dessen Tod wieder vor Augen steht. Das tiefe Trauma belastet Hölderlin derart heftig, dass die Braut tröstend eingreifen muss. Davon kommt in der Romansituation nur vor, dass der Mann zwischen Trauer und Liebe hin- und herschwankt, eine Ausgangslage, die von der in die Szene tretenden Frau selbst ausgelöst wird, während sie gemeinsam Homers gedenken. In dieser Situation veranlasst die ambivalente Gefühlslage bezüglich der anwesenden Melite Hyperion, den Schauplatz in großer Verwirrung zu verlassen, woraus sich die Szene ergibt, in der ein der biographischen Situation – aber nur vage entsprechender – Dialog zustande kommt.

Hinsichtlich der tradierten Begegnung mit Elise Lebret entstehen schon aus dem Vergleich der kommunikativen Situationen so erhebliche Probleme, dass sich auch eine direkte Zuordnung verbietet. Die Inhalte der biographischen Situation sind als innerer Monolog im Anschluss an eine Begegnung mit der Geliebten formuliert, im Roman wird dieser dem Sprecher verbleibende Gesprächsanteil auf die beteiligte Frau projiziert, also nach außen gewendet, was einen so gravierenden formalen Unterschied ausmacht, dass die Situationen besser voneinander getrennt bleiben und nicht in einen Bedeutung zuweisen- den, interpretierenden Zusammenhang zueinander gebracht werden sollten.

¹⁶⁰ Bertaux weist verschiedentlich darauf hin, dass FH ein äußerst diskreter Liebhaber gewesen sei, was eine solche direkte Zuordnung durch ihn eher unwahrscheinlich macht, die vom gleichen Autoren rekonstruierte Abmachung zwischen dem Bankier Gontard und Hölderlin, die Affaire des Dichters mit Susette stillschweigend zu behandeln, die als eine der möglichen Ursachen für das Verstummen Hölderlins angesehen wird, stützt eine solche Annahme zusätzlich (l. c., S. 547). Dem stehen aber zeitgenössische Äußerungen entgegen, die völlig offensichtlich und direkt von S. Gontard als der Diotima Hölderlins sprechen. So z. B. Karl Gok und ein anonym Autor, hinter dem Bertaux Gustav Schwab vermutet (l. c., S. 540 f.). Angesichts des Umstands, dass diese Zeitgenossen nicht nur ins Werk Hölderlins eingegriffen haben, um seinen Gedichten einen von ihnen unterstellten Sinn zu geben, und der Tatsache, dass ihnen auch noch andere schwerwiegende, seine Person betreffende Fehleinschätzungen unterlaufen sind, wird diesen Zeugnissen so wenig Gewicht zugemessen, dass wenigstens das Gedankenspiel gewagt werden soll, nach dem SG nicht oder nicht nur sie Diotima (gewesen) ist, selbst wenn damit ein vollständiger Bruch mit der gängigen Hölderlin - Rezeption riskiert wird, in der bezüglich dieses Aspekts auch Pierre Bertaux steht. Dies gilt um so mehr, als auch bezogen auf die von Jakobson / Grothues kolportierte Szene, aus der sich ableiten lässt, FH habe das Andenken Susettes tabuisiert, analoge Anekdoten finden lassen, die darauf verweisen, dass solche Wiedererkennungsverbote auch hinsichtlich anderer Frauen bestehen. (Vgl.: Bertaux, l. c., S. 437, wo die späte Begegnung zwischen Hölderlin und Immanuel Nast beschrieben wird, in der FH so tut, als erkenne er seinen Jugendfreund nicht wieder, welcher der Bruder seiner ersten Freundin gewesen ist.)

Eine solche Trennung von biographischen und literarischen Gehalten ist also auch dann einzufordern, wenn die Inhalte ähnlich und nur die Gesprächssituationen verschieden sind, gerade weil sich – wie bereits angedeutet – biographische Figuren aufgrund ihrer Kenntnisse von Hölderlins Entwürfen an spezifische Positionen mogeln wollen und – was mir das ernsthaftere Anliegen ist – die reichlich willkürlichen Knoten zwischen Leben und Werk Hölderlins immer zu dessen Lasten aufgelöst werden, zum Beispiel um nachzuweisen, dass er (von welchem Datum an auch immer) unheilbar geisteskrank gewesen sein soll. Aber nicht nur in diesem destruktiven Zusammenhang stellt die Verknüpfung von Leben und Werk Hölderlins eine kaum zu bewerkstellende Sisyphos - Aufgabe dar, sondern auch im liebevoll romantisierenden Aspekt, der wohl in der Untersuchung von Pierre Bertaux deshalb am intensivsten wirkt, weil dort analytisches Handwerkszeug benutzt wird, um ein heiles Hölderlin - Bild zu restaurieren. Dass auch bei diesem Versuch unversehens wieder künstliche Patina aufgetragen wird, kann bei einem genaueren Vergleich von spezifischen literarischen und biographischen Ereignissen gesehen werden, die sich eben nicht entsprechen, sondern im Laufe der literarischen Arbeit auseinanderentwickeln. So verschwindet die Melite - Szene zwar im Laufe der Bearbeitungen aus dem „Hyperion“, kommt aber dafür in den Lebensbeschreibungen wieder zum Vorschein, wenn Hölderlin Susette Gontard einen letzten Liebesbrief „,durch die Hecke, nahe bei der Laube, nahe bei den Pappeln, nicht unweit von der kleinen Laube“ überreicht“.¹⁶¹

Natürlich kann eine solche, wenn auch aus unklarer Quelle entnommene Schilderung zutreffen, weil – wie schon bemerkt wurde – Hölderlin sich nicht nur beim Erschrecken von Frauen, sondern auch in anderen Begegnungsformen immer wieder ähnlich aufführt. Trotzdem provoziert die Tradition der Überblendung von Biographie und Werk, in die auch Bertaux unversehens verfällt, grundsätzlichen Widerspruch.

Dieser Standpunkt wird vertreten, obwohl gegen solche Romantisierungen von Lebensläufen, die schon dadurch auffallen, dass sie auch gekennzeichnete Zitate nicht nachweisen, weil ihnen ein hoher Grad an allgemeiner Bekanntheit zugemessen wird, wie im Falle von „P. B.“ der guten Absicht wegen, die sie verfolgen, eigentlich nichts einzuwenden ist, außer eben der Tatsache, dass sie einen einmal beschlossenen Standpunkt¹⁶² bis hin zu Freudschen Fehlleistungen

*im Namen Hölderlins!*¹⁶³

¹⁶¹ Bertaux, l. c., S. 498, aber auch Ernst Müller, Hölderlin, Studien zur Geschichte seines Geistes, Stuttgart / Berlin, 1944, S. 177 f., letzterer steigert seinen Versuch der Parallelisierung zwischen Biographie und Roman bis zum Ausdruck „Hyperion - Hölderlin“, welche übertriebene Analogiebildung sich vor allem deshalb seltsam liest, weil sie sich in einer überwiegend ideengeschichtlich ausgerichteten Umgebung befindet.

¹⁶² Vgl.: oben, Fußnote 7

¹⁶³ Bertaux, l. c., S. 7

zu verteidigen versuchen. Methodisch ist jedoch nicht viel gewonnen, wenn auf eine sehr ähnliche Weise der Nachweis geführt wird, dass Hölderlin zwar in vielen Hinsichten einem extravaganten Lebenswandel nachgeht, seine von einer unterstellten Norm abweichenden Aufführungsformen aber so dargestellt werden, dass der Grundannahme, Hölderlin sei von einer ihn angstvoll mystifizierenden Gemeinde für unheilbar krank erklärt worden, und nicht wirklich krank gewesen, zwar zugestimmt werden kann, der Kern der Normabweichung aber eben nicht gefunden wird.

Es mag übertrieben erscheinen, wenn hier darauf verwiesen wird, dass sich Bertaux an zwei entscheidenden Stellen verlesen hat, wenn er einmal „Hamburg“ mit „Homburg“ verwechselt, womit er nicht nur unbewusst eine Liebesgeschichte über ihr Ende hinaus weiterdenkt und dabei einen Schreibfehler Hölderlins oder eines sehr frühen Rezipienten wiederholt,¹⁶⁴ sondern auch Bruder und Liebhaber in suspekter Nähe zu einander bringt, zum anderen aber an die Stelle der vielleicht originären Widmung „Wem sonst als Dir“ versehentlich ein ungefähres Selbstzitat Hölderlins aus einer frühen Produktionsschicht des „Hyperion“ setzt. Denn in der Zuordnung zwischen Fehlleistung und Unterstellung einer inzestuösen Reaktion muss ein innerer Zusammenhang vermutet werden, dessen Ursache in der spezifischen Produktionsweise Hölderlins zu suchen ist, gemäß der er Gefühlslagen, an die er sich erinnert, und hier an erster Stelle die Trauer, aber auch auf diesen Zustand bezogene Liebe, die er für so stabil und für so stabil zusammenhängend hält, dass sie ihm immer wieder zu begegnen scheinen, nicht nur in verschiedenen, also variierten Situationen als seelischen Hintergrund benutzt, sondern solange minimiert, bis sie als psychologische Ellipsen verschwinden.

¹⁶⁴ Die Vertauschung von A und Ω liegt nicht nur dem Theologen Hölderlin auf der Zunge, sondern auch der entsprechend gebildeten Philologenfirma Schwab & Sohn, denn diese beiden Vokale bestimmen den Anfang und das Ende des griechischen Alphabets, die seit dem Neuen Testament symbolisch für den theologischen Anfang des Ganzen / alles Existierenden stehen. In Kassel beginnt (lt. Bertaux, l.c., S. 465) die konkrete Liebeserfahrung mit Susette, deren Scheitern FH aber von Beginn an so internalisiert hat, dass er sich so verschreibt, wie im Kirchenlied etc. A und Ω zusammenfallen, wenn auch natürlich nicht im Sinne des *In dulci jubilo*, sondern als Ausdrucksform der Angst, der Anfang der Liebe könne mit ihrem Ende zusammenfallen, wenn sie sich zur Familie Gontards begeben: „Ich schrieb Dir am Tag meiner Abreise, dass wir nach Homburg gingen, aber der hiesige Ort ist in so mancher Rücksicht interessant für Mad. Gontard, daß sie beschloß, sich einige Zeit hier aufzuhalten, da wir hier angekommen waren.“ Gemeint ist aber, wie schon eingangs gezeigt wurde, die Heimatstadt Susettes Hamburg. (Schlesier, l. c., S. 52, Z. 14 ff., Hervorhebung von mir, KR; am Rand der Hinweis zu Z. 15: „Homburg statt Hamburg“)

Der Wiederholungszwang, dem Bertaux im Zusammenhang mit der Flucht Hölderlins aus Frankfurt nach Homburg und dem andgedachten Versuch seiner Geliebten unterliegt, aus dem Scheitern ihrer Ehe dahingehend eine Konsequenz zu ziehen, dass sie zu ihrem Bruder nach Hamburg zurückzieht, beweist nicht nur seine psychische Nähe zum untersuchten Gegenstand (die ihn ehrt), sondern schließt auch die Möglichkeit eines reinen Druckfehlers nahezu aus. Bezogen auf den Schreibfehler Hölderlins wird mittels dieser Fehlleistung die Behauptung gestützt, dass er seinen tiefstehenden Horror davor beweist, Bräute an ihre Verwandtschaft oder das soziale Umfeld zu verlieren, der/dem sie entstammen.

Die Behauptung, es handle sich in diesem Zusammenhang um keine zufällige Anhäufung von Druckfehlern, wird dadurch gestützt, dass die Verwechslung außer bei Bertaux aus den hier dargelegten Gründen an folgenden Stellen nachgewiesen werden kann:

- Schlesier, Hölderlin - Aufzeichnungen, l. c., S. 51 f.

- Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke, hg. v. Christoph Theodor Schwab, Stuttgart / Tübingen, 1846, Bd. II, S. 32.

H. G. Steimer, der Herausgeber der Aufzeichnungen Schlesiers, geht davon aus, dass uneindeutig der späteren und widersprüchlich erscheinenden Kooperation und Konkurrenz zwischen den Schwabs und Schlesier die Briefe an den Bruder ebenso wie andere Nachrichten von Schlesier noch unabhängig von Gustav & Ch. Th. Schwab aufgearbeitet worden sind (Vgl.: Schlesier, l. c., S. 231, 234 und 280, Spalte 2). Unter dieser Voraussetzung erscheint es zulässig zu sein, dass sich hier keine Setzer vergriffen und keine Kopisten verschrieben haben, sondern eine Fehlleistung dem Dichter selbst unterläuft, die so dann kritiklos in die Tradition eingeht.

Der eidetisch fixierte (biographische) Hölderlin kann tatsächlich nichts vergessen, deshalb muss er eine Romansituation schaffen, in der zwar natürliche Umgebungen, die er erlebt hat, erhalten bleiben, in denen aber Erinnerungen, die ihn auf unterschiedliche Weise traumatisiert haben, zum Verschwinden gebracht werden können. Um diese Seelenarbeit zu leisten – nicht umsonst liest Hölderlin gerade in den verwegenen Situationen Schriften Immanuel Kants – sind zunächst Ordnungen von Beziehungen zu schaffen, die im Lauf der unterschiedlichen Produktionsstufen des „Hyperion“ zunehmend an Übersichtlichkeit gewinnen. Dies hat freilich zur Voraussetzung, dass die emotionalen Fäden, die diese Beziehungen begründen, ausgekämmt werden, weil eine unendliche Dichte von Verknüpfungen weder sinnvoll wahrgenommen werden kann, noch zu ordnen ist.

Produktionsgeschichtlich befinden sich die Niederlegung von reinen, auf ein Ich zugeschnittenen Gefühlslagen im „Waltershäuser Paralipomenon“ und promiske hetero- und homoerotische Verbindungen in den „Vorstufen zum Hyperion“ wahrscheinlich sehr dicht beieinander. Inhaltlich liegt die entscheidende Differenz zwischen den beiden Entwürfen aber nicht nur darin, dass zum Bericht übergegangen wird, sondern in einem Beginn der von Hölderlin offensichtlich intendierten Ordnungsarbeit, weil im Gegensatz zu Heineses promisken kulturellen Vorstellungen eine Fixierung auf die griechische Kultur stattfindet, von der her auch nicht nur eine religiös - kulturelle Orientierung möglich scheint, indem nicht mehr Juden-, Christen- und Griechentum miteinander vermischt werden,¹⁶⁵ sondern – von daher – auch die persönlichen Bezüge geordnet werden können.

Sukzessiv, aber ganz konsequent vom Kopf (also der hellenischen Kultur) her, wird diese Ordnungsarbeit solange vorangetrieben, bis im Roman (und hier bleibt wohl auch bei Hölderlin ein Widerspruch zur eigenen Biographie bestehen) der Zustand der sequentiellen Monogamie zugleich mit einer alternierenden erotischen Anbindung erreicht ist.

Dafür treten promiske mediale Beziehungen ein, die die vermischenden Beziehungen innerhalb der zunächst gegebenen Gruppe von Homer - VerehrerInnen ersetzen:

Aus der allgemeinen, die handelnden Personen umfassenden und miteinander verbindenden Gefühlslage, die im Thalia - Fragment zur Grundlage der Verehrung eines großen Toten dient,

Subjektgruppe	Hyperion, Alabanda, Melite, Notara
Objekt der Verehrung	Homer
Literarischer Partner	Bellarmin

¹⁶⁵ Vgl.: Müller, l. c., S. 59

wird in der endgültigen Fassung durch Einführung der Berichtsform, zeitliche und personelle Ordnungen im Sinne einer Entmischung der handelnden Personen, die aber durch den vermischten Kreis der EmpfängerInnen eine – wenn auch deutlich ausgedünnte – Fortführung findet, eine Objektivierung der Ereignisse erzielt, in der aber auf verborgene Weise die psychischen Verhältnisse der Ausgangssituation erhalten bleiben, die auch noch in solchermaßen ausgedünnter Form aufgrund der Verknüpfung von Handlungs- und Kommunikationsformen wenigstens auf einen besonders empfindsamen Teil von EmpfängerInnen übertragen wird.

Objekte (1)	Alabanda	Diotima	Alabanda
Subjekt	Hyperion		
Objekt (2)	Homer → das isolierte Ich		
Literarische PartnerInnen	Wechselnde BriefpartnerInnen, die auch vorher in Dienst genommene Geliebte gewesen sein können: Bellarmin, Diotima		

Es ist offensichtlich, dass FH den literarischen Bezug, den Peter S. ganz nett, allerdings Jean Paul, auf den er zielt, grob verfehlend, „dickere Briefe an Freunde“¹⁶⁶ nennt, als Projektionsfläche abgelehnter oder – wenigstens der Vorstellung nach – überwundener promisker Zustände nutzt, in die er teils aus poetischem Ehrgeiz, teils wegen seiner in früher Kindheit erworbenen psychischen Grunddisposition (den „Geiz und die Gier“¹⁶⁷ betreffend) eintreten muss.

Sofern zugestanden wird, dass die Niederschrift des „Hyperion“ auch psychische Reinigungsarbeit¹⁶⁸ leistet – und für diese Annahme spricht zumindest die fast zwanghaft anmutende Energie, immer wieder von vorne mit der Arbeit an diesem Roman zu beginnen – kann erkannt werden, wie FH versucht mit Hilfe von fiktiven Handlungen und eher authentischen Gefühlslagen, Personen und Situationen aus seiner Seele zu vertreiben, indem er ihnen literarische Rollen oder Orte zuweist, wo sie dann im Laufe der Zeit zum Verschwinden gebracht werden, wie „Melite“, die im Laufe einer solchen Be- und Verarbeitungsdauer an autobiographischem Gewicht verliert und dafür dem philosophiegeschichtlichen, zugleich aber psychologisch / biographisch aber deutlich ausgedünnten Zustand „Diotima“ sich annähert.

¹⁶⁶ „© Peter S. / Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1999: ‚Dieser Text darf, auch nicht auszugsweise, ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden. Peter S.‘, manchmal muss aber literaturgeschichtlicher Unsinn mittels ‚rechter Maustaste‘ (Moritz Reininghaus, Hausfriedensbruch im Elfenbeinturm, Literaturkritik 6, 2004) einfach kopiert werden, auch wenn sich das deren Urheber verbieten, wofür an dieser Stelle um Nachsicht gebeten wird.

¹⁶⁷ Georg Kreisler, Der Tod, das muß ein Wiener sein ... (1969)

¹⁶⁸ Diese Möglichkeit schließen Beck und (in seinem Gefolge) Laplanche völlig aus (Vgl. Laplanche, l. c., S. 54).

Das entspricht zwar ziemlich genau dem Vorgang, in dem ein Kind einen die Vergangenheit bereinigenden Name wie „Louise Agnese“ zugeordnet bekommt, trotz aller scheinbar leicht erkennbaren Ähnlichkeit dürfen die beiden Vorgänge aber nicht miteinander vermengt werden, auch wenn – oder gerade weil – sie zu einer ähnlichen Zeit stattfinden.

Diotima ist ein bereinigtes Produkt aus Beziehungsgeflechten zwischen FH, seinen Geliebten und anderen Männern, wobei in drei von vier Beziehungen ein indirektes Verhältnis zu Friedrich Schiller entsteht, das auch (wie im Fall von S. Gontard) nachträglich eingetreten sein kann, also von Hölderlin initiiert ist.¹⁶⁹

liebendes Subjekt	geliebte Objekte	andere betroffene Personen
F. Hölderlin	Louise Nast	*Nast, *Schiller
	Elise Lebret	*Neuffer, Ostertag etc.
	Charlotte von Kalb	Schiller, Major v. Kalb
	Susette Gontard	Bankier Gontard, *(negativ) Schiller

Eine der dabei neben der Schwester Heinrike rezeptiv vielfach verdrängten Personen ist Wilhelmine Kirms, die Mutter von Louise Agnese, durch deren Zeugung FH nicht nur die Möglichkeit einer Namensgebung erhält, mit der er länger zurückliegende Verlustängste bearbeitet, sondern mittels derer er unmittelbar auf die Situation in Waltershausen reagiert, in der er nicht nur auf die Anwesenheit eines Ehemanns Rücksicht nehmen muss, sondern die – wenn die Berichte so stimmen – ganz wesentlich durch ein aggressiv exhibitionistisches Verhalten Fritz von Kalbs bestimmt ist. Zwar liegt die Trennung von Louise Nast schon einige Zeit zurück, aber FH ist zumindest in der Tübinger Zeit erstaunlich genau über die Umstände informiert, unter denen sie lebt und liebt. Diese Frau heiratet zur fraglichen Zeit den Amtsschreiber Christoph Andreas Ludwig (1794),¹⁷⁰ was die Trennung aus dem Jahr 1789 irreversibel macht. Ab dem Zeitpunkt ihrer Hochzeit ist Louise so endgültig für ihn verloren, wie Charlotte von vorne herein aus Standesgründen und ihrer Ehe wegen unerreichbar zu sein scheint, jedenfalls was eine dauerhafte, formale Bindung an sie betrifft. Frau Kirms wird von der literarisch interessierten Umgebung nicht – und der Hölderlinforschung nur unzureichend – wahrgenommen, weil sie mit Ausnahme zweier Bemerkungen in Briefen, von denen einer an die Schwester gerichtet

¹⁶⁹ Die mit einem Asteroiden gekennzeichneten Personen stehen in mittelbarer Beziehung zu den von FH geliebten Frauen, die anderen haben unmittelbaren Kontakt zu ihnen, stellen also Rivalen für ihn dar, bzw. Männer, durch die Hölderlin zunächst unfreiwillig und dann durch „Frivolität“ mittelbare homoerotische Kontakte betreibt.

¹⁷⁰ Schmidt, I. c., S. 749

ist, kein Bindeglied zu einer dritten (bedeutenden) Person bildet und Hölderlins Beziehung zu ihr rein reaktiv zustande gekommen und ausgeprägt ist.

Das Verwirrende dabei ist, dass die systematische Medialität im Laufe der „Hyperion“ – Dichtung mit einer chronologischen Abfolge von Beziehungen einhergeht. Hölderlin verwirft damit das Modell, nach dem alle zugleich alle lieben können, zugunsten sich ausschließender, aber zeitlich aufeinander abfolgender Verhältnisse. Da die zeitlichen Abfolgen aber auch – zusätzlich abgesichert durch die Briefform – homoerotische Anbindungen stabilisieren, deren Ausübung und Wahrnehmung verboten sind, entstehen nicht nur im Text, sondern auch bei der Rezeption Leerstellen, die nur durch die selbsttätige Phantasie der LeserInnen aufgefüllt werden können. Diese Phantasie ist ganz wesentlich davon bestimmt, dass auch die Geschlechter wechselnde Beziehungen ganz ordentlich und im gegenseitigen Einverständnis abgelöst werden können und sich der unterliegende Teil einsichtig zurückzieht, selbst wenn er sich damit den Tod bereitet. Solche pubertären Findungsphantasien bestimmen wohl jede individuelle Entwicklung, werden aber wegen der offensichtlichen Peinlichkeit in der Regel wieder schnell verdrängt. Hölderlin lebt das Bedürfnis, sich auf diese Weise emotional zu betätigen, nicht nur selbst aus, sondern bearbeitet es öffentlich im „Hyperion“ (und nicht etwa nur insgeheim), wobei er es allerdings nicht ordnungsgemäß verwirft, sondern an der Phantasie von reibungslosen Ablösungen festhält. Trotz aller Bereinigungsversuche fallen hier damit so viele – in der Regel verdrängte – psychische Verbotszonen aufeinander, dass nicht nur bei der Bearbeitung des Romans immer wieder erhebliche Wahrnehmungsschwierigkeiten zu beobachten sind, sondern auch geographische Ortslagen vertauscht und Personen marginalisiert werden, die eine wesentliche Rolle im Leben Hölderlins gespielt haben.

Ihre wesentlichen Ursachen haben diese Verdrängungsmechanismen einerseits im Verbot, polygame Beziehungen zu unterhalten, was die Verlustängste hinsichtlich der genannten Frauen verstärkt, die auch dann – wie im Falle Louise Nasts – eintreten, wenn der Mann eine Trennung veranlasst hat, andererseits in dem Versagen einer homosexuellen Betätigung, auf welchem Feld sich der kleine Fritz von Kalb exhibitionistisch aufdrängt.

Die hier angesprochenen Verbote wirken nicht nur auf Hölderlin selbst so stark, dass er sich auf doppelte Weise damit auseinandersetzen muss, biographisch und – seine Vita immer in neuen Anläufen bereinigend – literarisch, sondern vor allem auch auf seine LeserInnen, hier aber vor allem den homo - erotischen Kreis betreffend, so scharf, dass auf diesem Gebiet auch keine mittelbaren Bezüge wahrgenommen werden können. Im Vergleich dazu sind die Ablehnungsformen gegenüber hetero - erotischer Promiskuität gerade nach milde, wenn sie nur auf schöngeistige „Freundschaften“ zurechtgestutzt, also

kastriert werden, was jedoch eben so weder den historischen Gegebenheiten noch der individuellen Entwicklung Hölderlins entspricht.

Damit schließt sich auf fatale Weise ein Kreis von Ursachen und Wirkungen. Denn neben den leicht einsichtigen Gründen von Verlustängsten, die dann eintreten, wenn Männer und Frauen sich trennen, erkennt Sigmund Freud in der Wahrnehmung exhibitionistischer Betätigung einen wesentlichen Auslöser von Kastrationsangst, der ausgeprägtesten Form von Verlustangst.¹⁷¹

Nur wenn über einen solchen allgemeinen psychoanalytischen Hinweis hinaus berücksichtigt wird, dass hier drei sehr ähnlich wirkende Ereignisse zugleich auf FH eingestürmt sind, kann ermessen werden, in welchem Umfang der junge Dichter in der Waltershäuser Zeit traumatisiert wird. Als Folge davon muss er sich nicht nur (biographisch) gegenüber Wilhelmine Kirms als Mann erweisen, sondern auch seinen Entwicklungsroman auf völlig neue Füße stellen. Zu drastisch wurde ihm die Tatsache vor Augen geführt, dass nicht nur innere Entwicklungen, ideologische Bedingungen und Seelenlagen eine Persönlichkeit entstehen lassen, sondern äußere Faktoren auf einen Menschen einwirken können, die ihn dergestalt verletzen, dass er sie noch nicht einmal zu benennen weiß.

Offensichtlich werden diese entstehungsgeschichtlichen Umstände aber vor allem von dem zunächst sehr kleinen Kreis von LeserInnen¹⁷² so intensiv erahnt, wofern sie ihm nicht bekannt sind, dass nicht nur wesentliche Teile der ersten umfangreicheren Fassung verloren gehen, sondern Hölderlins „Hyperion“ insgesamt und bis heute eine merkwürdige Sonderstellung am Rande des literarischen Kanons einnimmt¹⁷³ und selbst die geographischen Schauplätze des literaturgeschichtlichen Geschehens nicht frei von Zweideutigkeiten bleiben.

Es sieht so aus, als bewege sich ein Teil der mit Hölderlin befassten Literaturwissenschaft zweihundert Jahre lang in einer sich wechselseitig verstärkenden eunuchisierten und eunuchisierenden Gegenwelt, wo immer die Zwangsjacke des Psychiaters und das Skalpell des Nonnenmachers zugleich drohen. Hier ist dann die schärfste Form erlaubter Zuwendung der Liebesbrief, „„durch die Hecke, nahe bei der Laube, nahe bei den Pappeln, nicht

¹⁷¹ S. Freud, Die infantile Genitalorganisation (Eine Einschaltung in die Sexualtheorie, 1923), in: S. Freud, Studienausgabe, Bd. V, Sexualeben, Frankfurt, 1972, S. 239; von hier aus wäre auch zu erschließen, auf welche – aber in der Regel unbewusste – Weise besonders junge und emotional weitgehend noch unerfahrene Menschen vom „Hyperion“ berührt werden, wie Bertaux beobachtet. Eingedenk der faktisch herrschenden Promiskuität, welche die moralisch restriktive Zeit des 19. Jahrhunderts überdauert hat, spielt dieser Zustand auch heute noch eine wesentliche Rolle, selbst wenn er durch Entsublimierung der Zustände zu einer allgemeinen Desensibilisierung geführt hat und deshalb zu Recht von Bertaux auf den Bereich der Adoleszenz eingeschränkt wird.

¹⁷² In der FA (Bd. 10, S. 11) ist hinsichtlich der Erstausgabe von 1797 / 99 von nur 360 Exemplaren die Rede.

¹⁷³ So begnügt sich z. B. der Lehrplan des Landes Baden - Württemberg darauf, den „Hyperion“ im fakultativen Bereich „in Auszügen“ zur Lektüre an der Oberstufe zu empfehlen (Bildungsplan für das Gymnasium, Stuttgart, 1994, S. 824), was angesichts der strikten regionalen Ausrichtung und der Klassiker - Automatik in den dortigen Lehrplänen schon eine bemerkenswerte Hintanstellung bedeutet.

unweit von der kleinen Laube‘ überreicht“ – und das erdrückendste Indiz für ein „heimliches“, und schon deshalb in der Regel „unglückliches Liebesverhältnis“ besteht in einer hinterlassenen Widmung:

„Wem sonst als Dir“¹⁷⁴

Der Satz, den Hölderlin für Susette Gontard in das ihr überstellte Exemplar (welches es auch nun immer gewesen sein mag) geschrieben haben soll, ist nicht nur zum Zeitpunkt seiner ursprünglichen Niederschrift bereits ziemlich abgegriffen – und FH kennt mit großer Wahrscheinlichkeit die Quellen¹⁷⁵ –, sondern entstammt so ungefähr dem „Fragment vom Hyperion“ in der oben nachgewiesenen Umgebung, das Zitat ist dort aber als rhetorische Frage formuliert, die von einem Komma getrennt wird, was die Ausschließlichkeit der Person stark betont, an die sie gerichtet ist.

Die Situation, in der der Tiniote (Alabanda) rhetorisch fragt: „Wem sonst, als Dir?“ ist zwar an der Oberfläche ein Akt reiner Verehrung Homers, hinter dem sich aber mehrschichtige erotische Verbotzonen verbergen, auf die bereits ebenso hingewiesen wurde wie auf den Umstand, nach dem es Hölderlin gelingt, seinen Stoff durch wiederholte Überarbeitung in ruhigere Gewässer zu steuern, wobei der psychologische Gehalt der auslösenden Situation und das, was davon vermutlich in einer ersten Fassung übernommen worden ist, eben nicht vollständig verloren geht.¹⁷⁶

Auf die Schwierigkeiten der Zuordnungsmöglichkeit von „Waltershäuser Paralipomenon“ und „Thalia - Fragment“ verweist D. E. Sattler ebenso zuverlässig wie auf den Umstand, dass bereits das „Fragment“ berichtende Elemente enthält, die in dem von Marie Rätzer für Susette abgeschriebenen „Paralipomenon“ noch fehlen.¹⁷⁷ Es wird aufgrund der man-

¹⁷⁴ In der Lesart Jochen Schmidts, also ohne Punkt und Fragezeichen, vgl. aber: Abb. (8)

¹⁷⁵ August Hermann Niemeyer an Klopstock und Schiller (Don Carlos I / 2). Vor allem der Versuch, einen Bezug zur letztgenannten Quelle herzustellen, enthält die reizvolle Vorstellung, dass es einen geheimen Code gibt, mit dem sich ödipal fixierte, aber vergebliche Liebhaber durch einen solchen Satz (ggf. auch ironisch mit den Augen zwinkernd) zu verständigen versuchen. Carlos erklärt sich u. a. auf diese Weise gegenüber seinem Jugendfreund Posa hinsichtlich seiner eigenen psychischen Situation, die dadurch bestimmt ist, dass ihm der Vater die Braut weggeschnappt hat, die seine (Stief-) Mutter wird. Da der Ausspruch Carlos' aber insgesamt lautet: „Wem sonst als dir, Allgütigste?“ und sich das auf „Vorsicht“ im Sinne von „Vorsehung“ bezieht, ist eine Verknüpfung sowohl mit dem Thalia - Fragment wie auch der Widmung zu weitläufig, um weiter verfolgt zu werden, auch wenn in Homburg – also zur Zeit der Widmung – mit Hölderlin und Sinclair zwei sich (wie Carlos und Posa) lange treu bleibende Jugendfreunde wiedergetroffen haben. Vielleicht ist der Satz aber insgesamt zu wenig bedeutungshaltig, um mehr als effektiv zu sein, weshalb nur die Situationen wichtig sind, in denen er artikuliert wird, um deutlich hervortreten zu lassen, dass er kein Kompliment enthält, vgl. hierzu: P. Bertaux, Hölderlin - Variationen, I. c., S. 89

¹⁷⁶ Auf welche Weise dies geschieht, und vor allem junge Frauen und Männer sich vom „Hyperion“ naiv beeindruckt lassen, muss m. E. mittels einer strengen, aber unvoreingenommenen psychoanalytischen Untersuchung geklärt werden, was hier aber leider nur als Forderung zu Papier gebracht werden kann. In dieser Hinsicht bleibt auch der Hinweis von Bertaux (Hölderlin, I. c., S. 459) auf „die zündende Wirkung des Thalia - Fragments auf jugendliche, empfindsame Seelen“ nicht sehr befriedigend, weil dies ganz offensichtlich auch für die Endfassung des „Hyperion“ gilt und Bertaux' hier deutlich verkürzte Wahrnehmung keinen Ansatz dafür bietet, die sublimen Gehalte der Dichtung insgesamt hinsichtlich ihrer vielleicht sehr unbewusst sich fortpflanzen- den Wirksamkeit zu reflektieren.

¹⁷⁷ FA, Bd. 10, S. 41

gelhaften Quellenlage aber nicht vollständig aufgeheilt werden können, was Hölderlin dazu bewegt hat, die Form des inneren Diskurses aufzugeben und durch umfangreiche fiktionale Berichtsteile seinem Roman eine völlig neue Gestalt zu geben, an der er immer noch drei bzw. fünf Jahre nach seiner Waltershäuser Zeit zu arbeiten hatte.

Vorausgesetzt, das Marbacher Ausstellungsstück ist (wenigstens in einer dem Publikum entzogenen Form) echt und die zwischen den beiden Bänden eingeklebte Widmung stammt tatsächlich von Hölderlin, müsste festgestellt werden, dass sich FH bei dem Versuch, SG entweder 1797 oder 1799 eine Widmung zukommen zu lassen, entweder hinsichtlich der Zeichensetzung gleich zwei Mal verschrieben hat, oder er weicht bewusst von der originären Mitteilung dadurch ab, dass er durch Tilgung des Kommas in der Mitte dieser Ellipse die strikte Hervorhebung (jetzt: der Empfängerin) zurücknimmt und durch Überführung der ursprünglich vorliegenden rhetorischen Frage in einen Aussagesatz die Zueignung der sprachlichen Oberfläche nach banalisiert. Der größte Unterschied zwischen Original und Selbstzitat besteht freilich darin, dass das, was ursprünglich an einen Mann gerichtet ist, jetzt einer Frau zugeschrieben wird, denn zweifellos ist der Empfänger von Satz und „Loken“ nicht Melite, sondern der zur Verehrung anstehende tote Dichter Homer. Dazu kommt, dass den zitierten Satz nicht der Geliebte Melites sagt, denn ein anderer, „der Tiniote“ Alabanda spricht ihn aus.

Falls auch richtig ist, dass die Figur der Diotima eine platonisierte Fortführung von „Melite“ darstellt, wie allgemein angenommen wird, ergeben sich vollends kaum noch sinnvolle Zuordnungsmöglichkeiten zwischen Original und mutmaßlichem Selbstzitat. Denn es passt in keinen normalen Kopf hinein, wenn behauptet wird, die sublimierende Fortführung einer literarischen Figur sei bei analogen – wenig sublimierten – erotischen Bedingungen einer Frau zuzuordnen, von der eben manche Literaturprofessoren und Studienräte hoffen, sie habe ein rein schöngeistiges Verhältnis zu einem Dichter gehabt, dessen Roman in einer für sie ganz unerklärbaren Weise eine allgemeine „zündende Wirkung [...] auf jugendliche, empfindsame Seelen“ hat, was schon wegen der zeitlichen Distanz zwischen Schreibakt und Eintritt dieser ganz treffend von PB beschriebenen Wirkung einen platonischen Zusammenhang oder ein hermeneutisches Ereignis darstellen muss, weil dort, wo die weitgehend um ihre psychischen Dimensionen bereinigten Textlagen mit konkreten LeserInnen verknüpft werden, der philosophische Zusammenhang bloß als Trester umfangreicher und komplexer Wirkungsmöglichkeiten zurückbleiben darf.

Dabei wird der philosophische Kontext überhaupt nicht geleugnet, es wird nur behauptet, dass der Hölderlinsche „Geist“ weder ein ausschließlich philosophischer, noch – worauf noch hingewiesen werden soll – ein der Darbietung nach unvollständig „geistiger“ ist. Wie wenig freilich ein solcher, die Mitteilungen des „Hyperion“ zum Vertrocknen brin-

gender Umgang sich selbst zutraut, kann gerade dem Umstand entnommen werden, nach dem die biographischen Daten fast nach Belieben – aber je die gleichen Ereignisse und einen einschlägigen Personenkreis treffend – ausgedünnt und / oder verstümmelt werden.¹⁷⁸

Andererseits ist die sprachliche Übereinstimmung – von der Zeichensetzung abgesehen – aber zu groß, um als Zufall gedeutet werden zu können – und letztens: Pierre Bertaux, dem in diesem Zusammenhang die Rolle eines eifersüchtig über Friedrich Hölderlin wachenden Verehrers zugewiesen werden soll, der sich bis zur Selbstverleugnung mit ihm identifiziert, liegt in der Angelegenheit so weit daneben, dass der mangelhafte Zusammenhang bei angenommenem Ausschluss einer zufälligen Übereinstimmung – wenn schon keine Aussicht auf Klärung, so wenigstens doch – einige Neugier auf sich ziehen muss.

Um die Problemlage von hinten her aufzurollen: Es ist ganz offensichtlich, dass sich Bertaux an verschiedenen Stellen seiner Hölderlin - Darstellung in einigen Marginalitäten vertut und manche seiner Rekonstruktionen dann (aber nur dann!) aberwitzig zu lesen sind, wenn man sich strikt innerhalb des breiten Stroms der in Deutschland üblichen Hölderlin - Rezeption bewegt, die auch dann, wenn sie ernsthafter mit Poesie und Dichter umgeht als das Brockhaus - Lexikon von 1906, nicht müde wird darauf zu beharren, dass dieser Dichter 1802, spätestens aber 1806 endgültig wahnsinnig geworden sei,¹⁷⁹ Autoren wie J. Laplanche setzen sogar ihren ganzen Ehrgeiz daran, eine möglichst frühe Erkrankung Hölderlins nachweisen zu können. Diese Darstellungen unterlassen es aber eben regelmäßig, die eigenen Bedingungen (mit-) zu reflektieren,¹⁸⁰ unter denen sie die Hölderlinsche Dichtung untersuchen, obwohl es sich hier um psychiatrisch hoch infektiöse Gegenstände handelt, die deshalb so ansteckend sind, weil sich ihr Urheber mittels ihrer Produktion genau davor schützt, „unheilbar krank“ zu werden, obwohl er mit einiger Regelmäßigkeit Situationen ausgesetzt ist, die allen Anlass dazu bieten. Deshalb verstreut er (wie Laplanche richtig feststellt) regelmäßig Enigmata, mit deren Hilfe es ihm nicht nur gelingt, sich mit der geheimnisvollen Aura eines Sehers zu umgeben (was ihm

¹⁷⁸ Ein Ort solcher größtmöglichen Ausdünnung ist der psychoanalytische Schlussstein in Laplanches Hölderlin - Untersuchung: Der Verdacht auf Wahnsinn wird dort im Hyperion - Kapitel (S. 79 ff.) mit dem „Grundton“ erhärtet, der diese Dichtungen durchzieht, die unter anderem (im Deutschen) auf „eine Nuance einer etwas leeren Trunkenheit“ verweist. Nicht umsonst warnt S. Freud vor den gefährlichen Folgen von Übertragungen eigener psychotischer Zustände auf die des Probanden. Schon Lange veröffentlicht seine „Pathographie“ Hölderlins Jahrzehnte nach der zum Allgemeinplatz heruntergekommenen Überzeugung von der unheilbaren Krankheit des Dichters. Laplanche ist in dieser Hinsicht nur noch affirmativ tätig, was um so vieles unorigineller erscheinen muss, dass hier nur noch – unter Bezugnahme auf Laplanches entsprechende Äußerungen über Hölderlin – von nicht mehr auszunüchternder Trivialität geredet werden soll.

¹⁷⁹ Um so erfreulicher ist, dass eine jüngst bei Metzler erschienene deutsche Literaturgeschichte nicht nur den Standpunkt von Bertaux ausführlich referiert, sondern sich insgesamt hinsichtlich der hier abgehandelten Fragen sehr zurückhaltend äußert. (W. Beutin et al.: Deutsche Literaturgeschichte, Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart, Weimar, 7. Aufl. 2008, S. 221 ff.)

¹⁸⁰ Freud hält eine solche Supervision zur selbstverständlichen Voraussetzung jeder psychoanalytischen Tätigkeit, geht aber selbst ziemlich großzügig damit um, weshalb bis heute erhebliche Probleme im Umgang mit seiner Deutung ödipaler Verhältnisse bestehen.

vielleicht manchmal bei sentimental gestimmten Damen zum Erfolg verholfen haben mag), sondern seinen politischen, strafrechtlichen und psychiatrischen Gegnern, den Sand in die Augen zu streuen, in dem bis heute „die deutlichsten Spuren der Geistes Zerrüttung“ (Karl Gok) zu lesen sind,¹⁸¹ der ihn aber vor weiterer Verfolgung schützt, wenigstens was zu seinen Lebzeiten die polizeilichen Nachstellungen und die Verfolgung durch eifersüchtige Frauen angeht. Im letzten Punkt macht er es sich wohl am einfachsten, wenn er sich schließlich ganz regressiv - gemütlich die Pflege der Schreinersfamilie Zimmer angedeihen lässt.

*Namentlich die Tochter hat viel Gewalt über ihn, er lässt sich von ihr leiten wie ein Kind.*¹⁸²

Der gefährlichste Punkt in der Biographie FHs liegt dabei offensichtlich im – biographisch manchmal verdrängten – fränkischen Waltershausen, wo hinsichtlich der konkreten Lebenssituation wirklich nichts mehr zu beschönigen ist, weshalb bezüglich dieser Zeit zum Zweck der literaturgeschichtlichen Einebnung im schöngestigen Sinn einfach die Fakten – bis hin zur geographischen Verlegung des Ortes – weggestrichen werden müssen, weil dort tatsächlich alles das getrieben wird, was die bürgerliche Moral des 19. Jahrhunderts verbietet und teilweise hart bestraft (nur eben die Perversion des Verprügeln nicht, solange es rangniedrige Soldaten, Dienstboten und Kinder zu Hause / in der Schule betrifft).¹⁸³

Als Ergebnis des Bearbeitungszwangs dieser Gegebenheiten kann folgendes festgehalten werden: Die hohe Affinität zwischen den biographischen Bedingungen, die Hölderlin durch seine Arbeit am „Hyperion“ so lange bearbeiten muss, bis im Roman eine (oder mehrere) Frauenfigur(en) hinter der Vorlage einer philosophischen Heroine platonischer Genese verschwinden und die Belästigungen durch einen vielleicht geistigbehinderten, jedenfalls aber heftig pubertierenden Knaben nur mittels ideologischer Überhöhung des Soldatenlebens¹⁸⁴ verarbeitet werden können, und den durchschnittlichen familiären Gegebenheiten des bürgerlichen Zeitalters im „langen 19. Jahrhundert“¹⁸⁵ führt dazu, dass sie von den Opfern dieser Entwicklung nicht angemessen wahrgenommen werden kann. Dies gelingt auch dort nicht, wo die LeserInnen den eher exklusiven Kreisen der Hölderlin - VerehrerInnen (die aber entsetzt wären, wenn sie Entstehungsfakten dieser Literatur

¹⁸¹ FA, Bd. 9, S. 411

¹⁸² Karl Gok, zit. nach FA, Bd. 9, S. 418; affinitätshalber: Der Verfasser macht das seit 35 Jahren ebenso, auch wenn seine Schreinerstochter weder „Charlotte“ noch „Zimmer“ heißt.

¹⁸³ Warum auch Peter Weiss in seinem ‚Hölderlin‘ - Drama die Vorstellung übernimmt, FH habe schließlich auf Fritz v. Kalb eingedroschen, um ihm das Onanieren abzugewöhnen, ist allenfalls dadurch zu ergründen, dass auch Menschen seiner (Peter Weiss') Generation so erzogen worden sind, aus der Quellenlage lässt sich diese Darstellung jedenfalls nicht herleiten.

¹⁸⁴ Nach der Darstellung von U. Naumann, die in diesem Punkt aus den Unterlagen Schlesiers bestätigt werden kann, gelingt dem Hölderlin missratenden Fritz von Kalb tatsächlich später die preußische Offizierskarriere.

¹⁸⁵ In Anlehnung an E. Hobsbawm (Das Zeitalter der Extreme, Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt, 1996, S. 21, Fußnote) wird hier das Ende des „langen neunzehnten Jahrhunderts“ auf den Ausgang des 1. Weltkriegs gelegt.

zur Kenntnis zu nehmen hätten) zuzurechnen sind, weil manche Aspekte der Verdrängung durch alle Abstraktionsbemühungen hindurch wirksam bleiben, weshalb das poetische Werk schon zu Lebzeiten Hölderlins fragmentiert wird und sein Verfasser zum Opfer einer gleichsam magischen Verstoßung wird,¹⁸⁶ an deren Inszenierung er sich aber selbst beteiligt.

Diesen verhängnisvollen hermeneutischen Zirkel hat Bertaux wohltuend durchbrochen. Es gelingt ihm aber nicht, bis an die Fehlerquelle vorzudringen, die darin liegt, dass FH die Misshelligkeiten seiner Erfahrungen nur abstrahiert und resignierend bei Seite legt, um dann schließlich jeder idealistischen Konstruktion zu entsagen und zu verstummen, anstatt weiter über die Gründe seines Versagens nachzudenken oder sich an den entsprechenden Figuren literarisch zu rächen, indem er sie bloßstellt.

So enthält der „Hyperion“ eine (unzeitgemäße) erotisch / ideologische Darstellung¹⁸⁷ und im Gegensatz zu Moritz' „Anton Reiser“ oder auch Goethes „Leiden des jungen Werthers“ keinen (zeitläufigen oder -kritischen, aber immer noch nach damaligen Maßstäben hinnehmbaren) pädagogisch - psychologischen Entwurf. Der „Hyperion“ ist auch kein „Schlüsselroman“, so gerne auch manche Zeitgenossinnen Hölderlins in ihm vorkommen würden, oder von manchen Rezipienten so behandelt werden, als kämen sie darin vor. Gegen jede unmittelbare Zuweisung von „lebenden Personen“ und Romanfiguren spricht schon eine solche Unterstellung durch Mitmenschen, die unmittelbar in die Biographie des Dichters verwickelt sind und die unkritische Übernahme dieser Lesarten durch einen Teil der Interpreten, wobei vermutlich Adolf Beck hier schon deshalb eine entscheidende Rolle zugewiesen werden muss, weil Laplanche – auf ihn sich berufend – die Langesche Diagnose einer „Geisteskrankheit“ bestätigt und hinsichtlich der Identität „Diotimas“ aufs Goksche Gleis gerät. Grob verkürzt: Solange nicht beschrieben werden kann, welches gemeinsame Interesse die Gruppe von Nutznießern der Hölderlinschen Hinterlassenschaft zwischen Karl Gok und Jean Laplanche über die Tätigkeit hinaus verbindet, aus diesem Erbe immer etwas hervorzuholen und zugleich anderes zu verstecken, was sie selbst zu verbergen haben, ist es wohl nicht möglich herauszufinden, welches große Ärgernis Person und Werk Hölderlins solche Menschen fast hypnotisch anzieht und dabei zugleich wieder so abschreckt, dass sie von der festen Überzeugung nicht lassen können, er sei völlig dement gewesen und diese Verrücktheit habe sich mit zunehmender Produktivität orkanartig gesteigert, bis zuletzt eine von inneren Stürmen verwüstete Seele und ein dementsprechend entstelltes Gesicht zurückgeblieben seien, und ein diesem Zustand entsprechendes Werk ständig neu geordnet werden müsse.

¹⁸⁶ Vgl.: u. a. Schlesier, l. c., S. 5

¹⁸⁷ Vgl.: Georg Lukács, Hölderlins Hyperion, in: Der andere Hölderlin, Materialien zum ‚Hölderlin‘-Stück von Peter Weiss, hg. v. Thomas Beckermann und Volker Canaris, Frankfurt, 1972, S. 25

Eine solche Sisyphos - Arbeit könnte wohl nur von einem Psychoanalytiker geleistet werden, der bereit wäre, die Umgebung Hölderlins ebenso harten „pathographischen“ Kriterien zu unterwerfen, wie sie Lange und Laplanche¹⁸⁸ auf den Dichter F. Hölderlin anwenden, der aber zugleich bereit sein müsste, einem Dichter wenigstens die Freiheit der Wahl hinsichtlich seiner poetischen Mittel auf die Weise zu lassen, die z. B. Pierre Bertaux für ihn einfordert und zusätzlich berücksichtigt, dass von FHs Spätwerk nicht mehr überliefert ist, als das, was ihm von einer Verwandtschaft gelassen wird, die ein leicht nachvollziehbares Interesse daran besitzt, mit den literarischen Spuren des Dichters zugleich auch die Narben zu tilgen, die sie ihm zufügt. FH schätzt dieses biographische Risiko ganz realistisch ein, wenn er befürchtet, schon zu Lebzeiten ein Begrabener, also dem Vergessen anheim gefallen zu sein. Von dieser Furcht ist auch schon das „Waltershäuser Paralipomenon“ überschattet, dessen knapper Rest aber nicht so völlig in Hoffnungslosigkeit endet, wie Bertaux dies liest,¹⁸⁹ denn Hyperion scheint sich eben aus dieser Todesfurcht wieder erheben zu wollen, wenn der Text abbricht:

*Ach! das Leben ist kurz, sehr kurz. Wir leben nur Augenblicke und sehn nicht denn Tod umher.
Es giebt noch Augenblicke, wo es mich so weit über mich selbst erhebt das herrliche Gefühl, der Mensch sey nicht fürs einzelne geschaffen.¹⁹⁰*

An dieser Stelle können nur aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive eine solche analytische Arbeit vielleicht vorbereitende Hinweise ausgebreitet werden, die sich aber in psychohygienischen Fragen äußerst zurückhalten müssen, weil das ohnehin von vielen Interessierten schon weitgehend fragmentierte Werke Hölderlins nicht weiter beschädigt werden soll und solchermaßen aussichtslose Unterfangen immer auch autodestruktiv wirken können.

Trotzdem: Hölderlin, der immer philosophisch denkt und nebenher sehr erotisch fühlt, um dann beides zusammen aufzuschreiben, entwickelt keine psychologisch zusammenhängenden Situationen, er erzeugt vielmehr neben einander stehende Bilder, in denen selbst einfühlsame Erinnerungen mit utopischen Entwürfen zusammenfallen können, und stellt sie neben einander, was nicht nur die bereits abgehandelten Identifikations- und

¹⁸⁸ Vgl.: Bertaux, l. c., S. 12

¹⁸⁹ Ibidem, S. 611

¹⁹⁰ FA, Bd. 10, S. 43; an solchen Stellen fließt die Eschatologie des Neuen Testaments zusammen mit Grundgedanken der Gnosis, der Umfängenheit im Leben (wie sinngemäß ein protestantisches Kirchenlied meint) folgt nicht die Auferstehung des Leibes, sondern die Aufhebung des Einzelnen im Ganzen. Wörtlich heißt es *Media vita in morte* (Antiphon aus dem 11. / 12. Jahrhundert, dt. schon im 14. Jahrhundert nachgewiesen: *Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen*. Evangelisches Kirchengesangbuch, Ausgabe für die Ev. Landeskirche von Kurhessen - Waldeck, Kassel, 1958, Nr. 309). Selbstverständlich hat eine – streng genommen – sektiererische protestantische Haltung auch eine psychologische Komponente, die beispielsweise im „Ardinghello“ zum Vorschein kommt (oder auch dort, wo sich bis heute religiöse christliche Randgruppen unter Auflösung ihres Privateigentums usw. in Kommunen organisieren), aber dies ventiliert Hölderlin nicht in seinem Roman (m. E. auch sonst nirgends), obwohl er manchmal so lebt, wenigstens was den Eigentumsanspruch fremder Männer an ihre Frauen angeht. Ob FH tatsächlich so naiv war, wie aus Carl Jürgels Schilderung von der Trennung zwischen ihm und den Gontards hervorgeht, wird deshalb geflissentlich bezweifelt (Vgl.: Bertaux, l. c., S. 481).

Interpretationsspielräume öffnet. Vielmehr tun sich bei ihm dadurch unverstellt und unverarbeitet eigene seelische Dispositionen und Gefühlslagen auf, die so bloßliegen, dass darüber tatsächlich ein Erschrecken stattfinden kann, was nicht nur die biographische Katastrophe seines Rückzugs aus dem Geistesleben ausgelöst hat, sondern bis heute dazu führt, dass FH wie ein böser Fetisch durch die Literaturgeschichte zu geistern scheint, der einerseits nicht zum Verschwinden gebracht werden kann, andererseits aber so bruchstückhaft wahrgenommen werden muss, damit er seine gefürchtete magische Wirkung nicht zur Entfaltung bringt.

Andere Techniken, die einen solchermaßen für schädlich gehaltenen Einfluss Hölderlins eindämmen sollen, ist die Überhöhung von Person und Werk mittels Vertonung (zwischen Johannes Brahms (Schicksalslied, op. 54) und Siegfried Matthus („Hyperion - Fragmente“, 1979), die Verbringung ins Museum (Tübingen / Marbach), die Ausschilderung von Autobahnen mit seinem Portrait (A 81, zwischen Untergruppenbach und Pleidelsheim) resp. die jüngst erfolgte Denkmalsetzung (am Geburtsort Lauffen, dortselbst), wo er aber so auf einer Schreibfeder zu sitzen kommt, als habe er überwiegend oder pars pro toto mit seinem Geschlechtsteil Literatur ge- / erzeugt.¹⁹¹

Auch wenn solche nachträglichen Ästhetisierungen und Folklorismen keinem Dichter gerecht werden und Hölderlin schon länger als Sex - Monster durch die Belletristik geistert,¹⁹² dies also einerseits eine unerträglich entsublimierende Verflachung, andererseits aber eine nicht minder verfehlt Dämonisierung in sich trägt: Ganz zufällig scheint zumindest das Letztere nicht zu sein. Denn einen besonderen Raum nimmt in Hölderlins Anthropologie, gemäß der er sich selbst allerdings auch die Freiheit zubilligt, andere dadurch erschrecken zu dürfen, dass er sie im unerwarteten Augenblick oder auf unpassende Weise an seine reale Existenz erinnert, das Vergessen ein, das für Hölderlin zur Bearbeitung seiner eigenen psychischen Situationen in mehrfacher Hinsicht wichtig zu sein scheint, weil er sich einerseits zu vergessen weigert, andererseits aber panische Angst davor zu haben scheint, er könne dem Vergessen zum Opfer fallen.

Unter beidem leidet er ganz offensichtlich.

Deshalb ist für ihn einmal die Fähigkeit zu vergessen, Voraussetzung dafür, sich weiter zu entwickeln, an der eigenen Vollendung zu arbeiten, weil nur damit die Vergangenheit, die uns auf das, was wir sind, zu fixieren droht, überwunden werden kann. Es heißt zum Beispiel:

¹⁹¹ Vgl.: Abb. (9)

¹⁹² Vgl.: Jacques Teboul, Lauf, Hölderlin!, München / Wien, 1982

*Wenn sein vergessen, des Menschen Geist über seine Gränze sich verliert, ins Labyrinth des Unerkennbaren, und vermessen seiner Endlichkeit sich überhebt, verdamme nicht! Er dürstet nach Vollendung. Es rollten nicht über ihr Gestade die regellosen Ströme, würden sie nicht von den Fluthen des Himmels geschwellt.*¹⁹³

Ein ganz anderes Vergessen ist andererseits nach Hölderlin notwendig, um das, was die Seele als Ganzes umspannt, sprachlicher Gestaltung zuführen zu können, weil in Sprache, die der sinnlich erfassbaren Wirklichkeit zugehörig, nur teilweise und entfremdet das wiedergegeben werden kann, was die Seele ganz, aber nur metaphysisch erahnen lässt, also weder sinnlich noch verstandesmäßig erfasst, wie dies das gesprochene / geschriebene Wort zu leisten vermag:

*Ich kann nur hie und da ein Wörtchen von ihr sprechen. Ich muß vergessen, was sie ganz ist, wenn ich von ihr sprechen soll. Ich muß mich täuschen, als hätte sie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn ihr lebendig Bild mich nicht ergreifen soll, daß ich vergehe im Entzücken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll.*¹⁹⁴

Hier taucht ganz unvermittelt das Motiv des Vergessens zusammen mit dem der Selbsttäuschung auf. Hölderlin weiß offensichtlich, dass es von einer gezielten und geordneten Verarbeitung des Erlebten und Gefühlten abhängt, ob es zur Erzählung taugt oder nicht. Das Gegenwärtige kann nicht erzählt werden, solange es nicht reflektierend verarbeitet worden ist. Dazu muss es zunächst in die Vergangenheit verschoben, ggf. zur vorbeigegangenen Fiktion verklärt werden, mit der innerlich abgeschlossen worden ist, um in Sprache gefasst wieder zum Vorschein kommen zu können.

Das ist nicht nur sprachphilosophisch von – allerdings sehr pessimistischer – Bedeutung, sondern enthält unversehens auch eine existentielle Mitteilung über die Situation, in der sich der Dichter befindet, der eben nicht die an der Oberfläche vergegenwärtigte Lage berichtet, sondern mit fortschreitender Arbeit das für unwiederbringlich verloren hält, was an Erlebnissen und Gefühlslagen bereits in Vergangenheit übergegangen ist.

Damit begibt sich der Dichter jedoch in ein Dilemma, weil fortschreitendes, die Gegebenheiten überwindendes und beschreibendes, analytisch argumentiert: „verarbeitendes“ Vergessen offensichtlich gegenseitig sich behindern müssen, wofern sie sich nicht wechselseitig ausschließen. Der daraus notwendig folgende, die Leistungsfähigkeit von Dichter und Sprache zugleich bezweifelnde Pessimismus, der im Übrigen von einigen seiner unbestritten für bedeutend gehaltenen Zeitgenossen geteilt wird,¹⁹⁵ enthält nicht nur ein schier unerträgliches Maß an Selbstzweifeln eines Mannes, der in seiner Jugend einmal

¹⁹³ Hyperions Jugend, FA, Bd. 10, S. 214

¹⁹⁴ Hyperion, Erster Band, FA, Bd. 11, S. 653

¹⁹⁵ Vgl.: Taylor, l. c., S. 81 ff.

beschlossen hat, ein großer Dichter zu werden, sondern auch eine unerhörte Provokation gegenüber allen, die als Forscher auf diesem Gebiet arbeiten. Hölderlin kennt also sein Risiko und ergänzt seine Überlegungen durch zwei weitere Momente, aus denen hervorgeht, in welchem Umfang er tatsächlich der Funktionstüchtigkeit von Sprache misstraut, indem er sie mit dem Prozess des Vergessens verknüpft.

Einmal wird generell behauptet:

Es giebt ein Vergessen alles Daseyns, ein Verstummen unseres Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.

Es giebt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseyns, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unsrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.¹⁹⁶

Weil das Ganze im Einzelnen sich nicht wiederfinden lässt, verwirft FH nicht nur die Illusion, nach der angeblich das Ganze auf platonische Weise gedacht werden kann, sondern stellt ihm ein verstummendes Vergessen gegenüber, mit dem die Vereinsamung vorbereitet wird, weil es letztlich jeder an sprachliche Prozesse geknüpften Erkenntnismöglichkeit zuwiderläuft. Wenn dieser agnostische Aspekt des Misstrauens gegenüber Sprachakten an konkrete Situationen angebunden wird, in denen das Subjekt aus emotionalen Gründen verstummen muss, ist vielleicht die Quelle zu erschließen, aus der sich nicht nur Hölderlins Pessimismus gegenüber sprachlichen Leistungen speist, sondern die sein zeitweiliges eigenes Verstummen notwendig macht. Denn die Begriffe der Sprache erzeugen – nach der pragmatistischer Lesart, wie sie wohl auch Immanuel Kant schon vorschwebt – nicht nur die Illusion, nach der eine unteilbare Übereinstimmung aller mit allem erzielbar sei, sondern auch die einer eindeutigen Festlegung der begrifflichen Inhalte als notwendig und möglich. Dieser Metaphysik der sprachlichen Zeichen misstraut FH zutiefst, so sehr er sich auch danach sehnt, dass sie zutreffen möge.

Darüber hinaus macht eine sehr subjektive Empfindung das Vergessen notwendig:

Laß mich, rief ich, laß mich dein seyn, laß mich mein vergessen, laß alles Leben in mir und allen Geist nur dir zufliegen; nur dir, in seeliger endeloser Betrachtung! O Diotima! so stand ich sonst auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe sich schuff, vor dem Idole meiner einsamen Träume; ich nährt' es traulich; mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfrischt', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm, und nun! nun hab' ich im Arme dich, und fühle den Othem deiner Brust, und fühle dein Aug' in meinem Auge, die schöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichste so und bebe nicht mehr - ja! ich bin wirklich nicht, der ich sonst war, Diotima! ich bin deines gleichen geworden, und Göttliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen. -

Aber etwas stiller mußt du mir werden, sagte sie.

Du hast auch recht, du Liebenswürdige! rief ich [...]¹⁹⁷

¹⁹⁶ Hyperion, Erster Band, FA, Bd. 11, S. 627

Hyperion kann sich Diotima nur hingeben, wenn er sich selbst, als Produkt einer Idolbildung seiner Jugend, diese Vergangenheit vergisst oder, um es ausufernd zu formulieren, sich selbst zugunsten der erotischen Beziehung zu einer Frau aufgibt, die von ihm eine so maßgebliche Wesensänderung verlangt, wie das mit großer Regelmäßigkeit sowohl biographisch als auch literarisch in entscheidenden Liebesszenen bei Hölderlin vorkommt. Das führt in dieser konkreten Szene zwar auch nur zu der in solchen Situationen so üblichen wie banalen Beteuerung, er sei – bezogen auf seine früheren Affären – ein ganz anderer geworden, wolle seine früheren Fehler nicht wiederholen usw., fängt sich dafür aber auch z. B. bezogen auf die Begegnung mit Melite anlässlich der Gedenkfeier für Homer auch nur die vergleichsweise sanfte Ermahnung ein: „Aber etwas stiller mußst du mir werden“, was durch die Zuordnung im Dativ wenigstens eine mütterlich - versprechende Umarmung mitschwingen lässt.

Es muss hier nicht reflektiert werden, warum Frauen auf solche Selbstverleugnungen ebenso regelmäßig beharren, wie sie liebend gerne darauf hereinfließen. Dafür soll aber auf den Umstand verwiesen werden, nach dem in anderen Kulturen ein solches Vergessen der Vergangenheit durch die Benutzung von Totems bekämpft wird, die nicht nur eine kollektive, kulturelle Vergangenheit in Erinnerung halten sollen, sondern auch diejenigen erschrecken, die individuell durch ihr Verhalten den Rahmen gesellschaftlich vorgegebener Vorstellungen und Normen zu sprengen versuchen.

Die Vorgänge in Waltershausen sind gravierend genug, um eine solche Verleugnung¹⁹⁸ notwendigerweise zu erzeugen, sofern Hölderlin es überhaupt riskieren kann, noch einmal in eine Beziehung zu einer oder – wie realistischer Weise angenommen werden muss – mehreren Frauen zugleich zu treten.

In der Zueignung des „Hyperion“ an SG liegt deshalb ganz sicher eine solche gravierende Verleugnung vor, die dann zu Tage tritt, wenn die scheinbar kleinen Ungenauigkeiten beachtet werden, die ihm beim vielleicht spontanen Zitieren aus dem „Thalia - Fragment“ unterlaufen sind, das der Erinnerung nach zu dicht am eigenen Erleben liegt, um ohne Fehlleistung dort wieder in Erscheinung treten zu können, wo das Vergessen der Vergangenheit gerade nach eingeklagt wird: am Hofe der Gontards in Frankfurt.

Dieser, von einer oder mehreren eifersüchtigen Frauen erzwungene Prozess des Vergessens läuft nicht nur der durch eidetische Veranlagung gegebenen Unfähigkeit Hölderlins zuwider, Vergangenes einfach abzulegen, sondern auch dem produktiven Prozess des

¹⁹⁷ Ibidem, S. 670 f.

¹⁹⁸ S. Freud unterscheidet im Laufe seiner psychoanalytischen Arbeit zwischen „Verdrängung“ und „Verleugnung“, welche sich zwar im Grad der Bewusstheit beim Verschieben in den Bereich des Vergessens unterscheiden, aber dennoch sehr ähnliche Fehlleistungen zur Folge haben können. Vgl. hierzu: S. Freud, Fetischismus, in: Studienausgabe, Bd. 3, S. 383 ff.

Vergessens, das die Umformung von psychischen Situationen in sprachliche Mitteilungen erst ermöglicht.

Obwohl der Konflikt zwischen diesen beiden Vergessenszwängen bedeutend genug ist, um die beobachtete Fehlleistung zu begründen, weil hier FH als Liebhaber mit dem Dichter Friedrich Hölderlin ernsthaft kollidiert, soll an dieser Stelle dies sein Bewenden mit der Überkreuzung biographischer und literarischer Situationen haben. Denn so reizvoll der Gedanke ist, der darauf abzielt, FH habe sich solche Zusammenhänge so sehr zu Herzen genommen, die dann aber auch reflektieren müssten, wie jemand darauf reagiert, wenn der Tod einer Geliebten von einem selbst in einem Roman vorformuliert wird,¹⁹⁹ dass er sich schließlich selbst als Totem inszeniert, weshalb er an einen seiner geistigen Ursprungsorte zurückkehrt, um dort mittels überzeugend dargestellter Raserei nicht nur die Familie, sondern auch die früheren Weggefährten zu erschrecken, damit die gemeinsame familiäre und geistig - politische Tradition wieder heraufbeschworen und alles Dazwischenliegende vergessen wird: Das ist Gegenstand von so ausladenden Spekulationen, dass sie hier nicht unternommen werden sollen – über FH sind genügend schlechte Romane geschrieben worden²⁰⁰ – oder beansprucht sehr intensive Untersuchungen, z. B. im Bereich dessen, was die Rückkehrer aus den amerikanischen Befreiungskriegen an kulturellem Wissen oder sie faszinierender religiöser Spiritualität nach Europa zurückbrachten²⁰¹ – oder auf originärem psychoanalytischem Gebiet, dass solche Überlegungen bewusst an dieser Stelle abgebrochen werden, weil sonst wieder die Gefahr droht, nach der objektive Kenntnislücken gerade so mit Projektionen ausgefüllt werden, wie dies den Grundzügen dieser Arbeit nach aber eben vermieden werden soll. Diesbezüglich deshalb erst

*Nächstens mehr.*²⁰²

¹⁹⁹ Auch Bertaux ist so verliebt in die Vorstellung von einem doppelten Déjà - vu, (oder einfach eine, wenn auch verspätete, ihm immer wieder verzeihende Geliebte Hölderlins), dass er an dieser Stelle Literatur und Biographie ganz konsequent überkreuzt, um nicht nur zu zeigen, dass Hyperion durch seine Gedanken Diotima den Tod bereitet, sondern auch Hölderlin sich auf diese Weise gegenüber Susette schuldig macht / fühlt (wobei letzteres gar nicht abgestritten wird). Der Umstand muss der Wichtigkeit wegen vollständig zitiert werden (die dabei vorgenommenen Hervorhebungen stammen von mir, KR):

Ist es unvorstellbar, dass Hölderlin nach dem Tode von Susette nicht nur an dem Verlust der Geliebten litt, sondern auch das nicht zurückzuweisende Empfinden hatte, in ihrem Tod schuldig zu sein; dass er das von ihm selbstverschuldete, doch irgendwie schuldlose Schicksal männlich, das heißt, benusst, doch in Schweigen verhüllt, bis zuletzt trug?

Drei Jahre vor Susettes Tod hatte er im Hyperion den Tod der Geliebten und seine eigene Schuld daran im voraus, doch unmissverständlich, gezeichnet: Mit mir ists aus; verlaidet ist mir meine eigne Seele, weil ich ibrs vorwerfen muß, das Diotima Todt ist, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben sie doch meine Diotima mir vergiftet!

Doch in ihrem letzten Brief spricht Diotima Hyperion von jeder Schuld frei:

So ists mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht wie? Erkläre diesen Tod dir nicht! Wer solch ein Schicksal er ergründen denket, der flucht am Ende sich und allem und hat doch keine Seele Schuld daran.

(So wie ich, Pierre Bertaux, Dich, liebster F. H., von jeder Schuld freispreche! - KR; Bertaux, l. c., S. 603 f.)

²⁰⁰ z. B. Peter Härtling, Hölderlin, Frankfurt, 1976

²⁰¹ Hier muss an die hohe Wertschätzung Heinrich v. Kalbs durch Hölderlin erinnert werden, die sich auch auf dessen auf seiner Expedition nach Amerika erworbenen Kenntnisse hinsichtlich von Totembildungen beziehen kann.

²⁰² FA, Bd. 11, S. 782

Dennoch soll an dieser Stelle die eingangs geschlossene Wette entschieden werden, nach der Susette Gontard nicht Diotima ist, sondern die literarische Gestalt aus den Entwürfen Hölderlins lediglich okkupiert, um eine entsprechende Rolle in seinem Seelenleben zu spielen, von wo aus sie dann so erfolgreich in die Literaturgeschichte eingegangen ist, dass an manchen Stellen eher ihr Glanz auf den Dichter zurückfällt, als dass seine Bedeutung ihrer Figur die entsprechende Rolle zuweist.

Gustav Schlesier bezeugt, die allgemein „Diotima“ überschriebene und nur in einer Abschrift Susette Gontards erhaltene Hymne noch in einer Reinschrift Hölderlins unter dem Titel „Athenäa“ gesehen zu haben,²⁰³ die Hölderlin zwar an Schiller zur Veröffentlichung im Musenalmanach übersandt hat, bei diesem aber angeblich zu spät angekommen ist, um für den Jahrgang 1797 noch in Frage zu kommen, ansonsten aber eher poetologische Widerstände Schillers als dessen unbedingten Willen zur Veröffentlichung hervorruft. In den folgenden Jahren kursiert das Manuskript – immer wieder abgeschrieben – in verschiedenen Fassungen im Umfeld Hölderlins, der es schließlich erneut, aber jetzt als „Diotima“ an Schiller schickt, der es jedoch erneut verwirft – diesmal jedoch eher zu Recht, weil Hölderlin sich bei der zweiten Zusendung einer bereits im Musenalmanach veröffentlichten Dichtung bedient, was Schiller natürlich bemerkt.

Auch wenn die editorischen Bemerkungen Sattlers zu dieser Hymne nicht sehr klar sind,²⁰⁴ so geht aus ihnen schon durch die Kopie der Abschrift Susette Gontards hervor, dass er eher der Version Chr. Th. Schwabs zugeneigt ist, die „Athenäa“ durch „Diotima“ ersetzt, womit aber kein authentisches Dokument zum Vorschein kommt, sondern eben eines der Besetzung. Das betrifft hier jedoch noch nicht einmal eine Figur aus dem „Hyperion“, sondern eine fernerliegende (die Göttin Athene) aus der lyrischen Produktion, die mittels Abschrift zunächst von Susette für sich beansprucht wird, was dann entgegen der Darstellung Schlesiers so in die Rezeptionsgeschichte eingeht.

Das von Susette Gontard umbenannte Gedicht ist offenbar zu der Zeit entstanden, als die Affaire zwischen ihr und Hölderlin ihren Höhepunkt erreicht hat, es wird am 24. Juli 1796 von Kassel aus an Schiller geschickt. Man ist also auf dem Weg nach Bad Driburg, Hals über Kopf in einander verliebt und deshalb wäre schon vorstellbar, dass der junge Dichter im Überschwang der Gefühle wofern eine solche Veränderung nicht selbst initiiert hat, so doch sich mit ihr einverstanden erklärt. Der Vorgang ist auch, obwohl natürlich letztlich nicht aufklärbar, weiters nicht problematisch – bis auf den Umstand, dass ein bedeutendes Dokument dafür, dass nicht nur die erotische Karriere des Friedrich Hölderlin in der Beziehung zu Susette kulminiert, sondern sie auch eine unausweichlich zentrale

²⁰³ Schlesier, l. c., S. 128

²⁰⁴ FA, Bd. 2, S. 275 f.

Stellung in seinem Werk einnimmt, wohl kaum mehr als Beleg hierfür herangezogen werden kann, da es bei seiner Entstehung überhaupt keiner irdischen Frau zugeordnet ist, sondern einer griechischen Göttin. Die Umwidmung mag einer Laune der Verliebten zuzuschreiben sein, zum Beleg dafür, dass Susette „Diotima“ ist, darf es aber kaum herangezogen werden, auch – oder gerade weil – es durch die Handschrift Frau Gontards selbst überliefert ist, die sich wohl eher gerne als „Diotima“ sieht, als dass sie diese Rolle – eine kurze Frist beidseitig exzessiver Zuwendung vielleicht ausgeschlossen – wirklich einnehmen kann.

Sinngemäß richtig müsste der entsprechende Eintrag im Brockhaus (2002), auf den eingangs Bezug genommen wurde²⁰⁵ also heißen: *Susette Gontard trug sich als „Diotima“ in Hölderlins Dichtung ein – worin der Dichter ihr schließlich folgte.*

²⁰⁵ „Susette Gontard ging als ‚Diotima‘ in Hölderlins Dichtung ein.“

Abg(es)ang nach Toten

Eine Zuordnung von Hölderlins Verstummen, dem Ausbruch einer angeblich unheilbaren geistigen Krankheit etc. ausschließlich zum Tod S. Gontards als einer realen Wiederholung von Diotimas literarischem Ableben verbietet sich, auch wenn natürlich nicht geleugnet werden kann, dass dieses Ereignis biographisch äußerst schwerwiegend ist und die ziemlich ubiquitär im Werk Hölderlins zu beobachtenden allgemeinen Todesvorstellungen auf ganz furchtbare Weise konkret werden lässt. Nur scheint der Zeitraum zwischen Tod und Verstummen zu groß, um hier noch einen plausiblen psychologischen Zusammenhang herstellen zu können, selbst wenn festzustellen ist, dass der Strom der Produktivität nicht mehr so üppig fließt wie vor 1802, der aber auch nie gleichmäßig verläuft, sondern – aus welchen Gründen auch immer – immer wieder zu versiegen droht, zu anderen Zeiten hingegen üppig sprudelt. Trotz des Todes seiner ehemaligen Geliebten erarbeitet FH noch umfangreiche und bedeutende Gedichte wie „Mnemosyne“ oder lyrische Produkte höchster philosophischer und zugleich autobiographischer Konzentration wie „Der Winkel von Hardt“ – und legt immerhin noch so viel Lebensfreude an den Tag, dass er von Nürtingen aus den Versuch unternimmt, eine Cousine zu beglücken, was ihm aber misslingt: Die Dame wird später seine (Stief-) Schwägerin, also Frau Gok.

Nicht weniger halsbrecherisch wäre der Versuch, den Rückzug Hölderlins unmittelbar mit dem Tod Schillers im Mai 1805 in Verbindung zu bringen, auch wenn dieses Datum zeitlich wesentlich näher liegt und Gründe dafür sprechen, dass Hölderlin nach diesem Ereignis keine Notwendigkeit²⁰⁶ mehr sieht, sich poetisch oder theoretisch mitzuteilen. Dem dient der Hinweis, dass er drei Beziehungen zu Frauen in der dargestellten Form mit einem indirekten Bezug zu Schiller zu begründen und abzusichern versucht und die polyvalente Vielschichtigkeit solcher Beziehungen Grundlage seiner zentralen Dichtung vom „Hyperion“ werden. Auch wenn dabei die konkreten Liebesverhältnisse ausgedünnt und zum Verschwinden gebracht werden: die Polyvalenz der Beziehungsstrukturen bleibt immer erhalten, auch wenn sie zunehmend an Abstraktheit gewinnt und schließlich zeitlich konsekutiv angeordnet erscheint, anstatt in zeitgleichen Verflechtungen wirksam zu werden.

So abwegig es also wäre, wenn behauptet würde, FH sei aus Trauer um Friedrich Schiller verstummt, weil er schon lange ideologisch mit ihm gebrochen hat und alle Versuche gescheitert sind, über eine Verbindung mit ihm ins literarische Geschäft zu kommen, so

²⁰⁶ Man könnte hier allen Freudianern den Gefallen tun und behaupten, dass nur tote Väter, gute – weil psychoanalytisch ergiebige – Väter sind, man müsste das dann aber auch argumentativ konsequent durchhalten, diesen Nachweis schafft jedoch gerade Laplanche nicht, weil er sich bei seiner Diagnose je nur im Rahmen klinischer Praxis bewegt, auf die er Hölderlin zurechtstutzt, ohne dessen Rolle als Künstler zu akzeptieren.

nahe liegt die Vermutung, dass ohne ihn als – freilich zunehmend in die Ferne rückende – Bezugsgröße bei Hölderlin keine literarische Produktion mehr stattfinden kann. Schiller nämlich ist nicht nur der biographischen Lage nach Ausgangs- und Eckpunkt von mehreren Beziehungsgeflechten, in die FH sich einbindet, sondern auch dort, wo solche biographischen Situationen in Poesie transformiert werden – auch wenn letztere nur sehr indirekt und völlig unepisch „Leben des“²⁰⁷ Hölderlin abbildet.

Wer auch nur in Umrissen einmal selbst die Anstrengungen erfahren hat, die die Bearbeitung von Verlustängsten oder das Eintreten von tatsächlichen Verlusten kostet, muss nicht notwendigerweise einem Dichter eine „Geisteskrankheit“²⁰⁸ attestieren, wenn dieser nach Eintritt aller möglichen befürchteten Zustände in dieser Hinsicht tatsächlich die Feder niederlegt und verstummt – wofern dies nicht auch wieder einen erst post festum so gesehenen oder von fremder Hand erzeugten Zustand darstellt. Letzteres vernachlässigend, gilt dies vor allem dann, wenn – wie bei Hölderlin – der Tod von Geliebten tragender Bestandteil der eigenen Biographie und zugleich auch bearbeitete literarische Produktion beinhaltet und genau der Aspekt der sterbenden Geliebten zwischen der geliebten Frau, die dann tatsächlich stirbt, und dem Dichter strittig gewesen ist, den die Übereinstimmung zwischen Roman und Leben schon deshalb zutiefst verstört, weil es ihm erscheinen muss, als habe er durch seine Dichtung den Tod der Geliebten herbeigeschrieben.

Hier psychische Deformationen zu suchen und nachweisen zu wollen, ist zwar einigermaßen riskant – es gelingt aber dann, wenn apriorisch davon ausgegangen wird, dass einer wie Hölderlin ohnehin unter einer „Blöße, ja sogar Dürftigkeit der Sprache“²⁰⁹ leide, weshalb er schließlich dazu übergehe, Sprachwendungen zu erfinden, also Neologismen zu bilden, die in einem solchen Psychiater nur Grauen hervorrufen können, weil sie zumindest „erste Zeichen des Wahns“ bei einem Menschen bedeuten, der aber ohnehin „Beute des Wahns“²¹⁰ wird usw...

Psychologisch argumentiert: Durch den Tod der Tochter, die einen zur Bearbeitung der eigenen Vergangenheit bedeutsamen Namen trägt,²¹¹ der Geliebten, die seine Frau nicht werden kann, weil an dieser Stelle eine Zwickmühle aufgestellt ist, und des – wenn auch bereits verblassten – Idols, mit dem die persönlichen wie auch ideologischen Überschnei-

²⁰⁷ Bertolt Brecht

²⁰⁸ Laplanche, l. c., S. 15

²⁰⁹ Ibidem, S. 14

²¹⁰ Ibidem, S. 122

²¹¹ Eigentlich ist nicht zu begreifen, warum ein Psychoanalytiker die Frage nicht diskutiert, ob ein Mann des Worts, wie FH einer war, eher eine Tochter macht, um ihr einen passenden Namen geben zu können, als er ihren Namen sucht, wenn er sie denn schon gemacht hat. Stattdessen debattiert Laplanche, ob und wann Hölderlin die Geburt (s)einer Tochter überhaupt zur Kenntnis nimmt, gerade so, als hieße sie nicht komplementär zur zwischenzeitlich verheirateten Freundin „Louise“ Agnese.

dungen ausgestritten werden könnten, welcher Herausforderung Schiller sich aber stets entzogen hat, brechen die Geflechte von Beziehungen zusammen, die eine literarische Reinigungsarbeit notwendig machen. FH hat einfach nichts mehr zu schreiben, weil er sich im „Hyperion“ zu einer Arbeitsweise durchgerungen hat, die aufgrund der Ereignisse nach 1802, dem Tod Susettes, und vor allem dem Ableben Schillers (1805) nicht mehr angezeigt ist. Die Spannung zwischen (authentischen) psychischen Situationen und fiktiven Berichten, die ihrer Bearbeitung dienen, ist durch den Tod dieser Personen aufgelöst, weil in der Dichtung nichts mehr darzustellen ist, was im Leben an Schuld hinterlassen, an Entwürfen verfehlt oder der Gefühlslage nach verabsäumt wird.

Die Dialektik zwischen erinnerndem Erschrecken über verehrte Tote und im erotischen Akt empfangenen Trost, der als Grundmuster Biographie und Werk durchzieht, geht nicht mehr auf, weil die Geliebten, bzw. deren gereinigte Derivate selbst so aus der Biographie wegsterben, wie es im Roman vorherbeschrieben wird:

*Leb immer wohl! es scheidet und kehrt zu dir
Die Seele jeden Tag, und es weint um dich
Das Auge, daß es helle wieder
Dort wo du säumest, hinüberblike.²¹²*

Was hier trotz aller Resignation noch an zugleich zwischenmenschlicher und metaphysischer Hoffnung konzentriert ist, obwohl das Subjekt schon den Abschied in sich trägt, lässt Hölderlin zwei Jahre später schon fast vollständig fahren, weil er realiter alle Figuren verloren hat, in die er gerade deshalb Hoffnungen setzt, weil sie aufgrund ihrer Entfernung idealiter gedacht werden können, ihre Abwesenheit – ihr Tod – verursacht keine Schmerzen, weil die Sprache, in der ihrer gedacht werden kann, zwar noch erhalten geblieben ist, aber keine Fortführung der emotionalen Verhältnisse zulässt. Das liegt nicht nur daran, dass die geliebten Menschen in der Fremde tatsächlich und nicht nur „fast“ verloren gegangen sind wie „die Sprache“, sondern daran, dass „die Sprache“ für Hölderlin kein Medium darstellt, in dem sich Seeleninhalte entwickeln lassen. Dort, wo Dichter als Träger der Sprache, ohne Bezug zu geistigen und emotionalen Situationen alleine zurückbleiben, verlieren Sprache und Sprachträger (Dichter) zugleich ihre (Be-) Deutung.

Insofern ist in Umrissen eine Nachbildung von Kants semiotischer Vorstellung zu erkennen, als Hölderlin behauptet, „Zeichen“ (Begriffe) entleerten sich in dem Moment, als ihre emotionalen (und auch ideologischen) Gehalte (Anschauungen) dort verschwänden, wo sie nicht mehr unmittelbar erfahren werden können, in der „Fremde“, was auch eine „entfremdete“ eigene Vergangenheit beinhalten kann:

²¹² FA, Bd. 5, S. 752

*Ein Zeichen sind wir, deutungslos
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.*²¹³

Die Suche hat aber schließlich tatsächlich keinen Objektbereich mehr, nicht etwa, weil die Ideale verschwunden wären, sondern weil die Personen insgesamt abhanden gekommen sind, die als ihre Träger fungieren, bzw. auf die sie projiziert werden könnten. Oder: Der selbst verordneten Trauer fehlt das tröstende Äquivalent, weil der Tod auch von den Menschen Besitz ergriffen hat, die als Projektionsflächen seiner Vorstellungen von ihnen dienen können, selbst wenn sie ihnen realiter nicht immer entsprechen, wie z. B. missratene oder gestorbene Kinder (Fritz / Louise A.) oder anderweitig verheiratete Geliebte.

Das Spiel mit der Differenz zwischen erdachter oder erfüllter Idealität und erlebter oder in Sprache gebundener Realität geht aber nur, so lange die gemeinten Menschen am Leben sind. FH ist der (er-) lebbareren Realität so weit verpflichtet, dass er sich nicht dazu bereit erklärt, Tote, oder Vorstellungen von Toten als solche Projektionsflächen seiner Gefühle zu benutzen – es sei denn in den Tränen der Trauernden fänden sich die Liebenden wieder und es würde nicht nur, wie in Goethes „Werther“, das „Schnupftuch“ davon benetzt.²¹⁴

Auch in diesem Punkt erweist sich Hölderlin als ganz realistisch: Das endlich gebrochene Auge kann nie mehr „helle wieder, dort wo du säumest, hinüberblike(n)“, also den Impuls dafür geben, den zögerlich Dichtenden wieder zu poetischer Arbeit zu veranlassen oder erneut in eine verschüttete emotionale Beziehung einzutreten, die zwar aufgegeben worden ist, aber nicht vergessen werden kann, weshalb sie – aus hier spekulativ erschlossener Sicht – einer nicht nur intensiven, sondern auch gemeinsamen Verlustangst bedürfte, um überhaupt oder wieder belebt werden zu können.

Aber auf die von Hölderlin erwarteten Bedingungen dauernder Liebe einzugehen, sind wohl die meisten am Leben befindlichen Menschen ebenso wenig bereit,²¹⁵ wie dies den bereits Dahingeschiedenen möglich ist. Irgend jemand hat wohl immer zu gute Laune, um mit dem Dichter, der sich grundsätzlich auch damit inszeniert, dass er fortwährend trauert, unablässig „Thränen“ und „Loken“ zugleich mischen will. Deshalb gehen seine Beziehungen je in die Brüche, nicht nur der immerwährenden Absicherungen zum Trotz, sondern auch entgegen der Tatsache, dass der Holder ein so hübscher Mann gewesen ist. Diese Feststellung gilt auch dann noch, wenn Hölderlins Beziehungen zu Frauen, die er

²¹³ FA, Bd. 8, S. 736, zitiert nach Laplanche, l. c., S. 13

²¹⁴ Goethe, HA, Bd. 6, S. 114, die hier zitierte Stelle und der ff. Text zeigt über alle Maßen deutlich die semantische Nähe von geweinten Tränen und dem *liquor amoris*, der im „Werther“ sein Ziel verfehlt, weshalb sich dieser tatsächlich erschießen muss, nachdem er völlig durchnässt zu Hause angekommen ist.

²¹⁵ Nr. 119, An Neuffer, Frankfurt. im März. 96., S. 227

liebt, um seine Schwester Heinrike erweitert wird, wie das im später folgenden Kapitel über seinen Schwager Breunlin versucht wird.

Den dabei zu Tage tretenden, schwerenöterischen Umstand können auch die literarischen Ausdünnungen nicht verbergen, die Hölderlins biographischen Seeleninhalt ziemlich deutlich mit dem Ton seiner Hyperion - Dichtungen verbinden und diese – wenn sie vorurteilslos gelesen werden – für ein spezifisches Publikum (vielleicht sogar spezifischen Geschlechts) ganz attraktiv erscheinen zu lassen. Dieser andauernde Erfolg sei – posthum – dem Dichter aber ebenso gegönnt, wie heute noch seinem Roman, selbst wenn sich dort manches wegen die Stimmungen betreffender Unausgeglichenheit so liest wie eine ausgefeilte Erinnerung an die eigene Pubertät. Aber gerade das dürfte ja eigentlich Männern, die aufgrund ihrer wissenschaftlichen Betätigung von sich in Anspruch nehmen, erwachsen geworden zu sein, zu keinem Problem werden, es sei denn, auch das sei nur eine hübsche Fiktion. Für diesen Fall müsste aber, wie gesagt, der Zusammenhang zwischen der poetischen Produktion Hölderlins und den meisten seiner (auch wissenschaftlichen) Rezipienten einer psychoanalytisch orientierten Felduntersuchung ausgesetzt werden, von der völlig offengelassen werden muss, zu wessen Lasten sie irgendwelche Ergebnisse zeitigt.

PS: Ein kleiner Korrekturvorschlag – die Zahl der Elemente betreffend.

Fortsetzung
Nur Eines muß ich dir noch sagen... ²¹⁶

Bekanntlich lassen sich in der mathematischen Disziplin der Geometrie alle Polygone in Dreiecke zerlegen, wenn nur die entsprechenden Hilfslinien gezogen werden. Es muss aber – Beziehungsgeflechte durchforstend – nicht immer und zwingend so geometrisch genau gedacht werden, dass einem Dichter wie Friedrich Hölderlin, der zweifelsohne in polygonalen persönlichen Verhältnissen sein Leben organisiert, zugeschrieben wird, er habe eine so grundsätzliche Affinität zur Dreizahl gehabt, dass er – vorgeblich Pindar sich annähernd – auch eine grundsätzliche Affinität zu einer dreistelligen Elementarlehre entwickelt, wie Pierre Bertaux dies behauptet.²¹⁷

Gegen eine solche Überblendung des poetischen Werks und dessen philosophischer Grundlage von der Biographie her spricht nicht nur der folgende Text, in dem deutlich die vier bekannten Elemente der vorsokratischen griechischen Philosophie zum Vorschein kommen, sondern auch ein kurzer Blick ins Lexikon,²¹⁸ dem diesbezüglich Vertrauen geschenkt wird:

Hälfte des Lebens

*Mit gelben Birnen hängt
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.*

*Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*²¹⁹

²¹⁶ FA, Bd. 11, S. 766

²¹⁷ Vgl.: Bertaux, l. c., S. 358 und Pindar, Für die Sieger bei den Olympischen Spielen I, in Pindar: Oden – gr. / dt., übers. und hg. v. Eugen Dönt, Stuttgart, 1986, S. 5 ff.

²¹⁸ Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. v. Joachim Ritter, Basel, 1972, Band 2, Spalte 439 f.

²¹⁹ FA, Bd. 8, S. 765

Gerade an diesem Gedicht, das eigentlich zu den bekannteren Hölderlins zählt, lässt sich ohne weitere Vertiefung erkennen, dass hier Feuer und Luft zu keinem gemeinsamen Element zusammengezogen werden können, wie das notwendig wäre, um einen Bezug zur Elementarlehre des Heraklit herstellen zu können, der nach der Darstellung des Aristoteles tatsächlich davon ausging, dass es nur drei Elemente, „Feuer, einschließlich Luft, Wasser (und) Erde“²²⁰ gibt, womit er aber schon damals ziemlich alleine dastand. Bertaux ordnet, Beißner folgend, den drei poetischen Kategorien Hölderlins hingegen die Elemente Wasser, Feuer und Aether (Luft) zu,²²¹ was nach Heraklit nur zwei ergibt, wie sie auch in Pindars Ode vorkommen:

*Das Beste ist das Wasser, Gold wieder prangt wie nächstens leuchtendes Feuer / über allem stolzen Reichtum[.]*²²²

während gemäß des weiter verbreiteten Modells von Empedokles, zu dem die Vorstellung Pindars in keinen guten Bezug zu setzen ist, das Element des Festen, die Erde, in Hölderlins Poetik jedenfalls nicht erscheint.

Zur Erklärung dieser Elementar - Elliptik können zwei Erklärungsversuche herangezogen werden, die aber nicht notwendigerweise miteinander konkurrieren müssen.

Erstens: Hölderlin hat natürlich nicht nur die Kreisbahnen von Saturn und Jupiter vor Augen, wie Bertaux annimmt,²²³ wenn er seiner Idee vom poetischen Geist nachgeht, die – bezogen aufeinander – keinen gemeinsamen Mittelpunkt finden können, sondern auch die mittelalterliche Ikonographie, die, vor allem auf Evangelium und Apostelgeschichte des Lukas bezugnehmend, den Hl. Geist als Taube, Sturmwind oder Feuerzunge darstellt, worin sich diese christliche Tradition von anderen Religionen abhebt, während sie die Taufe als mit dem Wasser verbundenen Ritus mit anderen Religionen gemeinsam hat. Gemäß dieser Tradition zeigt sich der Geist Gottes mittels dieser, den Elementen Feuer (Luft) und Wasser zuzuordnenden Erscheinungen den Gläubigen und wird dadurch religiöse Wirklichkeit: Der Geist kommt unter die Menschen.

Zweitens: Bei FH tritt aber das Sprachwunder von Pfingsten aufgrund seiner sprachkritischen Überzeugung nicht mehr in diesem Sinne ein, er glaubt nicht an das Tätigwerden des (dann nicht mehr Heiligen) Geistes unter den Menschen, sondern an seine Erstarrung, wenn er im (vor allem geschriebenen) Wort fixiert wird. Das gilt gerade auch für in poetische Formen gegossene Sprache. Dadurch, dass der Geist in die Welt kommt, verliert er nicht nur seine Eigenschaft als Ganzes, sondern wird sich selbst fremd, da er (vor

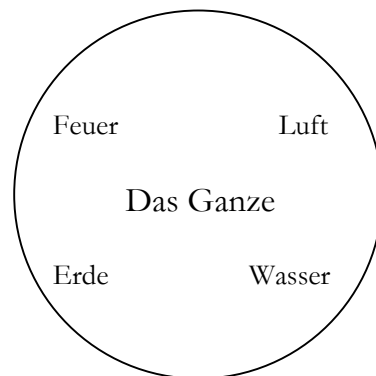
²²⁰ Ritter, l. c.

²²¹ Bertaux, l. c., S. 358

²²² Pindar, l. c., S. 5, Hervorhebungen von mir, KR

²²³ Bertaux, l. c., S. 359

allem im orthodoxen Protestantismus) eine starre sprachliche Gestalt annimmt, der er allenfalls noch als fixiertes Repräsentat seines ursprünglichen Selbst innewohnt.



Das ursprüngliche Ganze, in dem die Elemente erst angelegt, aber noch nicht ausgebildet sind, richtet sich konzentrisch auf den Geist hin aus, der auch in ihm wohnt, um ihn auf seine Verwirklichung in der Welt hinzubewegen, was nicht nur ordnend, sondern auch begrenzend, den Geist selbst gefährdend geschieht. Und: Erst der sich verwirklichende Geist macht die Ausdifferenzierung zwischen gedachter, erfüllter Idealität und erlebter, aber auch gesprochener und geschriebener Realität möglich und nötig, wodurch das Ganze aber nicht mehr konzentrisch gedacht werden kann, sondern prinzipiell Unterschiedliches, aus ursprünglicher Mitte geratend, exzentrisch um zwei Brennpunkte sich schart, die in so grundsätzlicher Opposition zu einander stehen, dass das Ver- und in Folge davon endgültig voneinander Geschiedene weder ein Ganzes mehr bilden, noch je wieder zu einander finden kann. Zugleich treten die Elemente mit ihren unterschiedlichen Eigenschaften zum Vorschein, ohne dabei jedoch in Opposition zu einander zu geraten. Wie aus ihrer Anordnung in der „Hälfte des Lebens“ zu entnehmen ist, umschlingen sie sich ontologisch, wenn auch das Feste, die Erde, in deutlicherem Unterschied zu den anderen Elementen steht, als diese untereinander. Um dies zu betonen, redet der Dichter, das Unveränderliche meinent, nicht nur von „Land“ und „Erde“, sondern wählt das Bild der Mauern, die so festgefügt sind, dass sie unbeweglich (d.h. sprachlos und ohne Geist) dastehen, wenn die (im poetischen Bild durch die Kälte des Winters bedingte) Erstarrung eintritt.

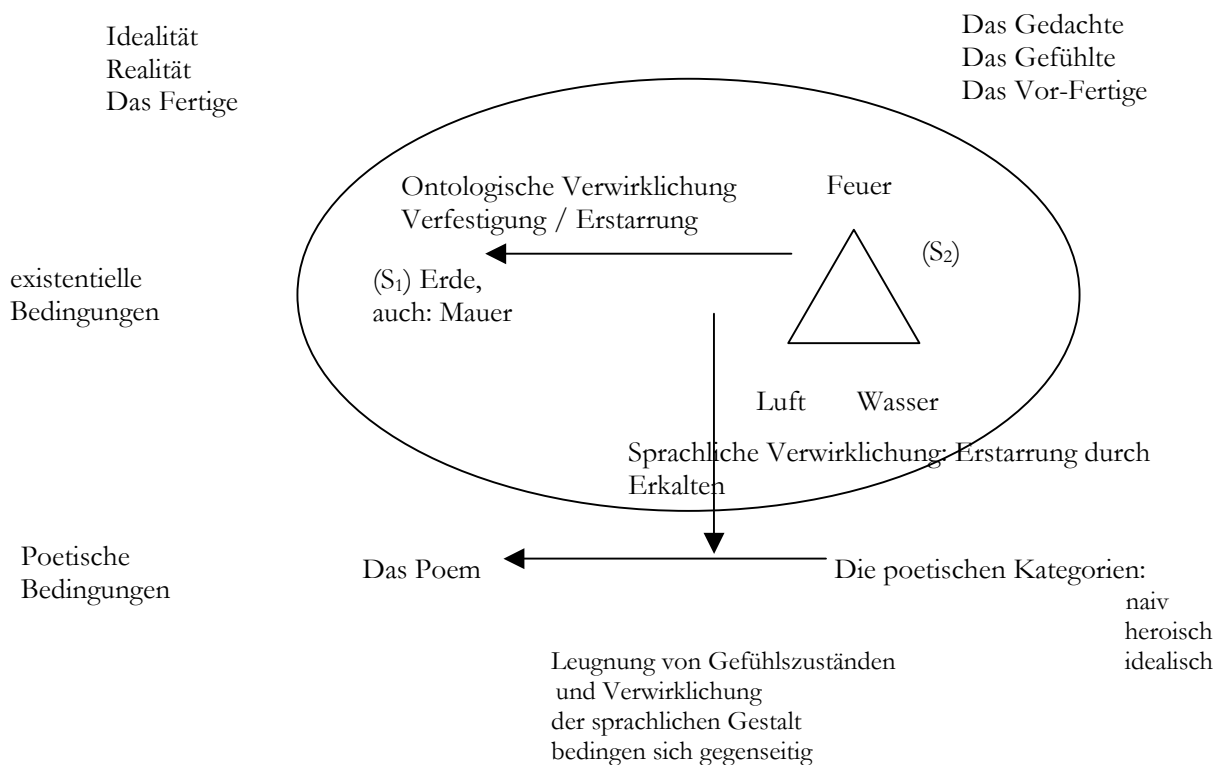
Die von Hölderlin gewählte Nähe von ontologischen und sprachlichen Zuständen erlaubt eine Analogiebildung und den Hinweis, Sprache und Sein unterlägen den gleichen grundsätzlichen Bedingungen und der einander entsprechenden negativen Entwicklung, weil die Fahnen (Sprachzeichen) in der Kälte erstarrend klirren, da sie zugleich dem wärmenden Licht der Sonne und der Geborgenheit entzogen sind, welche die Erde nach den hier deutlich mitschwingenden, orphischen Vorstellungen zu bieten weiß.

Die exzentrische Bahn ist eine Folge der Verwirklichung, die elliptischen Brennpunkte, ohne die einerseits nichts wirklich, greifbar etc. sein kann, andererseits aber auch nichts zu fühlen oder zu denken ist, stehen nicht gegen einander, sondern verursachen sich und bedingen sich gegenseitig, sind aber kategorial voneinander getrennt.

Ein solches Sprachverständnis liegt ziemlich nah an dem der französischen Aufklärer, wie z. B. dem Condillacs, für den die linguistische Funktion im wesentlichen eine ordnende darstellt, Hölderlin nimmt damit nicht an der Ausweitung teil, die Herder vornimmt, wenn dieser bestimmt,

*Worte verwiesen nicht bloß auf etwas, sie seien ebenso Niederschläge, Kristallisationen einer Handlung, durch welche die menschliche Form des Bewusstseins entsteht. Daher beschrieben sie nicht nur eine Welt, sie drückten ebenso in [...] doppeltem Sinne eine Art des Bewusstseins aus, d. h. sie realisierten es und sie bestimmten, welcher Art dieses Bewusstsein sei.*²²⁴

Hölderlins Zuordnungen in graphischer Vereinfachung:



²²⁴ Taylor, I. c., S. 36, Original im Indikativ

An die Stelle dieses Herderschen Psychologismus setzt FH eine gemeinsame ontologische Quelle von Poesis, Logos und Praxis, weshalb er die Frage nach den gemeinsamen Bedingungen reflektieren muss, denen sie dann unterliegen, wenn sie den Bereich des reinen Fühlens, der Vorahnung, der Vor - Kategorialität verlassen, um in der Welt wirksam zu werden. Im Gegensatz zu Hegel²²⁵ entscheidet sich Hölderlin dabei nicht für das „Äther / Feuer“ - Modell, nach dem der Geist progressiv aufsteigt, sondern – Newton folgend – für das Modell, nach dem alles, also auch der in die Wirklichkeit eintretende Geist, der Gravitation unterliegt, obschon es (wie Feuer und Äther) dem Veränderlichen zuzuschlagen ist, also für die Vorstellung von „Wasser“ als dem Element, das ausschlaggebend die menschliche Tätigkeit bestimmt. Damit nähert er sich jedoch keinesfalls der Vorstellung Heraklits an, nach der alles Seiende im Fluss sich befindet, da der Geltungsbereich des Wassers zwischen den anderen mobilen Elementen „Feuer“ und „Luft“ und dem Festen, der „Erde“, anzusiedeln ist, mit welchen Bereichen es je Eigenschaften teilt, zu denen aber auch deutliche Grenzen bestehen. Während vom Festen her die Kälte des Todes droht, die Klippen damit drohen, den daran Vorbeistürzenden auflaufen oder zerschellen zu lassen, ihn jedenfalls aus der Bahn werfen, bestehen an die aufsteigenden Elemente nurmehr Erinnerungen wie an ein verlorengegangenes Paradies.

Denn diese kategorialen Grenzen scheiden tatsächlich die „seeligen Genien“ (also die Prinzipien der Dichtung und des Geistes) von *uns*²²⁶ irdischen Menschen, als die *wir* nicht nur an die Regeln des Lebens, sondern selbst als Dichter so an die Sprache gebunden sind, dass *wir uns* entgegen der Vision frei sich entfaltender Künste immer in engen Grenzen gefesselt sehen, was *uns* unweigerlich und unbarmherzig – den Bedingungen der von Newton beschriebenen Schwerkraft folgend – abwärts treibt – obwohl *wir* die geistigen Sphären kennen, ohne dass *uns* diese Sicherheit der physikalischen Gesetzgebung ontologisch vergewisserte, weil *wir* eben nicht nur Natur- sondern auch Geistwesen darstellen.

Das heißt: *Wir* wissen von beidem und müssen *uns* doch letztlich den natürlichen Gegebenheiten fügen, die in den Gesetzen der Physik ihren Niederschlag gefunden haben.²²⁷ Zu den philosophischen Schwierigkeiten Hölderlins gehört, dass er die wissenschaftlichen Aporien seiner Zeit zur Kenntnis nimmt, aber nicht verarbeiten kann, weil der Widerspruch zwischen physikalischem und theologisch - mythologischem Weltbild für ihn nicht ausgemittelt, sondern nur existentiell, also via er- und ausgelebtem Glaubensbekenntnis

²²⁵ Vgl.: Georg Lukács, l. c., S. 23 f.

²²⁶ Die ff. kursiv gedruckten Personalpronomina meinen *wir / uns* im Sinne Hölderlins; das Ich des Verfassers (KR) ist da nicht mit dabei, vgl. dazu Anhang II und Rainer Nägele, Hölderlins Kritik der poetischen Vernunft, Basel, 2005, S. 13

²²⁷ Die panische Reaktion, welche die Newton - Kant - Laplace - Physik hervorruft, kann ganz gut an Goethes „Farbenlehre“ studiert werden, auf die sich dann die völlig irrationale Natur- und Menschenlehre Rudolf Steiners bezieht, die sich nicht von ungefähr zunächst „Theosophie“ (dieser Begriff findet sich auch immer wieder in der Sekundär - Literatur zu Schiller und Hölderlin, kann hier aber nicht genauer untersucht werden, KR) und dann „Anthroposophie“ nennt.

entschieden werden kann. Zu einer solchen Entscheidung ist er aber eben so wenig bereit, wie zu einer pragmatischen Verhaltensweise, die z. B. bei Nietzsche und seinem Schüler Steiner in einer „Religion ohne Gott“ vorliegt, die dann zu nur noch inhaltlich leeren Ritualen führt. Deshalb weicht FH aus in die Welt der griechischen Philosophie und Mythologie, und bekennt sich dabei ganz konservativ zur Elementarlehre des Empedokles, ohne aber die Erkenntnisse der positivistischen Naturwissenschaften zu bestreiten. Er beklagt deren Inhalt nur als „laidvolles Schicksaal“, dem keine deterministische Sicherheit zu entnehmen ist, wo sie existentiell begriffen wird, weil er daran festhält, dass die wesentlichen Orientierungen aus dem metaphysischen Bereich stammen, für den symbolisch vor allem die Elemente des Feuers und Äthers stehen.²²⁸ Nach dieser Vorstellung kommt das Wasser der Wirklichkeit des menschlichen Lebens am nächsten, da es zwar (wie Luft und Feuer) veränderlich erscheint, aber nicht wie die ätherischen Elemente nach oben steigen kann, sondern wie das Feste den Gesetzen der Schwerkraft folgend, unablässig nach unten fließt. Ohne dabei einem klaren Zielpunkt zuzustreben, verströmt dieses Element vor allem dann, wenn es auf den Widerstand des Festen stößt.

*Ihr wandelt droben im Licht
 Auf weichem Boden, seelige Genien!
 Glänzende Götterlüfte
 Rühren euch leicht,
 Wie die Finger der Künstlerin
 Heilige Saiten.
 Schicksallos, wie der schlafende
 Säugling, athmen die Himmlischen;
 Keusch bewahrt
 In bescheidener Knospe,
 Blühet ewig
 Ihnen der Geist,
 Und die seeligen Augen
 Bliken in stiller
 Ewiger Klarheit.
 Doch uns ist gegeben,
 Auf keiner Stätte zu ruhn,
 Es schwinden, es fallen*

²²⁸ Ernst Müller weist nicht nur auf die umfassende naturwissenschaftliche Ausbildung hin, die Hölderlin während seines Philosophiestudiums genossen hat, sondern beschreibt ganz sorgfältig die philosophischen Probleme, die ihm die zeitgenössische Rezeption der Lehre Newtons bereitet (Müller, l. c., S. 313), er sieht aber die Versuche nicht, die Hölderlin in diesem Zusammenhang hinsichtlich eines Newton nachgebildeten, mechanistischen Existentialverständnisses unternimmt, obwohl dies gerade durch das Schicksalslied Hyperions ganz deutlich hindurchscheint.

Die Affinität zum Werk Johannes Keplers (1571 - 1630) ergibt sich schon aus biographischen Parallelen. Hölderlin wie Kepler besuchen nach dem sog. Landexamen, dessen Bestehen württembergischen Landeskindern zu einem kostenlosen akademischen Bildungsabschluss verhilft, die Klosterschule Maulbronn und das Evangelische Stift in Tübingen – und beide werden trotzdem keine Pfarrer. Das strenge Traditionsbewusstsein, das in diesen (bis ins 20. Jahrhundert) zölibatär eingerichteten Bildungseinrichtungen gepflegt wird, verstärkt ganz bestimmt Jugendliche bei ihrer individuellen Suche nach Identifikationsfiguren, die im Alter von 14 Jahren aus dem elterlichen Haushalt entfernt werden, um in klösterlicher Abgeschiedenheit nicht nur in Bildungsgänge eingezwungen, sondern auch den theologischen Weihen so zugeführt zu werden, als hätten weder Reformation noch spätere Säkularisationen des Bildungswesens stattgefunden.

*Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahr lang ins Ungewisse hinab.*²²⁹

Vor allem gegen Ende des „Hyperion“ wird diese entgrenzende Abwärtsbewegung notwendiger Bestandteil des unabweisbaren menschlichen Schicksals, von dem aber nur die Richtung, nicht jedoch das Ziel in Erfahrung gebracht werden kann. Dies ist jedoch kein besonderes, individuelles Schicksal, sondern reine Widerspiegelung allgemeiner Seinsbedingungen, die zugleich durch Naturlehre abgesichert sind und die von Hölderlin akzeptierte Folge davon darstellen, dass psychische Situationen, die er zunächst in Form reiner Erinnerungen niederlegen will, an äußere Romanhandlungen anbinden und deshalb bezüglich ihres Seelenwertes ausdünnen muss, damit sie überhaupt eine sprachliche Gestalt annehmen können, die damit wenigstens von einem kleinen Publikum, das auch wieder als Gemeinde gedacht werden kann, akzeptiert wird. Vielleicht hat ja im Gegensatz zu Jean Paul, der meinte, Bücher seien nur „dickere Briefe an das Publikum,“²³⁰ Friedrich Hölderlin nur längere Predigten an seine – und hier sei ohne jede Ironie auf Peter S. verwiesen – „Freunde“²³¹ gehalten.²³² Vielleicht hat FH aber auch nur mittels seiner literarischen Ambitionen den ihm unerträglich scheinenden Zwang zu überwinden versucht, nach dem ein schwäbischer Pfarrer Sonntag für Sonntag eine krude Mischung zwischen frommer Weltanschauung und mehr oder minder verdecktem psychischen Exhibitionismus zu betreiben hat, von dem FH allerdings spätestens in Waltershausen auf sehr drastische Weise kuriert worden ist, wobei er wie die Pfarrer in allen genannten Aspekten niemals ganz ehrlich sein darf, weil er sich immer auch an dem orientieren muss, was die Hörschaft auch von ihm bekommen will – und wofür diese Kundschaft ihn dann wie jenen alimentiert.

Ob Hölderlin sich schließlich in selbst gewählte devot - geschwätziges Sprachlosigkeit²³³ zurückgezogen hat, weil er die Widersprüchlichkeit eines solchen Anspruchs an eine –

²²⁹ FA, Bd. 11, S. 760 f.

²³⁰ Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, in: Werke in zwölf Bänden, hg. v. Norbert Miller, Bd. 9, München / Wien, 1975

²³¹ in: der sog. Elmayer Rede vom Juli 1999; es gibt offenbar tatsächlich eine deutsche Philologiegeschichte, in der nur Freunde sein können, die gleicher Gesinnung und Gesundheit sind, das „Andere“ (Hölderlin) wird zurechtgebogen oder ggf. wg. psychohygienischer „Aberratio“ (Georg Büchner) ausgesondert.

²³² Welche kausalen Verhältnisse hier herrschen oder wenigstens unterstellt werden können, muss gesondert untersucht werden, weil einerseits die originär philosophischen Ansätze im Werk Hölderlins sehr fragmentarisch erscheinen, während die direkt auf Sprache bezogenen Bemerkungen so weit verstreut sind, dass sie nur im Rahmen einer umfangreicheren und wahrscheinlich sehr zeitraubenden Arbeit auf diesen Punkt konzentriert werden können.

²³³ Vgl.: Varnhagen von Ense, zitiert nach FA, Band 9, S. 267:

Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit [...]; selten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind.

wenn auch kleine – Gemeinde erkannt hat, die auch dann erhalten bleibt, wenn der theologische Anspruch in eine säkularisierte Form übergeht, oder ob er sich aufgrund rein privater Frustriertheit ziemlich öffentlich auf sich selbst begrenzt hat, wie Bertaux dies darstellt, kann hier nicht entschieden werden, die dargelegten Gründe dafür, auf eine weitere literarische Produktion zu verzichten, erscheinen aber angesichts einer solchen Gemengelage so plausibel, dass auf die Vorstellung Laplanches, FH sei neben einer von vorne herein zu beobachtenden Spracharmut einfach zu verrückt geworden, um weiterhin literarisch tätig zu sein, ganz zufriedenstellend verzichtet werden kann.

Mit einer solchen kleinen, aber grundsätzlich gemeinten Korrektur wird jedoch Pierre Bertaux nicht der Versuch unterstellt, Hölderlin heimlich und aus ihm nicht bewussten Gründen aus der Einflussphäre des Empedokles zu entfernen, der als Erfinder der viergliedrigen Elementarlehre gilt, welcher Hölderlin auch ausweislich seines Dramenentwurfs über diesen Philosophen besonders zugeneigt scheint, und ihn der Lehre des Heraklit anzunähern, der die Luft unter das Element des Feuers subsumiert, ansonsten aber eher von Leuten beansprucht wird, die feststehende Grenzen und klare Ordnungen weniger lieben als fließende Übergänge, wozu z. B. Friedrich Hölderlin auch dann nicht gerechnet werden kann, wenn er ein Leben geführt hat, das weniger für ihn selbst als für seine ersten wichtigen Rezipienten und die daran anknüpfende verbeamtete Professoren-, Pfarr- und Lehrerschaft in einer biographischen Landschaft der fließenden Übergänge, z. B. die Lebensführung betreffend, zu verschwimmen scheint.²³⁴

Es soll mit diesem Hinweis nur auf die Schwierigkeit verwiesen werden, die dann entsteht, wenn im Bereich hoch abstrakter Zuordnungsmöglichkeiten, wie sie zwischen FHs Poetik und der vorsokratischen Kosmologie vorliegen, mittels analoger Zahlenverhältnisse oder Gleichgestaltigkeiten argumentiert wird, weil sich auch hier ggf. Vorstellungen einschleichen können, die eher dem Anliegen von LeserInnen oder ExegetInnen entspringen als der literarischen Lage selbst.²³⁵

Auf der anderen Seite soll aber schon der Einschätzung von Psychiatern wie J. Laplanche entgegengehalten werden, dass der Kontext zwischen ontologisch - existentiellem und sprachpessimistischem Entwurf bei Hölderlin kein „Werk des Schizophrenen“ darstellt, wie es im „Delir jedes Schizophrenen“ vorkommt usw., weil einerseits die Übereinstimmung mit den kontemporär üblichen Zeichenvorstellungen – etwa Kants – ebenso erdrü-

²³⁴ Es reicht einfach nicht aus, wenn Pierre Bertaux dem Prof. Lange attestiert, seine Untersuchung sei „anständig“, sie sei psychoanalytisch korrekt etc. und dagegen nur einwendet, dieser Nervenarzt sei eben nur ein schlechter Psychologe, weil er damit die Tatsache vernachlässigt, dass Ärzte ohne hinreichende Selbstkontrolle immer der Gefahr unterliegen, ihre eigenen (psycho-) hygienischen Bedingungen auf ihre Untersuchungsobjekte zu übertragen, darüber hinaus gibt Bertaux mit solchen Zugeständnissen auch den politischen Anspruch auf, den seine Untersuchung an anderen Stellen ganz deutlich anmeldet.

²³⁵ In den „Hölderlin - Variationen“ geht Bertaux (l. c., S. 102 ff.) auch von vier Elementen aus, was die Situation selbst in dieser Frage ziemlich undurchsichtig gestaltet, weil er von hier aus seine Darstellung in der Hölderlin-Monographie nicht revidiert.

ckend deutlich ist wie die damals ziemlich weit verbreitete pessimistische Einschätzung der existentiellen Möglichkeiten der gesprochenen oder geschriebenen Worte, in denen eben nicht der Geist, sondern allenfalls der philologische Scharfsinn von der Welt abgewandter Religionswissenschaftler und Philosophen, andererseits aber – seiner Zeit weit vorausgreifend – in seinem Werk Spuren von Überlegungen zu finden sind, die erst nach der Romantik²³⁶ wieder gedacht werden können.²³⁷

Das Missgeschick Bertaux' erklärt sich von daher, dass er – sich auf Beißner beziehend – die drei poetischen Kategorien „naiv“, „heroisch“ und „idealisch“ den drei Elementen „Wasser (das Erste)“, „Feuer“ und „Aether“ unmittelbar gleichsetzt,²³⁸ anstatt sie je als von einander abzugrenzende Teile eines gedachten oder tatsächlich vorhandenen Ganzen zu bestimmen, wobei dann die Bedeutung ihrer Anzahl in den Hintergrund rückt. Wenn aber von dem umfangreicheren Entwurf „Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ist...“²³⁹ ausgegangen wird, anstatt „Über die verschiedenen Arten zu dichten“ zu benutzen, entstehen zwar erhebliche Probleme, auf die auch Sattler hinweist,²⁴⁰ die aber dann zu bearbeiten wären, wenn keine zwei-, sondern mehrwertige logische Systeme zur Untersuchung der Textstruktur zu Grunde gelegt werden, wie sie zwar seit der griechischen Antike zur Verfügung stehen, jedoch sehr selten genutzt werden und ziemlich regelmäßig wieder in Vergessenheit geraten.²⁴¹

Eine mereologische Betrachtung,²⁴² die hier aber nur vorgeschlagen und nicht tatsächlich durchgeführt werden kann, enthält m. E. die Möglichkeit, Kategorien und elementare Strukturen als unterschiedlich ausgeformte Teile eines Ganzen insgesamt aufzuspüren, sondern das Gestrüpp von Widersprüchen und Bedingungen zu durchleuchten, das Hölderlin braucht, um ontologische und poetologische Zustände mit einander zu verknüpfen,

²³⁶ z. B. bei Georg Büchner, schon mancher hyperrealistischer Sprachbilder wegen, oder Karl Marx, aber auch (und das scheint geistesgeschichtlich wirklich zu Aberrationen zu führen) bei F. Nietzsche, diese Spuren sind aber deshalb schwer zu untersuchen, weil nicht immer klar zu sein scheint, in welchem Umfang Nietzsche solche Denkfiguren lediglich nutzt, um seine – in der Regel auf ihn selbst gemünzten – psychologischen Anschauungen zu umhüllen.

²³⁷ Die Pathographie der literaturwissenschaftlichen Kategorienlehre von den Epochen und „dazwischenliegender Autoren“ ist auch erst noch zu schreiben – oder diese sind eben aufzugeben –, selbst wenn von diesem Ordnungswahn ganze Generationen, ansonsten bedeutender Literaturhistoriker befallen gewesen sein sollten. Aber wenn der Seelenarzt Laplanche einen Autoren wie Hölderlin auch mit dem Argument ins Irrenhaus abordnet, er sei eben nicht oder noch nicht einmal zwischen den Epochen (Klassik & Romantik) einzusortieren, sind schon neben den Fakten die Grundsätze zu überprüfen, nach denen die schönen Künste üblicher Weise geordnet werden. Vielleicht ringt sich ja irgend wann einmal jemand dazu durch, Literaten, Musiker oder bildende Künstler als Individuen zu begreifen (ohne ihnen dann gleich wieder die Pflicht aufzuerlegen, einen Individualstil zu entwickeln, mittels dessen sie zu identifizieren sein müssen). Gutes Untersuchungsmaterial zu diesem Themenkomplex bietet z. B.: E. Betti, *Analyse des Stilbegriffs, Sinn der Formulierung „objektiver Geist“*, in: *Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften*, Tübingen, 1967, S. 242 ff.

²³⁸ Bertaux, l. c., S. 358

²³⁹ FA, Bd. 14, S. 303 ff.

²⁴⁰ BrA, Bd. 8, S. 132, wo nachgewiesen wird, wie schlecht der frühere Freund Hegel auf die Lektüre dieser Botschaft reagiert hat.

²⁴¹ Vgl.: J. Ritter, l. c., Bd. 5, Sp.1145, „Mereologie“, nach diesem Artikel kann FH diese Methode aus historischen Gründen zuge-
traut werden; sein Text ist aber in der Tat so komplex, dass er insgesamt nur sehr mühevoll zu verstehen ist.

²⁴² Der Begriff bezieht sich auf Untersuchungen des polnischen Logikers Stanislaw Lesniewski zwischen den Jahren 1916 und dem Ende der 20er Jahre, vgl. hierzu: Lothar Ridder, *Mereologie*, Frankfurt, 2002

was eben nicht so einfach geht, wie Bertaux dies mittels Gleichheitszeichen versucht, was aber auch deutlich komplexer ist, als es in der Beschreibung durch Mieth²⁴³ zum Vorschein kommt, da nicht nur zeitlich fortschreitende dialektische Prozesse benutzt werden, sondern sich der „Widerstreit“ (Hölderlin) unterschiedlicher und unterschiedlich gerichteter Strömungen im Dichter so vehement entwickelt, bis dies zu einem geordneten und so auch poetologisch darstellbaren dichterischen Prozess führt.

Da der gemeinte Text bislang unter diesem theoretischen Aspekt noch nie untersucht worden ist, wird an dieser Stelle nur darauf verwiesen, dass Otto Rank im seinem Aufsatz „Der Künstler“²⁴⁴ Überlegungen anstellt, die möglicher Weise ein psychoanalytisches Äquivalent darstellen, was einen solchen Mangel zwar nicht beheben, aber wenigstens abmildern mag,²⁴⁵ da hier wenigstens erkannt wird, welche widersprüchlichen Bewusstseinstendenzen die künstlerisch produktiven Prozesse regelmäßig begleiten.

Letztens: Der Versuch, die der Poesie Hölderlins auf einem zuverlässigen philosophischen Fundament zu verankern, kann dazu dienen, einen an manchen Stellen beobachteten (und beklagten) enigmatischen Zusammenhang zu klären, der damit zu tun hat, dass die im Vorwort zum Thalia - Fragment niedergelegte (philosophische) Position im Lauf der Niederschrift des „Hyperion“ von FH aufgegeben wird:

Es giebt zwei Ideale unseres Daseyns: einen Zustand der höchsten Einfacht, wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst, und mit unsern Kräften, und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zuthun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe stattfinden würde bei unendlich vielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind. Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfacht) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu seyn.²⁴⁶

Mit der scharfen Trennung der Elemente, die (thermodynamisch) aufsteigen, jedoch ungreifbar bleiben, weil sie immer schweben, von denen, die haptisch wahrnehmbar sind, dafür aber alles Wirkliche zum Abstieg der Schwerkraft gemäß zwingen und der Zuordnung der lebensweltlich Wirklichen zu den greifbaren, schweren Elementen („Wasser“ und posthum: „Erde“), geht Hölderlin zu der Vorstellung „von der Geschichte als einer Spirale, wo wir nicht zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren, sondern uns auf eine höhere Variante der Einheit zubewegen,“²⁴⁷ die er zunächst noch mit Hegel und Schelling teilt, auf Distanz. Diesen Abstand muss er gewinnen, nachdem er durchschaut, dass in

²⁴³ Günter Mieth, Friedrich Hölderlin, Leben und Schicksal, Würzburg, 2007

²⁴⁴ Otto Rank, Der Künstler, Leipzig / Wien / Zürich, 41925

²⁴⁵ Eigene, nur provisorisch angestellte Beobachtungen für den Unterrichtsgebrauch sind dem Anhang I zu entnehmen.

²⁴⁶ FA, Bd. 10, S. 47; vgl. auch: Taylor, l. c., S. 58

²⁴⁷ Taylor, l. c., S. 58

Schleifen wiederkehrende Situationen sich keinesfalls aufgrund metaphysischer Gegebenheiten entwickeln, sondern ganz konkret Personen (wie Susette G.) immer wieder analoge Situationen erzeugen, die sie aufgrund der literarischen Lage kennen, aus denen sie intuitiv oder ganz vorsätzlich Umgangsformen mit dem Dichter ableiten, mit dem sie sich eher ausstaffieren wollen, als ihm tatsächlich hingebungsvolle (also auch bürgerliche Rollen aufgebende) Geliebte zu sein. Ähnliches gilt natürlich auch für männliche Selbstinszenierungen, wie der Schillers oder der eigenen.

Diesen Umstand erkennt Hölderlin wohl schon, als er die endgültige Fassung des „Hyperion“ in Frankfurt niederschreibt, also während er sich erneut in die Frau (s)eines Arbeitgebers verliebt. Das Erstaunliche ist nur, dass er nicht nur die Affaire mit Frau Gontard ohne Aussicht auf dauerhaften Erfolg (auf der Reise nach Bad Driburg) weiter betreibt und die Hoffnungen auf eine eigenständige schriftstellerische Tätigkeit so wenig begräbt, wie den Versuch einer Zusammenarbeit mit Friedrich Schiller. Die Diskrepanz zwischen literarisch - philosophischem Entwurf und Lebenswandel spricht aber eben dafür, dass die biographisch erlebten Situationen nicht unmittelbar zur Interpretation des dichterischen Werks herangezogen werden dürfen, sondern, wofern sie nicht teilweise als Gegenentwürfe zu betrachten sind, als nicht mimetische literarische Produkte behandelt werden müssen. Zu den geistigen Entwürfen der 1790 in Tübingen studierenden jungen Wilden gehört, wie Taylor feststellt,²⁴⁸ eben der Abschied von der Vorstellung, dass Kunst immer nur das Leben nachzubilden habe. Das macht auch für Hölderlin den Weg frei, sich weltanschaulichen Modellen anzunähern, die (unabhängig von ihrer naturwissenschaftlichen Stimmigkeit) dem Menschen ein gesellschaftlich prästabiles Wesen insofern unterstellen, als er dann, wenn er sich gemäß der von ihm in eine Beziehung eingebrachten Bedingungen verhält, mit den berechenbaren, von den Naturwissenschaften unterstellten Gesetzmäßigkeiten – also ontologisch – übereinstimmt.

Aber auch das spielt wahrscheinlich alles keine Rolle und es ist nur richtig, dass auch einer wie Friedrich Hölderlin manchmal einfach keine Lust hat, einen im zu seiner Zeit üblichen Sinn verständlichen Satz zu schreiben, damit der auch noch der/m naivsten sei-

²⁴⁸ Vgl.: Taylor, l. c., S. 38; spätestens im bürgerlichen Realismus und der Ideologie nach bei Nietzsche wird diese Trennung wieder aufgehoben, im ersten Bezug eher aus politisch - pädagogischen Gründen, im zweiten wohl eher deshalb, weil vor allem die ästhetischen Ansichten Nietzsches massiv durch seine psychische Abhängigkeit von Richard Wagner beeinträchtigt sind, den er zunächst abgöttisch verehrt, zu dem er dann aber zunehmend in ein verzweifertes Rivalitätsverhältnis um Cosima gerät, was er allerdings ein gutes Jahrzehnt zu verbergen weiß. Das mindert aber seine Abhängigkeit nicht, sondern verändert nur ihre Qualität. Insofern ist FN eher unter psychologischen Gesichtspunkten ergiebig zu lesen, als er selbst einen besonders tieferschürfenden Psychologen darstellt. Eine solche Einsicht wird aber dann nicht möglich sein, wenn behauptet wird, Literatur und Kunst stehe in der Folge von biographischen Erlebnissen und sei nicht eben die Möglichkeit, sich von diesen zu lösen, wie das am Ende des 18. Jahrhunderts versucht wird, auch wenn das bei Nietzsche ganz hübsch durch einen philosophischen Anspruch verkleidet scheint, der dann wieder zur wissenschaftstheoretischen Grundlage literarischer Betrachtungen gerät.

Den unmittelbaren Zusammenhang ästhetischer Erscheinungen zwischen bürgerlich - realistischer Literatur und ihrem Rezipienten FN behandelt Winfried Menninghaus, (*Artistische Schrift, Studien zur Kompositionskunst Gottfried Kellers, Frankfurt, 1982, S. 14 ff.*), ob damit aber mehr als in den Wolken hängende Stimmungen getroffen werden, sei dahingestellt, weil Menninghaus trotz seiner Hinweise auf psychoanalytische Quellen immer der Textoberfläche verpflichtet bleibt.

ner Verehrer- oder VerächterInnen unmittelbar so ins Hirn fahren könne, dass keinerlei Missverständnisse mehr möglich sind, die bei philologisch hinreichendem Scharf(richter)sinn und einem damit einhergehenden unbedingten Willen, Textstellen so zu isolieren, dass sie einfach falsch verstanden werden müssen, schon zu der Einschätzung führen können, dieser Dichter habe offensichtlich psychische Probleme gehabt, oder sei überhaupt & immer an der Grenze zwischen Debität und Demenz entlanggekrebst. Es klingt aber z. B.

*Es geht der Mensch zu Fuße oder reitet.*²⁴⁹

selbst völlig vom Kontext abgelöst, immer noch viel originär witziger ist als vieles, was sich andere über den angeblich unheilbar kranken FH ausgedacht haben, weil einem so ein Satz wenigstens noch das Zwerchfell kitzelt,²⁵⁰ auch wenn er, aus dem Zusammenhang gerissen, tatsächlich so lautet, als sei sein Verfasser des „Wahnsinns Beute“ (Laplanche) geworden. Im Zusammenhang gelesen, stellt jedoch auch der folgende Satz keines der überdurchschnittlichen enigmatische Probleme dar, wie diejenigen, welche der Psychiater so gerne bei Hölderlin findet, ohne sie auflösen zu wollen:

*Es knüpft an Gott der Wohllaut, der geleitet,
Ein sehr berühmtes Ohr, denn wunderbar
Ist ein berühmtes Leben groß und klar,
Es geht der Mensch zu Fuße oder reitet.*²⁵¹

Dabei wird zugestanden: Der Vers ist schon in Friedrich Hölderlins zweiter „Hälfte des Lebens“ entstanden, von der aber wegen Brandstiftung oder anderweitig sich im Umfeld Hölderlins auf furchtbare Weise breitmachender, zum Teil sehr familiär²⁵² begründeter Putz- und Aufräumwut²⁵³ noch weniger zu sehen ist als von der ersten.²⁵⁴

Und davon ist auch schon fast nichts mehr zu besichtigen, es sei denn, man / frau „geht zu Fuße oder reitet“ dorthin, wo die Impulse dafür entstanden sind, wo Friedrich Hölderlin, nicht nur als Theologe und Philosoph, sondern auch als Pädagoge und Liebhaber

²⁴⁹ FA, Bd. 9, S. 81

²⁵⁰ Womit aber eine letzte Neue Baustelle aufgemacht würde: „FH und das Komische – oder: Warum aktiviert FH die pubertäre Phantasie seiner LeserInnen so, dass sie ziemlich schnell jeden Humor verlieren“. Aber dazu müsste Hölderlin tatsächlich neu gelesen werden, wozu ich aber erst „nächstens“ im Sinne Hölderlins bereit bin. Dass dieser Dichter durchaus auch dem Komischen zugewandt sein konnte, beweist seine Rezension zu Siegfried Schmidts Schauspiel Die Heroine (FA, Bd. 14, S. 374 ff.).

²⁵¹ Es wäre aber im Sinn einer frühen Auffassung von gesellschaftlichen Klassen zu interpretieren. Vgl.: Lukács, I. c., S. 23

²⁵² Karl Gok spricht von Bruderliebe, die ihn antreibt, die geistige Hinterlassenschaft seines Halbbruders zu vernichten, während er die materiellen Werte sich ganz umfangreich einzuverleiben versucht, was m. E. nicht nur konkret, sondern insgesamt schon seit Kain & Abel einen ziemlich schalen Beigeschmack besitzt.

²⁵³ Vgl.: Schlesier, I. c., S. 5

²⁵⁴ Am Schicksal des Komponisten Robert Schumanns kann gesehen werden, dass auch dieser Aspekt nicht als Einzelereignis zu erfassen ist, eifersüchtige Gattinnen oder Stiefbrüder, die einen gleichzeitig betrügen, können nicht nur Briefe oder einzelne poetische Werke (wie im Falle Hölderlins) zum Verschwinden bringen, sondern ganze symphonische Konzerte (wie das für Violine von Schumann), wenn es dem falschen Liebhaber (wie in diesem Fall: J. Joachim) zugeeignet ist; ein solches familiäres Reinemachen ist also keine schwäbische Spezialität, sondern findet im 19. Jahrhundert an verschiedenen Stellen zugunsten der Erhaltung eines Bildes von der Hl. Familie statt.

Kopf und Kragen riskiert hat, also in die Nähe einer Frau, die alle Niederungen verschmähter Liebe bereits durchlitten hat, trotzdem so tut, als sei sie ihrem Gatten treu, weil dies kommod und konventionell ist, und sich aus Mutterliebe gegen einen Liebhaber entscheidet, der sich zu intensiv in ihr Familienleben einbinden lässt, um eine dauerhafte Beziehung mit ihr eingehen zu können – wozu aber auch diese Dame nicht bereit gewesen wäre.

Im fränkischen Waltershausen ²⁵⁵ hat FH vermutlich alles verbockt, was ein Liebhaber falsch machen kann. Er betrügt dort nicht nur Frauen miteinander und lässt sich einer Tochter wegen dabei erwischen und nimmt an dieser Stelle nicht nur eine geistig konstruktive Beziehung mit einem Rivalen (dem Ehegatten) auf, was unter konkurrierenden Männern als streng verboten gilt, sondern versucht auch, innerhalb dieser Beziehungskonstruktion ein missratenes Produkt unklarer Genese zu erziehen, für dessen Emporkommen jedenfalls nicht er, sondern ein anderer Vater zuständig ist. Trotz all dieser Missgriffe bleibt ihm Charlotte von Kalb als Idealbild einer Geliebten so erhalten, dass sich ihrer Erscheinung (und der Erinnerung an sie) auch eine eifersüchtige Nachfolgerin wie Susette Gontard einpassen muss. Und trotz aller persönlichen Widrigkeiten: In Waltershausen hat Hölderlin eine Landschaft angetroffen, die ihn auf eine Weise überwältigt, dass er sie sich für den ganzen „Hyperion“ als landschaftlichen Hintergrund im Gedächtnis bewahrt.

²⁵⁵ Vgl.: Abb. (10)

Hölderlins Schwager Breunlin

Der Dichter weist sich als einer aus, der stets nach dem Schönen, Guten, Wahren getrachtet habe, während sein Doppelgänger sich rühmt, feig, heuchlerisch und eigennützig gewesen zu sein, worauf der Dichter ihm als dem echten Selbst beschämt das Feld räumt.

Otto Rank²⁵⁶

*VND es begab sich / da sie auff dem Felde waren / erhub sich Kain
wider seinen bruder Habel / vnd schlug jn tod.
Da sprach der HERR zu Kain / Wo ist dein bruder Habel?
Er aber sprach / Ich weis nicht / Sol ich meines bruders Hüter sein?
Er aber sprach / Was hastu gethan?
Die stim deines Bruders blut schreiet zu mir von der Erden /
Vnd nu verflucht seistu auff der Erden / die jr maul hat auffgethan /
vnd deines Bruders blut von deinen henden empfangen.
Wenn du den Acker bawen wirst / sol er dir fort sein vermügen nicht geben/
Vnstet vnd flüchtig soltu sein auff Erden.
KAin aber sprach zu dem HERRN / Meine Sünde ist grösser /
denn das sie mir vergeben werden müge.
Sibe / Du treibest mich heute aus dem Lande /
vnd mus mich fur deinem Angesicht verbergen /
vnd mus vnstet vnd flüchtig sein auff Erden /
Das erste Buch Mose.²⁵⁷*

Wenn in den folgenden Ausführungen die alttestamentliche Geschichte von Kain & Abel als Bedingung der Gefühlswelt Hölderlins nur am Rande eingebunden wird, reicht dies für ihre Wichtigkeit im Zusammenhang mit der Familie Hölderlin / Gok ganz bestimmt nicht hin. Die zunächst vorgenommene Bevorzugung Friedrichs durch die Mutter gegenüber dem sechs Jahre jüngeren Stiefbruder und das daraus folgende schlechte Gewissen, das Hölderlin dazu bewegt, sich vor allem auch schriftlich lange Zeit sehr intensiv um Karl Gok zu kümmern, geht nicht nur aus den vielen Briefen hervor, die Friedrich an Karl gerichtet hat, sondern ist schon Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden, die J. Schmidt hinreichend dokumentiert hat.²⁵⁸ Bertaux weist aber nach, dass Johanna Hölderlin / Gok spätestens 1805 affektiv mit ihrem Sohn aus erster Ehe bricht, nachdem dieser in Folge einer mütterlichen Indiskretion im Zusammenhang mit Hölderlins Gontard - Affaire bereits 1802 nicht nur einen furchtbaren Wutausbruch erleidet, sondern auch den Schriftverkehr vollständig einstellt. Die Witwe Gok lenkt daraufhin ihre Mutterliebe oder wenigstens das, was sie dafür hält, auf ihren Sohn aus zweiter Ehe.

²⁵⁶ O. Rank, *Der Doppelgänger*, Leipzig / Wien / Zürich, 1925, S. 57

²⁵⁷ Nach der Luther - Bibel von 1545

²⁵⁸ Vgl.: Schmidt, l. c., S. 1031

Der Beitrag, den Karl Gok innerhalb seiner Familie zu dieser Entwicklung geleistet hat, ist schwer abzuschätzen, weil im Gegensatz zu den zahlreichen, vollständig überlieferten Briefen Hölderlins an Gok nur eine Abschrift und die Zusammenfassung eines Antwortschreibens von Gok an seinen älteren Halbbruder durch Gustav Schlesier erhalten ist.²⁵⁹

Dieser Brief, den Schlesier auf den 1. Januar 1798 datiert, der also in einen Zeitraum fällt, in dem sich die Gontard - Affaire auf ihrem Höhepunkt befindet, weist insofern ein erhebliches Maß an rhetorischem Geschick auf, als es Karl Gok gelingt, seinen großen Bruder unter einer zunächst schmeichelhaften Zuordnung zu dessen Vorbild Rousseau auf gravierende charakterliche Mängel und eine verfehlte Lebensführung hinzuweisen. Eine solche Reaktion ist auch unter Brüdern zu einem Zeitpunkt psychischen Wohlbefindens (und Karl Gok weiß wenigstens in allgemeiner Form von Friedrichs Glück, weil er ihn zuvor in Frankfurt besucht und eine Reihe von Briefen mit ziemlich eindeutigen Hinweisen erhalten hat) besonders unfreundlich, selbst wenn berücksichtigt wird, dass der jüngere massiv unter den schier endlosen Belehrungen durch den älteren Bruder leidet, auch dann, oder gerade weil diese immer freundlich und fürsorgend gemeint sind. Irgendwann einmal muss Ödipus seinen Vater also erschlagen, offenbar auch in dem Fall, dass ihn nur der große (Stief-) Bruder spielt. Schlesier hat das gespannte und einseitige Verhältnis zwischen den beiden erkannt, das darin gipfelt, dass Karl dem Halbgeschwister die „Base“²⁶⁰ ausspannt, um sie selbst zu heiraten, und schreibt deshalb zielsicher die entscheidende Briefstelle wörtlich ab. Schließlich kennt Schlesier nicht nur den alttestamentlichen Mythos, sondern weiß aus dem Bericht des Schreinermeisters Zimmer, warum Karl sich seines Bruders Friedrich entledigen muss.²⁶¹

Da also nicht ausgeschlossen werden kann, dass die einzige authentisch überlieferte Briefstelle Karl Goks an Friedrich Hölderlin parteiisch ausgewählt ist, und um nicht in Unterstellungen zu verfallen, mit denen ein ansonsten unbescholtener württembergischer Beamte dem Verdacht ausgesetzt wird, seinen Bruder vollends in tatsächlichen oder vermeintlichen Irrsinn getrieben zu haben, wird nicht dieses Verhältnis zu einem ihm eng verwandten Menschen untersucht, sondern das zu seinem Schwager Christian (Matthäus Theodor) Breunlin, um der Struktur seiner Seele mittels der Beschreibung einer weniger

²⁵⁹ Schlesier, l. c., S. 61; Schmidt (ohne Quellenangabe), l. c., S. 532, Briefe an Hölderlin, Nr. 4, Von dem Bruder

²⁶⁰ Im Schwäbischen des 19. Jahrhunderts sind "Basen" nicht nur die Töchter von Onkel und Tante, sondern auch ggf. Frauen weitläufigeren Verwandtschafts- oder Bekanntheitsgrades; die Bezeichnung als "Base" reicht hin, um einen vertraulichen Umgang zwischen Mann und Frau zu rechtfertigen, also zum Beispiel ohne Begleitperson miteinander auszugehen oder einzukehren.

²⁶¹ Der als überaus herzlich eingeschätzten Beziehung zwischen Gok und dem in Tübingen internierten Bruder (Schlesier, l. c., S. 145, „Aus dem Munde Gustav Schwabs“) ist seine eigene, von tiefem Misstrauen gegenüber Karl (später: von) Gok geprägte Haltung in der Sache entgegenzuhalten. Schlesier hält nämlich fest: „Ich machte Schwab auf einiges Zweifelhafte oder bestimmt Irrthümliche in der Gock'schen Lebensskizze aufmerksam. Schwab stimmte mir fast durchweg bei u. wünschte nur, daß ich ihm diese Notabene's noch vor seiner Abreise nach Wien gäbe.“ (ibidem, S. 151)

belasteten familiären Beziehung, als sie zu Mutter oder Bruder zu beobachten ist, wenigstens ein kleines Stück näher zu kommen.

Inhaltlich schließt sich eine solche Beobachtung insofern an einiges an, was zuvor festgestellt wurde, als das Verhältnis zu einem Schwager eine mittelbare Beziehung darstellt und das Hölderlin und Breunlin verbindende Familienmitglied die um zwei Jahre jüngere Schwester (Maria Eleonora Heinrike) darstellt, die „Rike“ gerufen wird. Eine weitere mittelbare Beziehung zu dem um 18 Jahre älteren Klosterprofessor Breunlin ergibt sich aus dem Bildungsgang Hölderlins: Sein Schwager unterrichtet an der Blaubeurer Paralleleinrichtung der evangelischen Klosterschule, die der Dichter in Maulbronn besucht hat. Durch den erheblichen Altersunterschied bedingt, begegnet FH also bei der Verlobung seiner Schwester (im August 1792) einem Artgenossen seiner früheren Lehrer, unter denen er ziemlich gelitten haben dürfte.²⁶²

Bevor aber in eine immer noch hinreichend verwickelte Beziehungslage eingetreten wird, soll ein kurzer Versuch unternommen werden, das Verhältnis Hölderlins zu seiner einzigen Schwester zu umreißen.

„Friz“ und „Rike“ verbringen zwölf Jahre ihrer Kindheit gemeinsam, ab Friedrichs sechstem Lebensjahr, das Rikes viertes ist, zusammen mit dem Halbbruder Karl (Gok). Die zwei Geschwister verwaisen beide zweimal, ihr natürlicher Vater Heinrich Friedrich, dessen Namen gleichmäßig auf seine Kinder aufgeteilt wird, stirbt noch vor der Geburt Heinrichs 1772, der Stiefvater Johann (Christoph) Gok im Jahr 1779. Darüber hinaus lebt die Großmutter mütterlicherseits bis zu ihrem Tod im Jahre 1802 im zweiten, dem Nürtinger Haushalt ihrer Tochter.

Die Kinder werden 1784 getrennt, weil Friedrich in die Klosterschule nach Denkendorf, bzw. Maulbronn geschickt wird, um sich dort – mit vierzehn Jahren! – auf den Pfarrdienst vorbereiten zu lassen.

Das Verhältnis zwischen Friedrich und Heinrike muss während ihrer Kindheit sehr vertraut gewesen sein, denn auch nach Jahren der Trennung macht er ihr teilweise ziemlich intime Mitteilungen, ohne dabei irgendwelche Angestrengtheiten zu zeigen. Bei Schmidt

²⁶² Selbst wenn die Lehrer an solchen Anstalten als Individuen noch ganz nett gewesen sein sollten: Ein Blick in die „Statuten der Klosterschulen“ (Schmidt, l. c., S. 595 ff.) lehrt einen alleine schon das Grausen und muss die Lehrer, die eine solche Ordnung gegenüber Kindern und Jugendlichen durchzusetzen haben, wahrhaft monströs erscheinen lassen. Ein kleiner Auszug aus dieser Schulordnung soll zur Verdeutlichung der Ängste Hölderlins während seiner Schulzeit in Maulbronn genügen, die er ertragen muss, nachdem er sich in Luise Nast verliebt:

„Bei schwerer und unausbleiblicher Strafe haben die Alumni [...] der Klosterbedienten und der ibrigen Familiarität und Häuser, auch Schulhaus, und besonders Wirtschaftshäuser zu meiden [...]“

Das Internatsprinzip beruht also zu dieser Zeit ganz wesentlich auch darauf, dass ein grundsätzliches Kontaktverbot zur ortsansässigen Bevölkerung verhängt wird (Schmidt, l. c., S. 597, Auslassungen in der Quelle). FH opponiert gegen solch eine unwürdige Isolation nicht nur rein emotional, indem er sich in eine Tochter aus dem Dorf verliebt, sondern intuitiv zielgerichtet, weil Louise Nast als Tochter des wirtschaftlichen Direktors mit zum Betrieb gehört, weshalb diese in vielfacher Hinsicht verbotene Liebe keine disziplinarischen Folgen zeitigen kann.

ist der Ton weiter Teile dieser Briefe ganz gut getroffen, wenn von „munterer Herzlichkeit“ und „freundschaftlich plaudernd“ geredet wird.²⁶³ Diese harmlose Charakteristik wird allerdings dem Umstand nicht gerecht, dass der erhaltene Briefverkehr erst 1790 einsetzt, unregelmäßig fließt und noch vor dem mit der Mutter abreißt und durch eine deutlich hervortretende Dichte vor der Verlobung der Schwester und nach dem Tod des Schwagers Breunlin eine andere Qualität als die einer eher belanglosen Unterhaltung zwischen Geschwistern besitzt. Die 28 Briefe, die Heinrike (nach Schmidt) vom Bruder erhalten und aufbewahrt hat, verteilen sich sehr unterschiedlich dicht über die elf Jahre der Korrespondenz,²⁶⁴ die alte Mutter sitzt hingegen sehr stabil in Nürtingen und geiert zusammen mit der uralten Großmutter Heyn und (nach dem Jahr 1800) der ebenfalls schon verwitweten Schwester „Rike“ „jahrlang“ nach der „Schwarzwäsche“ des verkannten Geniebruders, lesen hinter seinem Rücken eifersüchtig Liebesbriefe von einer auswärtig (!) verheirateten (!!) Frau²⁶⁵ und *stricken Soken* (KR), damit der „l. Friz“ nicht fröre und die schmutzige Wäsche sich nicht mehre, sondern vielmehr im Reinen zurücktransportiert werde.²⁶⁶ Schließlich wird Hölderlin selbst auf Veranlassung der Mutter / Betreiben Karl Goks hin im Zusammenspiel mit Sinclair von der entsprechenden Versandform erfasst, also zu einem Paket verschnürt und in die Authenriethsche Seelen - Wäscherei gesteckt, wo ihm aber nicht geholfen werden kann, weil die Traumatisierung an einer Stelle stattgefunden hat, die aufgrund ihres inzestuösen Kerns von ihm noch nicht einmal zu thematisieren ist.

Der Briefverkehr zwischen den beiden Geschwistern endet mit der Konsequenz, die fehlgeschlagenen Liebschaften ganz allgemein innewohnen, denn auch in sechs undatierten, inhaltlich leeren Briefen von Hölderlin (Nr. 309 - 314)²⁶⁷ an die Schwester und vier

²⁶³ Schmidt, l. c., S. 76

²⁶⁴ Vgl.: Tab. (1)

²⁶⁵ „Wenn sie doch wenigstens von Bempflingen stammte, damit diese Angelegenheit im überschaubaren Bereich bliebe!“ (KR) Der (unter Kenntnis von Eduard Mörikes „Stuttgarter Hutzelmännlein“) wahrscheinlich hier erstmals in die Sekundärliteratur eingeführte Ortsname ist jedoch im Gegensatz zu manchem „Bauerbach“ oder „Waltershausen“ kein literaturgeschichtliches *Fake*, obwohl dies so klingt. Denn es gibt ihn außer in Mörikes Erzählung tatsächlich (adressierbar unter der PLZ: 72658) in der unmittelbaren Nachbarschaft von Nürtingen, dem Ort, an dem Hölderlins Niedergang den biographischen Ausgangspunkt und seinen Beschluss in Einem findet, weil er hier nicht nur als Kind wie Ödipus ausgesetzt wird, sondern auch zwei Jahrzehnte später zur Kenntnis nehmen muss, dass er durch Fixierung auf das inzestuös Nächstliegende (die Schwester) und den Bruch eines Tabus (Heirat einer von ihm selbst geliebten Cousine durch den Bruder) so verloren gehen (in die Ferne rücken) kann, wie er dies als Dichter schon Jahre lang vorformuliert hat. In Nürtingen fallen für FH zwischen 1802 und 1804 A und Ω bio- und geographisch zusammen, wenn auch auf eine verhängnisvollere Weise, als dies oben von Kassel gezeigt wurde.

²⁶⁶ ... und die verschließbaren Kisten / Weidenkörbe mit getragener (und dann wieder frischer) Wäsche von *Alumni* / Studenten werden bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus von der Bahn *express* ausgefahren.

²⁶⁷ Schmidt, l. c., S. 503 ff.

Briefen von Zimmer zw. 19. 7. 1828 und 30. 1. 1830²⁶⁸ an dieselbe, vor allem den körperlichen Gesundheitszustand ihres Bruders betreffend.²⁶⁹

Vom Herbst 1802 bis Juni 1804²⁷⁰ leben Friedrich Hölderlin und seine Schwester – wenn auch mit Unterbrechungen – noch einmal so unschuldig unter einem Dach zusammen wie in ihrer Kindheit, aber jetzt um ihre (Heinrikes) Kinder vermehrt. Lustig kann es dabei nicht zugegangen sein, schon weil der in dieser schwäbischen Gegend offensichtlich schlecht verkäufliche Wein, den die Fa. Gok & Bilfinger mittels Geldern aus der Hölderlinschen Erbschaft erworben hat, um ihn hier zu vertreiben, längst zu Essig vergoren sein muss – auch wenn ihn die Mutter Gok zusammen mit der Nürtinger Liegenschaft zu verkaufen versucht hat.

Das besondere Verhältnis Friedrichs zu seiner Schwester ist aber nicht nur aus dem Umstand abzuleiten, nach dem die Dauer ihrer achtjährigen Ehe mit Christian (Matthäus Theodor) Breunlin eingerahmt ist von zwei dichten Brieffolgen. Die erste Serie von neun Briefen schrieb Hölderlin aus Tübingen zwischen Mitte November 1790 und Anfang September 1792, was zwischen Verlobung Heinrikes und ihre Heirat mit Breunlin fällt, zu der sie vom Bruder „ein Pastellbild in Lebensgröße von Franz Karl Hiemer“²⁷¹ geschenkt bekommt, das ihn selbst darstellt und wohl eigens als Hochzeitsgeschenk 1792 angefertigt wird. Eine andere Merkwürdigkeit in der zeitlichen Umgebung der Hochzeit der Schwester besteht darin, dass FH einen (verlorenen) Brief Breunlins nicht eigenverantwortlich bearbeitet, sondern diesen seiner Mutter nebst dem Konzept einer Antwort zukommen lässt, die aber ebenfalls verschollen ist. Die Begründung Hölderlins für diese umständliche Kommunikationsform ist wenig überzeugend, da er seiner Mutter einerseits schreibt, der Brief Breunlins habe aus subjektiven, Friedrich innewohnenden Gründen der unmittelbaren Antwort bedurft, er habe aber gerade kein geeignetes Briefpapier zur Verfügung gehabt, weshalb er jetzt in der glücklichen Lage sei, der Mutter Brief und einen Entwurf der Antwort überlassen zu können.²⁷²

Da Hölderlin aufgrund der schriftlichen Beilagen gegenüber seiner Mutter natürlich keine den Inhalt dieses Briefwechsels betreffende Andeutungen macht, kann nur abgeschätzt werden, wie wichtig er war und warum der 22 - jährige Student sich nicht zutraut, ohne Wissen seiner Mutter dem Schwager schriftlich gegenüberzutreten, der nicht nur fast

²⁶⁸ Dokument Nr. 47 – 50, *ibidem*, S. 674 ff.

²⁶⁹ Diesem Sachverhalt und dem Umstand, nach dem weder Heinrike Breunlin noch Karl Gok der Beerdigung Hölderlins beiwohnen, kann schon entnommen werden, dass es nach der Überstellung in psychiatrische Behandlung zu keiner persönlichen Begegnung zwischen den Geschwistern mehr kommt. Warum V. Lawitschka diesen einfachen, aber unschönen Sachverhalt geheimnisvoll zu umhüllen versucht (vgl.: SDHG 20 / 1.1, S. 185), kann erst später erschlossen werden.

²⁷⁰ in der Tabelle von Abb. (11) gelb unterlegte Felder

²⁷¹ Bertaux, l. c., S. 275

²⁷² An die Mutter, Nr. 54, S. 95

doppelt so alt ist wie er, sondern sich auch in einer beruflichen Position befindet, die eine Kommunikation auf gleicher Augenhöhe nicht erlaubt, weshalb er die Mutter wenigstens ins Vertrauen ziehen muss, die altersmäßig eher dem Schwager als ihm selbst entspricht. Diese private Unsicherheit befremdet nur insofern, als der „Rote“ (Bertaux) Hölderlin im öffentlichen Umgang durchaus in der Lage ist, zivile Courage zu zeigen, und fremde Männer ggf. selbst unter Anwendung von körperlicher Gewalt in die Schranken zu verweisen, die er ihnen rite zumisst.²⁷³

Tatsächlich entspringt dieses Bedürfnis, sich abzusichern, der Verpflichtung gegenüber dem Ritus. Friedrich ist der älteste männliche Repräsentant seiner Familie und hat deshalb die Aufgabe, deren Interessen gegenüber einem Mann zu vertreten, der in die Familie einheiraten will, er fühlt sich aber aufgrund seines jungen Alters und des studentischen Status wegen – subjektiv ganz ehrlich – nicht in der Lage, diese Rolle adäquat auszufüllen. Deshalb sucht er dort Rückendeckung, wo er mutmaßlich den Auftrag erhalten hat, gegenüber Breunlin tätig zu werden: bei der Mutter, was ihn in die Falle eines zwiespältigen Rollenverhaltens lockt, indem er regressiv darauf reagiert, dass (ihm nicht zumutbares) erwachsenes Verhalten abverlangt wird.

Es darf schon vermutet werden, dass Hölderlin gegenüber einem Schwager in spe selbständiger agieren würde, der ihm dem Lebensalter und gemäß sozialem Status eher entspräche, und ganz sicher wird die Kommunikation mit Breunlin auch dadurch erschwert, dass dieser der Berufsgruppe von Klosterprofessoren zugehört, unter denen er in Denkendorf, Maulbronn und – in abgeschwächter Form – auch noch im Tübinger Stift zu leiden hat.²⁷⁴ Dieser Umstand erklärt aber vielleicht noch die regressive Form der Absicherung im Schriftverkehr durch eine Übersendung der entsprechenden Dokumente an die Mutter, keinesfalls aber die Tatsache, dass FH seiner Schwester zur Hochzeit sein

²⁷³ Vgl.: Schmidt, l. c., S. 606; im Gegensatz zu Bertaux wird von mir aufgrund des hier niedergelegten Dokuments behauptet, FH habe vorsätzlich Streit gesucht und sei keinem Anfall von Jähzorn erlegen, auch wenn das Beharren auf dem Privileg, von Menschen geringeren Standes gegrüßt zu werden und die daraus resultierende Satisfaktion, nicht eben von lupenreiner republikanischer Gesinnung zeugt.

²⁷⁴ Dass Hölderlin die Mutter anlässlich der Verlobung der Schwester an deren früheren Verehrer Camerer erinnert, muss nicht unter (schlechten) Geschmacksfragen verbucht werden, sondern ist ausweislich des Briefes, den V. Lawitschka zitiert, eine deutliche Übertragung der eigenen Eifersucht auf den Jugendfreund. (*An den guten Camerer hab' ich indeß schon manchmal gedacht. Ich glaub' übrigens, er wird sich gescheider benehmen, als ich wahrscheinlich an seiner Stelle thun würde.* [SDHG 20 / 1. 1, Tübingen / Marbach 2003, S. 180]), weil er natürlich seine eigene Gefühlslage in dieser Angelegenheit nicht preisgeben kann. Lawitschka schätzt diesen Zusammenhang nicht richtig ein, weil sie weder die Anhäufung der Briefe Hölderlins an seine Schwester zu bestimmten Zeitpunkten noch deren Inhalte zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen den Geschwistern analysiert. In Folge davon ist ihr Schluss: „Bei der Verlobung der Schwester konnte Hölderlin nicht anwesend sein“ (ibidem) nur zu harmlos, während die Hölderlinsche Beschreibung der Ehe Breunlin gänzlich falsch eingeschätzt wird: „mein Schwager u. m. Schwester leben, wie Engel, zusammen“ (MA < i. e.: FH, Sämtliche Werke und Briefe, hg. v. Michael Knaupp, München, 1992 / 93, KR > Bd. 2, 509).“ FH kann sich seine Schwester nicht im erotischen Zusammenhang mit einem anderen Mann (vor allem mit diesem nicht) vorstellen und preist deshalb (über eine durch ziemlich querstehende Interpunktion hervorgehobene Formulierung) die vorgebliche überirdische Harmonie des ehelichen Zustands, zu der er mittels seines eigenen Portraits als Morgengabe seinen Beitrag geleistet zu haben glaubt. Dass Hölderlin anlässlich des AusbüchSENS der leiblichen Schwester in eine fremde Familie an die (ihm längst verloren gegangene) Mutterliebe Frau Johanna Christina Hölderlin / Goks appelliert, muss nicht weiter verwundern, da durch die Heirat der Schwester weder die erneute Heirat der Mutter (also der „fremde Vater“) noch der in dieser Verbindung gezeugte Konkurrent um Mutter- und Schwesterliebe in Vergessenheit geraten kann.

Portrait vermach, um anschließend den Schriftverkehr mit ihr für etwa dreieinhalb Jahre einzustellen, um ihn dann wieder aufzunehmen, wenn sein eigenes Liebesleben steil ascendiert. Nach der (erfolgreichen) Reise mit S. Gontard (nebst Anhang) nach Bad Driburg schreibt Hölderlin an Heinrike zum ersten Mal wieder, und lädt beide, das Geschwisterverhältnis eintrübende Rivalen – Breunlin und Gok – mittels eines Briefes an seine Schwester nach Frankfurt ein, damit sie sein Glück inspizieren sollen:

Du würdest Deine große Freude haben, wenn Du sähest, wie gut mirs geht, und wie ich anfangs, immer mehr nach Deinem Sinne zu werden, zufriedner zu sein, mehr Gleichgewicht in mir zu haben.

Wär' es nicht möglich gewesen, daß unser Karl in Gesellschaft Deines lieben Mannes hätte zu mir kommen können? Du solltest doch einmal Deine Überredungskunst an ihm versuchen. Ist es jetzt nicht möglich, daß er die freundschaftliche, gesunde Reise macht, so findet sich vielleicht doch noch ein günstigerer Zeitpunkt. Ich darf es ja doch so schnell nicht wagen, zu Euch zu kommen, wenn ich nicht des Heimwehs will verdächtigt werden.²⁷⁵

Mit dieser Nachricht rückt Susette nicht nur in ein direktes Konkurrenzverhältnis zur Schwester ein, der FH mitteilt, eine Reise in die schwäbische Heimat könnte als Rückfall in alte Anbindungen missverstanden werden, sondern dem wichtigsten emotionalen Bindeglied zur Familie wird auch unmissverständlich zu verstehen gegeben, er habe sich anderweitig so stabil orientiert, dass sein „Gleichgewicht“ der eigenen Einschätzung nach durch Schwager und Bruder zugleich besichtigt werden könne.

FH renommiert also vor seiner Schwester, kann ihr aber nicht unmittelbar mitteilen, dass er eine neue Geliebte gefunden hat, weil er sie nicht verletzen und damit ihre Zuneigung nicht völlig verlieren will, so wie er Elise Leuret durch die Mutter das Ende der Affaire mit ihr ausrichten lässt, was genau den Effekt erzielt, dass diese Frau noch über Jahre hinweg Hoffnungen hegt, das Verhältnis mit Friedrich sei wieder erneuerbar. Daneben muss er Stiefbruder und Schwager mit seinem Liebesglück unmittelbar konfrontieren, weil der Stiefbruder Gok bei der Verstoßung des vierzehnjährigen Friedrich bei der Schwester zurückbleibt, als er sie in Richtung Denkendorf verlassen muss und Breunlin sie schließlich heiratet, ihm also endgültig wegnimmt. Dabei ist Susette Gontard aufgrund von Alter, Kinderreichtum und sozialem Stand hinsichtlich der Überlegenheit Breunlins in diesen Aspekten genau die komplementäre Ergänzung zur ehelichen Situation der Schwester, weshalb der Bruder die Frankfurter Bankiersgattin nicht nur Karl Gok, sondern eben auch dem Schwager vorführen will.

Psychologisch ist diese Konkurrenz aber schon früher spürbar, weil die Schwester auf eine sehr ähnliche Weise zu einem (ersten) Kind so kommt wie er, nämlich durch Integration in eine defekte Familie, in der Bruder und Schwester je zur Aufzucht von fremden

²⁷⁵ An die Schwester, (ed. Schmidt) Nr. 138, Frankf. a. M. d. 17 Febr. 97, S. 261

Kindern gebraucht werden, wenn auch er in der Rolle als Hauslehrer, während die Schwester die Rolle der Stiefmutter übernimmt. Diese Analogie hebt Hölderlin denn auch ganz deutlich in dem ersten Brief an Breunlin aus der Waltershäuser Zeit hervor,²⁷⁶ in dem der von Breunlin in die Ehe eingebrachte kleine Christian mit Edda von Kalb, der Schwester seines Zöglings Fritz verglichen wird.

*Ich bin sehr begierig, recht viel von der Entwicklung des vielversprechenden kleinen Vettters zu hören. Wir haben auch so ein junges Genie im Hause ein Töchterchen des HE. v. Kalb, die mich sehr oft an den lieben Christian erinnert. Ihre Kleine wird Ihnen jetzt wohl auch viele Freude machen.*²⁷⁷

Offenkundig reagiert Hölderlin mit dieser Verknüpfung von fremden Kindern, die zur Erziehung anvertraut sind (Christian Breunlin / Edda v. Kalb) und der hier ungenannt bleibenden Nichte auf deren Geburt.²⁷⁸ Dies unterscheidet sich deutlich von der Reaktion gegenüber Heinrike auf dieses Ereignis wenige Monate zuvor, die im Wesentlichen darauf begrenzt ist, dass Hölderlin pluralisch von „Deine(n) Kleinen“ schreibt, womit neben dem Stiefsohn nur ein inzwischen geborenes Kind gemeint sein kann. Im Übrigen beschwert er sich der Schwester gegenüber vor allem darüber, sich wegen des Lärms, den Fritz von Kalb veranstaltet, nicht auf den zu schreibenden Brief konzentrieren zu können, berichtet aber dann doch noch von seiner Freundschaft mit dem Waltershäuser Pfarrer Nenninger, Wilhelmine Kirms' geistreichem Wesen und – ihrer guten Figur.

Während FH im Brief an die Schwester die Ankunft eines Kindes neben einer minimalen linguistischen Spur den ziemlich deutlichen Hinweis auf eine andere Frau hinterlässt, der er sich zugewendet hat, trägt in der Pfiingstbotschaft an den Schwager wenigstens dessen Sohn einen Namen, während die Kinder der Schwester und Frau von Kalbs ebenso namenlos bleiben wie das Patenkind, auf dessen Geburt Hölderlin am 10. Januar 1798 in einem zweiten Brief an Breunlin reagiert. Auch Fritz von Kalb und die Kinder der Familie Gontard werden namentlich nie erwähnt, sondern stets als der / die „Kleine(n)“ bezeichnet oder „mein Zögling“ genannt.

Die Neigung Kindern insgesamt eher keine Namen zu geben und sie den Vätern zuzuordnen ist mehr als ein Zugeständnis an eine patriarchalische Attitüde der Zeit, weil die zu benennenden Personen nicht nur in einem familiären oder funktionalen Zusammenhang mit Hölderlin stehen. Er blendet ihre Namen nämlich sogar dann aus, wenn sie ihm in einer Patenschaft näher zugeordnet sind, weil er zu den Müttern dieser Kinder ein – zumindest unbewusst – so eifersüchtiges Verhältnis hat, dass er sie nicht namentlich erwähnen kann. Als

²⁷⁶ An den Schwager Breunlin, (ibidem) Nr. 82, Völkershäuser. Am Pfiingstfeste. 94., S. 139

²⁷⁷ ibidem, S. 140

²⁷⁸ Schon im Brief an die Schwester (Nr. 73, S. 122) vom 16. Januar 1794 schreibt Hölderlin im Plural: „Deine Kleinen“, es muss also zu Christian Breunlin ein Geschwister hinzugekommen sein, ausweislich des Briefes *An den Schwager Breunlin* (Nr. 152, S. 284) vom 10. Januar 1798 fällt die Geburt eines zweiten Kindes in die Frankfurter Zeit, FH wird dessen Patenonkel. Vgl. hierzu: Pierre Bertaux, Hölderlin - Variationen, l. c. , S. 204

Stiefsohn der Schwester bildet Christian Breunlin hier eine Ausnahme, er stellt nicht ihren leiblichen Sohn dar und ist deshalb benennbar.

Für die Kinder Charlottes und Susettes macht eine solche Feststellung weniger Probleme als für die Kleinen im Hause Breunlin, weil eine solche stark ausgeprägte Zuneigung zur eigenen Schwester eher von anderen Dichterhaushalten als gerade dem Hölderlinschen bekannt ist. An diesem Sprachverhalten lässt sich aber die Spur verdeutlichen, die früher dadurch angelegt wird, dass Hölderlin Heinrike zur Hochzeit ein Bild von sich selbst vermacht, was eben auch kein übliches Verhalten unter Geschwistern darstellt und schon darauf hinweist, wie heftig FH auf dieses Ereignis mit einer ziemlich neurotisch ausgeprägten Angst reagiert, die Schwester könnte ihn dann vergessen, wenn sie sich einem anderen Mann zuwendet. Eine Figur wie Breunlin muss ihm dabei ganz übermächtig erscheinen, nicht nur weil er ein Klosterprofessor ist, sondern weil er eben zu dem Zeitpunkt auf die Schwester zugreift, zu dem Hölderlin von Tübingen aus einen ziemlich intensiven Schriftverkehr mit der Schwester pflegt, also regressiv seine Abenteuer mit Elise Lebret u. a. absichert.

Erst gegen Ende der Breunlinschen Ehe – der Schwager erkrankt schwer und unheilbar – nehmen die Geschwister durch Initiative Heinrichs wieder schriftlichen Kontakt zu einander auf, der erste Brief, den Friedrich seiner Schwester aus Frankfurt sendet, ist von so reiner Schönheit und den untrüglichen Kennzeichen der Korrespondenz eines sich wieder vereinigenden Paares geprägt, dass wenigstens der Beginn im Zusammenhang weitergegeben werden soll.

Beste Schwester

Du hast mir große Freude gemacht mit Deinem Brief. Ich finde es nicht übel, den schönen Gruß, den er mir gab, mir so oft als möglich zu vervielfältigen und verspreche Dir deswegen, mit strengster Gewissenhaftigkeit jeden Deiner Briefe zu beantworten und wenn alle Tage einer käme. Dies wird nun nicht der Fall sein, aber ich rechne doch von nun an auf 2 des Monats.²⁷⁹

Der Brief enthält im Folgenden die bereits erwähnte Einladung an Gok und Breunlin und endet ganz artig mit einer Berücksichtigung der Kinder Breunlins:

Deine lieben Kinder grüße von mir. Sie sollen nur gesund bleiben. Ich glaube, Christian²⁸⁰ wird Dir immer mehr Freude machen, je mehr es Zeit sein wird, wo sein guter Kopf sich entwickeln muß. Der kleinen Puppenkönigin möcht' ich einmal zusehn!

Schreibe mir bald wieder, beste Schwester!

Dein

Treuer Bruder Friz.

Die Situation ist, wie in Tübingen und Waltershausen gehabt: Friedrich steckt Hals über Kopf in einer problematischen Affaire und versucht, sich durch eine intensive emotionale

²⁷⁹ (wie auch das folgende Zitat) An die Schwester, Nr. 138, Frankf. a. M. d. 17 Febr. 97, Schmidt S. 260 f.

²⁸⁰ der Sohn aus der ersten Ehe Breunlins

Anbindung an die Schwester abzusichern, die schon entsprechend Freundliches an den Bruder geschrieben haben wird, dass der so hoch erfreut reagieren kann. Doch auch dieses Mal fällt die Brieffreundschaft weniger kontinuierlich aus, als die beiden Geschwister sich das vorgenommen haben. Nach einem durchaus überschwänglichen Brief im Anschluss an Karl Goks Besuch in Frankfurt Ende April 1797 schweigt FH bis zum April 1798, also ein ganzes Jahr; nur zwischen März 1800 und Februar 1801 gerät der Fluss der Briefe ziemlich stetig, um dann aber gänzlich zu versiegen.

Der zweite Brief Hölderlins an den Schwager Breunlin steht in einem mittelbaren Zusammenhang mit der Tatsache, dass sich Anfang 1797 Heinrike und Friedrich wieder entdecken und zumindest der Bruder emotional ziemlich ungestüme Liebeserklärungen an seine Schwester schreibt. Frau Breunlin wird nämlich im Frühjahr des gleichen Jahres schwanger, das jüngste Kind wird Ende 1797, spätestens in den ersten Januartagen des Jahres 1798 geboren, denn Friedrich setzt sich am 10. Januar mit dem Umstand auseinander, dass er jetzt Patenonkel werden soll. Der Zusammenhang zwischen Rückerinnerung an ein enges Verhältnis von Frau Breunlin mit ihrem leiblichen Bruder, der versuchten Wiederbelebung dieser Situation durch sie und der kurz darauf eintretenden Schwangerschaft ist sicher kein Zufall, denn zumindest unbewusst muss Breunlin die Reaktivierung einer alten Gefühlssituation bei Heinrike bemerkt entsprechend darauf reagiert haben, indem er noch einmal bereit war, in eine Vaterschaft einzutreten. Auch Hölderlin durchschaut dieses Spiel der Eifersucht und unterwirft sich seinem Schwager nicht nur demütig als dem Ebenbild seiner ehemaligen Maulbronner Lehrer, indem er ihm versichert:

*Dann soll mir auch Ihr Umgang besonders, teuerster HE. Schwager! manche Hoffnung erfüllen. Ich habe das Schicksal so weit ehren gelernt, daß ein tieferfabrener Geist der einzige ist, bei dem ich noch gerne in die Schule gehen möchte.*²⁸¹

Vielmehr konstituiert er über die Patenschaft einen neuen Männerbund zwischen dem wirklichen Vater, der aber hinsichtlich der „Wöchnerin“, die er (auch) „schätzt und liebt“²⁸² einen Rivalen darstellt, und sich als Paten, den er zur geistigen Entsprechung des leiblichen Vaters hochstilisiert. Nur eine solche metaphysische Gleichstellung mit dem biologischen Vater Breunlin macht es ihm möglich, die neuerliche Mutterschaft seiner Schwester zu ertragen. Dies klingt rhetorisch geschönt, dann folgendermaßen:

²⁸¹ An den Schwager Breunlin, Nr. 152, Frankf. a. M. d. 10 Jan. 1798, (Schmidt, S. 185); den Tonfallanalytisten (Laplanche, l. c., S. 79 etc.) ist bedauerlicher Weise entgangen, dass Hölderlin der Schwester gegenüber eine ziemlich indirekte Sprache benutzt, aus der auf eine gewisse Verlegenheit geschlossen werden könnte, in die er gerät, weil er und seine Schwester in je fremden Familien zu Gange sind; später, also nach 1806, tritt auf Grund eines endgültigen familiären Zerwürfnisses eine ähnliche, aber verschärfte Gefühlslage ein, die zu den entsprechenden sprachlichen Ausdrucksformen führt.

²⁸² *ibidem*, syntaktisch von mir verändert (KR)

Bester HE. Schwager!

Ich weiß Ihnen nicht genug zu sagen, wie sehr ich es achte, nun durch ein neues schönes Band an Sie geknüpft zu sein. Glauben Sie, es heißt mir recht viel, mich den Paten Ihres lieben Kindes nennen zu dürfen. Sie geben mir ein besonderes Recht, im Geiste teilzunehmen zu dürfen an Ihren Vatersorgen und Vaterfreuden, und das ist für mich ein neuer Grund, das Leben zu lieben, dass Sie auf diese Art meinen Sinn auf ein unschuldig Wesen geheftet haben, das nun dem Schicksal und der lebendigen Welt entgegenwächst.[...] ²⁸³

Durch diese Verschiebung streitet FH zwar eine enge emotionale Bindung an die Schwester nicht ab, er überspielt sie aber dadurch, dass er behauptet, die Verbindung von Vaterfreuden und -sorgen sei zwischen den beteiligten Männern zu teilen, während der Mutter alleine Freuden überlassen bleiben sollen, von welcher Natur²⁸⁴ diese auch sein mögen.

Symptomatisch für die grundsätzliche psychische Haltung Hölderlins ist hierbei, dass er – wie im Umgang mit dem Ehepaar von Kalb – an der Oberfläche ein geregeltes, oder vielleicht schärfer: reguliertes Verhältnis mit einem Mann anstrebt, zu dessen Frau er sich emotional (und gegebenenfalls auch erotisch) stark angezogen fühlt. Deshalb versteht er auch nicht, dass der Bankier Gontard ausrastet, wenn er ständig bei dessen Frau sitzt und ihr – fast ausnahmslos – dabei nur vorliest.²⁸⁵

Diesen psychologisch eigentlich einfachen Zusammenhang verkleistert FH durch eine vorgeblich gemeinsame, allgemeine und wahrscheinlich pädagogisch zu definierende Fürsorgepflicht der Männer für Kinder, die Frauen zwar zur Welt bringen, für die sie aber aus diesem Blickwinkel nicht mehr zu sorgen in der Lage sind, als sie zu säugen und sauber zu halten.

Deshalb findet das Verhältnis zu Frauen unterhalb der geistigen und gesellschaftlichen Konventionen statt, die die Welt der Männer regulieren und mittels derer die Männer die Welt regieren. Auch wenn er (seine Schwester betreffend) nicht genau zu bestimmen vermag, was nun genau ihr neues Mutterglück ausmacht und immer noch nicht in der Lage ist, dem Schwager als Verursacher der sich wiederholenden Mutterfreuden gerade in die Augen zu schauen: Dieses einfache Glück steht in keinem Zusammenhang mit den vorgeblich komplexen Ordnungen von Männergeist und -welt, weshalb die Regelkreise

²⁸³ An den Schwager Breunlin, Nr. 82, Völkershäuser. Am Pfingstfeste. 94., Schmidt, S. 139

²⁸⁴ Ich gehe aber davon aus, dass die mütterlichen Freuden an einem neugeborenen Kind aus der Perspektive Hölderlins eher die angeblich natürlichen der Brutpflege darstellen, während den faktisch entscheidenden und (deshalb?) geistigen Vätern eher die Rolle allgemeiner (pädagogischer, theologischer usw.) Fürsorge zukommt. Die Verlegenheit, aus der heraus FH seiner Schwester zur Geburt dieser Tochter gratuliert, kommt deutlich zum Vorschein, wenn die sprachliche Ungenauigkeit beachtet wird, die dadurch entsteht, dass er völlig offene Bezüge herstellt, indem er logisch ziemlich unsinnige Zuordnungen vorzutauschen versucht: *Die brave Wächlerin mag nun auch ihre Freude haben. Sie ist auch ihres Glücks so wert.* (Hervorhebungen von mir, KR, Quelle: ibidem). Der Dyslogismus spricht dafür, dass FH an dieser Stelle von so heftiger Eifersucht gequält ist, dass ihm nur ganz verquere Bezüge gelingen, die der konkreten Situation unangemessen erscheinen.

²⁸⁵ Vgl.: Bertaux, Hölderlin, I. c., S. 481; Bertaux verdrängt allerdings bei der Darstellung dieser Episode, dass der Bankier Gontard allen Grund hat, eifersüchtig auf Situationen zu reagieren, in denen FH und SG fortwährend und schier unzertrennlich zusammen sind, obwohl sie oberflächlich betrachtet, tatsächlich nur ganz harmlos mit ausschließlich schöngeistiger Literatur beschäftigt sind.

intellektueller (männlicher) Betätigungen und weiblichen Erlebensglücks letztlich unverbunden bleiben müssen – oder eben nur durch sprachliche Scheinoperationen zu verbinden sind.

Die rigorose Trennung psychischer und intellektueller Prozesse und die Entfremdung zwischen beiden macht es nicht nur notwendig, dass FH immer wieder bei erwachsenen Frauen Unterschlupf sucht, denen er den Liebhaber und Lehrer gleichzeitig spielt, sondern verursacht auch den Zwang, regelmäßig in den multiplen Witwenhaushalt von Mutter, Großmutter und / oder Schwester nach Nürtingen zurückzukehren, weil er zwar weiß, dass seine problematischen psychischen Dispositionen dort ihren Ausgangspunkt haben, aber er fühlt dies nicht, weshalb er auf jede Freundlichkeit seitens seiner Familie so reagiert, als sei sie eine große und umfassende Liebeserklärung. Daraus resultiert auch die Fehleinschätzung der Beziehung zur Schwester Heinrike, von der er psychisch so abhängig erscheint, dass er nicht nur regelmäßig in riskanten psychischen Situationen ihre Nähe sucht, der er auch ganz unverhohlen mitteilt, wenn er eine neue Freundin gefunden hat, wie im Fall von Wilhelmine Kirms, sondern mit der er als erwachsener, aber hinsichtlich seines Selbstentwurfs bereits weitgehend gescheiterter Mann für einen längeren Zeitraum wieder im mütterlichen Haushalt zusammenzieht. Offenbar gelingt es in der Zeit von 1800 bis 1804 Hölderlin aber weder, die ödipalen Verlustängste, die er als Kind erlitten hat, zu bearbeiten, was wohl im Zusammenleben mit Heinrike daran liegt, dass sie vor allem nach dem Verlust ihres Mannes, der aufgrund des Altersunterschieds auch als medialer Vaterersatz gedient haben mag, unter einem sehr ähnlichen Problem leidet, noch die psychische Beschädigungen auszugleichen, die ihm spätere biographische Misserfolge zugefügt haben.

Symptomatisch für die verfehlte Strategie mit aus der Kindheit überkommenen oder später erworbenen psychischen Defiziten umzugehen, ist Hölderlins Angewohnheit, auf infantile oder juvenile personelle Konstellationen zurückzugreifen, wenn er in psychisch schwierige Situationen gerät. So muss er nicht nur von früher her vertraute Menschen darüber informieren, wenn er sich frisch verliebt hat, was wohl am deutlichsten in der Einladung an Halbbruder und Schwager nach Frankfurt zum Vorschein kommt, sondern sucht in Sinclair, den er in seiner Tübinger Studentenzeit kennengelernt hat, einen co - depressiven Begleiter seines Scheiterns in Waltershausen / Jena und Frankfurt. Da aber auch ein so hingebungsvoller Freund wie dieser solche Bewegungen nur begrenzt mitzumachen bereit ist,²⁸⁶ muss Hölderlin immer wieder auf die Mitglieder seiner ursprüngli-

²⁸⁶ In dieser Frage entsteht zwangsläufig ein Gegensatz zwischen der politischen Einschätzung des Verhältnisses zwischen FH und Sinclair, wie sie Bertaux vornimmt (Hölderlin-Variationen, l. c. S. 183 ff.) und der psychologischen, wie sie hier versucht wird, die sich eher auf Bettine von Arnim verlässt, welche keinesfalls ein Gefühl der Gleichgültigkeit bei „St. Clair“ beobachtet hat.

chen Familie zurückgreifen, wenn er in aktuelle psychische Problemlagen gerät, zu denen – das muss hier noch einmal deutlich unterstrichen werden – der Eintritt in erfolgreiche Beziehungen wie der zu Susette Gontard auch gehört, weil FH selbst dort, wo eine Frau wie Louise Nast vielleicht bereit wäre, für ihn alleine da zu sein, anfängt verzweigte Beziehungsgeflechte zu spinnen, spätestens aber seit der Le Bret - Affaire regelmäßig auf weibliche Figuren stößt, die ihn dazu zwingen, bereits angelegte oder mit seinem Erscheinen entstehende multilaterale psychische und erotische Verhältnisse zu akzeptieren.

Der Versuch, für die hierbei entstehenden Probleme die eigene Familie heranzuziehen, hat eigentlich etwas ganz Bestechendes an sich, weil es die Personen in Regress nimmt, die letztlich dafür verantwortlich sind, dass solche psychischen Situationen überhaupt entstehen können. Therapeutisch kann durch einen derartigen regressiven Versuch aber natürlich überhaupt kein Erfolg eintreten, weil die damit in die neurotischen Prozesse involvierten Personen keine Kenntnis darüber besitzen, warum oder auf welche Weise sie die Entwicklungen (mit-) verursacht haben, deren Zeugen sie werden. FH betreibt aber die Spirale der Verwechslung von Ursachen seiner psychischen Leiden und verfehlter Therapieform durch Regression so konsequent, bis schließlich alle beteiligten Personen (vielleicht sogar er selbst) davon überzeugt sind, dass er wahnsinnig ist.

Das Verhältnis zum Schwager Breunlin ist hierbei gewiss nur ein kleiner Ausschnitt aus einer Vielzahl von persönlichen Beziehungen, die den Lebens- und Leidensweg Friedrich Hölderlins bestimmen. Diese Facette bekommt aber dadurch ihre Bedeutung, dass FH immer wieder ganz intensiv auf den Kontakt mit seiner Schwester angewiesen ist, ohne dass dabei aber die von ihm erhoffte therapeutische Wirkung eintritt. Die Ursache dafür ist jedoch nicht nur in dem frühen Ableben Breunlins zu suchen, was Hölderlin offensichtlich sowohl hinsichtlich seiner ödipalen Disposition als auch im Bezug auf sein Patenkind überfordert, sondern vor allem in der zögerlichen und nur indirekt nachweisbaren Bereitschaft Heinrichs,²⁸⁷ auf die inzestuösen Begehrllichkeiten des älteren Bruders tatsächlich einzugehen.²⁸⁸ Ganz wesentlich ist aber auch, dass Hölderlin einen Halbbruder besitzt, der nicht nur während der Entwicklungszeit der Geschwister einen wesentlichen Konkurrenten im Bezug auf die Schwester darstellt, sondern der durch mütterliche Be-

²⁸⁷ Im 19. Bd. der FA findet sich auf den Seiten 216, 224 und 320 drei Register von sich inhaltlich merkwürdig ähnlichen Briefen Heinrichs an ihren Bruder; diese Schnipsel können aber nur abschließend und deshalb erst im letzten Kapitel untersucht und gewürdigt werden; bei Schmidt finden diese Hinweise nicht.

²⁸⁸ Von einem solchen Ansatz aus ist die rhetorische Frage, die Lawitschka am Ende ihres Aufsatzes über die Breunlins stellt, ohne weitere Schwierigkeiten zu beantworten:

Ob sie (Heinrike, KR) den Bruder im Tübinger Turm (der damals noch keiner war. KR) je besucht hat? Mutmaßen wir nicht über Konventionen, die sie abgehalten haben könnten. Das Fragezeichen muß vorerst bleiben. (Lawitschka, l. c., S. 185)

Man munkelt also in Tübingen, liest eifrig die Bibel und redet über „Konventionen“, die eine Schwester davon abhalten, ihren Bruder zu besuchen und unter die Erde bringen zu helfen, der darüber verzweifelt ist, dass er Frauen, also auch seine Schwester nur lieben kann, wenn sie einem ihm übermächtig erscheinenden Mann zuzuordnen sind. Ich denke, das Fragezeichen Lawitschkas kann getrost gestrichen werden, wenn diese Form des Rechts „zum Unglücklichsein“ (Paul Watzlawick) nicht erst als postmoderne Attitüde begriffen, sondern als originärer psychischer Zustand (aber eher der harmlosen Art) im Umkreis ödipaler Empfindungen definiert wird.

stimmung und aufgrund der von ihm inzwischen erworbenen gesellschaftlichen Position eine entscheidende Position der Macht über das materielle und geistige Vermögen seines älteren Bruders zu gewinnen weiß, nachdem dieser sich aus den damals üblichen Formen künstlerischen und bürgerlichen Lebens verabschiedet.

Da durch diesen Umstand der allergrößte Teil der dichterischen Hinterlassenschaft aus der Zeit nach 1806 und wichtige Dokumente aus der Zeit vorher verloren gegangen sind, sollte mit Beurteilungen des psychischen Zustands Hölderlins in der zweiten Hälfte seines Lebens mit allergrößter Vorsicht umgegangen werden, da von den Zeitgenossen niemand und den Nachfahren offenbar kaum eine(r) (literatur-) wissenschaftlich vorurteilsfrei über solche Grenzgänge zwischen gesellschaftlichem Eskapismus und ihnen manchmal sehr nahe liegenden tiefen Abgründen arbeiten kann, die dann in der Tat als Wahnsinn zu bezeichnen wären.

Vielleicht ist die problematische psychische Entwicklung Hölderlins dadurch bestimmt, dass er – im Gegensatz zu seinen politischen und poetischen Entwürfen – keine in eine persönliche Zukunft weisenden Perspektiven zu entwickeln weiß, sondern sich an verschiedenen Stellen in bestehende familiäre Verhältnisse einzupassen versucht, die er dann auf verfehlte Weise mittels Personen, die ihm aus der eigenen Vergangenheit bekannt sind, oder die er wenigstens zu kennen glaubt, bewältigen will.

Der Schwager Breunlin kann ihm bei diesem Versuch jedenfalls nicht behilflich sein, was ihm aber nicht anzulasten ist, weil es ganz wesentlich damit zu tun hat, dass er die gleiche Frau liebt, wie der Dichter selbst²⁸⁹ – und dabei nicht ahnt, welchen Stellenwert er selbst im Gefühlshaushalt seines Schwagers spielt.²⁹⁰

Erst nach dem qualvollen Aufenthalt in der Authenriethschen Klinik kommt Hölderlin erfolgreich bei dem Vater einer „Braut“ heraus, die aber erst noch in die Familie hineingeboren werden muss, und lässt sich endgültig von einer Ersatzfamilie umsorgen. Die Kontinuität dieses Zustands ist möglich, da er mit der eigenen Familie gebrochen hat, bzw. aus ihr verstoßen wurde.

²⁸⁹ Dass die Ehe Breunlin „nur biblische sieben Jahre dauerte“ (Lawitschka, l. c., S. 183) scheint mir – abgesehen von einer bestimmten numerischen Ungenauigkeit (Schmidt errechnet eine „nur achtjährige Ehe“, l. c., S. 769) und davon, dass die Zuordnung einer siebenjährigen Ehe zu Genesis 29 (die Mehren des Jakob) einen völlig anderen Sinn ergibt als bezüglich Genesis 41 (und hier konkurrieren wieder V. 26 / 29 mit V. 27 / 30 ziemlich heftig – eher von nachrangiger Bedeutung für die Einschätzung des Verhältnisses zwischen FH und seiner Schwester zu sein, diese Betrachtungsweise korrespondiert aber insofern zum oben erwähnten Zitat, die „englischen“ Verhältnisse in ihr betreffend, als es eine analytische Betrachtung der familiären Verhältnisse bei den Hölderlins blockiert, die notwendig ist, um einen vorurteilsfreien Zugang zu Leben und Werk des Dichters zu gewinnen. Die biblische Siebenzählung stellt im Übrigen eine ständige Erinnerung an den Schöpfungsmythos dar, nach dem für den siebten Tag ein Ruhegebot herrscht. Auch von hier her ergibt sich kein sinnvoller Bezug zu einer Ehe, die nach einer bestimmten Zeit durch den Tod eines Gatten endet.

²⁹⁰ Vgl.: Tab (2)

Als mögliche psychische Ursache bietet sich folgender Umstand an: Im Zustand der Vaterlosigkeit fixiert er sich auf die Schwester, von der er durch Überstellung ins Internat während der Pubertät weggerissen wird (er wird nicht wie Ödipus vom Vater verstoßen und primär aus der Nähe der Mutter entfernt), deshalb sucht er über die Bräute die Väter, das sind dann deren regelmäßig erheblich ältere Männer oder anderweitig überlegene Verehrer; wenn das nicht gelingt, verlässt er die Ersatzfamilien. Dies liegt sowohl in der Waltershäuser / Jenaer Zeit wie bezüglich der Frankfurter Affaire nahe, weil dann der Abschied aus dem Hause v. Kalbs erklärt werden kann, obwohl Charlotte von Kalb ihn auch nach dem Wegzug aus Waltershausen festhalten will (Frau von K. wendet sich anderen Männern zu, also von Friedrich H. und dem Ehemann zugleich ab, der deshalb als Bezugsperson entfällt, während FH der seit 1793 verheirateten Professorengattin Sophie Mereau begegnet, womit er seinerseits versucht haben könnte, das Geflecht der von ihm gewohnten Beziehungen weiter zu spinnen²⁹¹) und seine Empörung über die Eifersucht von Herrn Gontard verständlich wird, als der sich darüber erregt, dass FH dauernd bei Susette sitzt und ihr vorliest, denn er hat nach dieser Erklärung mittels Susette (selbst durch den Beischlaf mit ihr) unter Vermeidung homoerotischer Anbindungsversuche den Bankier G. gesucht.

Die Durchsetzung der regressiven Tendenzen in Hölderlins Seelenleben gelingt gegenüber der Schwester Heinrike nach dem Tod des Schwagers Breunlin so wenig wie zuvor in den Haushalten von Kalb und Gontard und verursacht die großen Fluchtbewegungen nach Hauptwil und Bordeaux in den Jahren 1801 / 02, an deren Ende der Tod Susettes steht. Zwischen den beiden Strängen dieses Beziehungsdramas bestehen keine ursächlichen Zusammenhänge, auf das letztgenannte Ereignis reagiert FH aber insofern fatal falsch, als er wieder nach Nürtingen zurückkehrt, obwohl dort kein Mann mehr für eine

²⁹¹ Bertaux stellt zwar die überstürzte Abreise Hölderlins aus Jena richtig fest, greift aber zu kurz, wenn er dieses Ereignis in die Nähe des Umstands rückt, dass FH und Sinclair gemeinsam ein Gartenhaus bewohnt haben, wobei er ganz vorsichtig auch eine homoerotische Spur zu legen versucht, die aber zwangsläufig in die Irre führen muss. Da auch – wenigstens in den gängigen Lexikon - Artikeln über Frau Mereau – die Begegnung zwischen ihr und Hölderlin übergangen wird, womit zumindest die Verbindungen zwischen ihm und den Frankfurter, Jenenser und Berliner RomantikerInnen ganz schlecht beleuchtet werden können, wäre hier zumindest noch eine Novelle eines gescheiterten Annäherungsversuchs zu schreiben. Vgl.: Bertaux, Hölderlin-Variationen, I. c., S. 184). Hier wird jedenfalls die Reflexion darüber angeregt, ob Hölderlin 1794 im Bezug auf Sophie Mereau nicht einen – vorläufig – letzten Versuch unternommen hat, einer (von Schiller protegierten) Frau zu „begegnen“, die über eine solche Qualität hinaus in das Muster der medialen homoerotischen Gefüge passt, die er benötigt, um einen zufriedenstellenden Lebenswandel führen zu können. Der Umstand, nach dem Hölderlin behauptet, in Jena „lassen mich die Mädchen und Weiber eiskalt“ (An Neuffer, Schmidt, Nr. 94, Jena d, 19 Jenner. 95., S. 173) enthält keinen notwendigen Hinweis darauf, dass er in dieser Richtung nie etwas probiert hat, zumal er später (An Neuffer, Schmidt, Nr. 159, Frankfurt.Jun.98., S. 296) sich explizit dagegen verwahrt, in „einen Liebeshandel mit ihr“ verwickelt gewesen zu sein, weshalb er ihr keinen Brief schreiben könne. Walther Rehn erkennt diesen Zusammenhang wenigstens umrisshaft in: Brentano und Hölderlin, Hölderlin – Jahrbuch, 1947, Tübingen, 1948, S. 128. Allerdings scheitern Hölderlins Annäherungsversuche an Sophie Mereau nicht an ihrem Ehemann, sondern an ihrer Beziehung zu Johann Heinrich Kipp, den sie 1793 nach der Geburt ihres ersten Kindes kennenlernt und sich bis 1795 als Geliebten hält. Ihre Beziehung zu C. Brentano geht sie erst ein, nachdem sie die Hoffnung aufgegeben hat, ein stabiles Verhältnis zu Kipp, der inzwischen zum Bürgermeister von Lübeck avanciert, aufrecht erhalten zu können. Vgl.: Katharina von Hammerstein, Sophie Mereau - Brentano: Freiheit – Liebe – Weiblichkeit, Trikolore sozialer und individueller Selbstbestimmung um 1800, Heidelberg, 1994, S. 165, zur biographischen Nähe zwischen Sophie Mereau und Charlotte v. Kalb: Dagmar von Gersdorff, Dich zu lieben kann ich nicht verlernen, Das Leben der Sophie Brentano - Mereau, Frankfurt 1984, wo die Lebenswege zweier junger Frauen nicht nur zum Verwechseln ähnlich scheinen, sondern bisweilen auch in einem Atemzug abgehandelt werden (vgl. dort: S. 95).

mediale Anbindung zur Verfügung steht und der Halbbruder ihm eine erfolgreiche inzes-
tuöse Betätigung verstellt, als er in Verschiebung des geschwisterlichen Kampfes um
Heinrike die Cousine Blöst wegschnappt.

Diese missliche Situation beruhigt sich erst mit der Einkehr in den Zimmerschen Haus-
halt, wo sich schließlich eine junge Frau und deren Vater um ihn kümmern. Diese Situati-
on macht eine weitere Anbindung an den Nürtinger Haushalt vollständig überflüssig,
weshalb er – in der Regel auf Veranlassung Zimmers – nur noch einen formalen Kontakt
zu Mutter und Schwester unterhält, dessen Stereotypen jedoch nicht notwendig als An-
zeichen eines geistigen Verfalls angesehen werden müssen, wie dies beispielsweise bei
Jochen Schmidt der Fall ist,²⁹² sondern lediglich als Hinweis dafür, dass Friedrich nicht
mehr bereit ist, inhaltlich mit seiner Familie zu kommunizieren, was eingedenk der Vor-
gänge dort jedoch ohne weiteres nachvollziehbar erscheint.

²⁹² Schmidt, l. c., S. 936, als Beleg für eine frühzeitigen Zerrüttung des familiären – und nicht eines geistigen – Zustands kann z.
B. der Brief Nr. 34 (ib., S. 68, Tübingen, vermtl. August 1790) herangezogen werden, wo Hölderlin seine Mutter um den Ersatz
der Prüfungsgebühren bittet, dabei aber offensichtlich davon ausgeht, dass diese ihm die angegebenen Beträge nicht glaubt, wes-
halb er sie auffordert, eine unabhängige Person solle seine Angaben überprüfen. Zugleich lässt er aber die Schwester schön grü-
ßen ...

Der verrückte Hölderlin – zum Vergangenheitsbild Friedrich Hölderlins nach 1806

*Es gibt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseyns,
wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unsrer Seele,
wo kein Schimmer eines Sterns,
wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.*
Friedrich Hölderlin²⁹³

Abgesehen davon, dass sich uneingedenk des tatsächlichen psychischen Status des Dichters spätestens in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts eine langsam, aber stetig anwachsende Gemeinde von VerehrerInnen sowohl um die Person, als auch um das Werk Friedrich Hölderlins zu scharen beginnt, in der z. B. von ihm beschriebene Blätter selbst für die LeserInnen offenbar unklaren Inhalts hohen Kultwert besitzen, zeigt sich gerade bei einigen der Zeitgenossen, die sich um eine Veröffentlichung seiner Werke bemühen, ohne dabei einer überhöhenden Verehrung zum Opfer zu fallen, eine deutlich zu spürende Verunsicherung, was seine „Geisteskrankheit“ angeht.

Abweichend von dem sehr abschließend anmutenden Urteil Waiblingers, der 1816 meint: „Manchmal kommt er wohl wieder etwas zu Verstand, auch läßt er jetzt von seinem Schreyen und Toben nach, aber es ist doch nie etwas Rechtes,“²⁹⁴ was wenigstens zubiligt, dass an und an ein paar Lichtstrahlen in die geistige Umnachtung fallen, von der FH umgeben scheint, halten Kerner, Uhland und vor allem Chr. Th. Schwab auch Gedichte aus der Zeit nach 1806 für veröffentlichenswert.²⁹⁵

Am nächsten kommt aber wahrscheinlich Eduard Mörike dem Hölderlinschen Verwirrspiel zwischen originären psychischen Schwierigkeiten und der selbstgewählten Flucht an²⁹⁶ den pathologischen Abgrund, weil dieser Dichter nicht nur die inhaltliche Verwandtschaft zu Notizen bemerkt, die Hölderlin aus der Zeit der Trennung von Charlotte von Kalb und Susette Gontard hinterlassen hat, sondern auch die Verstellung erahnt, mittels derer Hölderlin sich die Ereignisse vom Leib zu halten versucht, die FH selbst als Ursachen seines Scheiterns erkennt.

Mörike war bei der Sichtung dieser Papiere offenbar wegen der Situation, in welcher er mit dem Nachlass konfrontiert wurde und der dabei gewonnenen Einsicht in die tatsächliche emotionale Anbindung Hölderlins an dessen Schwester stark beeindruckt:

²⁹³ Hyperion, Erster Band, FA, Bd. 11, S. 627

²⁹⁴ FA, Bd. 9, S. 25

²⁹⁵ ibidem, S. 79

²⁹⁶ woraus eben Jahrzehnte später, aber sehr gezielt “in” bei Kerényi wird

An einem Abend führte ich den längst gehegten Vorsatz aus, die Schwester Hölderlins, eine verwitwete Professor Bräunlin, zu besuchen. Sie hat die ehemalige Wohnung meiner Mutter inn u. ganz dieselben Zimmer. Es ist eine sehr redselige Frau. Sie hat mit ihrem Bruder in der Art zu sprechen, sofern von Natur etwas Hastiges, doch nicht Unangenehmes dabei ist, einige Ähnlichkeit. Sie zeigte mir verschiedene Portraits von ihm, darunter auch ein großes Pastellbild, das er ihr zur Hochzeit schenkte. Es ist nicht ganz getroffen, doch sieht man wohl, daß er von außerordentlicher Schönheit gewesen seyn muss. Auf meine, durch die dritte Hand an sie gestellte, Bitte, bekam ich einen großen Korb mit Manuskripten Hölderlins ins Haus geschickt. Die Frau Stadtschreiberin ließ mir zu ungestörter Musterung derselben ein oberes Stübchen heizen, wo sich ihre ältesten Möbel, u. Familienbilder befinden. Da saß ich ganz allein, nur hie u. da kam eins der Mädchen auf eine Viertelstunde mit dem Strickzeug herauf. So eine Ableitung war nöthig, sonst könnte man vor solchen Trümmern beinahe den Kopf verlieren.²⁹⁷

Das Erschrecken Mörikes muss ein doppeltes gewesen sein, denn er hat neben den Relikten der Hölderlinschen Produktivität in den Spiegel seiner eigenen Biographie gesehen, als er die Wohnung der Witwe Breunlin betritt. Die Schwester Hölderlins widmet ihren Witwensitz dem Andenken ihres Bruders an dem Ort,²⁹⁸ an dem sie nicht nur eine gemeinsame Kindheit verlebt haben, sondern später noch einmal im Hause der Mutter zu-

²⁹⁷ FA, Bd. 9, S. 69

²⁹⁸ Diese Ausdrucksweise ist notgedrungen sehr allgemein, da nicht festzustellen ist, wo in Nürtingen Mörike und Heinrike Breunlin sich begegnet sind. Da Mörikes Mutter zwischen 1826 und 1832 in der Kirchstraße 17 wohnt, wo die Witwen Gok und Breunlin zumindest zwischen 1798 und März 1804 gewohnt haben, müsste Heinrike in der Zwischenzeit dort aus- und später (aber vor 1843) wieder eingezogen sein. Eine dauerhafter Wohnungnahme im Gebäude Marktstraße 6, wie sie Kocher mutmaßt (Geschichte der Stadt Nürtingen, Bd. I, Stuttgart 1924) kann seit der entsprechenden Untersuchung von Schäfer (Hölderlin - Jahrbuch 1988 / 89) mit Sicherheit ausgeschlossen werden, auch wenn dieses Gebäude eine entsprechende Gedenktafel trägt und Frau Breunlin dort gestorben ist.

Gegen die Annahme, dass Mörike Heinrike im sog. Breunlinschen Haus aufgesucht hat, spricht allerdings die Tatsache, dass diese Adresse tatsächlich zur fraglichen Zeit diesen Namen trägt und Mörike dies ebenso wenig erwähnt, wie den Umstand, nach dem der Gok / Hölderlin / Breunlin - Clan (also auch der Dichter selbst, weswegen Mörike sich nach Nürtingen begibt) dort am Anfang des Jahrhunderts für einige Zeit zusammen gehaust hat. Wenn dieser neuerliche Weiße Fleck in der Biographie Hölderlins auch die Glaubwürdigkeit von Mörikes Darstellung gegenüber Hartlaub nicht erschüttert, so scheint er doch symptomatisch für die Hölderlin - Wahrnehmung insgesamt: Es muss an wichtigen Stellen immer wieder entschieden werden, in welchem Umfang nicht die biographischen Bedingungen der Rezipienten eine größere Rolle spielen als das, was sie von Hölderlin finden, oder zu finden glauben, was nicht nur bei so exzentrischen Figuren wie Kerner oder Mörike bedeutsam ist, sondern auch noch im 20. Jahrhundert dort eine gewichtige Rolle spielt, wo extrem verschieden ausgerichtete Exegeten Hölderlins eher ihre eigenen Überlegungen an ihm zu verifizieren, als ihn zu erklären versuchen. Insofern trifft P. Bourdieus Rezeptionsvorstellung des Werks von F. Hölderlin den Sachverhalt nur unscharf:

Das Interesse für Hölderlin zumal in der Jugendbewegung erklärt sich sicher aus dessen Kult der Ganzheit in einer zertrümmerten Welt und durch die Verbindung, die er zwischen dem zerrissenen Deutschland und dem seiner Gesellschaft entfremdeten Menschen herzustellen erlaubte.

(Pierre Bourdieu, Die politische Ontologie Martin Heideggers, Frankfurt, 1988, S. 142)

Natürlich hat Bourdieu von den Rezipienten her gesehen Recht, auf die er abzielt; von FH aus gesehen ist's aber eher ein Problem der schwäbischen Kehrwoche, weil schon in Nürtingen (z. B. durch Mörike) einfach mit dem eigenen psychischen „Dreck“ das weggefegt wird (und in keinem Archiv mehr zu finden ist), was von einem Dichter aber nur dann gefunden werden kann, wenn er nicht so konsequent neben der Spur des politisch Erwünschten liegt, wie das bis heute bei Hölderlin der Fall ist, und dabei zugleich so viele gemeinsame Eigenschaften – bis hin zu den sexuellen Gewohnheiten – seiner Exegeten trägt, die diese aber verdrängen oder leugnen, dass sie ihn zur Bearbeitung ihres eigenen Unrats zu gebrauchen versuchen, im Übrigen aber ganz kommod mit der Vorstellung leben können, FH habe zumindest immer am Abgrund des Wahnsinns gestanden, weshalb das, was er in den lichten Momenten seines Schaffens erzeugt hat, als Steinbruch eigener solcher Gedankenführungen genutzt werden kann. Sie sind wegen der Abwegigkeit der Zuordnung von Hölderlins Werk und eigener Gedankenführung immer wieder auf die kaum haltbare Voraussetzung angewiesen, es gebe ein Ur - Gestein menschlicher Empfindungen, ein Ur - Melos der Sprache und andere Urs mehr bei Hölderlin, was aber eben aus dessen ontologischer Perspektive nicht hergeleitet werden kann. Das (vielleicht) selbst inszenierte biographische Fragment „Hölderlin“ ist schon zu Lebzeiten wegen seiner konsequenten Eulenspiegelhaftigkeit eine ideale Projektionsfläche für politische und philosophische Eskapaden und deshalb kann von einem Teil seiner LeserInnen noch nicht einmal wahrgenommen werden, wo er tatsächlich (in Nürtingen) gewohnt hat. Zeitnah betrachtet: Wegen der Undurchdringlichkeit des Zusammenhangs zwischen Biographie und Œuvre muss die Verwandtschaft so lange umziehen, bis alle Liegenschaften letztlich niemandem mehr gehören, bzw. in Nürtingen der Hölderlinsche Besitz an die Stadt fällt und sich die Biographien Hölderlins und Mörikes so in einander verwickeln, dass nicht mehr zu unterscheiden ist, wer von wem her zu betrachten ist.

sammen wohnen, nachdem ihre jeweiligen exogamen Beziehungen frühzeitig ein Ende gefunden haben. Mörike kann sich nie wirklich von Mutter und Schwester Klara lösen. Die Beziehung zu ihnen ist selbst stärker als die eheliche Bindung an seine Frau Margarethe von Speeth, nachdem sie zuvor schon zwei Verlobnisse zerstört hat. Mehr als eine heftige emotionale Erschütterung kann Mörike aber weder beim Anblick der Breunlinschen Wohnung noch beim Studium der Papiere aus dem Nachlass Hölderlins zulassen, weil er sonst Gefahr läuft, von der Destruktivität des anderen (Hölderlinschen) Schicksals ergriffen zu werden, denn er lebt das aus, was jenem versagt geblieben ist: ein gemeinsames Leben mit der Schwester unter mütterlicher Obhut.

*Besonders rührend waren mir so kleine verlorene Wische aus seiner Homburger u. Jenaer Zeit, die mich unmittelbar in sein trauriges Leben und dessen Anfänge versetzten.*²⁹⁹

Mörike ahnt den Zusammenhang zwischen den verschiedenen bedeutenden Stationen verlorener Liebe bei Hölderlin, kann jedoch wegen seiner eigenen Befangenheit den Zusammenhang zwischen den Hinterlassenschaften aus Jena und Homburg und der Situation, in der sich FH im Tübinger Exil befindet, nicht artikulieren, denn er ist ausgerechnet in der Wohnung seiner eigenen Mutter, als er der vom anderen Dichter geliebten Schwester begegnet. Als Referenz an diesen Einblick schreibt er für Hermann Kurz das Gedicht „Freundschaft, Liebe, Kirch ...“³⁰⁰ ab, das mit seiner Skepsis gegenüber den sonntäglichen Gewohnheiten des braven „Burgersmanns“ auch einen gemeinsamen Nenner im Denken Hölderlins und Mörikes enthält, aber einen vergleichsweise harmlosen, den Gottesdienstbesuch und andere sonntägliche Gewohnheiten betreffend, die beiden Dichtern, wenn auch aus diametral entgegengesetzten Perspektiven suspekt erscheinen.

Sattler kommentiert das in diesem Zusammenhang von Mörike gerettete Gedicht richtig, wenn er meint:

*Der hintergründige, nur zum Schein naive Katalog sonntäglicher Werte erinnert entfernt an die Aufzählungen der letzten Homburger Fragmente, (aber) der Übergang von der hymnischen zur gereimten Dichtart deutet auf die Jahre 1808 / 1809.*³⁰¹

Die formale, hier korrekt festgestellte Analogie bedarf aber einer inhaltlichen Ergänzung. Hölderlin reagiert (wiederholt) auf den Verlust / Verzicht einer emotionalen Beziehung sprachlich damit, dass er linguistisch flache, parataktische oder syntaktisch gänzlich unverbundene Anordnungen erzeugt. Dieser Reflex der Einebnung komplexer sprachlicher Möglichkeiten zugunsten einfacher Parataxen, bei dem aber in der Regel andere poetische Möglichkeiten – wie hier die der hymnischen Sprache – erhalten bleiben, ist eine bewusst gewählte Ausdrucksform des vom Dichter wahrgenommenen Widerspruchs zwischen

²⁹⁹ Mörike, FA, Bd. 9, S. 69

³⁰⁰ Ibidem, S. 70

³⁰¹ Ibidem, S. 69

dem, was er von seiner Umgebung an Emotionen empfängt, und den poetischen Leistungen, die er als Gegenleistung dafür zu erbringen bereit ist. Hölderlin entleert die poetischen Formen, weil er gefühlsmäßig von dem, was er liebt, abgeschnitten wurde oder selbst sich gelöst hat, dadurch, dass er sie mit scheinbar ungemessen wenig strukturierten syntaktischen Verbindungen füllt. Den dadurch entstehenden Freiraum zwischen erkennbarer lyrischer Form und sprachlicher Unterdeterminiertheit nutzt er, um ziemlich ungeniert Kritik an den hohl gewordenen Konventionen seiner Umgebung (von der er tatsächlich völlig frustriert ist) zu üben. Prägnanter als in „Freundschaft, Liebe, Kirch ...“ lässt sich die regelmäßige Öde eines protestantischen Sonntags wohl nicht zusammenfassen, in der konventionelle religiöse Verschlafenheit und frommer Kinderglauben eben so zusammenfließen, dass nur der sonntagnachmittags angesagte Spaziergang einigermaßen Luft zu verschaffen weiß, der aber auf fatale Weise vom Kern des Problems, der im frühen 19. Jahrhundert jeder Religiosität innewohnt, so ablenkt, dass die Jugend (aber in je völlig andere Überlegungen involviert) brav hinterher geht, um die Problemlage bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts zu prolongieren. Die Faszination, die von solch einem Text ausgeht, besteht eben darin, dass er das Unbehagen an einer zur reinen Performance erstarrten Kultform artikuliert, ohne allerdings zum konkreten Widerstand aufzurufen, weil hier nicht nur die beschränkte Welt des evangelischen Wortgottesdiensts parodiert wird, der auch seine Heiligen pflegt und einen ziemlich eingefahrenen musikalischen Kultus (von oft mangelhafter Qualität) betreibt, sondern sich auch eine ironische Anspielung auf die pantheistischen Fluchtwege findet,³⁰² auf denen – wenigstens zum Schein – nicht nur ideologische, sondern auch Konflikte zwischen den Generationen zu harmonisieren oder innerhalb derselben auszufeuchten sind.³⁰³

Die allgemein angenommene, scharfe biographische Zäsur vom 15. September 1806, der Überstellung Hölderlins in eine psychiatrische Klinik, findet über solche inhaltlichen Merkmale hinaus aber noch andere Abmilderungen: Neben dem Projekt einer literarischen Zeitschrift verfolgt Hölderlin wohl auch eine Fortsetzung des „Hyperion“ - Romans weit über 1806 hinaus. Beide Unternehmungen waren bekanntlich nicht erfolgreich

³⁰² Vgl. z. B. : *Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht.*
(Goethe: Faust. Eine Tragödie, Vor dem Tor)

³⁰³ VIERTER.
*Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
Und Händel von der ersten Sorte.*
(ibidem)

und haben nur ganz dürftige Spuren hinterlassen.³⁰⁴ Diese Lückenhaftigkeit des literarischen Nachlasses hat mit dem komplexen Verhältnis des Dichters zu seiner sozialen Umgebung zu tun, kann aber keinesfalls einfach mit einer geistigen oder psychischen Unfähigkeit erklärt werden, seine beruflichen Sachen zusammenzuhalten. Über die bereits angesprochene Neigung eines Verehrerkreises hinaus, der Autographen von der Hand des genialen, aber leider verrückt gewordenen Dichters zu sammeln beginnt, um sie zu verscherbeln und zu verschenken, ist wohl die Beobachtung hauptsächlich für den erheblichen Verlust an Hölderlinschen Schriften verantwortlich, nach der sich sein Zustand immer dann verschlechtert, wenn er die Gelegenheit erhält, seiner für krankhaft gehaltenen Sucht nachzugehen, alles zu beschreiben, was er an leerem Papier findet, weshalb nicht nur die Zufuhr an Papier drastisch gedrosselt, sondern auch das, was an Schriften entsteht, aus der Umgebung des angeblich Kranken entfernt wird.³⁰⁵ Die Willkür, mit der nicht nur die verwandtschaftliche Umgebung, sondern auch das literarisch und / oder psychiatrisch interessierte Umfeld verfährt, gipfelt wohl einerseits darin, dass einzelne Blätter aus der Hand Hölderlins wie Reliquien in Umlauf gebracht werden, wovon z. B. auch Eduard Mörike nicht zurückschreckt, andererseits aber in der Nutzung der Figur des Dichters für eigene Projekte, die wie am Beispiel von Justinus Kerner gezeigt werden kann, ziemlich abseits dessen liegen, was – auch im 19. Jahrhundert – die Schulweisheit an Okkultem sich träumen lässt.³⁰⁶

Unstrittig enthalten Kerners „Reiseschatten“ Versatzstücke Hölderlinscher Tonart, mehr ist dort aber auch nicht zu finden. Bei dem, was bis heute über ihn erzählt wird, spielen jedoch ganz sicher Figuren wie der „wahnsinnige Dichter Holder“ auch eine Rolle, bis hin zu der verwegenen Überblendung des Mutterbildes als „bergender Waldesmitternacht“ (v. Grolmann)³⁰⁷, die eben nicht von FH stammt, sondern der Tübinger (und spä-

³⁰⁴ Vgl.: FA, Bd. 9, S. 275 (August Mayer an seinen Bruder Karl, 7. Januar 1811)

³⁰⁵ Vgl.: FA, Bd. 9, S. 25, vor allem aber auch Chr. Th. Schwabs biographischer Entwurf, ib. 447 ff.; dort finden sich denn auch eher konkrete Spuren dafür, wer seine dergestalt schützende Hand über Person und Werk des Dichters hält. Die Bitte, einer Veröffentlichung auch von Werken nach 1806 zuzustimmen, beantwortet der königlich württembergische Hofrat Karl Gok noch 1844 folgendermaßen:

Zugleich muß ich mir aber noch einige auf die Publicationen des Werks selbst sich beziehende Bitten erlauben: die in der öffentl. Ankündigung ausgesprochene Absicht auch die Gedichte Hölderlins, die er „in seinem Wahnsinn“ niederschrieb, abdrucken zu lassen, hat mich, aufrichtig gesagt, sehr unangenehm berührt.

Ff. untersagt Gok jeden Abdruck der in seinem Traurigen Zustande oft nur aus Gefälligkeit für seine Hausgenossen in Eile niedergeschriebenen [...], nie zur Veröffentlichung bestimmten Gedichte.

Diese Meinung Goks stimmt aber weder mit der immer wieder geäußerten Absicht Hölderlins überein, literarisch z. B. im Rahmen eines Almanachs tätig werden zu wollen, noch mit der Aufmerksamkeit, die er der Veröffentlichung seiner Gedichte schenkt (vgl.: FA, Bd. 9, S. 18)

³⁰⁶ Justinus Kerner hantiert nicht nur mit der *Camera obscura*, wie in der FA vermerkt ist (Bd. 9, S. 272), sondern auch mit Magnetismus und anderen Grenzbereichen zwischen Psychologie und Physik, ob die Person des „wahnsinnigen Dichters Holder“ mehr an sich hat als die Namensähnlichkeit mit FH, ist nicht zu belegen, gesichert ist aber, dass Kerners Hölderlin - Parodie ziemlich heftigen Unmut in der näheren Umgebung des Dichters hervorruft.

³⁰⁷ Der sich damit, ohne weiter identifiziert werden zu müssen, in der Nähe des Forschungswerks „Wald und Baum“ ansiedeln lässt (vgl.: hierzu Ludwig Jäger, Seitenwechsel, Der Fall Schneider / Schwerte und die Diskretion der Germanistik, München, 1998, S. 301)

ter sehr intensiv: Weinsberger / Cleversulzbacher) Verbindung zwischen Kerner und Mörike zuzuschreiben ist, wo nicht nur magnetisiert oder mit Tischen gerückt wird, sondern auch Schwarze Messen stattfinden und Dichtermütter (Mörike / Schiller) in ein gemeinsames Grab gelegt werden.

Bei Kerner wird also nicht nur die Krankheit Hölderlins bloßgestellt, worüber sich selbst eher schlichte Gemüter wie der Schreinermeister Zimmer zu Recht erregen, sondern die Verrücktheit der eigenen okkultistischen Romantizität scheint dadurch getarnt, dass sie dem „wahnsinnigen Dichter“ in den Mund gelegt wird. Dass dabei dann eher die Vorstellung der romantischen Märchen zum Vorschein kommt, wie sie auch Mörike schreibt, ist eigentlich schon wieder lustig, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, wie wenig von Friedrich Hölderlins poetischen oder gar philosophischen Gedanken hier transportiert wird:

Aus Holders verwirrten Erzählungen brachten wir endlich so viel heraus. Daß er sich in Nebrendorf von uns verloren, und ihn dort wahrscheinlich einige muthwillige Leute überredeten, dem Postwagen auf dem alten Judengaul nachzusetzen. „Im Grunde der See“, sprach er nun ruhig. „wo Meerfrau reutet, da klingt Koralle und Muschel - - - im Schloß von Krystall, da geht's hoch her. Meine Mutter, die brachte mir Blumen, als ich einst in der Wiege lag - - Die Mutter aber hatte die Blumen geholt bey der Nachtfrau im Walde, - - - da brachte sie eine Lilie, die war groß - - und war verschlossen in eine Knospe. - - - Da war es Nacht, und sie stellte die Lilie vor die Wiege in ein Glas Wasser - - da ging die Lilie im Mondschein auf, und daraus flog der Teufel, und trug mich mit der Wiege auf einen Berg - - o weg! - - (da hub er zu weinen an) Weint nicht! weint nicht! (sprach er dann weiter) es geht der Berg auf, - - siehst du den lichten Zug weißer Jungfrauen aus ihm wallen? Die tragen das Kind zur heiligen Taufe - - Halleluja! - - ha! ha! ha! tanzt! da ist ja die Musik! Sehr ihr den Kern des Lichts in's blaue Weltall gesteckt? Wolken! Ihr Blätter von Azur und Gold! Jetzt dehnt er sich, jetzt, jetzt ist er Knospe, -spring auf! nun wogt es, nun strömt es, Farbe, Licht und Ton, die duften aus dem Kelche aus - - es athmen die Berge, die Thäler und Klüfte, und saugen und trinken mit Ungestüm.“³⁰⁸

Hier spricht zwar der „arme“ Hölderlin, den Kerner 1808 Varnhagen von Ense in Tübingen (als offensichtlich verrückt geworden) vorführt, er erscheint aber bereits zum Seher umstilisiert, der – befreit von den Schranken der menschlichen Vernunft – das schaut und artikulieren kann, was sowohl außerhalb des allgemein üblichen, alltäglichen Erfahrungsraums liegt, als auch jenseits dessen, was im Rahmen zunehmend kritischer Wissenschaftlichkeit noch an mythologischen Bezügen – z. B. aus der griechischen Sage kommend – zur Verfügung steht. Dass ausgerechnet Friedrich Hölderlin damit zum Gegenstand des Versuchs wird, die verwirrte menschliche Seele zur Quelle der irrationalen Strömungen zu erklären, die dadurch zu versiegen drohen, dass die historisch angesammelten Mythen zunehmend rationalen Erklärungen zugeführt werden, ist dann über den Umstand hinaus, dass Kerner mit dem „Holder“ eine Figur schafft, die sich Varnhagen verbietet, nachdem

³⁰⁸ Justinus Kerner, Reiseschatten (Heidelberg, 1811) zitiert nach FA, Bd. 9, S. 273 f.

er Hölderlin persönlich kennen gelernt hat, schon nicht mehr lustig, weil auf diese Weise nicht nur eine Person auf unangemessene Weise ins Lächerliche gezogen wird, sondern die poetischen Bemühungen des ins Abseits geratenen Dichters nur noch in pervertierter Form ihren Niederschlag finden.

Die Unangemessenheit einer solchen Darstellungsweise wird offenbar nicht nur durch Anschauung der Person einem Mann wie Varnhagen spontan deutlich, sie geht vielmehr unbestreitbar auch aus einem der wenigen Texte hervor, die Hölderlin nach dem Zeitpunkt verfasst hat, zu dem er gemäß allgemeiner Übereinstimmung seine Sinne kaum mehr bei einander gehabt haben soll.

Der Herbst

*Die Sagen, die der Erde sich entfernen,
Vom Geiste, der gewesen ist und wiederkehret,
Sie kehren zu der Menschheit sich, und vieles lernen
Wir aus der Zeit, die eilends sich verzehret.*

*Die Bilder der Vergangenheit sind nicht verlassen
Von der Natur, als wie die Tag' verblassen
Im hohen Sommer, kehrt der Herbst zur Erde nieder,
Der Geist der Schauer findet sich am Himmel wieder.*

*In kurzer Zeit hat vieles sich geendet,
Der Landmann, der am Pfluge sich gezeiget,
Er siehet, wie das Jahr sich frohem Ende neiget,
In solchen Bildern ist des Menschen Tag vollendet.*

*Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret
Ist wie die Wolke nicht, die abends sich verlieret,
Es zeigt sich mit einem goldnen Tage,
Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.³⁰⁹*

Es ist ganz unmöglich, dieses Gedicht abschließend und vollständig zu beschreiben,³¹⁰ obwohl nicht nur jede Zeile, sondern jede einzelne Mitteilung innerhalb einer solchen der

³⁰⁹ FA, Bd. 9, S. 122

³¹⁰ ersatzweise sollte m. E. der folgende Text von Rilke zu Rate gezogen werden, damit abgeschätzt werden kann, welche Vorstellungsdifferenz zwischen Hölderlin und einem Dichter besteht, dem wenigstens nie geistiger Verfall unterstellt worden ist:

Herbsttag

*Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren laß die Winde los.*

Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;

Mühe wert wäre, untersucht zu werden, weil hier manche Vorstellungen und Problemsituationen zu Ende gedacht werden, die an vielen anderen Stellen im Werk Hölderlins offen bleiben.

Der Text strahlt aber insgesamt eine so optimistische Weltzugewandtheit und ein dermaßen ausgeprägt fröhliches Vertrauen in die vernunftbezogenen Fähigkeiten der Menschen aus, dass einen zunächst leise Zweifel beschleichen könnten, ob er überhaupt von diesem Dichter stammt oder tatsächlich einem so späten Entstehungsdatum zugeschrieben werden darf, welcher Verdacht dadurch erhärtet wird, dass das Gedicht autographisch nicht erhalten ist und auch die „Frankfurter Ausgabe“ einen sehr großzügigen Datierungsspielraum ansetzt.

Derjenige, der diese Verse geschrieben hat, ist jedenfalls fest auf dem Boden der Wirklichkeit gestanden, weil er nicht mehr den vergänglichen Wolken sein Vertrauen schenkt, sondern der irdischen Wirklichkeit, auf die er ebenso setzt wie er der Gewissheit vertraut, dass der Geist (der Aufklärung), der die Menschen (vorübergehend) verlassen zu haben scheint, zu ihnen zurückkehren wird. Die Sicherheit davon entnimmt der Verfasser der Anschauung, nach der Landmann das Werkzeug, mit dem er die Oberfläche der Erde umwendet, um sie im nächsten Frühling wieder fruchtbar werden zu lassen, nun selbst führt. Der Glauben an den orphischen Kult wird hier unübersehbar durch die Überzeugung ersetzt, dass das Zeitalter der instrumentellen Vernunft angebrochen ist, wie dies Kant in seinem programmatischen Aufsatz über den Aufbruch aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit (ungefähr / vielleicht ein halbes Jahrhundert früher) formuliert hat.

Mit am bestechendsten an diesem Text ist die differenzierende Distanz, aus der das Anliegen vorgetragen wird. Hier findet keine Beschwörung der Vergangenheit statt und hier wird auch nichts Zukünftiges apodiktisch behauptet. Es erscheint aber ein Bild vom Menschen, der sich des Instruments seiner Vernunft zu bedienen weiß und daraus ergibt sich dessen Ansicht vom guten Ende der Arbeit, die sich dann als vollkommen erweist, wenn er sich in die unabweislichen materiellen Bedingungen seiner Existenz zu schicken weiß.

Das Gedicht „Der Herbst“ ist von deutlicher gedanklicher Klarheit – allerdings auch von gleichermaßen unübersehbarer materialistischer Gesinnung – gekennzeichnet, was beides

*gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.*

*Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.*

in scharfem Widerspruch zu dem steht, was die frühen Verehrer Hölderlins aus seiner späten Tübinger Wahlheimat weltanschaulich und dichterisch sich alles über den inneren Zusammenhalt der Welt im allgemeinen und Hölderlin im Besonderen so ausgedacht haben. Deshalb kann schon nachvollzogen werden, wenn Kerner & Co. sich gleichzeitig seiner Vorstellungen bedienen und ihn – dabei grob verfälschend – für geistig umnachtet halten müssen. Auf welchem Niveau diese Auseinandersetzung z. T. stattgefunden hat, mag aus folgender Notiz Ludwig Uhlands an Kerner vom 11. April 1809 entnommen werden:

Die Worte Hölderlins brachten mich auf einen Gedanken, wie man das Bild eines Geitzigen mahlen könnte. Man sollte ihm nehmlich zwei Münzen statt der Augäpfel einsetzen, so wie wir es im Ochsen³¹¹ probirt haben.³¹²

Der Mensch, der das unter dem Namen Friedrich Hölderlins 1846 veröffentlichte Gedicht „Der Herbst“ verfasst hat, kann zu der Zeit, in der er diesen Text schreibt, keiner psychischen oder geistigen Beeinträchtigung unterlegen sein. Dafür ist der Text einfach gedanklich zu komplex und von zu großer Stimmigkeit in sich. Der Autor kann aber auch keinem gestörten Verhältnis zu Hölderlins philosophischer und politischer Entwicklung ausgesetzt gewesen sein, weil es eine abschließende Antwort darauf enthält, wonach sich der historische Fortschritt auszurichten habe, nach dem er sein Leben lang sucht – und worauf Hölderlin vor seinem Rückzug in die Tübinger Klause keine Antwort findet.³¹³ Dieses Indiz – aber es ist das einzige, wenn den Zeugnissen seiner Zeitgenossen und dem breiten Strom der Forschung gefolgt wird – spricht dafür, dass Hölderlins Gedicht „Der Herbst“ tatsächlich von ihm selbst stammt.

An der Wahrnehmung dieses Textes muss die Rezeption des Dichters und Philosophen aber dann gemessen werden, wenn es in der selbst gewählten Abgeschlossenheit des sog.

³¹¹ In Süddeutschland sehr häufiger Name von Wirtshäusern, das Spiel mit den (glänzenden) Geldmünzen wird völlig zutreffend als koprophiler (d.h. mit Kot spielendem) Witz von Sándor Ferenczi im ersten Band seiner Schriften zur Psychoanalyse (Frankfurt, 1970, S. 198 ff.) beschrieben:

Hier wurde die Freude am reinlichen Gegenstand der Deckmantel zur Befriedigung der primitivsten Analerotik.

(Ibid. S. 204) Sie trifft aber einen anders Denkenden, dem diese psychische Aberration nur unterstellt werden kann.

³¹² FA, Bd. 9, S. 268; offenbar haben die Herren Profs. schon im leichten Abendrausch Münzen in die Augenhöhlen geklemmt, um sich subjektiv blind zu stellen – ein Spiel, das heute noch häufig bei Kindern (z. B. mit Verschlüssen von Bierflaschen, die den Münzen im Sinne Ferenczis entsprechen) beobachtet werden kann. Der zur fraglichen Zeit in den gemeinten Kreisen übliche Drogenmissbrauch ist ausweislich der Biographien von J. Kerner und E. Mörike so deutlich dokumentiert, dass hier auf einen weiteren Nachweis verzichtet wird. Es soll aber die Frage aufgeworfen bleiben, warum – die Zurechnungsfähigkeit Hölderlins betreffend – keine Debatte darüber stattfindet, in welchem drogentechnischen oder erotisch aberrativen Zustand die Kronzeugen für seine Verrücktheit sich häufig / regelmäßig befinden, wenn sie zu entsprechenden Urteilen gelangen.

³¹³ Wilhelm Michel erahnt wenigstens ebenso die inneren Zusammenhänge zwischen den Fragen, auf die Hölderlin während seiner Schaffenszeit vor 1806 keine Antwort zu finden weiß und seiner Emigration in die psychische Isolation, wie er (damit zusammenhängend) eine Vorstellung davon entwickelt, dass seiner Problemlage mit den Mitteln der psychiatrischen Klinik, bei deren Anwendung der Medizinstudent Justinus Kerner eine m. E. bislang zu wenig beachtete Rolle spielt, nicht beizukommen ist. Weil Wilhelm aber den sekundären Quellen zu stark verpflichtet ist und / oder er ein Gedicht, wie das hier besprochene nicht kennt, reflektiert er die Umstände und Ausdrucksformen des Hölderlinschen „Wahnsinns“ völlig unkritisch. Abzüglich dieses Mangels kann seiner Einschätzung aber schon zugestimmt werden, wenn er zum Schluss kommt: „Objektiv genommen, ist der Wahnsinn nicht bloß ein Ausweichen, sondern auch eine Antwort. Inhaltlich muss diese Antwort aber noch aufgefüllt werden.“ (Michel, l. c., [in der Neuausgabe von 1963] S. 538)

Tübinger Turms, also frei von den üblichen, mit ihm in Verbindung gebrachten biographischen Beeinträchtigungen entstanden ist.

Es wird damit unterstellt, dass Friedrich Hölderlin sich erst dann konstruktiv und über aktuelle Befangenheiten hinaus mit dem befassen kann, was er für Schicksalsfragen der Menschheit hält, nachdem er sich in die kleine, überschaubare Welt des Schreiners Zimmer zurückzieht, die aber nicht nur die Möglichkeiten der (immer auch mit natürlichen Bedingungen verknüpften) konstruktiven Holztechnik enthält, sondern auch die einer netten Tischlerstochter (Lotte), mit der er zumindest später gemeinsam musizieren kann.

Über den Inhalt dieses Abschnitts der poetischen und philosophischen Betätigung Hölderlins kann aber nur spekuliert werden, weil fast alle Dokumente ein Opfer privaten Verfolgungswahns (durch Karl Gok u. a.) und einer (damit nicht zusammenhängenden) Sucht nach Verehrung eines Mannes geworden sind, weil sich in der Projektion auf seinen vermeintlichen Wahnsinn, der politische und gesellschaftliche Irrsinn der Rückbesinnung auf die Zeit vor der französischen Aufklärung und Revolution kompensieren lässt.

Insofern ist FH der Gegenstand eines zufällig permanenten, also immer gleichzeitig stattfindenden privaten und politischen Komplotts geworden. Seine Opferrolle hat er aber dadurch selbst angelegt, dass er – nicht nur im Umgang mit den Großen seiner Zeit, sondern auch sehr privat (also mit Frauen, die ihn vielleicht lieben könnten, wenn er nicht eben dieses Spiel betriebe) – sich immer dort in die Rolle fügt, die ihm zugeordnet wird. Der Gipfel dieser Entwicklung besteht darin, dass seine Geliebten (die sich sonst ganz gut zu verbergen wissen) Briefe an seine Mutter schreiben (die schon ein materielles Interesse daran besitzen muss, dass ihr Sohn einen ordentlichen Lebenswandel führt), in denen so intensiv auf die charakterlichen Zustände Hölderlins eingegangen wird, dass hier kaum mehr von einem eigenständig handelnden Subjekt, als vielmehr von einem kollektiven Objekt familiären / gesellschaftlichen Handelns geredet werden muss.

Fritz H., das unbekannte Wesen

Zu den eher liebevoll gepflegten Legenden innerhalb der deutschen Literaturgeschichte gehören das vorgebliche, fast vollständige Vergessen Friedrich Hölderlins zu seinen Lebzeiten³¹⁴ und (s)eine wundersame, um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einsetzende Neu - Entdeckung³¹⁵ resp. die „verspätete Wirkungsgeschichte dieses Dichters.“³¹⁶ Dennoch sichtbare Stellen auf dieser *tabula rasa* werden von Literaturwissenschaftlern entweder schweigend übergangen³¹⁷ oder führen selbst bei (hier unterstellter) fortgeschritten nüchterner Erörterung solcher Sachverhalte am Ende des 20. Jahrhunderts zu einigermaßen seltsam anmutenden Erklärungen, die der genaueren Betrachtung bedürfen, weil sie offenbar ohne diese Lesart überhaupt nicht auskommen können oder wenigstens wesentliche Zugeständnisse an sie und ihre Urheber machen.

Bei genauerer Betrachtung lässt sich das Bild des fast vollständig vergessenen Friedrich Hölderlin aber so pauschal nicht aufrechterhalten, auch wenn offensichtlich ist, dass Dichter aus seiner Zeit, denen er heute eher gleichrangig zugeordnet wird, als etwa die Weimarer Klassiker dies haben wahrhaben wollen, schneller bekannt geworden sind als er, und ihre Werke bis in unsere Zeit einen wesentlich größeren Verbreitungsgrad gefunden haben. So führt etwa die angeblich unzeitgemäße Betrachtung von Werken Hölderlins durch den jungen Friedrich Nietzsche bei Söring zu der Überlegung: „Dass Nietzsche als siebzehnjähriger Schüler in Schulpforta Hölderlin als seinen Lieblingsdichter wählte,“ sei „fast nur durch so etwas wie Wahlverwandtschaft zu erklären.“ Weil dabei offenbar auch ein Literaturwissenschaftler wie Söring völlig darauf fixiert bleibt, was Wilhelm Dilthey in „Das Erlebnis und die Dichtung“³¹⁸ über Hölderlin ausbreitet, um der rein selbst - introspektiven Methode einer sog. hermeneutischen Wissenschaft zur Geltung zu verhelfen,³¹⁹ muss er nicht nur eine solchermaßen extrem irrationale, auf Goethes schicksalhaf-

³¹⁴ Ivo Frenzel, Friedrich Nietzsche, Reinbek, 2003, S. 21: "Jean Paul war ihm vertraut, größte Liebe und Verehrung hegte er aber für den in seiner Zeit nahezu unbekanntesten Hölderlin." Vgl. auch: Wilhelm Adt, Das Verhältnis Stefan Georges und seines Kreises zu Hölderlin (Diss.), Frankfurt, 1934, S. 72, wo die Einschätzung von Gundolf zur Hölderlin - Renaissance durch George referiert wird. Im Übrigen geht aus dieser Quelle ganz selbstverständlich hervor, wie straff Stefan George Erforschung und Exegese Hölderlins vor allem durch Hellingrath beaufsichtigt hat (S. 73 f.).

³¹⁵ Vgl.: F. Beißner, Geleitwort zu Wilhelm Michel, Das Leben Friedrich Hölderlins, Darmstadt, 1963, S. 1

³¹⁶ Jürgen Söring, Nietzsches Empedokles - Plan, in: Nietzsche Studien, Internationales Jahrbuch für die Nietzsche - Forschung, hg. v. Ernst Behler u. a. , Band 19, Berlin / New York, 1990, S. 185

³¹⁷ *ibidem*

³¹⁸ Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, Lessing - Goethe - Novalis - Hölderlin, Göttingen, 121921

³¹⁹ Voraussetzung:

(Jedes poetische Werk, KR) *hat nicht die Absicht Ausdruck oder Darstellung des Lebens zu sein. Es isoliert seinen Gegenstand aus dem realen Lebenszusammenhang und gibt ihm Totalität in sich selber.* (Dilthey, l. c., S. 125: Erlebnis und Dichtung)

Vergleiche also den folgenden Erlebnishintergrund:

(Hölderlins, KR) *vornehme Natur war unendlich empfindlich gegen jede Vulgarität der Gesinnung. Tief unter ihm lagen das gewöhnliche sinnliche Glück (mit Ausnahme von Frau Kirms und einigen schwäb. Pfarrerstöchtern etc., KR) und jeder äußere Ehrgeiz (mit Ausnahme des*

ten Begegnungsbegriff zurückführende Zuordnung der beiden sog. Dichter – Philosophen vornehmen und dabei zugleich erhebliche Differenzen zwischen der Textlage und ihrer Erklärung durch Dilthey glätten,³²⁰ sondern ganz offensichtlich auch übersehen, dass in Schulpforta neben dem Schüler Friedrich N. noch andere mit dem Werk Hölderlins vertraut sind. Nietzsches Textkenntnisse übersteigen dabei die großen Schriften „Hyperion“ und „Empedokles“ weit und er ist auch über die Biographie seines Lieblingsdichters ganz gut informiert.

Eine solche Darstellung wie die – auf Dilthey fußende – von Söring lässt zudem den Umstand unbeachtet, nach dem das Zerwürfnis zwischen Nietzsche und dem Bayreuther Musik- und Mythenkonzern R. Wagner & Co. neben anderem mit einer unterschiedlichen Einschätzung der Dichtung Hölderlins durch die in diesen ästhetik - ideologischen Streit involvierten KontrahentInnen zu tun hat. Daraus und aufgrund einer Tagebuchnotiz Cosimas kann geschlossen werden, dass Wagners (wenn auch vielleicht unter dem Einfluss Nietzsches und / oder [davon abhängig?] M. von Meysenbugs) sich zumindest oberflächliche Kenntnis von Werken Hölderlins verschafft haben, die allerdings zu einem grundsätzlich negativen Urteil über den ästhetischen Wert derselben führt.³²¹

Plans für eine lit. Zeitschrift, KR). *Für sich selbst beehrte er nichts als ein einfaches Schicksal, um genügsam seiner Kunst leben zu können* (ibid., S. 221).

mit dem Dichtungsergebnis:

Sind doch in der Musik und der ihr verwandten Lyrik die Schöpfungen unserer Nation denen jedes anderen Volkes überlegen (ibid., S. 278).

Schlussfolgerung:

So erschließt uns die Poesie das Verständnis des Lebens. Mit den Augen des großen Dichters gewahren wir Wert und Zusammenhang der menschlichen Dinge.

(Dilthey, ibid., S. 125)

Wovon einzeln alles gleichermaßen falsch ist, was aber zusammen gerade die ideologische Soße ergibt, deren Bodensatz den braunen Exegeten Hölderlins (und Nietzsches) nützlich wird, um ihr faschistisches Ragout anzurühren. Georg Lukács greift dies dann mit großem Recht an, bei Russell aber führt es zu teilweise überstürzten Urteilen hinsichtlich der Genealogie der Vorstellungen. (vgl.: G. Lukács, Von Nietzsche zu Hitler, Neuwied, 1974, Bertrand Russell, Philosophie des Abendlandes, Zürich, 1950)

³²⁰ „Zwar stellt Dilthey in diesem Zusammenhang vornehmlich auf den *Hyperion* ab, aber dafür bezieht sich Nietzsche selber in dem fingierten Brief vom 19. 10. 1861 um so nachdrücklicher auf den Dramen-Plan Hölderlins [*Empedokles*, KR]“ (Söring, l. c.).

³²¹ Cosima Wagner, Tagebücher, 24. Dezember (1873, KR); zitiert nach: Friedrich Nietzsche, Chronik zu Nietzsches Leben, KSA, ed. G. Colli u. M. Montinari, Bd. 15, Berlin, 1999, S. 53:

Malwida (von Meysenbug, KR) *hat Richard Hölderlin's Werke geschenkt. Richard und ich erkennen mit einiger Besorgnis den großen Einfluss, den dieser Schriftsteller auf Professor Nietzsche ausübt; rhetorischer Schwulst, unrichtige aufgebäufte Bilder (der Nordwind welcher die Blüten versengt usw.)* [„Wie ein heulender Nordwind, fährt die Gegenwart über die Blüten unsers Geistes und versengt sie im Entstehen [...]“ (F. Hölderlin, FA, Band 11, S. 594 ggf. unter Bezug auf: Homer, Ilias XXI, 346-7, KR)], *dabei ein schöner edler Sinn; nur, sagt Richard, könne er nicht an solche Neugriechen glauben, er erwarte immer, er würde sagen: Ich studierte in Halberstadt usw.*“

Ohne R. Wagner dabei zu nahe treten zu wollen: Mit seiner Anspielung auf Gleim (den Begründer Halberstädtischen Dichterschule) liegt er, FH betreffend, den er offenbar für einen Anakreontiker hält, ebenso daneben wie hinsichtlich der nördlichen Windrichtung, weil er offenbar so auf den Hörselberg und seine InsassInnen fixiert ist, dass er nicht in Betracht zieht, in anderen geographischen Gegenden könne der Nordwind modal anders wehen als hier, wo es – wie bereits oben festgestellt wurde – meist furchtbar kalt zu ziehen pflegt. Vgl. hierzu auch die (stark verkürzende) Würdigung durch Werner Ross, in: Der ängstliche Adler, München, 1999, S. 438.

Ausweislich des „Hölderlin an die Deutschen“ überschriebenen Zitats aus dem „Gesang des Deutschen“, beharrt allerdings Nietzsche auch noch 1873 auf seiner in der Folge manchmal für undeutsch erachteten Perspektive, indem er polemisch die Fragestellung Hölderlins übernimmt:

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,

Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,

Das einzig, wie du selber, das aus

Liebe geboren und gut, wie du, sey –

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,

Daß wir uns alle finden am höchsten Fest? –

Es wird also im 19. Jahrhundert auch außerhalb des Gymnasiums von Schulpforta Hölderlin gelesen – und kritisch beurteilt; und innerhalb der Internatsmauern dort muss eine so umfangreiche Ausgabe der Werke Hölderlins gestanden haben, dass sich Nietzsche mittels dieser Lektüre nicht nur an der Graecomanie infizieren kann, die seiner Hinwendung zur germanisch - wagnerschen Mythologie zwar zunächst keinen Abbruch tut, ihn aber in einer offenbar schon damals angelegten Aversion gegen das in deutschen Akademikerkreisen gehegte Fachidiotentum bestärkt,³²² und eine nachhaltige Anziehungskraft des „Empedokles“ entwickeln lässt, die Jahre später zu einem – wenn auch nie ausgeführten – Plan zu einem Trauerspiel mit diesem Namen führen wird. Zugleich entstehen in Schulpforta deutliche Spuren der Rezeption Hölderlinscher Gedichte, die über eine Wirkung des lyrischen Hauptwerks deutlich hinausgehen.

Die damit eingeschlossene Behauptung, die Werke Hölderlins seien um 1860 Bestand der Pfortenser Schulbibliothek gewesen, ist schon deshalb zulässig, weil Nietzsche sie nicht im Verzeichnis der dort besessenen eigenen Bücher aufführt³²³ und sich auch seine Mitschüler in Arbeiten über FH versucht haben. Aber selbst um Sorgfalt bemühte Nietzsche - Biographen wie Werner Ross reduzieren die in Pforta entstandene Hölderlin - Arbeit Nietzsches auf die Dimension eines Schulaufsatzes, womit zwar – zumindest implizit – der Vorstellung einer Wahlverwandtschaft entgegen getreten wird, aber die Bedeutung Hölderlins für (nicht nur den jungen) Nietzsche und die ihn bestimmende Umgebung kaum hinreichend erkannt scheint.³²⁴

Für die damit unterstellte allgemeinere Bekanntheit dieses Schriftguts spricht aber auch der besorgt - ablehnende Kommentar durch den diesen Schulaufsatz Nietzsches beurteilenden Lehrer, der seinem Schüler wünscht, er möge „sich an einem gesunden, klareren, deutscheren Dichter“³²⁵ halten. Dieser Lehrer weiß also ebenfalls um die in die Überlie-

*Doch wie errät der Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?*

(KSA, Bd. 7, S. 608, Hervorhebungen im Zitat Nietzsches)

Bezogen auf das Verhältnis zwischen Nietzsche und dem Hause Wagner bedeutet ein solches trotziges Verhalten aber, dass der Beginn des ideologischen Zerwürfnisses bereits auf den Beginn des Jahres 1873 zu legen ist, was zusätzlich durch entsprechende Einträge Cosimas in ihr Tagebuch (vom 1. / 4. Januar 1873) belegt werden kann. Vgl. hierzu: KSA, Bd. 14, S. 45.

Dennoch muss festgehalten werden, dass sich Nietzsche verliert, wenn er die hier zitierten und durch Hervorhebung kommentierten Strophen Hölderlins überschreibt mit: „Hölderlin an Deutschland“ weil sich dessen Klage über die Zustände syntaktisch nur sinnvoll auf die Muse Urania beziehen lässt, die er in den unmittelbar vorhergehenden Zeilen anspricht:

Du letzte und du erste aller

Musen, Urania, sei gegrüßt mir!

FH meint also keinen nationalen Zustand sondern einen beklagenswerten der Naturwissenschaften.

³²² Vgl.: Friedrich Nietzsche, Jugendschriften 1861 - 1864, hg. v. Hans Joachim Mette (BAW), München, 1994, Bd. 2, S. 4

³²³ *ibidem*, S. 67

³²⁴ Ross, l. c., S. 66 u. 83; insgesamt bleibt die Hölderlin - Rezeption durch Nietzsche hier aber auch eher undeutlich, weil sowohl das Urteil des hier zitierten Lehrers auf den Aspekt mangelhafter Gesundheit verkürzt, als auch die Konkurrenzstellung zwischen Hölderlin und Wagner im Bezug auf die ästhetisch - ideologische Haltung Nietzsches nur mangelhaft elaboriert wird.

³²⁵ BAW 2, S. 430; in diesem „Nachbericht“ sind auch die Gedichte quellenkundlich ausgewiesen, die FN in seinem fiktiven Brief vom 19. Oktober 1861 erwähnt, weshalb hier auf einen neuerlichen Nachweis verzichtet wird.

ferung eingegangene Krankheit Hölderlins, die er für zumindest so gefährlich³²⁶ hält, wie die (vielleicht auch seiner Sicht damit zusammenhängende) Unklarheit und das mangelhafte Deutschtum seines Werks, er kennt aber die Argumentationslinie der etwa 40 Jahre später wirkenden „Wiederentdecker“ Hölderlins noch nicht, nach der anhand gerade dieser Dichtung Hölderlins nachgewiesen werden kann, die Deutschen hätten sich mittels des so wahrgenommenen, neuhumanistisch formulierten Griechentums erst definieren gelernt, wie es beispielsweise Eduard Spranger als wichtiges Anliegen vorträgt und betreibt, wenn er anmerkt: „Eine Akademie sollte die Preisaufgabe stellen: ‚Der Anteil der Griechen an der Entfaltung des deutschen Nationalbewusstseins‘“.³²⁷

Nietzsches unbekannter Lehrer argumentiert dabei ganz offensichtlich in einer bereits aufbrechenden national - chauvinistischen Tradition, nach der jede Kritik an vermuteten oder tatsächlichen Eigenschaften nationaler Bildungseinrichtungen und -träger und deren Verknüpfung mit (ebenso vermuteten wie tatsächlichen) deutschen Eigenschaften, wie sie FN immer wieder mit dem Begriff des „Philistertums“ umreißt, wobei er nicht nur seine Lehrer in Schulpforta meint, sondern bereits zur Schülerzeit eine spezifische ästhetische Tradition, als undeutsch abgelehnt wird, wofern diese die höheren Weihen der griechischen Antike vermissen lässt. Dieser Umweg erscheint jedoch schon deshalb problematisch, weil er zumindest so viel mit der Ausbreitung imperialistischer Politik in ganz Europa und damit verknüpfter Beutenahme von Kultur und Kunst wie mit der Verinnerlichung von „neuhumanistischen“ Freiheitsidealen auf „patriotischer“ Ebene zu tun hat, die angeblich zu einem „Bewusstsein unserer (sic! KR) Volksindividualität“ (Spranger)³²⁸ führen sollen.

Wenn auch die ursprüngliche Quelle der frühen Beschäftigung Nietzsches mit Hölderlin zunächst schwer zu erfassen scheint – Elisabeth Förster - Nietzsche klagt darüber³²⁹ – so geht doch heute aus der Textlage deutlich und unbestreitbar hervor, dass Nietzsche sich zwar schon als Schüler umfassend Texte dieses Dichters inhaltlich zu eigen macht und zumindest an einer Stelle als Versatzstück eigener Lyrik verwendet,³³⁰ sein hauptsächlich

³²⁶ Aufgrund des Gehirnleidens, an dem der Vater Nietzsches vermutlich gestorben ist, und wegen schon während der Schulzeit auftretender chronischer Kopfschmerzen steht Friedrich N. bereits vor 1861 unter besonderer ärztlicher Fürsorge.

³²⁷ Eduard Spranger, Hölderlin und das deutsche Nationalbewusstsein, in: SDHG, Bd. 3, S. 119, Fußnote 1

³²⁸ Spranger, l. c. S. 119, die Problematik der Verknüpfung von Hölderlins „Vaterland“ mit dem Fichtes, auf das sich Spranger hier bezieht, geht schon aus der Ungleichzeitigkeit der Überlegungen hervor, Fichte entwickelt seine Vorstellungen im Umfeld der sog. Freiheitskriege; Spranger nennt die Zeit von 1807 / 8, also ein Datum, zu dem sich FH schon längst ins Tübinger Asyl zurückgezogen hat und es scheint mir einfach unzulässig zu sein, eine etwa zehn Jahre zurückliegende geistige Liaison zwischen Hölderlin und Fichte als Legitimation dafür heranzuziehen, dass eine gemeinsame Einschätzung hinsichtlich dieses „Erbe(s) der Alten“ (Spranger) vorliegt.

³²⁹ Elisabeth Förster - Nietzsche, Der junge Nietzsche, Leipzig, 1925, S. 107

³³⁰ Nietzsche, Jugendschriften, I. c., S. 22: *April und Mai und Juni – o schon ferne* klingt einigermaßen nach Hölderlins „Das Angenehme dieser Welt“ (FA, Bd. 9, S. 84) und wird von Mette auch so zugeordnet (S. 431), allerdings heißt es dort: *April und Mai und Julius*; die Abweichung Julius / Juni geht auf die Abschrift August Mayers zurück, die vermutlich die Quelle für Chr. Th. Schwabs

ches Augenmerk aber dessen ästhetischen Gestaltungskraft gilt, die er sich früh, gleichermaßen das umfangreiche lyrische Lebenswerk, den „Hyperion“ oder die verschiedenen Entwürfe zum „Empedokles“ vor Augen, zum Vorbild nimmt.

In welchen Zusammenhang er hierbei Hölderlin rückt, geht aus einem Entwurf hervor, den er etwa 18-jährig dem *Wesen der Musik* widmet, das er deutlich von physikalisch-physiologischen Wirkungen auf der einen Seite, andererseits aber von den strengen Vorgaben der Fuxschen oder Albrechtsbergerschen kontrapunktischen Kompositionslehre abzugrenzen versucht, deren formale Starre er skeptisch gegenübersteht. Der ihm hierbei (an verschiedenen Stellen der Jugendschriften) vorschwebende ideale Komponist (dessen Identität wohl beim jungen Nietzsche zunächst zwischen Schumann und Wagner schwankt) kann dadurch das Gefühl erregen und die Phantasie beflügeln, dass er über eine „dämonische“ Kraft verfügt, die dann den Hörer erreicht, wenn dieser in der Lage ist, durch kongeniale Wahrnehmung eben dieser „dämonischen Natur“ innerhalb musikalischer Ereignisse auf Gefühle und Phantasie einwirken zu lassen. Den von ihm so benannten „Geist“ hält Nietzsche dabei offenbar für die „dämonische Energie“, die bewirkt, dass die Sphären von Gefühl und Phantasie nicht je auf sich begrenzt bleiben, sondern in einander greifen, wodurch „der Hörer“, seine objektive Rolle als reiner Rezipient verlassend, einem „unbewussten Fortgerissenwerden“ ausgesetzt ist.³³¹

An anderen Stellen verweist Nietzsche auf allgemeine sprachliche Wirkungen, die der von derartig genialischer Musik ähnlich zu setzen seien, in dem hier gemeinten ersten Entwurf, redet er aber konkret von „Petöfis“³³² und „Hölderlins Gedicht(en)“, die ihm so klingen wie die Musik Schumanns, an die er sich bei seinen eigenen Kompositionsversuchen stark angelehnt zu haben scheint³³³ – oder eben die Richard Wagners, der ihm und seinen Bundesbrüdern von der Internatsverbindung „Germania“ als Inbegriff des zeitgenössischen Musikgenies entgegentritt.

Ausgabe(n) darstellte, woraus geschlossen werden kann, dass eben diese Ausgabe in Pforta zur Verfügung gestanden hat. (Vgl.: Kommentar von D. E. Sattler zu FA, Bd. 9, S. 84)

³³¹ Nietzsche, Jugendschriften, I. c., S. 89; wenn Nietzsche sich nicht so deutlich von den naturwissenschaftlichen Erklärungsweisen seiner Zeit absetzte, wäre an die Stelle von „Dämon“ ohne weiteres der technische Begriff einer „Black Box“ einzusetzen, der auch zulässt, dass Ursachen und Wirkungen nicht immer in einem vollständig aufklärbaren Verhältnis zu stehen kommen; Nietzsches „Dämon“ ist jedenfalls nicht der „böse Geist“ in theologischem Sinne, eher ein *Ritter Glück* in einem E. T. A. Hoffmannschen, was FN aber natürlich auch empört zurückweisen würde, weil er nicht nur die menschliche Seele für ein geisterseherisches Erzeugnis finsterster Romantik hält, sondern vor allem deren Immanationen, also die Erscheinungen, kraft derer der Dämon erst wirksam wird. Vielleicht wäre allerdings mit Nietzsche ein Kompromiss dahingehend zu erzielen, dass in einer Figur wie der des *Kapellmeisters Kreisler* einiges von dem zusammenläuft, was er unter „dämonisch“ versteht – nicht zuletzt wegen dessen von ihm selbst nicht wahrgenommener Wirkung auf einige Frauen zugleich.

³³² Petöfi, Sándor, lt. Brockhaus eigentlich István Petrovics, ungar. Dichter, geb. 31. Dez. 1822 zu Kiskörös, in der Revolution 1848 - 49 Bems Adjutant, seit dem Treffen bei Schäßburg 31. Juli 1849 vermisst; ungarischer Lyriker.

³³³ Bericht von G. Krug, in: Der junge Nietzsche, I. c., S. 442, eine Querverbindung zwischen Hölderlin und Schumann ergibt sich aus der Beschäftigung des Komponisten mit dem Dichter in op.133, vor allem aber nach seiner Wegschleüfung in Eendenich.

So wenig also der Angriff aus Bayreuth auf FH zufällig erscheint, weil man dort um die originäre Konkurrenz weiß, was die ästhetische Ausrichtung Nietzsches angeht, so zwingend erscheint dessen Fixierung auf Hölderlin, ohne dass für eine solche Zuordnung beiden Männern auf gleiche Weise eingeborene Ideen, geistige Wahlverwandtschaften o. ä. mehr angedichtet werden müssten. Denn: Abgesehen von dem Umstand, dass sowohl Hölderlin als auch Nietzsche über eine eher weniger häufig zu beobachtende extrem hohe Doppelbegabung auf musikalischem wie auf sprachlich - literarischem Gebiet verfügen und über auffällige biographische Analogien hinaus, die von früh verstorbenen Vätern, sehr ähnlich fromm gestimmten Müttern, frühe Einweisung in Internate und (damit zusammenhängend?) nicht zu übersehender Anhänglichkeit gegenüber Schwestern bis hin zum vermeintlich und / oder tatsächlich eintretenden Wahnsinn im besten Alter reichen, was jedoch hier alles eine eher untergeordnete Rolle spielen soll, haben die beiden Männer – aber wegen der offensichtlichen Kenntnisnahme des älteren durch den jüngeren nicht unabhängig von einander – ein sehr ähnliches grundsätzliches Problem bezüglich ihrer philosophisch - literarischen Produktion. Für Hölderlin und Nietzsche bestand gerade aufgrund des jugendlichen Alters, in dem sie sich entschlossen / berufen oder in der Lage fühlten, selbständig literarische oder ästhetisch - philosophische Fragen zu bearbeiten, die Schwierigkeit, aus dem Schatten gängiger Themen und sie bearbeitender, bereits etablierter bedeutender Leute heraustreten zu müssen, um selbst wahrgenommen zu werden.

Inwiefern damit sowohl Hölderlin als auch Nietzsche defektive psychische Situationen wie etwa den frühen (bei FH doppelten) Vaterverlust bearbeiten und ob sie besonders neurotisch agieren, weil nicht strafende Väter, sondern vorgeblich um ihr Wohl bemühte Mütter sie aus dem Haus jagen und ob sie deshalb von ihren Schwestern nicht freikommen, sei zunächst dahingestellt. Sicher ist aber, dass beide sich an große zeitgenössische Künstler und Wissenschaftler anlehnen, von deren Werk sie zunächst auf schwärmerische Weise Kenntnis nehmen, mit denen sie sich dann aber zeitlebens in die heftigsten Auseinandersetzungen verwickeln, wobei in beiden Fällen ödipale Beziehungen zu schillernden Frauenfiguren mit ins Spiel kommen, die nicht von so grundsätzlich verschiedener Natur sind, wie dies bei flüchtiger Betrachtung erscheint. Darüber stehen Nietzsche und Hölderlin der frommen Mütter wegen unter einem erheblichen Legitimationsdruck, was den Glauben angeht, von dem sie beide früh abgefallen sind, zu dem beide (mehr oder minder trotzig) nicht zurückfinden können – woran wenigstens Friedrich Nietzsche letztlich auch zerbrochen sein dürfte, weil er entgegen seiner intellektuellen agnostischen Haltung emotional bestimmten Figuren verbunden bleibt, die tragende religionsgeschichtliche Gestalten darstellen.

Natürlich dürfen auch behutsame Analogien zwischen offensichtlich ähnlichen Biographien großer Künstler oder Denker nicht zu stark beansprucht werden; ihre Darstellung wird deshalb in den folgenden Ausführungen auf das für den Untersuchungsgegenstand – Friedrich Hölderlin – rezeptionsgeschichtlich Notwendige begrenzt. Dabei muss schon deshalb besonders behutsam mit biographischen Ähnlichkeiten umgegangen werden, weil beide Lebensläufe schon starken kontemporären Retouchen ausgesetzt sind und auch spätere Darstellungen je unterschiedlich, aber teilweise sehr deutlich ambitioniert erscheinen, wofern sie nicht ganz offensichtlich auf Material zurückgreifen, das bereits zu Lebzeiten entstanden ist, aber von z. T. äußerst problematischer historio- und pathographischer Qualität erscheint.

Die „neuen Augen“³³⁴ des dt. Fin de Siècle

Dabei soll die triadische Zuordnung von FH, Empedokles und FN der Untersuchung dessen dienen, was anlässlich der Rezeption durch Nietzsche und eine damit einsetzende, diesen Dichter für sich vereinnahmende und nicht mehr als angekränktelt und undeutsch abwehrende national - chauvinistische Sichtweise auf Hölderlin auslöst, die aber möglicherweise weniger mit dem Bild zu tun hat, das FN von FH entwickelt, als mit den Anschauungen, die schnell zu Lebzeiten über Nietzsche Verbreitung finden und sich teilweise deshalb bis heute hartnäckig halten, weil in vielen Darstellungen selbst dann eine unübersehbare Abhängigkeit von E. Försters erster Biographie über ihren Bruder herrscht, wenn ihre Verfasser sich dort kritisch von ihr distanzieren, wo sie versucht, einen gemeinsamen Nenner zwischen Bernhard Försters Anschauungen und denen Nietzsches zu finden oder den Konflikt zwischen diesem und den Wagners herunterzuspielen, von denen sie sich ideologisch so angezogen fühlt, wie sie dem Bruder verwandtschaftlich verpflichtet zu sein glaubt.

In Hölderlins Dichtung ist dabei eine der fiktiven Quellen zu erkennen, deren teilweise revolutionäre Gestaltung als eine Rückkehr zum Ur - Sprung von Dichtung oder Sprache ebenso fehlgedeutet wird, wie seine Hinwendung zur (teilweise vorsokratischen) griechischen Antike als Besinnung auf die Quellen von Volk & Vaterland verzerrt erscheint, was entgegen der frankophilen politischen Orientierung des historischen Hölderlin dann letztlich bis zur Behauptung hin verbogen wird, er sei der Kündler einer neuen – in der deutschen Nationalität verankerten – göttlichen Ordnung und Nietzsche fungiere als weiterer, wenn auch noch nicht vollendeter Prophet eines mehr oder weniger unmittelbar bevorstehenden neuen religiösen Zeitalters, in dem die göttlichen Erscheinungen aber nicht mehr metaphysischer Natur seien, sondern machtvolle und höchst diesseitige Inkarnationen: wahlweise ästhetischer oder politischer Gestaltungsmacht.

Der schärfste Widerspruch bezüglich solcher Standorte, in die Hölderlin mit einbezogen wird, weil er angeblich zu ihren Vorboten gehört, betrifft dabei die ideologische Einschätzung durch Georg Lukács und Bertrand Russell auf der einen Seite und die deren Verdikt, Nietzsche sei ein unmittelbarer Wegbereiter des deutschen Antisemitismus und Faschismus gewesen,³³⁵ vollständig entgegenstehender Monographie Walter Kaufmanns andererseits.³³⁶ Zwischen den hier je sich eröffnenden Perspektiven ist auch dann nicht zu vermitteln, wenn der Standort Nietzsches versuchsweise dadurch neutralisiert wird, dass er –

³³⁴ Beißner, l. c.

³³⁵ Bertrand Russell, Philosophie des Abendlandes, Zürich, 1950, S. 767 ff.

³³⁶ Walter Kaufmann, Nietzsche, Philosoph - Psychologe - Antichrist, Darmstadt, 1982, insbes. S. 479 ff: *Epilog, Das Erbe Nietzsches*

gewissermaßen zwischen die Fronten gestellt – und als Wegbereiter einer (wie auch immer gearteten) Moderne bezeichnet wird, wie das neuerdings etwa Peter S. versucht. Eine solche Entdifferenzierung wird schon terminologisch dem geistesgeschichtlichen Ort Nietzsches und – wenn er denn schon als dessen Wegbereiter gesehen werden soll, auch – Hölderlins nicht gerecht, weil beide nichts weniger verabscheuen als mit der Mode zu gehen und vielleicht gerade deshalb so anziehend auf alle Ewiggestrigen, Konservativen Revolutionäre etc. wirken, weil sie keinen leicht erkennbaren Modus entwerfen, der einen Weg in die Zukunft weist.

Die Hölderlin - Paraphrase Stefan Georges³³⁷

Auf welche Weise dabei mit Werken Hölderlins umgesprungen wird, kann aus einer Bearbeitung verschiedener seiner Gesänge durch Stefan George erschlossen werden, die dieser aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang löst, um sie zu einer neuen Dichtung zusammenzufügen, in der dann allerdings deutlich von der Quelle unterscheidbare poetische Aussagen zur Geltung kommen.

An einer solchen Stelle verfälscht die Perspektive des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts auf Hölderlin diesen wohl am meisten dort, wo sich ein Dichter wie Stefan George – unterstützt von einem illustren Kreis von VerehrerInnen – als Vollender Nietzsches definiert, indem er Hölderlin dadurch parodiert, dass er dessen – zweifellos nur fragmentarisch erhaltenes – Werk als Steinbruch für einen Verschnitt benutzt, den er zwar „Hölderlin“ benennt, in dem er aber kaum dessen, aber umso strikter seine eigene Vorstellungswelt ausbreitet.³³⁸

Diese seltsame Bastelei aus einigen Gesängen Hölderlins ist in vielfacher Hinsicht so bemerkenswert, dass er einer gesonderten Betrachtung wert ist, weshalb er mitsamt seiner rezeptionsgeschichtlichen Bedingungen in aller Umständlichkeit betrachtet werden soll, bevor (vielleicht) zum eingangs dieses Kapitels angekündigten Thema zurückgefunden wird.

Natürlich ist überhaupt nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Künstler einen anderen zum Zeichen seiner Verehrung zitiert oder paraphrasiert. Den entsprechenden Kompositionen Franz Liszts, mit denen er nicht nur sein eigenes Virtuositentum vorangetrieben, sondern auch die Aufführungsmöglichkeiten ursprünglich für ein großes Orchester gesetzter Musik um eine reizvolle Schattierung (z. B. gegenüber der reinen Transkription) erweitert hat, sei größte Ehrerbietung entgegengebracht. Aber von all dem hat diese mit „Hölderlin“ überschriebene Collage aus mehr oder minder zusammenhängenden Teilen Hölderlinscher Oden von Stefan George so überhaupt nichts zu tun, da er weder Buchstaben noch Geist des von ihm (wahrscheinlich subjektiv wirklich) verehrten Dichters zu erfassen mag.³³⁹

³³⁷ Schriften der Hölderlin - Gesellschaft, Bd. 3, 1961, S. 1 ff., Quellennachweise dort: Stefan George, Hölderlin, Blätter für die Kunst. Folge 11 und 12, 1919, 11 – 13; - Werke, München und Düsseldorf, 1958, I 518 – 521; lt. Stefan George, Tage und Taten. Aufzeichnungen und Skizzen, Gesamt - Ausgabe der Werke, Endgültige Fassung, Band 17, Berlin, 1933, S. 88 wurden die Textparaphrasen jedoch nicht durch (einfache) Anführungszeichen als Zitate gekennzeichnet.

³³⁸ Stefan George, Hölderlin, in: SDHG, Bd. 3, S. 1 f.

³³⁹ Die Arbeit Georges ist in Tabelle (3) dokumentiert.

Zu den Buchstaben

Bekanntlich imitiert StG in bescheidenem Umfang die Schreibweise Hölderlins, indem er beispielsweise „tz“ als einfaches „z“ schreibt, überträgt das aber kaum auf andere Änderungen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts beim Schreiben üblich oder zur Regel wurden (z. B. „f“ / „v“) und peinlicher Weise schreckt er ausgerechnet vor den Schranken des „reinen Gesetzes“ (FH: „Gesezes“) zurück, sich auch hier der Orthographie der Vorlage anzugleichen. Schon auf so niedriger Ebene entlarvt sich Georges wahres Anpassungsbedürfnis an den Geist seiner Zeit, das zwar allerlei historisierende Spielereien zulässt, aber dort selbst marginale Abweichungen vermeidet, wo sprachlich ggf. auch Staatstragendes bei der Nennung von allgemein Hehrem (mit-) gemeint sein könnte, was denn auch – wenigstens ungefähr – an die Anekdote von Wilhelm II erinnert, der anlässlich einer unter seiner Herrschaft angeordneten Rechtschreibreform darauf beharrt haben soll, dass der Thron (auf dem auch er zu sitzen kam) weiterhin mit aspiriertem „th“ geschrieben wird, auf dass in keiner Weise an ihm gerüttelt werde, weshalb das bis heute so geblieben ist.³⁴⁰

Zu den syntaktischen Bezügen

Mit zunehmender Produktion seiner Textmontage nimmt sich George immer größere Freiheiten gegenüber den Originalen heraus, wodurch er einen zunehmenden Spielraum bezüglich der Gestaltung eigener Gedanken, die nicht oder so nicht bei Hölderlin zu beobachten und / oder nachzuvollziehen sind. Diese Tendenz beginnt aber schon im ersten Segment, wo Sattler ganz sensibel vorschlägt, das leicht verwaist herumhängende Pronomen „er“ auf „Zorn“ zu beziehen, was zumindest eine nette autobiographische Erklärung zulässt, wenn in Erinnerung gerufen werden darf, dass FH zu passender Gelegenheit, aber für die Beteiligten nicht immer einsehbar, zu heftigsten Zornausbrüchen neigt, in der Fassung Georges wird das ins Neutrum gewendete Pronomen „es“ mit einem neuen Bezug versehen, wodurch die Behauptung entsteht, das Wahre sei auch das Unausgesprochene / Unausprechbare, wenn es denn seine Unschuld bewahren will. Diese Notwendigkeit zur hermetischen Verslossenheit betrifft wohl die literatursoziologischen und erotischen Bedingungen Georges – auf die hier aber nicht weiter eingegangen werden soll³⁴¹ – eher, als sie auf die poetische Perspektive eines Friedrich Hölderlin zutrifft, der zwar politisch zu einiger Geheimniskrämerei neigt, was angesichts der revolutionären Be-

³⁴⁰ Natürlich ist das linguistisch (wg. des aspirativen Zusammenhangs von θ und ϱ) unscharf, erinnert aber zu unmittelbar an manche Umstände der neuerlichen Rechtschreibreform, um als Anekdote in Vergessenheit zu geraten.

³⁴¹ Vgl.: Manfred Frank, *Gott im Exil*, Frankfurt, 1982, wo der entsprechende Gehalt wenigstens mit großer sprachlicher Eleganz vor- und weitergetragen wird.

strebungen und der Gefährlichkeit der Bedingungen, unter denen sie betrieben werden, auch für FH angezeigt scheint, was er dann aber (in Homburg durch die Straßen schreiend) so offensichtlich betreibt, dass er in Folge von Sinclairs Verhaftung schließlich nur durch eine Flucht in den vorgeblichen Wahnsinn entgehen kann. Das vermeintlich Enigmatische im Werk Hölderlins wird aber in seltsamer Koninzidenz einerseits von psychiatrischer Seite diagnostiziert und auf der anderen Seite vom selbsternannten Gefolge durch ganz offensichtliche Textmanipulationen so zielgerichtet eingesetzt, dass die Übereinstimmung zwischen beidem kaum mehr als zufällig angesehen werden kann, auch wenn die Kooperation zwischen den unterschiedlichen Formen der Beschäftigung mit Hölderlins Dichtung kaum konkret nachzuweisen sein dürfte, weil dem unbedingten Bemühen des Psychiaters, in dieser Frage eine eindeutige Antwort zu bekommen, wie das bei Laplanche der Fall ist, die betreffend größte Lässigkeit zu herrschen scheint.³⁴²

Die ursprüngliche Textsituation ist aber angesichts der knochenhart apolitischen Haltung von George & Friends, die sich erst im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg verändern soll, geradenach auf den Kopf gestellt, weil man dort sich zwar dadurch wenigstens zum Schein ästhetisch progressiv maskiert, dass eine dekadente Selbstinszenierung gesucht wird, tatsächlich in inhaltlichen Fragen und hinsichtlich der Organisation des Kreises aber innerhalb des Rahmens, den Nietzsche gezogen hat, vollständig restaurativ eingestellt ist, weshalb die poetische Legitimation – wie hier am Beispiel gezeigt werden soll – nur abhängig von einem als Steinbruch für die eigene Gedankenführung umfunktionierten Werk Hölderlins gesucht werden kann.

Zu den geistigen Bezügen

Solchen Attitüden gehört zu, dass man sich – auch im Gefolge Nietzsches – nicht nur atheistisch gibt, sondern einem Nihilismus nachgeht, der zwar einen Himmel im zeitgenössischen kirchlichen Verständnis „den Engeln und den Spatzen“ überlässt,³⁴³ sich dafür aber umso liebevoller dem Olymp und den an seinen Abhängen sich tummelnden (vor allem: Halb-) Göttern, die schon auch bei Hölderlin vorkommen, auf eine Weise zuwendet, als seien diese frühen Religionsformen inhaltliche Alternativen zur historisch später erscheinenden Form des Christentums. Auch wenn die Empfehlung, den griechischen Dionysos dem „Hebräer“, der aber eher ein Adoptivsohn³⁴⁴ als ein Halbgott ist, vorzu-

³⁴² George, Hölderlin, l. c., S. 2

³⁴³ Heinrich Heine, Deutschland, Ein Wintermärchen

³⁴⁴ Vgl.: Ev. Matth. 3, 17

ziehen, schon bei Heine anklingt, was von Nietzsche, am Abgrund der Umnachtung stehend, in nur leicht abgewandelter Form wiederholt wird:

– *Hat man mich verstanden? – Dionysos gegen den Gekreuzigten ...*³⁴⁵

also insgesamt um die Jahrhundertwende eher schon leicht angestaubt wirkt, bedarf sie doch offenbar und nicht zuletzt wegen ihrer religionsgeschichtlichen Widersinnigkeit auch in den esoterischen Dichterkreisen um StG der erneuten Legitimation, weshalb auch in diesem Aspekt auf Hölderlin zurückgegriffen wird, was freilich nicht ohne weiteres zu gelingen scheint. Tatsächlich findet nämlich seit der sog. Wiederentdeckung Hölderlins durch Wilhelm Michel und Norbert von Hellingrath die ideologische Debatte im Umkreis von nur ganz wenigen Texten statt, zu denen an prominenter Stelle eben die Gesänge stehen, auf die sich schon George bezieht, mit denen sich FH aber so schwer tut, dass er sie – z. T. im Zustand hoher Bearbeitungsdichte – wieder fallen lässt. Obschon dies eigentlich eher behutsame hermeneutische Umgangsweisen nahelegt: Gerade Gedichte wie „Germanien“, „Der Einzige“ oder „Wie wenn am Feiertage“ sind zwischenzeitlich so gnaden- wie uferlos um- und überinterpretiert worden, dass dies seinen Grund wohl eher nicht nur in der Textbeschaffenheit selbst hat, sondern eher in ihrer Interpretationsgeschichte liegt, deren Grundstein jedoch schon von St. George in den Sand gesetzt worden ist. Nach Georges Interpretation mittels Textmontage und -elimination, die bislang trotz aller Kritik, die ansonsten gegenüber Georges poetischem und Lebenswerk immer wieder laut wird, auf keinen bemerkenswerten Widerstand gestoßen ist, kann eigentlich zwischen M. Heidegger und M. Frank³⁴⁶ nichts mehr schief gehen, weil das Verständnis dieser Texte durch ihren Erstinterpreten George und eine Schule ihm äußerst verpflichteter Wissenschaftsschulen schon längst in den Bereich absoluter Beliebigkeit gedrängt worden ist.

Zugleich kommt hier ohne Ende der Weimarer Gegegenist zum Vorschein, von dem sein Schöpfer behaupten kann:

*Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein.
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein()*³⁴⁷

womit jedoch bestenfalls ein religionsphilosophischer Naturkostladen betrieben werden kann, in dem die Unübersichtlichkeit des Inventars – wofern überhaupt – über die

³⁴⁵ Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, KSA, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 6, München, 1999, S. 374, Hervorhebung im Original.

³⁴⁶ Manfred Frank, („, KR) *Der kommende Gott* („, KR), Vorlesungen über die Neue (sic! KR) Mythologie, Frankfurt, 1982, 9. – 11. Vorlesung; die umständliche Interpunktion soll darauf hinweisen, dass Frank nicht kenntlich macht, dass er sich hinsichtlich seiner Vorlesungsreihe, deren geistiger Anspruch orthographisch unterstrichen erscheint, eines Hölderlin - Zitats bedient.

³⁴⁷ Goethe: *Faust*, Eine Tragödie, Vor dem Tor, (HA, Bd. 3, S. 35); welcher Zusammenhang nur dann erklärungsbedürftig erscheint, wenn nicht begriffen wird, dass und in welchem Umfang die Exegese Hölderlins entgegen seinem eigenen aufklärerischen Ansatz funktionalisiert worden ist.

Schlichtheit des Angebots hinwegzutäuschen vermag, die Allbeseeltheit des Natürlichen also dort angesiedelt wird, wo es dem Vorurteil nach rustikal und deshalb explizit tölpelhaft zugeht.

Das hiermit vorgetragene Anliegen kann ausgehend vom vierten Segment der Paraphrase Georges verdeutlicht werden: An dieser Stelle geht nämlich die Naturordnung, die bei FH die religiös brüchig gewordene Situation noch dadurch zusammenhalten kann, dass sie weiter wirkt, mittels einer von George vorgenommenen Tilgung so verloren, dass nur das Schweigen der Gottheit und die Überreste des Ritus zur Übergabe an einen imaginären Feind zurückzubleiben scheinen. Dadurch schmeckt aus der Textstelle ein Nihilismus vor, der bei FH so nicht enthalten ist, weil es eben die Natur gibt, an der sich der „laidende Mensch“ deshalb orientieren und ggf. auch festhalten kann, weil er den zwar namenlos gewordenen Gott weiter in ihrem Regellaß wirksam weiß, also nur der sinnentleerte Ritus und die ihm zuzuordnenden Orte und Gegenstände dem Vergessen zum Opfer fallen.

Mit dem Gedicht „Der Mutter Erde“ bearbeitet Friedrich Hölderlin nicht nur eine allgemeine kritische Situation, in der sich z. B. in seiner Zeit die Theologie befindet, sondern auch – wie so häufig – seine eigene. Vor allem um Letzteres wenigstens dem Ansatz nach bewerkstelligen zu können, muss er den poetischen Gegenstand auf die gehörige Distanz bringen, was zumindest auch erklärt, warum er aus der vertrauten Umgebung in die Welt der mythischen Vorstellungen und Bilder hinüberwechselt. Nur in diesem Rahmen kann er seine Zweifel äußern, reflektieren und zu überwinden versuchen. Bei George hingegen geht diese reflektierende Distanz gänzlich zugunsten eines dumpfen Raunens verloren, das vorgibt, aus irgend einer Urzeit zu kommen, indem nicht mehr der namenlos gewordene Gott der natürlichen Harmonie abgelascht werden kann, sondern den „tagen der not“ innewohnt, deren Existenz – und hier spricht aus der Montage Georges eine ganz schlimme Form bigotter Frömmigkeit, die er freilich abgestritten hätte – geradenach als Beweis und Strafe dafür herhalten muss, dass der Gott Rang und Namen verloren hat. Dieser Nihilismus hat ähnlich enge Grenzen wie der Mut zur avantgardistischen Schreibweise und ist analog zu ihr kaum mehr als ideologisch rückwärts gewandter Mummenschanz, nicht nur, weil er den Reflexionen aus fremder Feder entlehnt wird, sondern weil er nicht frei von der Angst ist, irgendwo könnte der zürnende alte Jahwe sich doch nur mitsamt Tempeln und sakralen Gerätschaften verborgen halten, um die – wie es im Alten Testament an etlichen Stellen vorkommt – Abtrünnigen mit allerlei „tagen der not“ zu strafen.

Eine solche Verknüpfung ist bei Hölderlin nicht möglich, weil die Feststellung „Die Tempelsäulen stehn verlassen in Tagen der Noth“ absolut getroffen wird, ihre Abmilderung aber dadurch erfährt, dass die der Natur innewohnenden Kräfte diesem Verfall ent-

gegenstehen, weshalb hier und nicht mehr an den traditionellen Orten der Verehrung der namenlos gewordene Gott seine Wirkung entfaltet.

Peinlicher noch wirkt sich freilich der willkürlich gekappte Bezug zu jeder metaphysischen Instanz im nächsten Segment aus, wo George aus der Umgebung der „Mutter Asia“ zitiert und dabei im Bezug auf die Vorstellung, die Liebe umspanne alle Generationen als permanentes Prinzip („Ein unaufhörlich Lieben wars und ists.“) vernachlässigt, dass die „Entschlafenen“, die „oft zufrieden unter euch, ihr Bürger schöner Städt“ „wandeln“ dann den notwendigen Hintergrund dieser Vorstellung darstellen müssen, wenn eine triviale, aber ziemlich pädophil ausgerichtete Inszenierung vermieden werden soll. Da George aber – Goethe folgend, dem der Himmel schon eine Epoche zuvor jahrmärktsmäßig ins Diesseits verrutscht ist – dies vollständig misslingt, lässt hier eher Maximin K. als Friedrich H. grüßen, was hier nicht weiter vertieft werden müsste, wenn nicht eben dadurch die Behauptung belegt werden könnte, dass George sich Hölderlin lediglich zum Zweck von Selbstdarstellung und -verehrung, bzw. der Maskierung seiner eigenen, je aber auch eindeutigen Gemengelagen zuwendet.

Dabei verstellt offenbar die immer noch wirksame Angst vor einem strafenden (Gott-) Vater – die Hölderlin nicht teilt – die wechselseitigen Bezüge zwischen den männlichen und weiblichen Mythemen, weil auch Mutter Asia zwar zu Gott reden kann, aber eben des (männlichen) Gottes bedarf, um fruchtbar zu sein, Dionysos hervorzubringen, als dessen Heimat sie gilt, da sie nicht selbst Gott ist. Dies entspricht dem Umstand, dass FH im Gegensatz zu den „falschen Priestern“ in seinem Gefolge, tatsächlich der Überzeugung ist, die von der Zivilisation noch unberührten frühen, natürlichen Zustände seien besser gewesen, als die gegenwärtigen Umstände, eine Haltung die eben die Kulturpessimisten im Gefolge von Bachofen und Spengler eben so nicht teilen. Zwar spielt die mythologische Komponente bei Hölderlin als elementare Ordnung immer eine Rolle und schwingt ständig mit, jedoch nicht ohne die Elementarordnung der Schöpfung zu erwähnen und die eigene biographische Situation mit einfließen zu lassen. In „Der Nekar“³⁴⁸ trauert das lyrische Ich auf analoge Weise einer Welt nach, die nicht mehr vorhanden ist, konkretisiert sie aber dennoch als ein Zusammenspiel zwischen den vier Elementen, der Weinstock bedarf der Sonnenwärme, während sich Luft und Wasser als Kompositum in der „Meerluft“ vereinen. Trotz der damit zum Ausdruck kommenden Sehnsucht nach einem idealen Zustand, den er in eine unerreichbare, orientalische Welt entrückt, hält sich Hölderlin am Ende dieses Gedichts zugleich an der ihn unmittelbar umgebenden Wirklichkeit fest, ja es erscheint so, als verleihe ihm das feste Fundament der vertrauten Heimat die unbedingte Sicherheit, die nötig ist, wenn ohne von vornherein absehbares Risiko

³⁴⁸ FA, Bd. 5, S. 576; die von FH im Laufe der Bearbeitung des Textes vorgenommene Umwidmung („Der Main“) ist von so hoher Deutlichkeit, dass sie hier nicht gesondert abgehandelt werden muss.

eines Absturzes Utopien entwickelt werden sollen, die – wie schon gezeigt wurde – sowohl in der Vergangenheit wie in der Zukunft liegen können.

Davon kann bei George keine Rede sein – vor allem dann nicht, wenn er Hölderlin in vermeintlicher Verehrung so parodiert, wie dies speziell in diesem Textabschnitt ganz besonders der Fall ist, da ihm die Synopse von Mythos und individuellem Schicksal, das auf eine merkwürdig gebrochene Art ans eigene erinnert, nicht auf eine dieser Dichtung angemessene Weise vor Augen zu stehen scheint. Denn die aufs Äußerste reduzierte Zitation

*>Die tempelsäulen stehn
Verlassen in tagen der not ... namlos aber ist
In ihnen der gott · und die schale des dankes
Und opfergefäss und alle heiligtümer
Begraben dem feind in verschwiegener erde.<*

(George)

steht bei Hölderlin in einem unübersehbaren literarischen Bezug zum Mythos, „Der alten Priester Gesänge“,³⁴⁹ mit denen der eigene Seeleninhalt verknüpft scheint – wenn dies auch äußerst fragmentarisch formuliert ist, was aber für ganz realistisch gehalten wird, weil die Traumbilder und deren poetische Entsprechungen nicht in archetypischer Unveränderlichkeit zur Verfügung stehen, sondern historischen, gesellschaftlichen und individuellen Veränderungen unterliegen, bevor sie wieder geträumt und / oder aufgeschrieben werden können.³⁵⁰ Der bei George leer stehende Tempel erscheint im Original in einem völlig anderen, aber einschlägigen Kontext, in dem die Männer, von kontemplativen Müßiggang gelähmt, nur noch aus den Zeiten erzählt bekommen, zu denen

*die Väter sonst den Bogen gespannt
Fernhin des Zieles gewiß,
Und alle glauben es ihm
Doch keiner darf es versuchen.*

(Hölderlin, Zeile 40 ff.)

Diese Anspielung auf den 22. Gesang der „Odyssee“ enthält eher die Perspektive der erfolglosen Freier um Penelope als die des siegreichen Patriarchen, der als einziger seinen Bogen zu spannen vermag, um auf diese – m. E. sehr eindeutige – Weise den Platz neben seiner Gattin wieder einzunehmen, während die Freier nicht nur in diesem endgültigen Kampf gegen Odysseus unterliegen, sondern dadurch, dass sie zwar „fernhin des Zieles gewiß“ sind, dieses aber zur rechten Zeit, nämlich während der jahrelangen Abwesenheit des Hausherrn nicht umzusetzen vermochten, was ihnen schließlich zum tödlichen Ver-

³⁴⁹ FA, Bd. 8, S. 564, Z. 34

³⁵⁰ Vgl. hierzu: Sigmund Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (Studienausgabe, Band 1), Frankfurt, 2000, S. 187 etc.

hängnis wird. Offenbar ist das (und darüber weiß FH natürlich mehr als ein Lied zu singen) auch heute noch so, weil diesen nostalgischen Angebereien immer noch geglaubt wird. Tatsächlich ist aber alles anders: Ausweislich Hölderlins eigener Erfahrung kehrt die Gattin auch dann zu ihrem Gatten zurück, wenn ein anderer seinen Bogen in dessen Abwesenheit erfolgreich gespannt hat,³⁵¹ worüber aber schicklicher Weise oder aufgrund eines unheilvollen Pakts zwischen Männern (wie Bertaux behauptet) nicht geredet werden darf, weshalb er sich hier einer fiktiven Truppe der erotischen Müßiggänger anschließt. Der damit erfolgten Rückkehr zur gesellschaftlichen Konventionalität entspricht zumindest analog die Beobachtung, dass zwischen den Menschen, wenn nicht in ganz umfassender Weise, die göttlichen Kräfte ebenso unwirksam geworden sind wie die erotischen, wofern nicht beide Verfallserscheinungen ursächlich zusammenhängen, weil „dieser Gott“ immer und nur erotisch in den Menschinnen und Menschen wirksam werden kann. Wo er nicht unter ihnen ist (und an dieser Stelle können dann schon Parallelen zur Botschaft aus Nazareth gefunden werden),³⁵² geht nichts mehr, außer eben der nostalgischen Betrachtung des Sachverhalts in geschwätziger Männerrunde, es sei denn, man schaut ganz genau hin und entdeckt in der natürlichen Ordnung auch die – freilich inzwischen ebenfalls „nahmlos“ gewordene – Göttin (Athene) wieder, die in Gestalt der Schwalbe nicht nur dem Odysseus hilfreich zur Seite steht, sondern auch der Spannkraft des Bogens innewohnt, was letztlich die von Homer erzählte Situation entscheidet, in der aktuellen Situation jedoch dann nicht mehr von Bedeutung ist, wenn sie nicht dort wiedererkannt wird, wo sie tatsächlich, für jeden, also auch den frustrierten Liebhaber Hölderlin erfahrbar vorkommt:

*Es kehren die Schwalben,
In Tagen des Frühlings [...]*

(Zeile 54 f.)

Was aber natürlich nichts mit einer eschatologisch überhöhten Hoffnung auf die ewige Wiederkehr des Gleichen zu tun hat, sondern eine, angesichts der mythologisch abgesicherten und biographisch wiederholt erfahrenen Enttäuschung, bezüglich verheirateter Frauen notwendige Absicherung darstellt, um nicht in den Abgrund völliger Hoffnungslosigkeit zu versinken, wenn man schon *am Abgrund* zu stehen meint. Bei aller Flexibilität, die Hölderlin hinsichtlich der Beschreibung von bedeutsamen Orten und Situationen zugestanden werden mag: In der Beschreibungsweise problematischer Situationen bleibt er

³⁵¹ Vgl.:

Nachdem Odysseus den gewaltigen Bogen von allen Seiten gepriift, spannte er ihn nur leichtbin, wie der Sänger die Saiten eines Lautenspiels, griff mit der rechten Hand in die Sehne und versuchte ihre Spannkraft. Diese gab einen hellen Ton von sich, wie das zwiitschern der Schwalbe. Die Freier alle durchzuckte ein Schmerz, und sie erblassten. Zeus aber donnerte vom Himmel mit beilvoller Vorbedeutung.

(Gustav Schwab, Die Heimkehr des Odysseus, in: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, Bd. III, Berlin, 2000, S. 202)

³⁵² Vgl.: Ev. Matth. 18, 20

insofern sehr stabil, als er sich dadurch aufrecht zu halten versucht, dass er sich immer wieder auf geographische Verortungen oder die Absicherung mittels eines unerschütterlichen Vertrauens in natürliche Regelmäßigkeiten verlässt. Diese eigentlich ganz gut nachvollziehbare Strategie wird durch die Verkürzungen eines Stefan George strikt in ein nihilistisch anmutendes Gegenteil verkehrt, weshalb eigentlich nicht weiter verwundern kann, dass in seinem Gefolge z. B. Karl Kerényi eine entsprechende Fehlleistung bezüglich der Selbstwahrnehmung Hölderlins unterläuft, wenn er statt:

*Nicht vermögen
Die Himmlischen alles.
Nemlich es reichen
Die Sterblichen eh' an den Abgrund [...]*³⁵³

liest:

Nicht vermögen / Die Himmlischen alles. Nemlich es reichen / Die Sterblichen eh' in den Abgrund [...] (Hervorhebungen von mir, KR),

was schon eine erhebliche Bedeutungsverschiebung beinhaltet, weil die von Hölderlin immer mitgedachte Möglichkeit einer Wende zum Besseren wohl vom Rande des Abgrunds eher noch zu erreichen scheint als aus dessen Tiefe, die sich aber weniger zwischen den mythologischen Bezügen selbst und ihrer Wiederaufnahme zwischen Renaissance und 18. Jahrhundert aufzutun scheinen als in der absoluten Unfähigkeit mancher Autoren des späten 19. Jahrhunderts ohne zwanghaften Subjektivismus und auf völlig irrationalistische Weise mit den existentiellen Bedingungen umzugehen, deren Wirksamkeit den einschlägigen Mythen zu entnehmen ist, von denen aber erst seit Freuds psychoanalytischen und damit verknüpften kulturgeschichtlichen Überlegungen wenigstens in Umrissen gewusst wird, wie sie über die Jahrhunderte tradiert worden sind.

³⁵³ Mnemosyne, FA, Bd. 8, S. 734 und: Karl Kerényi, Bachofen und die Zukunft des Humanismus, Zürich, 1945, S. 3, Hervorhebung von mir, KR

Die Götter und ihre Gesellen

Eine der riskantesten syntaktischen und in Folge davon auch inhaltlichen Zusammenhänge bei Hölderlin unzusammenhängender Textstellen überspringt in Georges Paraphrase nicht nur dadurch eine mittels Inhaltsangabe nicht zu schließende und somit hier nicht inhaltlich auszuweisende allgemeine Distanz im lyrischen Schaffen Hölderlins, dass im 6. und 7. Segment völlig unverbundene Textstellen auf einander bezogen werden, sondern auch eine von Hölderlin (und damit der FA zu entnehmende) konkrete Lücke, auf deren einer Seite (nominal) „dein Vater“ zu stehen kommt, während sich auf der anderen Seite (pronominal) „ihm“ darauf ganz sinnvoll beziehen lässt. Die unmittelbare Bezugnahme der verkürzten Fassung bei George verstellt dabei ohne weitere Begründung den Kontext von Gott und Menschen durch „irgend eines“ und zieht daraus den Schluss, theologisch gehe es auf ganz ähnliche Weise „treppen - weise“ abwärts, wie Hölderlin dies in Hyperions Lied für das Schicksal der Menschen beschrieben hat. Diese anthropomorphe Umgestaltung des Zusammenhangs wird den beiden von George herangezogenen Textstellen weder für sich genommen noch einer synoptischen Betrachtung gerecht. Gerade im Abschnitt „Versöhnender, der du nimmergeglaubt“ kommt völlig unzweideutig der kategoriale Unterschied zwischen menschlicher und der Zuwendung eines Gottes zur Geltung, weshalb sich eine Annäherung oder gar Vermengung beider Sphären per se verbietet. Allerdings – und hier unterscheiden sich die Perspektiven der beiden von StG in unzulässiger Weise verknüpften Texte dem Thema nach – diskutiert Hölderlin auch den Verfall der göttlichen Autorität, was der zweiten Textstelle im Bezug auf „Zeus“ damit zu tun hat, dass er eine Vaterrolle angenommen hat, was in kausalem Zusammenhang damit gesehen wird, dass er seinen Anspruch auf Alleinherrschaft und Allwissenheit aufgeben muss. Die Kühnheit dieses Gedankens ist aber für Hölderlin so groß, dass er es nicht wagt, den theologisch noch behaupteten Anspruch auf patriarchalische Herrschaft und beobachtbaren faktischen Macht- und Wissensverlust sprachlich lückenlos auszuformulieren. Nur als jetzt nachvollziehbare Folge kann er beschreiben, wie der Widerspruch zwischen theokratischem Machtanspruch und theologischen Streitereien, der seine säkulare Entsprechung in der gesellschaftlichen Situation nach der französischen Aufklärung findet, weil auch hier nicht mehr um Ideen, sondern – ggf. in Widerspruch zu ihnen geratend – um die bloße (und aller Idealität entblößten) Teilhabe an der Macht gekämpft wird, den Niedergang Gottes – jetzt aber nicht mehr unbegründet! – verursacht:

*Und treppenweise steigt
Der Himmlische nieder.* (FA Bd. 8, S. 708 / Z. 68 f.)

Die Verkürzung erzeugt aus einem solcher Männerherrschaft eher kritisch gegenüberstehenden Kontext einen den Ursachen nach offenen Zusammenhang, in den dann die frau-

enfeindlichen Phobien eingesetzt werden können, die im letzten Segment der Komposition Georges auch dann unüberhörbar mitschwingen, wenn sie in scheinbar positivem Ton hier eine fiktive Urmütterlichkeit anklingen lassen, die George entsprechend der gegenüber mythischen Fragen modisch gewordenen Haltung am Übergang von vormythologischer und mythologischer Zeit vermutet, während aus dem Kontext bei Hölderlin in der entsprechenden Textstelle mit großer Sicherheit die Autonomiebestrebungen im Zusammenhang von französischer Aufklärung gemeint sind, deren „Sieggott“ in diesem Zusammenhang besungen wird.

Dies geschieht aber nicht ohne Bruch, weil davor gewarnt wird, den Triumph der Freiheit zu einer alltäglichen Gefühlslage verkommen zu lassen, da dies seine Errungenschaften ebenso essentiell gefährdet, wie – und erst hier findet Hölderlin zu dem von George isoliert aufgegriffenen Vergleich, der in die mythologische Vorzeit verweist, um der Warnung ein unüberhörbares Gewicht zu verleihen – das Chaos, welches die Titanen durch frevelhaften Umgang mit ihren Vorfahren angerichtet haben. Durch alle Bruchstückhaftigkeit des Textes hindurch wird spürbar, dass dies auch hier nichts mit tellurischer Urmütterlichkeit zu tun hat, die erst mit Creuzer³⁵⁴ und Bachofen³⁵⁵ Gegenstand mythologischer Spekulationen wird, sondern aus einiger zeitlicher Distanz Verlauf und Scheitern der großen Revolution reflektiert, ohne dabei jedoch von der Hoffnung auf eine höhere Macht abzurücken, die zu verhindern willens und in der Lage ist, dass die durch sie erreichten politischen und ideologischen Fortschritte wieder völlig verloren gehen. Dabei muss der von Hölderlin benannte „Höhere“ nicht notwendig eine göttliche Instanz darstellen, auch wenn eine solche Deutung nicht völlig von der Hand zu weisen ist – falls es auf den historischen Nutznießer der französischen Revolution Napoleon gemünzt sein sollte: Hölderlin wäre nicht der einzige große Geist,³⁵⁶ der ihm diesen Status (wenigstens vorübergehend)³⁵⁷ zugestanden hätte, was – zumindest bestimmte gesellschaftliche Regulierungen, demokratische Zustände und das bürgerliche Recht betreffend – auch nicht ohne jede Berechtigung war.

Inwiefern an einer solchen Stelle auch einer der frühen nachchristlichen Mystiker, Dionysius Areopagita, zum Vorschein kommt, kann nur sehr vorsichtig umrissen werden, weil es der Textlage nach lediglich über die Vorstellung zu erschließen ist, nach welcher der *Himmliche treppenweise niedersteiget*, was in eben der Ontologie des Dionysius eine tragende

³⁵⁴ „Mit seinem ebenso einflussreichen wie kontroversen Hauptwerk *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen* (4 Bde., Lpz. / Darmst. 1810-12. ³1836-43) begründete Creuzer die Mythologie als Wissenschaft.“ (Walter Killy, l. c., Bd. 2, S. 476)

³⁵⁵ Johann Jakob Bachofen, *Das Mutterrecht*, Basel, 1861

³⁵⁶ Goethe, Beethoven

³⁵⁷ Beethoven, Goethe

Rolle spielt,³⁵⁸ die in allgemeiner Form auch für Hölderlin und seine Kompromotionalen Hegel und Schelling ebenso wichtig gewesen ist, wie das Gesetz der Weitergabe von Kenntnissen.³⁵⁹

Da in der vorliegenden Literatur die Verknüpfung zwischen Dionysius Areopagita und Hölderlin nur dann gelingt, wenn der gesamte Kanon der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen mystischen Literatur zu Rate gezogen wird, wird hier davon abgesehen, diesen Pseudo - „Dionysius“ mit in die Überlegungen einzubeziehen, weil das Risiko zu hoch erscheint, damit den nachträglichen Mystifikationen, denen Hölderlin immer wieder unterworfen worden ist, nachzugeben. Dies geschieht trotz der reizvollen Vorstellung, die zitierte Treppe sei auch bei ihm eben die Jakobsleiter, die nicht nur ein psychoanalytisch ergiebige Motiv darstellt,³⁶⁰ sondern auch als ein Jahrtausende überdauerndes Symbol dafür angesehen werden kann, wie göttliche Erkenntnis über die Menschen kommt und dennoch – vor allem im Sinne göttlicher Gnade – für diese letztlich unerklärlich bleibt und Hölderlin die Affinität zur viergeteilten elementaren Ordnung sowohl von Empedokles wie auch aus dieser Quelle übernommen haben könnte.³⁶¹ Einer damit möglichen Annäherung von Dionysos und Dionysius widerstehen manche Textstellen Hölderlins ganz bestimmt nicht, vor allem auch unter der Bedingung, dass andere zentrale Quellen der Kirchengeschichte, wie z. B. Aristoteles auch mit dem Prädikat „divinus“ versehen worden sind, ohne dabei unbedingt eine göttliche Herkunft der Personen zu meinen, die mit ihnen verbunden sind. Da in diesem Zusammenhang aber Fragen entschieden werden müssten, die schon weiter oben offengelassen wurden, weil die Quellenlage nicht deutlich genug erscheint, um darüber zu befinden, auf welche Weise mystische Theologie und Agnostizismus zu Hölderlins Zeit miteinander verbunden sind und wie er in diese theologischen Auseinandersetzungen einbezogen ist, wird auch hier nur auf die Möglichkeit verwiesen, einer solchen Spekulation nachzugehen, ohne davon Gebrauch zu machen. Für den Fall, dass sich Hölderlin tatsächlich an den Areopagita anlehnt, nimmt im

³⁵⁸ Vgl.: Walther Völker, *Kontemplation und Ekstase bei Pseudo - Dionysius Areopagita*, Wiesbaden, 1958, S. 124

³⁵⁹ Vgl.: Sandkühler, I. c., Bd. II, 1642 b und Völker, I. c., S. 137:

Eine geradezu beherrschende Rolle spielt dabei das Gesetz der Weitergabe [...] (Hervorhebung von mir, KR). Von den obersten Kräften strahlt das göttliche Licht durch alle anderen bis zur kirchlichen Hierarchie, indem die höheren Ordnungen es den unteren übermitteln. [...] Wie sie (die himmlischen Mächte, KR) [...] als Mittler fungieren, so ist ihre Hilfe [...] unumgänglich, denn alle unteren Wesen können nur von den oberen emporgeführt werden (was aber eben bei Hölderlin nicht gewährleistet zu sein scheint, KR).

³⁶⁰ Vgl.: Sigmund Freud, *Studienausgabe in zehn Bänden*, Bd. II, *Die Traumdeutung*, 1972, S. 349, Anm. 4:

Sein häufigster Traum sei, eine Stiege hinaufzusteigen, und da sei doch gewiß nichts Sexuelles dabinter. Durch diesen Einwand aufmerksam gemacht, haben wir dem Vorkommen von Stiegen, Treppen, Leitern im Traum Aufmerksamkeit geschenkt und konnten bald feststellen, daß die Stiege (und was ihr analog ist) ein sicheres Koitussymbol darstellt. Die Grundlage der Vergleichung ist nicht schwer aufzufinden; in rhythmischen Absätzen, unter zunehmender Atemnot kommt man auf eine Höhe und kann dann in ein paar raschen Sprüngen wieder unten sein. So findet sich der Rhythmus des Koitus im Stiegensteigen wieder.

³⁶¹ Sandkühler, I. c., 1422 b:

Die Einteilung des Universums in vier Seinsbereiche erfolgt mittels der Universalisierung des Schöpfungsbegriffs (creatio), nämlich in dasjenige, was hervorbringt und nicht hervorgebracht ist, was hervorgebracht ist und hervorbringt, was hervorgebracht ist und nicht hervorbringt, was nicht hervorbringt und nicht hervorgebracht ist.

Übrigen der Grad an Übereinstimmung zwischen der Weltanschauung Hölderlins einerseits und der von Hegel und Schelling auf der anderen Seite deutlich zu, da bei den beiden letztgenannten der Einfluss des Dionysius Areopagita ganz offensichtlich ist und allgemein als akzeptiert gilt.³⁶²

Um aber der Gefahr zu entgehen, gerade an dieser Stelle den Blick auf Hölderlin mit seiner Perspektive zu verwechseln, indem das je eigene Bedürfnis nach einem mystisch verhüllten und verhüllenden Agnostizismus dadurch legitimiert wird, eine solche Anschauungsweise sei schon die Hölderlins gewesen, werden solche Überlegungen hier bewusst hintangestellt und durch den Hinweis ersetzt, dass eine nachweisbare Bezugnahme auf Dionysius Areopagita erst im Anschluss an sprach- und kulturpessimistische Haltungen wie der Friedrich Nietzsches zu Beginn des 20. Jahrhunderts explizit in Erscheinung treten, z. B. bei Hugo Ball, dessen künstlerische Richtung aufgrund einer von ihm so angenommenen, zweimaligen Berührung mit D. A. ihren Namen DADA bekommen hat. Um Hölderlin in eine solche gnostische Ahnengalerie einreihen zu können, wie dies immer wieder vor allem auch von sog. theo- und anthroposophischer Seite aus versucht wird, wären aber schon die Verknüpfungsmöglichkeiten genauer einzugrenzen und auszuweisen, inwiefern und mit welchen Folgen die revolutionäre Grundstimmung, die einige der Gesänge Hölderlins durchzieht, mit einer dahinterliegenden, mystischen Haltung verbunden werden kann. Die bereits erwähnte Unfähigkeit, über bestimmte Sollbruchstellen hinaus zu denken, wie hier eine vorliegt:³⁶³

*Es hindert aber eine Schaam
Mich Dir (Christus, KR) zu vergleichen
Die weltlichen Männer. Und freilich weiß
Ich, der dich zeugte, dein Vater,
Derselbe, der,*

(Lücke)

*Denn nimmer herrscht er allein
Und weiß nicht alles. Immer stehet irgend
Eins zwischen Menschen und ihm
Und treppenweise steigt
Der Himmlische nieder.*

(Lücke)

³⁶² Vgl.: Sandkühler, l. c., und: Alfred N. Whitehead, Prozess und Wirklichkeit, Frankfurt, 1984, S. 173 f., in welcher dunklen Kosmologie diese Thematik wieder zum Vorschein kommt. Auf die philosophisch geringe Transparenz solcher Positionen insgesamt verweist bereits B. Russell in: Autobiographie I, Frankfurt, 1972, S. 195

³⁶³ Hölderlin, Und weiß nicht alles, FA, Bd. 8, S. 708

*Es hanget aber an Einem
Die Liebe. [...]*

enthält noch kein Indiz dafür, da noch nicht einmal die Personen möglicherweise verknüpfenden syntaktischen Verbindungen eindeutig genug ausgeprägt sind, um die Behauptung stützen zu können, hier seien zwar auch Väter entmachtet worden, dahinter stecke aber eine besonders tiefe und deshalb zerklüftete Sehnsucht nach einer (dann wohl wahlweise mutterrechtlich abgedeckten oder superpatriarchalischen) Urmacht, wie sie gut hundert Jahre später insbesondere im Umfeld von C. G. Jungs „Tiefenpsychologie“ oder damit verbundenen „Schicksalsanalysen“ (Leopold Szondi) wohl sogar in klinischen Therapien ausprobiert worden sind, und eben deshalb sich in der Lage sehen, interpretierend und / oder therapeutisch auf solche Verwerfungen einzugehen, weil sie selbst, im gnostischen Schauen geschult, Zugriff auf die Quellen poetischen Schaffens zu haben glauben, die der reinen (vernunftglaubigen) Verstandestätigkeit jedoch verschlossen bleiben müssen. Ohne damit das Problem der Zulässigkeit solcher „tiefen“ - psychologischen und auf andere Weise ziemlich mystisch erscheinenden therapeutischen Strategien auch nur entfernt tangieren zu wollen: Sie gehören eher zum Kreis der romantisierenden Abwehrhaltungen gegenüber einem absoluten Vernunftpostulat, das von der französischen Aufklärung herkommt, in dieser rigorosen Form aber noch nicht einmal von Immanuel Kant akzeptiert worden ist, der sich – wenigstens die Religion betreffend – auch seine metaphysischen Hintertüren offengehalten hat, während Hölderlin eher an einem Modell laboriert, das sich zwar – soweit die ihm bekannten Mythen dies zulassen – eine jenseitige Welt vorstellt, die von ziemlich anthropomorphen Göttern besiedelt ist, die aber gerade nicht „treppenweise“ vergegenwärtigt und verdiesseitigt werden kann, es sei denn durch einen Niedergang in die eigene Subjektivität, der er aber an vielen Stellen misstraut, weil er sie nicht davor absichern kann, einem falschen Prophetentum zuzugehoren.

Zur Absicherung einer solchen Vorstellung wird ganz vorsichtig darauf hingewiesen, dass sich Hölderlin in der Fortsetzung der zitierten Passage eben auch nicht entscheiden kann, ob das Ziel des Abstiegs von der Jakobsleiter im objektiven gesellschaftlichen Bereich oder innerhalb der eigenen Subjektivität liegt. In der FA hat dies folgende Gestalt:

[...]

Ein anders rüstet sich anders. Nemlich es fängt an alt

Zu werden ein

Auge, das geschauet

Den Himmel thronend und die Nacht

Vom Griechenlande. Jener aber bleibet. Dimal

[anschluß an Σ 25:68]

Ist nemlich vom eigenen Herzen

aber

andeutung der neuen strophenfuge durch ein zeichen über [83] Zu

Zu sehr gegangen der Gesang

Gut will ich aber machen

machen den Fe

hl

Den Fehl, mit nächstem

[]

Wenn ich noch andere singe.

{ Nie treff ich, wie ich wünsche
en sie n, Männer das Maas[.] }

Das Maas. Ein Gott weiß aber

Wenn kommet, was ich wünsche das Beste.³⁶⁴

Dies führt nach einigen Zeilen, die tatsächlich mystische Anklänge zu haben scheinen³⁶⁵ zu einem (wenigstens für dieses Fragment) völlig eindeutigen Schluss:

*Die Dichter müssen
Auch die geistigen weltlich sein.*

Da sich zumindest diese „Zweiseitigkeit“ der poetischen Aufgabe schon im „Symposion“ des Platon findet, wie Sattler bemerkt,³⁶⁶ und der inhaltliche Zusammenhang zwischen

³⁶⁴ FA, Bd. 8, S. 709, die geschweifte Umklammerung von mir, KR

³⁶⁵ FA, ibidem:

*Ein Gott weiß aber / Wenn kommet, was ich wünsche das Beste. / Denn wie der Meister / Gewandelt auf Erden / Ein gefangener aar / Und viele, die / Ihn sahen, fürchteten sich, / Die weil sein Äußerstes that / Der Vater und sein Bestes unter / Den Menschen wirkete wirklich, / Und sehr be-
trübt war auch / der Sohn so lange bis er / Gen Himmel fuhr in den Lüften / Dem gleich ist gefangen die Seele der Helden.*

³⁶⁶ FA, ibidem, Sattler verweist dabei auf:

*Denn seit der Zeit, daß ich mich in diesen verliebt, darf ich nun gar nicht mehr irgendeinen Schönen ansehen und mit einem reden, oder er ist gleich eifer-
süchtig und neidisch, stellt wunderliche Dinge an und schimpft, und kaum, daß er nicht Hand an mich legt. Also sieh zu, dass er nicht auch jetzt wieder
etwas anstellt, sondern bringe uns auseinander, oder wenn er Gewalt brauchen will, so hilf mir. Denn seine Tollheit und sein verliebtes Wesen ist mir
ganz schrecklich. - Da ist kein Auseinanderbringen, habe Alkibiades gesagt, für uns beide. Und für dieses will ich dich ein andermal abstrafen, jetzt
aber, Agathon, habe er gesagt, gib mir von den Bändern welche ab, damit ich auch diesem Manne sein wunderbares Haupt umwinde und er mir nicht
Vorwürfe macht, dass ich dich zwar bekränzt, ihn aber, der doch in allen Reden allen Menschen besiegt, nicht nur neulich einmal wie du, sondern im-
mer, dennoch nicht bekränzt habe.*

(213[c]d[e]) Platon: Symposion, in: Platon, Sämtliche Werke, hg. v. Burghard König, Reinbek, 1994, Band 2, S. 89.

Dies trifft allerdings weder den Text Hölderlins noch den von Sattler gemeinten Sachverhalt der „Zweiseitigkeit“, vermutlich ist eher 187 e gemeint, wo tatsächlich von der „zwiefachen (ästhetischen, KR) Liebe in allen [...] menschlichen und göttlichen Din-
gen“ geredet wird.

Warum Sattler sich hierbei vertut, indem er auf eine Stelle mehrfach gedoppelter Liebe zwischen Männern verweist, ist kaum zu klären, der homoerotische Sachverhalt wird aber später noch gesondert erörtert werden müssen, zumal Hans Blüher diese „Zwei-
seitigkeit“ der männlichen Begabung ganz eindeutig im Sinn von bisexueller Veranlagung versteht, die er in Übereinstimmung mit den beiden wesentlichen gesellschaftlichen Rollen rechtfertigt, die Männer nach seiner Ansicht zu spielen haben:

*Gäbe es im männlichen Geschlecht nur die Familie, so wäre nichts weiter gewährleistet als die Erhaltung der Art. Die Staatsbildung kommt erst durch
das Einsetzen eines zweiten Pols mit soziologischer Begabung zustande. Und dieser zweite Pol ist die **männliche Gesellschaft**. / Während
die Frau soziologisch einseitig ist und nur nach der Familie strebt, neigt der Mann stets nach zweierlei: nach der Familie und der männlichen Gesell-
schaft. Von diesem Doppelstreben ist kein Mann ausgenommen.*

dieser Quelle und vielen Stellen in Hölderlins Dichtungen ausführlich belegt ist, fällt es schwer, hierin eine weniger enge Verbindung zu sehen als zum Dionysius, zumal schon zu Beginn des Gastmahls auch die Rede vom notwendigen Fluss der Erkenntnis auf ganz ähnliche Weise geführt wird, wie Völker dies für die jüngere Quelle beschreibt:

Sokrates [...] erwidert: Das wäre eine schöne Sache, lieber Agathon, wenn es mit der Weisheit eine solche Bewandnis hätte, daß sie aus dem Vollerem von uns in den Leererem hinüberflösse, wenn wir mit einander in Berührung kommen, gleichwie das Wasser durch einen Wollenstreifen aus dem volleren Becher in den leereren hinüberfließt. Denn wenn es sich so auch mit der Weisheit verhält, so kann ich es gar nicht hoch genug anschlagen, neben dir zu liegen; denn ich glaube, daß ich dann von dir mit viel herrlicher Weisheit erfüllt werde.³⁶⁷

Weil Hölderlin aber auch dort, wo er das erotische Verhältnis zwischen „Sokrates und Alcibiades“³⁶⁸ besingt, den Verlust der metaphysischen Dimension beklagt, wo sich das (hier: homo-) erotische Verhältnis mit einer Ausschließlichkeit betrieben wird, die sich zwischen die Götter und die Menschen drängt, weil sie nur jenen zukommt, diesen aber nicht, ist seine Inanspruchnahme durch George und sein Umfeld nur als Code zu erklären, mit dem die eigene erotische Haltung verschlüsselt mitgeteilt wird. Hermann Kurzke weist eine solche Technik des Verschlüsseln bei Thomas Mann nach, der brieflich dieses Gedicht zitiert, um einem anderen Mann seine Zuneigung zu übermitteln. Zur Zitation der Zeile *Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste* durch Mann bemerkt Kurzke: „Man verständigte sich in einer Art Geheimsprache, die sehr genaues Lesen verlangte. Sie war den Eingeweihten und gleich Veranlagten ausreichend zugänglich. Diese waren vom Tabudruck zusammengehalten,“ wobei der literarische Bezug auf einen Dichter, dessen problematische – wenn auch nicht homoerotisch geprägte – Lebensführung als bekannt vorausgesetzt wird, „die ganze Rechtfertigung der in Rede stehenden (homoerotischen, KR) Gefühlsrichtung und die ganze Erklärung dafür (enthält), die auch die meine ist.“³⁶⁹

Systematischer und weit skrupelloser, was erotische Ziele und ideologische Bedingungen angeht, hat George selbst dort Hölderlinsche Wendungen offenbar nicht nur zum Zeichen der Verehrung eines Dichters, sondern eben auch zur Vermeidung der Offenlegung eigener erotischer Neigungen und von damit zusammenhängenden weltanschaulichen Überzeugungen benutzt, wo ein unmittelbarer Zugriff auf die antiken Quellen bei Platon nicht nur ehrlicher, sondern der Sachlage angemessener gewesen wäre.

In einer Vielzahl von Fällen wurde das Codewort „griechisch“, sowohl von George selbst als auch von seinem Umfeld verwendet, nicht nur in Bezug auf die griechischen Ideale ästhetischer Schönheit,

(Hans Blüher, Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft, Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert, Neuausgabe hg. v. Hans Joachim Schoeps, Stuttgart, 1962, S. 238, Hervorhebung im Original)

³⁶⁷ ibidem, S. 45.

³⁶⁸ Hölderlin, FA, Bd. 5, 455

³⁶⁹ Hermann Kurzke, Thomas Mann, Das Leben als Kunstwerk, Eine Biographie, Frankfurt, 2001, S. 376

sondern tatsächlich auch auf homoerotische Tendenzen. Ein erstklassiges Beispiel hiervon findet sich in Boehringers Biographie, in der der Autor einen Brief von George an dessen Jugendfreund Carl Rouge zitiert:

'Bildest Du Dir ein, dass man ... den Körper weniger als die Seele liebt ... ihre geistigen Eigenschaften? ... Ich denke zuerst an den Körper ... sie allein (körperliche Schönheit) ist es, die Dich entflammen kann.' Unbewußt verrät George hier das Griechische seines ganzen Lebens. (Boehringer, Robert. Mein Bild von Stefan George. München, Düsseldorf: Helmut Küpper vormals Georg Bondi Verlag, 1967, p. 27)³⁷⁰

Solche eindeutigen und der Intention nach nicht misszuverstehenden Hinweise stehen nicht nur in einem besseren Verhältnis zu Platons Texten selbst als gerade zu denen Hölderlins, auf die sie sich zu beziehen versuchen, sondern lassen die Wahrnehmung Hölderlins durch diesen Kreis insgesamt fragwürdig erscheinen. Nicht nur, weil die Zuordnungsbedürfnisse Hölderlins zu Männern und Frauen anders und komplexer gestaltet sind als in einer solchermaßen platten Fixierung auf somatische Merkmale, wie Böhringer dies von George bezeugt und Thomas Mann durch Kurzke unterstellt wird, wobei das hier vorgelegte Material allerdings je erdrückende Deutlichkeit besitzt, der Unterschied zur erotischen Dimension bei Hölderlin und diesen Epigonen besteht vielmehr darin, dass auch *Eros* für ihn ein *Theos* ist, dessen Göttlichkeit die liebenden Menschen nur deshalb nicht mehr ergreifen kann, weil sie in dem Maß verloren geht, als sie *treppenweise* zu ihnen herabgestiegen kommt und Menschen wie Hölderlin wissen, dass Ehen schon deshalb nicht im Himmel geschlossen werden, weil sie häufig gar nicht zustande kommen.

Dabei kann der einzige nachweisbare Versuch Georges, wenigstens mit einer Frau (Ida Coblenz / Dehmel) zu Streich zu kommen, so wenig mit Hölderlins Lebens- und Liebesverhältnissen – zwischen Schwester und je wechselnden Frauen,³⁷¹ die ihn aber je nicht von anderen Männern trennen, sondern über die er sich mit ihnen zu verbinden versucht – verglichen werden, wie die eher schlecht getarnte Ehe zwischen Katja und Thomas Mann. Aber weil seine vielfachen Bemühungen, sich stabil zu binden, aus je unterschiedlichen Gründen scheitern, die hier nicht wiederholt werden müssen, bietet er eine ziemlich geeignete Projektionsfläche für jene homoerotisch veranlagten oder sich auch nur so aufführenden Männer, deren Versagensgründe gegenüber Frauen völlig andere Gründe haben, als sie bei FH vorliegen. Dabei wird nicht nur die sexuelle Orientierung der okkupierten Quelle Hölderlin – in dessen Bild man sich tatsächlich verlieben könnte, wenn man entsprechend disponiert wäre – auf den Kopf gestellt, wenn seine Texte oder ihr Autor zur Codierung geheimer und damals verbotener libidinöser Wünsche benutzt wer-

³⁷⁰ Nancy Thuleen, *Dichterstreit: Homoeroticism in the Conflict between Stefan George and Hugo von Hofmannsthal*, Wisconsin / Madison, 1995, die Übersetzung besorgte Franziska Kast, wofür ich ihr freundlich danke, KR

³⁷¹ vgl.: Abb. (11)

den, sondern auch die Form der Verehrung eines geliebten Menschen. Denn wenn jemand den Versuch unternommen hat, zu Frauen zugleich körperlich - erotische und geistige Verhältnisse zu unterhalten, dann war dies Hölderlin, der vielleicht auch an einer solchen Überforderung zwischenmenschlicher Bezüge gescheitert ist, während Männer wie George und Mann bereit sind, völlig triviale homosexuelle Verhältnisse zu unterhalten, weil sie sich auch in bereits vorgerücktem Alter jungen Männern zuwenden, zu denen darüber hinaus ein erheblicher sozialer und / oder Bildungsunterschied besteht, was reaktiv nicht nur zur Leugnung von solchermaßen betriebenen Affären führt, sondern eben auch zu literarischen Überhöhungen der betroffenen Personen.

Ganz ausgeprägt kommt dies bei George im Verhältnis zu Maximin Kronberger zum Tragen, der im „Kreis“ als Inkarnation des Erlösers abgefeiert wird, wodurch diese deutlich pädophile Ausbuchtung im Liebesleben nicht nur der Selbstwahrnehmung nach legitimiert, sondern im Nebel pseudo - religiöser Aberrationen zum Verschwinden gebracht wird. Analog erzeugt Thomas Mann seine Novelle vom „Tod in Venedig“, in der eine solche Triebblage nur deshalb besser goutierbar erscheint, weil sie ironisch gebrochen und nicht ausgelebt zum Vorschein kommt, während der kleine Kronberger zugleich zu einem George kongenialen poetischen Genie und zum Gegenstand religiöser Rituale hochstilisiert wird. Eine solche Theologisierung zwischenmenschlicher Beziehungen findet bei Hölderlin nicht statt, das Objekt des Rituals dort ist – an maßgeblicher Stelle in den Vorstufen zum „Hyperion“ – der Dichter Homer, aber auch dieser Vorgang wird im Laufe der Produktion des Romans wieder getilgt, weil die kategoriale Kluft zwischen göttlicher und menschlicher Sphäre nicht überbrückt werden kann. Handwerklich - poetologisch wird diese Aporie bei George dadurch bearbeitet, dass Textstellen mit einander verbunden werden, die nicht nur makroskopisch weit entfernt voneinander liegen, sondern auch innerhalb einzelner von StG aufgegriffener Textteile mittels Verkleisterung bei Hölderlin brüchig neben einander liegender Vorstellungen so amalgamisiert werden, dass sie zwar syntaktisch schlüssig erscheinen, inhaltlich aber Brücken über die Klüfte geschlagen werden, die bei Hölderlin durch Abgründe von einander getrennt bleiben müssen, weil er sich verbietet, Zwischenmenschliches zu divinisieren und erkennt, dass die Hinwendung des Göttlichen zu den Menschen mit einem Verlust der Göttlichkeit verbunden ist.

Im vereinnahmenden Zugriff auf Hölderlins Person hingegen findet durch seine, ihn vorgeblich wieder entdeckenden Biographen eine sein Liebesleben betreffende singularisierende und platonisierende Umwidmung statt, womit die Legende entsteht, FH habe nur ein wesentliches Liebeserlebnis gehabt und dies habe zwischen zwei Seelen und nicht den ganzen Personen stattgefunden, also auch seine körperliche Erfüllung gefunden. Hierdurch entsteht nicht nur eine der eigenen Lebensführung diametral entgegengesetzte, aber ziemlich fiktive Figur des deutschen Geisteslebens, wofür dann Frau Gontard als

„Diotima“ auch schon durchs Werk geistert, bevor FH sie überhaupt kennen gelernt hat, sondern es wird gerade der Fortschritt wieder aufgehoben, den Hölderlin im Lauf der Produktionsgeschichte des „Hyperion“ erzielt, den er so stark von persönlichen Bezügen befreit, dass er selbst den toten Dichter als Gegenstand der religiösen Verehrung aus dem Stoff seines Romans tilgt. Um im Sinne der eigenen Befreiung aus den Fesseln des „Mutterrechts“, im Zuge welcher die homoerotische Orientierung als Voraussetzung erscheint, überhaupt in bestimmte kulturelle oder akademische Gefilde eindringen zu können, wird darüber hinaus die Affaire zwischen FH und Susette des handfesten und, was die Reise nach Bad Driburg angeht, ziemlich leicht zu dokumentierenden Kerns nicht nur zum Zweck von Legitimation und Tarnung der eigenen erotischen Umtriebe beraubt, sondern auch das Ziel verfolgt, eine wesentliche Lücke zwischen der in der griechischen Antike im gleichen erotischen Kontext verbreiteten Misogynie³⁷² und einer im 19. Jahrhundert sich offensichtlich mit großer Geschwindigkeit und Wirksamkeit ausbreitenden neuen Frauenfeindlichkeit zu schließen.

Als vorläufiges Fazit dieses umständlichen Gedichtvergleichs sei deshalb festgehalten: Ganz offensichtlich gebraucht das späte 19. Jahrhundert FH als Projektionsfläche für die eigene literarische und (damit verknüpft) weltanschauliche und psychische Situation, auch wenn dies weitgehend der Textsituation bei Hölderlin entgegensteht. Während die Psychiater (aber in einem ziemlich generellen Verdikt) FH für dement halten, verstümmelt Stefan George Hölderlinsche Fragmente vollends und so intensiv, dass von dessen Bearbeitung seiner Probleme nur noch amalgamisierte poetische Ruinen übrig sind, aus denen er sich fast nach Belieben bedient. Schäbig daran ist zumindest, dass dieses Unterfangen als Hommage getarnt ist, denn durch Zuordnung von Überschrift zu Inhalt des Ragouts könnte der angesprochene Gegenstand aufgrund der Textoberfläche schon FH selbst sein.

Im Kern verunstalten die Diagnostik eines Psychiaters wie Laplanche und die poetische Referenzen aus der Schreibe Georges die Poesie Hölderlins sehr ähnlich, weil sie sein Werk unter das Diktat ihrer Zuschreibungen subsumieren, das auf der einen Seite dem erklärten Willen Laplanches entspringt, eine möglichst frühzeitige Erkrankung des Dichters diagnostizieren zu können, auf der anderen Seite aber der Willkür eines Mannes ausgesetzt ist, der nicht nur poetologisch, sondern auch dem Lebenslauf nach, sich ziemlich gewaltsam alles das unter den Nagel reißt, wonach ihm der egomanische Sinn steht.

Auch wenn sie zu weitgehend unterschiedlichen Ergebnissen kommen, unterlaufen dem Psychiater Laplanche und dem Dichter George, auf dessen Initiative Hellingrath sich

³⁷² Vgl. u. a.: Philostratos, Die Empuse, Deutsch von Friedrich Jakobs und Horst Gasse, in: Von denen Vampiren oder Menschensaugern, Dichtungen & Dokumente, hg. v. Dieter Sturm und Klaus Völker, München, 1969, S. 11 ff. und: Platon, Symposium, 181 b

zweifelsohne erfolgreicher mit Hölderlin zu beschäftigen beginnt, als dies vorher Wilhelm Michel möglich ist,³⁷³ der aber nur in starker Übertreibung als sein Wiederentdecker bezeichnet werden kann, deshalb methodisch sehr ähnliche Fehler, weil sie – freilich in Übereinstimmung mit den damals üblichen hermeneutischen Vorgehensweisen – stärker von ihren eigenen Zielsetzungen im Umgang mit dieser Dichtung bestimmt sind, als von diesem selbst.

Denn nichts war Hölderlin weniger als der ödipal sich verkriechende Kündler eines, aber in diesem Sinne gar nicht mehr misszuverstehenden nationalchauvinistischen deutschen Vaterlands von eines „Neuen Gottes“ Gnaden, als dessen Prophet er hier fälschlicher Weise ausgegeben wird.³⁷⁴ Andererseits verdreht kaum etwas Nietzsches Anspruch mehr, dem er aber nur unter diesem Aspekt zugeschlagen werden kann, weil Nietzsche darüber hinaus fest in der von der Romantik ausgehenden irrationalistischen Tradition und eben nicht der Hölderlins steht, als ihm einen ähnlichen Verzicht auf Rationalität absprechen zu wollen, wie ihn in dieser Hinsicht Hölderlin nirgends artikuliert. Die bei Dilthey theoretisch zum Durchbruch kommende Methode der Textbetrachtung macht es aber möglich, ein poetisches Werk wie das Hölderlins hinsichtlich des Erlebten (das er allenfalls in schwachen Umrissen kennt) so lange auszudünnen, bis es als abstraktes Erlebnis eben dem Verständnis von *Dichtung* entspricht, das durch die Interpreten (Dilthey, Gundolf, George etc.) mit dem ihnen zeitgemäß zufallenden oder zeitgeistmäßig notwendig erscheinenden Sinn aufgefüllt werden kann.³⁷⁵

Dass gerade FH und FN auf besonders intensive Weise Gegenstand solcher hermeneutischer Gewalttritte werden, ist so wenig ihnen selbst zuzurechnen, wie es zufällig erscheint, weil die abgeschlossenen und anderweitig hinterlassenen Schriften der beiden Dichter / Philosophen – wenn auch aus ganz unterschiedlichen Gründen – auf eine sehr ähnliche Weise fragmentarisch geblieben sind und schon von daher unübersichtlich wirken, weshalb sie immer wieder zu hermeneutischen Zwangsbehandlungen einladen. Rezeptionsgeschichtlich wird in beiden Fällen dieser Tatbestand dadurch verschärft, dass sich persönlich, finanziell und / oder politisch - ideologisch interessierte Zeitgenossen schon zu Lebzeiten über beide Werke hermachen, um sie (zumindest was alle Indizien einer frühzeitigen „geistigen Umnachtung“ betrifft, worin sie sich jedoch deutlich unterscheiden) zu reinigen und gemäß eigener Vorgaben neu zu ordnen oder neuen philosophischen und / oder theologischen Zielsetzungen, bzw. Ersatzsystemen hierfür zuzuordnen.

³⁷³ Carl, Zuckmayer, Geheimreport, München, 2004, S. 368 ff.

³⁷⁴ Zur Begrenzung der ödipalen Disposition in Hölderlins Texten: Rainer Nägele, l. c., S. 55 und 71

³⁷⁵ Die Schärfe der Debatte ergibt sich aus dem Umstand, dass anderen Orts nicht nur implizit auf diese Quellen zurückgegriffen wird, wie etwa bei Menninghaus, wovon später noch zu reden sein wird, sondern explizit akzeptiert wird, Dilthey habe bis heute Gültiges über Hölderlin niedergelegt, so: Bernd Schneider aus Ihringen, l. c., S. 20 etc..

Womit die sog. Wiederentdecker Hölderlins im Umfeld Georges mitsamt ihrem Meister aufgrund ihrer eigenen kultur - soziologischen Situation wohl mit am schlechtesten zu recht kommen, ist der Umstand, dass der Gegenstand ihrer poetologischen Verehrung hinsichtlich der Entmythologisierung nicht nur theologischer, sondern auch geschichtlicher Vorgänge schon ziemlich weit fortgeschritten ist und er in dieser Hinsicht einigen seiner Zeitgenossen wie Hegel und Schelling zwar weit übertrifft, seine Erkenntnisse aber z. T. aus Gründen persönlicher Rücksichtnahme, z. B. auf seine fromme Mutter, sprachlich nicht zum Ausdruck bringen kann, weshalb er an spezifischen Stellen Lücken hinterlässt, die dies zwar beredt bezeugen, bei der Interpretation aber sehr behutsam behandelt werden müssen.

Der Hölderlin - Verschnitt Stefan Georges ist aber insofern ein literaturgeschichtlicher Glücksfall, als StG fehlinterpretierend und literarisch mit grober Hand gerade die bei Hölderlin offen bleibenden Fragen zu beantworten versucht und dabei nicht mehr leistet, als seine eigenen ideologischen Grundlagen zu offenbaren, die allerdings mit Hölderlin schon deshalb nichts zu tun haben, weil die hier hergestellten Bezüge zur Geschichte und die sie vorbereitende mythologische Phase der Menschheitsentwicklung in keiner nachvollziehbaren Beziehung zum poetischen Werk Hölderlins stehen, sondern Fiktionen einer späteren Entwicklung darstellen, die – sich aus anderen Quellen³⁷⁶ speisend – das 19. Jahrhundert durchfließen und sich erst in Nietzsches Denken zu dem reaktionären Mahlstrom vereinigen, in welchem schließlich auch Hölderlin wie ein toter Fisch auf dem Rücken zu schwimmen kommt.

Die vielleicht eher zufällige Übereinstimmung bestimmter Äußerungen von Hölderlin und Nietzsche, der als Bindeglied zwischen dem der Aufklärung zugewandten Dichter und seinen, allerlei Gegenteiligkeiten verpflichteten Wiederentdeckern bezeichnet werden kann, entsteht dadurch, dass an solchen Prozessen der Umordnung neben ideologisch eindeutig zu verortenden Poeten und Schriftstellern sich zugleich ein Teil der literaturwissenschaftlichen Elite beteiligt.

Dies wirkt jedoch nicht nur bis heute bestätigend im Sinne des Misstrauens, das Hölderlin gegenüber manchen etablierten Dichtern hegt, sondern auch hinsichtlich dessen, welches Nietzsche hinsichtlich der Männer pflegt, die im Rahmen von Universitätswissenschaften tätig sind. Dabei ist Nietzsche selbst höchst kritisch zu betrachten, weil er den Prozess der Umwertung zwar durchschaut und an allen möglichen Stellen bloßstellt, ihn selbst jedoch umso ungenierter anwendet, was er nur deshalb über weite Strecken zu verbergen weiß, weil sein Werk insgesamt von der bereits angesprochenen, virtuoson Unübersichtlichkeit geprägt ist.

³⁷⁶ paradigmatisch: Herders Rezeption des „Ossian“

Bevor aber der grundsätzliche Wandel in der Wahrnehmung eines einzelnen Dichters angegangen wird, ist eine allgemeine sozialpsychologische Entwicklung zu beschreiben, die im Laufe des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem sich verschärfenden Kampf um die gesellschaftliche Vorherrschaft zwischen den Geschlechtern steht. Dazu müssen einige grundsätzliche Bemerkungen über Misogynie und damit zusammenhängende erotische Moden im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und mögliche Zusammenhänge solcher Veränderungen mit allgemeinen Fragen von religiöser und säkularer Ideologie eingeflochten werden.

Sexuelle Repression als Wahrnehmungsfilter

Eine tief in der europäischen Zivilisation verwurzelte Feindschaft zwischen Männern und Frauen, die individuelle und häufig nur punktuell mögliche Akte der freundlichen Zuwendung prinzipiell fragwürdig macht, kann als geschichtliche und gesellschaftlich noch andauernde Erscheinung wohl kaum ernsthaft bestritten werden und bedarf schon deshalb keiner ausufernden Darstellung, weil sie im Zusammenhang mit den neurotischen Störungen, die der Widerspruch zwischen Triebbedürfnissen und gesellschaftlich zulässigen Möglichkeiten der sexuellen Betätigung hervorbringt, durch Sigmund Freud ziemlich vollständig beschrieben worden ist.³⁷⁷

Obwohl diese Darstellungen wegen ihrer patriarchalischen Perspektive nie völlig unumstritten geblieben sind, treffen sie den Kern der Sache so genau, dass sie heute noch als einigermaßen zuverlässiger Rahmen für Beobachtungen zur Zuordnung von Sexualverhalten und literarischer Produktion dienen können.

Freud belässt es nicht bei der Beschreibung widersprüchlicher geschlechtsspezifischer Rollen von Männern und Frauen in ihrer historischen und gesellschaftlichen Entwicklung wie vor ihm Creuzer, Bachofen oder Ehrenfels, sondern behauptet, wesentliche kulturelle Leistungen seien nur dadurch möglich geworden, dass sich die Männer von den Frauen abwendeten und – unter sich bleibend – sich der Kultur widmeten, deren ästhetisch befriedigende Produkte er als eine Form der Belohnung für den Frauen vorenthaltende Triebleistung ansieht.

Die Frauen (treten bald) in einen Gegensatz zur Kulturströmung und entfalten ihren verzögernden und zurückhaltenden Einfluss, dieselben, die anfangs durch die Forderungen ihrer Liebe das Fundament der Kultur gelegt hatten. Die Frauen vertreten die Interessen der Familie und des Sexuallebens; die Kulturarbeit ist immer mehr Sache der Männer geworden, stellt ihnen immer schwierigere Aufgaben, nötigt sie zu Triebsublimierungen, denen die Frauen wenig gewachsen sind. Da der Mensch nicht über unbegrenzte Quantitäten psychischer Energie verfügt, muss er seine Aufgaben durch zweckmäßige Verteilung der Libido erledigen. Was er für kulturelle Zwecke verbraucht, entzieht er großenteils den Frauen und dem Sexualleben: das beständige Zusammensein mit Männern, seine Abhängigkeit von den Beziehungen zu ihnen entfremden ihn sogar seinen Aufgaben als Ehemann und Vater. So sieht sich die Frau durch die Ansprüche der Kultur in den Hintergrund gedrängt und tritt zu ihr in ein feindliches Verhältnis.³⁷⁸

Ob damit der Zusammenhang von Kampf zwischen den Geschlechtern und Kulturentwicklung vollständig getroffen worden ist, spielt hier gegenüber dem Aspekt eine nachgeordnete Rolle, nach dem diese Ansicht so umfassend und wörtlich aufgenommen wird,

³⁷⁷ Insbes. in: Sigmund Freud, Die ‚kulturelle‘ Sexualmoral und die moderne Nervosität (1908), Studienausgabe Band 9, Frankfurt, 2000, S. 9 ff., Das Unbehagen in der Kultur, *ibid.*, S. 191 ff. und: Der Mann Moses und die monotheistische Religion, 2. Teil, D. Triebverzicht und E. Der Wahrheitsgehalt der Religion, *ibid.*, S. 561 ff.

³⁷⁸ Freud, Das Unbehagen in der Kultur, l. c., S. 233

dass einerseits auch Frauen, die unstrittig über hohe kreative Begabungen verfügen, wieder in verstärktem Maß von kulturellen Positionen ferngehalten oder allenfalls mit untergeordneten Positionen betraut werden,³⁷⁹ andererseits aber der kulturelle Rahmen um den erotischen Bereich erweitert wird, der in seiner Begrenztheit auf Männer dann jedoch sowohl ästhetisch überhöht wie auch gesellschaftlich überbewertet erscheint, weshalb der Zustand der gleichgeschlechtlichen Liebe zuweilen den Status religiöser Kulthandlungen gewinnt,³⁸⁰ auch wenn die Initiationsriten manchmal ziemlich unfeine Formen besitzen.³⁸¹

Warum die Protagonisten dieser Bewegung, denen es tatsächlich gelingt, für eine bestimmte Zeit führende Rollen in Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft einzunehmen, sich nicht ausschließlich auf Platon berufen, um ihre geistige Haltung und die daraus abgeleitete Lebensführung zu legitimieren, ist nicht gut nachzuvollziehen, weil vor allem im „Symposion“ eigentlich alle Merkmale zu finden sind, die auch für sie eine wichtige Rolle spielen, von denen aber nur zwei Aspekte herausgegriffen werden sollen, weil sie Aufschluss über die Art und Weise geben können, auf welche Weise die Repression gegen Homosexuelle, unter der natürlich auch diejenigen leiden, die sich wie Blüher oder George darüber sich erhaben fühlen, Auswirkungen auf das Verständnis eines Dichters wie Hölderlin haben können, dem alles Mögliche nachgesagt werden kann, nur eben der Hang zum Ausleben gleichgeschlechtlicher Neigungen nicht.³⁸²

³⁷⁹ Im betrachteten Umfeld von George betrifft dies vor allem Ida Coblentz - Dehmel und Hanna Wolfskehl

³⁸⁰ Vgl.: Blüher, l. c., S. 210 ff.

³⁸¹ *ibidem*, S. 269 ff

³⁸² Blüher gibt Anlass zur Vermutung, dass es schulpädagogische Gründe dafür gab, Platons „Symposion“ von einer Genealogie der Sexualmoral auszunehmen, dem kann hier angesichts der (Selbst-) Zensur, die bis heute hinsichtlich von Unterrichtsthemen und -materialien herrscht, – trotz der ansonsten notwendigen Distanz zu diesem Autoren – ganz gut Folge geleistet werden. Wenn diese Lesart zuträfe, stellte sie einen weiteren Beleg für den eher begrenzten Mut von George und seinem Kreis dar, sich tatsächlich mit den gesellschaftlichen Machtverhältnissen anzulegen. Vgl.: Blüher, l. c., S. 144, Fußnote 1.

Abwertung heteroerotischer Veranlagung und Frauenfeindlichkeit

Zu den am meisten umstrittenen Einschätzungen Sigmund Freuds gehört die Zuordnung der Homosexualität zu den Perversionen, deren Therapie er für möglich und notwendig hält. Diese Perspektive Freuds erscheint jedoch zumindest insofern zutreffend, als schon in Platons „Gastmahl“ das Bekenntnis zur gleichgeschlechtlichen Liebe einhergeht mit der überzogenen Betonung ihrer vorgeblicher Natürlichkeit (Symposion, 191 d / e) einem unübersehbaren Fingerzeig auf ihre gesellschaftliche Nützlichkeit, wenigstens was die zur Kriegsführung notwendigen Eigenschaften von Helden betrifft (180 a) und dem Bedürfnis, andersartige sexuelle Bindungsmöglichkeiten herabzusetzen (179 d / e), also Haltungen zu entwickeln, denen sich Homosexuelle zu ihrem Leidwesen (das hier geteilt wird) eher ausgesetzt sehen, als dass sie diese selbst ausprägen müssten, um die vorgebliche Besonderheit ihrer sexuellen Orientierung unter Beweis stellen zu können.³⁸³ Das gemeinsame Merkmal der genannten Textstellen aus dem „Symposion“ besteht darin, dass je Frauen zugleich vom erotischen Prozess wie der damit zusammenhängenden elitären Gruppenbildung ausgeschlossen werden. Diesen Zug trägt jedoch dieser Dialog überhaupt und schon einleitend führen Knaben die eintreffenden Gäste zur Tafel, während die Frau weggeschickt wird, bevor auch nur das Thema des nächtlichen Gelages bestimmt worden ist:

Da nun also, habe Eryximachos fortgefahren, dies beschlossen ist, daß ein jeder trinke, soviel ihm beliebt, und daß kein Zwang stattfinden soll, so schlage ich fernerhin vor, die eben eingetretene Flötenspielerin zu entlassen, um für sich allein zu spielen, oder, wenn sie will, vor den Weibern drinnen, uns aber für heute einander mit Reden zu unterhalten. Auch den Gegenstand dieser Reden will ich euch vorschlagen, wenn es euch recht ist.³⁸⁴

Am schärfsten tritt die verderbliche Rolle der Frauen wohl dort zum Vorschein, wo das Schicksal des Orpheus abgehandelt und dem des Achilleus entgegengesetzt wird:

Den Orpheus aber, den Sohn des Oiagros, schickten sie unverrichteter Sachen aus dem Hades zurück, indem sie ihm ein Trugbild seines Weibes zeigten, um deretwillen er kam, sie selbst ihm aber nicht gaben, weil es schien, als habe er sich weichlich gezeigt - denn er war ja ein Zitherspieler - und nicht den Mut gehabt, für seine Liebe zu sterben wie Alkestis, sondern es nur zu veranstalten gesucht, lebend in den Hades zu kommen. Dafür bestrafte sie ihn denn auch und ließen ihn den Tod durch Weiberhand finden; wogegen sie wiederum den Achilleus, den Sohn der Thetis,

³⁸³ Am erstaunlichsten ist wahrscheinlich die neurotische Stabilität von *Sex 'n' Drugs*, die die Verletzung von allgemeinen Konventionen dort erst möglich macht, wo diese zwar internalisiert sind und trotzdem, z. B. zum Zweck des Nachweises, dass man einer militärischen, zivilgesellschaftlichen oder kulturellen Elite angehört, überstiegen werden sollen. Im Übrigen wird schon die Zuordnung zu Kategorien wie homo- und heterosexuell für neurotisch gehalten, weil prinzipielle Ordnungen geschaffen werden, die an die Stelle von individuellen Zuwendungsmöglichkeiten treten, die wenn sie emotional hinreichend abgedeckt sind, keiner weiteren Legitimation bedürfen, sofern sie zugleich zweckfrei gestaltet werden, also keine weiteren – über die erotischen hinausgehenden – Ziele verfolgt werden.

³⁸⁴ Symposion, 176 e

hoch ehrten und ihn auf die Inseln der Seligen versetzten, weil er trotz der Belehrung seiner Mutter, daß er sterben müsse, wenn er den Hektor tötete, während er nach der Heimat zurückkehren und ein hohes Alter erreichen würde, wenn er ihn nicht tötete, dennoch es kühnlich vorzog, als Helfer und Rächer seines Liebhabers Patroklos nicht etwa bloß für ihn zu sterben, sondern sogar dem Toten in den Tod zu folgen. Deshalb bewunderten die Götter ihn ganz besonders und ehrten ihn vor allen, weil er seinen Liebhaber so hoch achtete.³⁸⁵

Der Zugriff Platons auf den Mythos von Orpheus ist deshalb ganz aufschlussreich, weil in ihm Frauen doppelt verhängnisvoll wirken: Einmal wird die dem Sänger in der Unterwelt begegnende Gattin als Trugbild gekennzeichnet, andererseits erleidet er dadurch einen schmachvollen Tod, dass er von Frauen, denen er die dionysische Gefolgschaft verweigert hat, zerrissen wird, also einen ganz ähnlichen Tod erleidet, wie der Halbgott selbst. In der Gegenüberstellung zum kämpferischen Liebespaar Achilleus / Patroklos tritt besonders deutlich hervor, warum er einen verachtenswürdigen Weg gehen muss, denn er hört nicht nur auf Frauen, während Achill den Rat der Thetis in den Wind schlägt und deshalb einen heldenhaften Tod und die anschließende Seligkeit zu gewinnen weiß, sondern legt sich mit dem für Rausch und Rammeln zuständigen Halbgott an, obwohl er nur Musik machen kann, also „weichlich zu sein schien wie ein Spielmann,³⁸⁶ womit er – wenigstens bezogen auf sich selbst – ein ähnlich fatales Ergebnis erzielt wie dieser, weil die von ihm betörten Frauen so von Sinnen sind, dass sie ihn zerreißen. Schon hier stoßen unmissverständlich zwei Formen von Rauschzuständen aufeinander, die entgegengesetzt bewertet werden und unterschiedliche metaphysische Folgen haben, obwohl sie diesseitig gleichermaßen verhängnisvoll scheinen, indem der weichen musischen Kulturform der Orgien eine harte positiv entgegengestellt wird, die eher mit Drogen als Tönen zu tun hat, an die das Soldatenleben als wahres Heldentum von Männern angegliedert ist und entsublimierte Aufführungsweisen der kulturellen Betätigung gegenübergestellt werden.³⁸⁷ Diese Dichotomie der Sexualität spielt in der Umgebung von George und seinem Wirkungsfeld wieder eine bedeutende Rolle und führt zu harten Auseinandersetzungen, die neben der Judenfrage dazu führen, dass sich Klages und Schuler aus dem George - Kreis entfernen.

Die wesentlichen Grundmuster dieser mythologischen Konstruktion kommen schon früh im 19. Jahrhundert wieder zum Vorschein, z. B. in einigen Novellen Eichendorffs oder manchen Erzählungen E. T. A. Hoffmanns, wo die Begegnung mit Frauen entweder auf Trugbildern beruht und / oder in Wahnsinn und Tod durch Selbstmord endet. Theoretisch fundiert wird eine solche Haltung, abgesehen von den schon beim Erscheinen für abwegig gehaltenen Veröffentlichungen von Kanne und Creuzer, erst mit den Untersuchungen zum Matriarchat durch Bachofen, die aber auch erst ziemlich zeitverzögert einen

³⁸⁵ *ibidem*, 179 d bis 180 a

³⁸⁶ *ibidem*, 179 d

³⁸⁷ Vgl.: Abb. (12)

ernsthafte Beitrag zur mythologischen Wissenschaft und hiervon ausgehend zur Anthropologie und Soziologie zu leisten versuchen. Blüher's „Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ spielt dabei eine herausragende Rolle, nicht nur wegen des offensichtlichen Selbstoffenbarungscharakters eines Betroffenen, sondern weil hier der Versuch unternommen wird, das in Platons „Symposion“ vorliegende Gedankengut auszubreiten und um einen ziemlich aufschlussreichen Anteil an persönlichen Erlebnissen anzureichern. Darüber sieht es so aus, als habe Blüher einiges von dem in allgemeiner Form zu beschreiben, was auch im George - Kreis Grundlage einer homoerotischen Kohabitation darstellt. Dies gilt vor allem für den theoretisch postulierten Widerspruch von Kultur, die nach Blüher und im Selbstverständnis des George - Kreises wesentlich von Homosexuellen getragen wird, und weiblicher Natürlichkeit, die nicht nur selbst einer solchermaßen verstandenen Kulturtätigkeit fernsteht, sondern insofern sich ihr feindselig entgegenstellt, als die Männer, die sich mit ihnen einlassen, mit weiblicher Weichlichkeit bis hin zur künstlerischen Impotenz infiziert werden können, um auf diese Weise den matriarchalischen Machtanspruch wieder zur Geltung zu bringen, den die Frauen im gesellschaftlichen Kontext fast völlig verloren haben.

Dabei wird nicht nur durch Begrenzung der erotischen Fixierungen von Männern auf das eigene Geschlecht die vermeintlich letzte Bastion der Frau dadurch geschleift, dass ihr unmöglich gemacht wird, schwanger zu werden, sondern eine unverhohlene Gewaltandrohung in den Raum gestellt wird, wofern eine Begegnung schon unvermeidlich scheint. Dem unterschwellig wirksamen Drohpotential, das Bachofen von Frauen ausgehen sieht, weil sie privat die Ansprüche durchzusetzen versuchen, die ihnen gesellschaftlich verwehrt bleiben, setzt schon sein langjähriger Basler Freund Nietzsche aus dem Munde Zarathustras erschreckend wenig sublimativ entgegen:

[...] *Das Glück des Mannes heißt: ich will.* (was eher von Max Stirner stammen könnte, KR). *Das Glück des Weibes heißt: er will* (was dem Anliegen Bachofens³⁸⁸ entspricht, weil hier die Abwehr der geheimen matriarchalischen Machtansprüche angemeldet wird, KR).

[...] *siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen! - also denkt ein jedes Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht* (was von Martin Luther herkommt, aber auch im Haushalt der Nietzsches Ausübung findet, KR). *Und gehorchen muß das Weib [...]*

um sich den Rat einzuholen, der zugleich als rhetorische Schlussfigur dient:

„Vieles Artige sagte Zarathustra und sonderlich für die, welche jung genug dazu sind.“ [...]
„Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“³⁸⁹

³⁸⁸ Diese Behauptung ergibt sich schon aus der kommunikativen Situation zwischen einem *alten Weiblein* und Zarathustra, was die mythologische Dimension unterstreicht, die hier zum Vorschein kommen soll.

³⁸⁹ Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, in: Werke in drei Bänden, hg. v. Karl Schlechta, München, 1954, Band 2, S. 328 f.

Für George und sein Umfeld hat die Befolgung dieses Ratschlags dieser alten, scheinbar aus mythologischer Ferne rufenden Frau zur Folge, dass mit Ausnahme des erotischen Kontakts zwischen Männern, womit wohl vor allem der mit dem Meister selbst gemeint sein dürfte,³⁹⁰ im Bezug auf Frauen vornehmlich eine zölibatäre Lebensführung erwartet wird, wovon Böhringer zu berichten weiß:

*George hat das Zölibat nicht förmlich gefordert - so etwas tat er nie - aber die Freunde wußten, daß er die Frau nicht in seinem Staate haben wollte und die Bindung der Familie als Hindernis empfand [...] (Boehring, p. 126 f.),*³⁹¹

was dann nicht nur Ida Coblenz trifft, weil sie neben der Verehrung für StG auch zum Ausdruck bringt, dass sie ihren späteren Ehemann Richard Dehmel als Dichter und Liebhaber schätzt, sondern auch das Ehepaar Wolfskehl, dessen Verbindung George so scharf missbilligt, dass er Karl Wolfskehl anlässlich der Heirat mit Hanna schriftlich zum Rapport einbestellt, dessen Zustandekommen aber nicht überliefert ist.

Solche Aufführungsweisen erinnern nicht nur an die von Blüher kolportierten Szenen aus seiner Kadettenzeit, wo eigentlich ein permanenter Zustand der sexuellen Nötigung herrscht, sondern trägt wegen des unaufhörlichen Zwangs, die homoerotischen Befindlichkeiten regelmäßig und auf weitgehend entsublimierte Weise poetisch zu manifestieren, die Veröffentlichung dann aber wieder aus ästhetisch elitären Gründen streng zu limitieren, deutlich pathologische Züge, bei denen sich sexuelle Betätigungszwänge, exhibitionistische Züge und Verfolgungsvorstellungen ziemlich wild überkreuzen, weshalb schon

³⁹⁰ W. Wenghöfer: „Es ist nur eins. Es ist Georges Leib in höchster Reinheit, Süsse und Härte. Sehr viel Härte. Es graust einem, wenn man an das Buch denkt. Und wenn man es liest, ist man nur Liebe.“ (in: Briefe und Gedichte, Amsterdam, 2002, S. 25) oder:

Waclaw Rolicz - Lieder (1866 - 1912)

*An Stefan George
mit einem Bild*

*Hier ist das Bild: wie es uns widerfahren,
Das weiße Zimmer scheint auf uns zu warten,
Darin bei Sonnenuntergang, vor Jahren,
Als uns die Spatzen zwitscherten im Garten.
Zwei Seelen sich befangen offenbarten.
Ich sende dir das Bild: mag es dich finden
Und oft zu den Gemeinsamkeiten lenken,
Die uns, zwei Enden einer Welt, verbinden,
Mit vielen guten Stunden uns beschenken,
Daß wir, auch tot, noch ewig daran denken.
Gesegnet seien also diese Wände
Und jene Spatzen, zwitschernd, und der Garten,
Und der im Zimmer seine Raube fände,
Und die Gedanken, die da unser barren,
Seitdem sich unsre Seelen offenbarten.*

(1903, aus: Polnische Poesie des 20. Jahrhunderts, hg. und übertragen von Karl Dedecius, München, 1968, S. 15.)

Vgl. auch Jens Rieckmann, Hugo von Hofmannsthal und Stefan George, Signifikanz einer ‚Episode‘ aus der Jahrhundertwende, Tübingen / Basel, 1997, S. 31, der Vorwurf der sexuellen Nötigung bezieht sich u. a. auf diese Darstellung der Beziehung zwischen George und Hugo von Hoffmannsthal

³⁹¹ Zitiert nach Nancy Thuleen, Homoeroticism in the Conflict between Stefan George and Hugo von Hofmannsthal, Wisconsin - Madison, 1996

nachzuvollziehen ist, warum sich diese Leute an einem Dichter wie Hölderlin anzuklammern versuchen, von dem wenigstens bekannt gewesen sein dürfte, dass er einen wenig konventionellen Lebenswandel geführt hat. Nur ist dieser Teil der FH - Rezipienten insofern übers Ziel hinausgeschossen, als dessen Affaire mit Susette Gontard in einen nicht nachzuweisenden Zusammenhang mit einer – schwer zu verifizierenden – geistigen Erkrankung gebracht wird, um auch von hier aus zu belegen, dass Frauengeschichten, die zum Zweck der Reinhaltung des Dichterbildes natürlich „platonisch“ bleiben müssen, nichts anderes als sein Scheitern bewirken können, sei es wie in diesem Fall auf dem Weg eines allgemeinen geistigen Verfalls, sei es wie bei Robert Schumann mittels einer ange-dichteten syphilitischen Erkrankung, die er sich allerdings bereits vor seiner Ehe mit Clara Wieck zugezogen haben soll.³⁹²

³⁹² Vgl.: Barbara Meier, Robert Schumann, Reinbek, 1994, Eva Weisweiler, Clara Schumann, Eine Biographie, München 1992 und Nancy B. Reich, Ithaka, 2001; ein Vergleich der beiden letztgenannten Quellen erscheint philologiekritisch ganz ergiebig, da sie nicht unabhängig von einander entstanden sind, obwohl dies nirgends kenntlich gemacht ist.

Ausgelebtes und heimliches Liebesleben

Ob sich George nicht nur hinsichtlich seines poetischen Werks, sondern auch lebenswirklich als legitimen Nachfolger Goethes betrachtet, ist im zweiten Aspekt weniger gut zu belegen als im ersten, wo besonders durch Friedrich Gundolf behauptet wird, zwischen dem Weimarer Großdichter und seinem eigenen Meister hätte nur Epigonales oder gescheiterte Genialität wie in den Fällen Hölderlin und Nietzsche stattgefunden. Von der Vielzahl an Verbindungslinien, die zwischen Goethe und George gezogen werden, sei aus der Monographie Gundolfs über George nur herausgegriffen:

[...] nur George hat heute den lebendigen Willen und die menschliche Wesenheit, die zuletzt in Goethe und Napoleon noch einmal Fleisch geworden, die in Hölderlin und Nietzsche zuletzt als körperlose Flamme gen Himmel schlug und verglühte.³⁹³

Wenn in diesem Sinne Stefan George mehr ist als verglühte „körperlose Flamme“, nämlich Reinkarnation Goethescher und Napoleonischer „menschlicher Wesenheit“ zugleich, ist damit deren Wiederkehr insgesamt gemeint, wogegen sich das Phantasma Gerhart Hauptmanns, er sei aufgrund physiognomischer Ähnlichkeiten nur ein Goethe redivivus, geradezu bescheiden ausnimmt. Falls behauptet würde, der jeweilige Anspruch von Hauptmann und George, den wirklich wiedergeborenen Goethe machen zu dürfen, sei das wesentlich auslösende Moment der Angriffe der ästhetizistischen Kreise um George gegen den Naturalisten Hauptmann, würde dies zu Recht als Übertreibung zurückgewiesen werden, es ist aber unübersehbar, dass gerade Gundolf seine polemische Feder gegen alles, was sich zwischen eine mögliche und möglichst unmittelbare Anbindung von George an JWG stellt, mit besonderer Schärfe wendet. Bedeutender als solche schülerhaft folgsamen Huldigungen eines Literaturwissenschaftlers tritt aber die auffallend mangelhafte Originalität hervor, mit der bezogen auf Goethe, George nachgerade zwanghaft sich exhibitionistisch betätigt und dies eben wieder durch literarische Zweideutigkeiten zu verschlüsseln sucht, weil seine homoerotisch orientierten Eklogen in der Regel nicht von den Texten her, sondern nur aufgrund biographischer Zuweisungen so dekodiert werden können, bzw. dort, wo eindeutig ein Männchen gemeint ist, in den religiösen Bereich zielende Apotheosen abgefeiert werden, welche die Trivialität, die auch schwulen Neigungen manchmal anhängt, bis zur Unkenntlichkeit zum Verschwinden zu bringen versucht.

Goethes partielle Indifferenz gegenüber Frauen ist nicht nur sattsam untersucht,³⁹⁴ sondern offenbar schon zu seinen Lebzeiten so ärgerlich gewesen, dass er nach jahrelangem Konkubinat mit der Mutter seiner Kinder vom Dienstherrn aufgefordert wird, das Ver-

³⁹³ Friedrich Gundolf, *George*, Berlin, 1930, S. 22

³⁹⁴ Eissler, l. c., S. 1416

hältnis zu ihr wenigstens formal zu regulieren, was er denn – gehorsam wie er angelegt ist – auch befolgt, und gerade in diesem Aspekt stellen ihn die von Gundolf zwischen Goethe und George gestellten, seiner Ansicht nach aber verbrannten Genies Hölderlin und Nietzsche in den Schatten, weil sie nie bereit sind, formale Beziehungen zu Frauen einzugehen, bzw. an den formalen Bedingungen scheitern, die sie hätten eingehen müssen, um dauerhafte Beziehungen zu ihnen unterhalten zu können.

Wenn aber die Betrachtung konzentriert wird auf die im literaturgeschichtlichen Kanon (der an manchen Stellen sehr fest mit der George - Familie verknüpft ist) festgelegten, sog. wesentlichen Beziehungen zwischen Goethe und Charlotte von Stein, Hölderlin und Susette Gontard beziehungsweise Nietzsche und Cosima von Bülow / Wagner ergeben sich genau die Bedingungen, die Gundolf beschreibt, unter denen also sich Goethe manifestieren konnte³⁹⁵, während FH und FN verbrennen mussten, weil es ihnen biographisch nicht gelungen ist, sich von den Schwestern als Nachfolgerinnen ihrer Mütter oder von beiden zugleich zu lösen und sich in Männergesellschaften einzubringen, um die biologische Familie allenfalls nebenher und in demonstrativer Distanz zu betreiben, wie dies Goethe getan hat. George vollendet diesen biographischen Entwurf insofern mit großer Perfektion, als er Frauen insgesamt aus seinem Kreis verbannt, während in seiner Umgebung eher eine mildere Form der Frauenfeindlichkeit gewählt wird, nach der in der Nachfolge von Creuzer und Bachofen Frauen zwar eine biologisch notwendige Rolle zugeschrieben bekommen, gleichzeitig aber mitgeteilt wird, der Kampf zwischen den Geschlechtern sei endgültig und männerseitig nur dadurch zu entscheiden, dass sich diese Herren bezüglich ihrer kulturellen und damit zusammenhängenden wirklich lustvollen Betätigung auf ihr eigenes Geschlecht zu begrenzen hätten.

Tatsächlich unterscheiden sich die hier namentlich genannten Bezugspersonen durch ein ganz anderes, wenn auch trauriges Datum. Bei Goethe verschwindet die Bezugsperson Cornelia, weil sie 1877 stirbt, was Goethe ganz realistisch als Ende seiner Bindung an sie begreift, während Nietzsche und Hölderlin die konkurrierenden Schwäger Breunlin / Förster überleben, ohne dass es ihnen gelingt, die Frauen, auf die sie endogam fixiert sind, dauerhaft an sich binden zu können. Beiden können wegen der andauernden emotionalen Verpflichtungen innerhalb der eigenen Familie aber auch keine stabilen exogamen Beziehungen etablieren, weshalb sie sich auf regressive Weise in fremden Familien einnisten, ohne dass sie sich hier gegen die Männer durchsetzen können, die dort bereits vorhanden sind. Was Hölderlin bei den v. Kalbs und Gontards probiert, entspricht in Nietzsches Biographie dem Verhältnis zur Familie Wagner / v. Bülow, dem Ehepaar Bachofen – was vor allem seine Schwester biographisch ausblendet – und dem Versuch, auf dem

³⁹⁵ Eissler spricht von Selbstheilungsprozessen, l. c., S. 377

Umweg über Lou Salomé die Familie seines Freundes Dr. Rée zu ergänzen, der sich aber auch nie wirklich von seinem Bruder lösen konnte.

Es geht in diesen beiden prominenten Fällen also nicht um allgemeine patriarchalische Machtansprüche, sondern ganz konkret um die von Schwestern, die bei Hölderlin nicht zu so konkreten Eingriffen führen wie der Vertreibung von Lou Salomé aus der Umgebung Nietzsches durch seine Schwester Elisabeth,³⁹⁶ dennoch kann bei ihm die emotionale Bindung leicht aus den Briefen an Heinrike, bzw. der Aufführungsweise gegenüber seinem Schwager Breunlin erschlossen und vorsichtig erweitert werden. Da sich diese emotionalen Zustände und damit – wahrscheinlich bei Nietzsche handfester als bei Hölderlin – einhergehenden erotischen Fixierungen in einem völlig verbotenen Bereich der Liebe befinden, erscheinen die von Freud vorgelegten Antagonismen zwischen familienzentrierten Triebbedürfnissen und kulturellen Anforderungen gerade bei wichtigen Personen des Geisteslebens nicht diskutabel. Sie werden wegen des offensichtlichen Tabubruchs nicht einmal wahrgenommen, sondern erfahren dadurch eine kollektive Verdrängung, dass sie im Rahmen der auf Bachofens Erfindung vom Mutterrecht folgenden Diskussion verallgemeinert und entstehungsgeschichtlich den Grundbedingungen der Zivilisation zugeordnet werden.

Durch diese Mythologisierung, die auch eine Form des Verdrängens darstellt, bleibt bis heute einerseits der Zusammenhang von geschwisterlichem Inzest und Kulturleistung,

³⁹⁶ Janz (l. c., Bd. 2, S. 145, vgl. auch: Ernst Pfeifer (Hg.) Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou Salomé, Die Dokumente ihrer Begegnung, Frankfurt, 1970, S. 161 ff.) ventiliert den (vielleicht von Lou ausgehenden, wofür sich aber bei Pfeifer kein Hinweis finden lässt) Vorschlag, eine ménage à trois unmittelbar vor den Toren Naumburgs in Tautenburg zu probieren, um sie später (in Paris) zu bilden, was nicht nur die Schwester wütend zurückweist, sondern auch zu heftigen Vorwürfen der Mutter dem Sohn gegenüber führt. Offenbar blockieren sich Lou und Elisabeth schon bei der Probe dieses Vorhabens gegenseitig so massiv, dass nicht nur dieses Unterfangen insgesamt aufgegeben wird, sondern von hier ein familiäres Zerwürfnis ausgeht, das ebenso heftige wie asymmetrische Folgen zeitigen soll:

Während Nietzsche sich publizistisch an Mutter und Schwester in den Entwürfen zu „Ecce homo“ rächen will, opfern die beiden Frauen schließlich pflegerisch für Friedrich sich auf. Der Gedanke, den er im September 1882 offenbar ziemlich frustrierte Bruder in einem Briefentwurf an die Schwester notiert: „Diese Art von Seelen, wie Du eine hast, meine arme Schwester, mag ich nicht; und am wenigsten mag ich sie, wenn sie sich gar noch moralisch blähen; ich kenne eure Kleinlichkeit“ (zitiert nach Janz, *ibid.*), steigert sich schließlich zur blindwütenden innerfamiliären Abrechnung, deren Veröffentlichung Elisabeth 1908 zunächst zu verhindern weiß. Da aber Köselitz / Gast ihr das diskriminierende Blatt zum Zweck der Vernichtung überstellt, heimlich aber dennoch / eben deshalb kopiert, kommt schließlich zum Vorschein:

Ich bin ein polnischer Edelmann pur sang, dem auch nicht ein Tropfen schlechtes Blut beigemischt ist, am wenigsten deutsches. Wenn ich den tiefsten Gegensatz zu mir suche, die unausrechenbare Gemeinheit der Instinkte, so finde ich immer meine Mutter und Schwester, — mit solcher canaille mich verwandt zu glauben wäre eine Lästerung auf meine Göttlichkeit. Die Behandlung, die ich von Seiten meiner Mutter und Schwester erfahre, bis auf diesen Augenblick, flösst mir ein unsägliches Grauen ein: hier arbeitet eine vollkommene Höllenmaschine, mit unfehlbarer Sicherheit über den Augenblick, wo man mich blutig verwunden kann — in meinen höchsten Augenblicken, ... denn da fehlt jede Kraft, sich gegen giftiges Gewürm zu wehren ... Die physiologische Contiguität ermöglicht eine solche disharmonia praestabilita ... Aber ich bekenne, dass der tiefste Einwand gegen die „ewige Wiederkehr“, mein eigentlich abgründlicher Gedanke, immer Mutter und Schwester sind.

(Ecce homo, KSA, Bd. 6, S. 268)

Dass Nietzsche hier, vor Wut rasend, einige Ebenen durcheinandergeraten, ist zu offensichtlich, um diesen Unfall gesondert besprechen zu müssen, die Ereignisse von 1882 sind aber m. E. für eine Erklärung des späteren, nach kurzem Wüten eintretenden, (fast) vollständigen Schweigens von entscheidender Bedeutung, da FN sich unter ziemlich unmittelbarer Aufsicht der Mutter exo- und endogam bereits bei diesem Aufenthalt im Pfarrhaus von Tautenburg in eine nicht umkehrbare Schiefelage gebracht hat. Die betreffenden editorischen Intrigen sind im 14. Band der KSA (S. 454 ff.) ganz eindrucksvoll dokumentiert. Dabei fällt auf, dass Köselitz / Gast und Förster - Nietzsche sehr schnell der Brisanz der Druckvorlagen zu „Ecce homo“ sich bewusst sind, da sie bereits wenige Wochen nach Ausbruch der offensichtlich gewordenen mentalen Erkrankung von Nietzsche (also schon im Februar 1889) die entsprechenden Unterlagen einkassieren, die in der Leipziger Druckerei von C. G. Naumann liegen (KSA, Bd. 14, S. 455, 457 und 459).

wofern nicht ausgeblendet, so doch auf den ödipalen Kontext als lebenslänglicher Verpflichtung zwischen Söhnen und Müttern verschoben, weshalb die Suche nach Vaterfiguren, die auch und gleichermaßen die Biographien Hölderlins und Nietzsches bestimmt, mittels internalisierter Schuldgefühle diesem Komplex zugeschlagen werden muss, andererseits aber der Weg freigemacht wird für eine Wiederentdeckung der bereits bei Platon entwickelten Vision einer reinen Männergesellschaft, die weniger tabuisiert erscheint als der Inzest zwischen Geschwistern, auch wenn die homosexuelle Betätigung dem Anspruch nach bis zum Ende des 20. Jahrhunderts hinein strafrechtlich verfolgt wird.³⁹⁷

Der ernst zu nehmenden Annahme von einem wirklichen und umfassend greifenden Verbot stehen nicht nur theoretische Texte und Dichtungen entgegen, mit denen sich auch schon vor der Revision des § 175 StGB wesentliche Stützen der Gesellschaft mehr oder minder offen zur gleichgeschlechtlichen Liebe bekennen, sondern auch der Umstand, nach dem wesentliche politische Strömungen ihren Ursprung in der Schwulenszene besitzen – auch wenn sie später dazu übergehen, einem Teil der Homosexuellen nachzustellen.³⁹⁸

Auch wenn damit die von Freud dargestellte ödipale Anbindung von Söhnen an ihre Mütter nicht grundsätzlich bestritten wird: Der Nachweis dürfte schwerfallen, dass die beiden Friedrich - Söhne die offensichtlich gesteigerten Zuwendungsbedürfnisse ihrer Mütter auf die vielleicht erwartete Weise erwidern, die persönliche Okkupation Nietzsches durch Franziska gelingt erst nach dessen Erkrankung, also im Zustand völliger geistiger und körperlicher Hilflosigkeit des Sohnes und Hölderlin schreibt natürlich Jahre lang übertrieben devote Briefe an Johanna Hölderlin / Gok, aber solche Dokumente von seiner Hand erreichen auch andere Personen und haben im Schriftverkehr mit großer Wahrscheinlichkeit andere Gründe als ein überzogenes Hinwendungsbedürfnis des Sohnes zur

³⁹⁷ Selbstverständlich: Auch der Inzest, [den Nietzsche bei Geschwistern für natürlich hält]

(Alle herrschenden Begriffe über Verwandtschaftsgrade sind ein physiologischer Widersinn, der nicht übertriffen werden kann. Man ist am wenigsten mit seinen Eltern verwandt; die Geschwister-Ehe (...) ist so wenig widernatürlich, daß im Verhältniß dazu, jede Ehe beinahe Incest ist ... Seinen Eltern ähnlich sein ist das ächtteste Zeichen von Gemeinheit: die höheren Naturen haben ihren Ursprung weiter zurück...) (KSA, Bd. 14, S. 473, weshalb sich nach Nietzsches Ansicht Geschwister notwendigerweise emotional und beziehungsstechnisch treffen müssen, KR, der dieser Dialektik einer zum nahe Liegen kommenden Fernstenliebe nicht folgen mag) zwischen den Generationen ist (bis heute) strafbewehrt, es ist aber ganz offensichtlich, dass vor allem bürgerliche Kreise im Umgang mit diesen innerfamiliären Anbindungen, die am meisten Väter und ihre erwachsen werdenden Töchter betreffen, so ausgefeilte Verhaltensformen entwickelt haben, dass selbst über Dunkelziffern nur spekuliert werden kann.

³⁹⁸ Vgl.: Scott Lively / Kevin Abrams, *The Pink Swastika*, Jerusalem, 1995, Chapter One, *The Homosexual Roots of the Nazi Party*:

It was a quiet night in Munich. The people along the streets in the heart of the city were grim. They walked heads down, hands deep in the pockets of their frayed coats. All around, the spirit of defeat hung like a pall in the evening air; it was etched on the faces of the out-of-work soldiers on every street corner and in every cafe. Germany had been defeated in the war, but it had been crushed by the terms of the Versailles Treaty. Everywhere the people were still mired in depression and despair, several years after the humiliating surrender of Kaiser Wilhelm.

In this atmosphere the purposeful stride of Captain Ernst Roehm seemed out of place. But Roehm was accustomed to being different. A homosexual with a taste for boys, Roehm was part of a growing subculture in Germany which fancied itself a superior form of German manhood. A large, heavy man, Roehm had been a professional soldier since 1906, and, after the war, had temporarily lent his talents to a socialist terrorist organization called the Iron Fist. On this night Roehm was on his way to meet some associates who had formed a much more powerful socialist organization.

At the door of the Bratnurstglockel, a tavern frequented by homosexual roughnecks and bully-boys, Roehm turned in and joined the bandful of sexual deviants and occultists who were celebrating the success of a new campaign of terror. Their organization, once known as the German Worker's Party, was now called the Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, The National Socialist German Worker's Party -- the Nazis.

Mutter. Nur: Wo über Inzest als psychische Abhängigkeit zwischen Söhnen und ihren teilweise erheblich älteren Müttern geredet wird, können faktische Liebesverhältnisse zwischen – der gleichen Generation angehörigen – Geschwistern eher diskret übergangen werden als dort, wo inzestuöse Bedingungen insgesamt bedacht werden müssen, weil Geschwisterpaare so offensichtlich in einander verliebt sind, dass es mit großer Wahrscheinlichkeit nicht bei psychischen und / oder künstlerischen Symbiosen geblieben ist. Vor allem die Biographie Nietzsches zeigt dabei, dass auch in fester geschwisterlicher Umarmung kulturell umfangreiche Leistungen erbracht werden können; die Lebensbedingungen Hölderlins liegen sehr ähnlich und sind komplexer, weshalb eine unmittelbare Zuordnung des Geschwisterpaars Heinrike und Friedrich riskant erscheint, aber auch hier geht die Vorstellung nicht auf, dass sich der psychische Verbleib in der Familie negativ auf die Produktivität eines Mannes auswirkt.³⁹⁹

Da es aber darüber hinaus eher Anzeichen dafür gibt, dass Hölderlin eher unter einer ungeklärten Rivalität mit seinem Halbbruder Karl Gok leidet, die anhand dessen Heirat mit der gemeinsamen Cousine Maria Blöst zum Vorschein kommt, die freilich nur eine geringfügige Verlagerung des Kampfes um die Schwester in den nächsten Verwandtschaftsgrad bedeutet, was insgesamt und während der gesamten Schaffensperiode dieses Dichters als psychischer Ballast zu berücksichtigen ist, wird die Vorstellung vom Widerspruch zwischen weiblicher Triebgebundenheit, die letztlich zur kulturellen Unfruchtbarkeit führt und der Voraussetzung für Männer, sie müssten sich aus dem inzestuösen Umklammerung befreien, um künstlerische oder gesellschaftliche Leistungen zustande zu bringen, deshalb zur Disposition gestellt, weil sie einer Überprüfung an den hier genannten Beispielen kaum standhält.

Insgesamt greift die Einschätzung emotionaler, sozialer aber auch religiöser Zustände, die unter dem Einfluss der französischen Aufklärung und Revolution stehen, durch das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert deshalb daneben, weil die Autoren dieser Zeit die repressiven Bedingungen ihrer eigenen Zeit auf die vorherige Periode projizieren und dort, wo Tabuzonen übertüncht werden müssen oder Erkenntnislücken zu schließen sind, der spekulative Weg ins mythologische Zeitalter geöffnet wird, der aber nach Bachofen deshalb stetig sich verkürzt und zum rhetorischen Duktus verfällt, weil sich dieser Basler Gelehrte wenigstens noch der Mühe unterzieht, die archäologischen Orte aufzusuchen, aus deren geo- oder archäologischen Beschaffenheit er sich eine Einsicht in die grundsätzlichen Bedingungen der Zivilisation zu erschauen hofft, während in seiner Nachfolge

³⁹⁹ Um noch einen weiteren Stein ins Wasser zu werfen: auch Fanny und Felix M. stellen ein sich sanktionsfrei liebendes Geschwisterpaar dar, dessen psychische Übereinstimmungen selbst über große geographische Distanzen hinaus ganz hervorragende kongeniale Leistungen ermöglichen, vgl.: Hans - Günther Klein, *Das verborgene Band, Felix Mendelssohn Bartholdy und seine Schwester Fanny Hensel*, Wiesbaden, 1997, wo dokumentiert ist, welch traurigen Brief eine Schwester an ihrem Hochzeitstag an einen weiteren Liebhaber schreiben kann, der ihr Bruder ist.

dann häufig bloß noch in (ggf. selbstgebildeten) Worten oder Komposita gerührt wird, um die Voraussetzungen für die Umwertungen schaffen zu können, die Nietzsche theoretisch gefordert hat,⁴⁰⁰ an deren systematischen Umsetzung er aber durch seine Erkrankung gehindert wird, weshalb sich die Fortsetzung dieses Unterfangens auf verschiedene Höfe verteilt und zu teilweise widersprüchlichen Haltungen führt.

Im Bereich der Literatur hat offensichtlich Stefan George am schnellsten und effektivsten diese Aufforderung Nietzsches umgesetzt und Gundolf feiert zurecht ihn als Vorreiter und unerreichbaren Vollender dieser Bewegung, wenn er meint:

[...] nicht das Vorhandensein oder die Zahl der Genies bestimmt den Wert, den Gott- oder Weltgehalt eines Zeitalters, sondern ihre Kraft einheitlichen Seelenausdrucks: dessen höchste Stufe ist einheitlicher Sprachgeist mit sichtbarer Mitte, von der aus in allen Graden und Lagen seine Bewegung als Rhythmus, als Tonfall, als Stil hinabwaltet, immer dünner, bis sie sich an den Rändern ihres Wirkungskreises verliert. Dies ist der tiefe Sinn von Georges Wort

In jeder ewe

Ist nur ein gott und einer nur sein künnder.

Dabei mag der Künnder ein Gründer oder ein Vollender sein, das Gesetz auflösen oder erfüllen. Jeder neue Gott schafft neue Sprache, daran erkennt man fast ob er ein Gott ist. Alle religiösen Genien sind Sprachschöpfer und alle Sprachschöpfer, auch die weltlich gesinnten, sind eine neue Feier und Weihe des Lebens überhaupt. Mit einem gewaltigen Ruck oder mit einer fast unmerklichen Umbildung haben die geistigen Erneuerer vor allem die Sprache ihrer Völker verwandelt - für Deutschland nenne ich nur Luther und Goethe. Nicht die besondern Gedanken, oder die neuartige Fragestellung, oder die Entdeckung eines frischen Stoff- oder Reizfeldes, nicht ein noch so erfreulicher oder kräftiger Charakter, oder eine außergewöhnliche Kunstfertigkeit geben einer Zeit die neue Sprache oder das neue Wort, überhaupt keine Eigenschaften des bloßen Genies, sondern zunächst die Herkunft aus einer neuen, bisher unerschlossenen Seelenebene, aus der Ferne, dem Jenseits aller bisherigen eingereichten und rückgewandten Ordnungen, aus einem die fertige Welt umlagernden Chaos. Nur neuer Weltblick wandelt unwillkürlich das Sagen.⁴⁰¹

An einer solchen Charakteristik stört freilich nicht nur die ins Blasphemische reichende Überschätzung des eigenen Meisters, sondern auch, dass Gundolf an keiner Stelle reflektiert, was mit den poetischen Gegenständen geschieht, wenn sie einer solchen sprachlichen Neuschöpfung unterworfen werden, weil mit einem solchen Akt gerade durch den überhöhten, den religiösen Zugriff verdrängenden poetischen Akt nicht nur die eigene Zeit neu gesehen wird, sondern auch die Schöpfungsgeschichte selbst, als deren neuer,

⁴⁰⁰ Zum Beleg nur ein Satz von Nietzsche, der in seiner ganzen Missverständlichkeit unkommentiert stehen bleiben soll: *Die Umstände, welche man zu ihrer Entstehung teils schaffen, teils ausnützen müßte; die mutmaßlichen Wege und Proben, vermöge deren eine Seele zu einer solchen Höhe und Gewalt aufwüchse, um den Zwang zu diesen Aufgaben zu empfinden; eine Umwertung der Werte, unter deren neuem Druck und Hammer ein Gewissen gestählt, ein Herz in Erz verwandelt würde, daß es das Gewicht einer solchen Verantwortlichkeit ertrüge; andererseits die Notwendigkeit solcher Führer, die erschreckliche Gefahr, daß sie ausbleiben oder mißraten oder entarten könnten - das sind unsre eigentlichen Sorgen und Verdüsterungen, ihr wißt es, ihr freien Geister?*

(Friedrich Nietzsche, Werke (Schlechta), Bd. 2, S. 661)

⁴⁰¹ Gundolf, l. c., S. 9, warum George hier auf die mhd. Form „ewe“ zurückgreift, bleibt dabei aus Gründen mangelhafter Einsicht unberücksichtigt, vielleicht ist hier ja nur eine zum poetischen Gebrauch handlich zurechtgestutzte, schnuckelige „Ewigkeit“ gemeint, die in einer Historisierung zum linguistischen Riesenspielzeug zusammenschnurrt.

moderner usw. Gott eben keine theologische Instanz betrachtet wird, sondern eine singuläre Person der zeitgenössischen Literaturbetriebs, die sich kraft ihrer eigenen Imagination (und eines gut funktionierenden Sektenapparats) selbst und wenigen Auserwählten den Segen dazu erteilt.

Dieses Prinzip der Hofhaltung beinhaltet nicht nur inhaltliche Umwertungen, sondern auch organisatorische Neubestimmungen, innerhalb derer vor allem im Bereich von Geistes- und Seelenwissenschaften die Schwerpunkte von Forschung und Meinungsbildung aus den öffentlichen Einrichtungen verschwinden und in private Räume verlegt werden, von wo aus sie dann erst wieder auf die Universitäten zurückwirken, weshalb hier zumindest eine doppelte Kanonik⁴⁰² der Lehre gepflegt wird, wofern überhaupt noch ein Kontakt zu Bildungseinrichtungen unter öffentlicher Kontrolle gesucht wird und es nicht zur Ausformung privater Ersatzsysteme kommt, von denen aus eine solche Umwälzung versucht wird.⁴⁰³ Auf dem Gebiet der Seelenforschung und -heilkunde dürfte wohl in dem auf C. G. Jung zurückgehenden Züricher Institut die am besten ausgebaute Kaderschmiede bestehen, dessen Gründer sich sehr konzentriert auf die Umwertungsvorstellungen Nietzsches bezieht, weshalb ihn selbst eine sonst eher harmlose Quelle, wie Kindlers „Literaturlexikon“ das ist, mit ungewöhnlich harscher Kritik überzieht:

[...] *trotz selbsterkritischer, KR) Momente – (leistet C. G. Jung, KR) Tendenzen in seiner Anhängerschaft Vorschub, in der höchst privat - persönl. Individuation seiner Psyche eine allgemeingültige Grundlage für einen religionsartigen Heilsweg, einen Mythos u. eine religiöse Offenbarung zu sehen.*⁴⁰⁴

Sofern eine solche kritische Haltung gegenüber der kruden Dialektik von metaphysisch aufgeblähten Vorstellungen des menschlichen Ego und dessen faktisch schrumpfenden gesellschaftlichen Einflusses auf die Forderung nach einer Analyse dieses Zusammenhangs abzielen sollte, kann sie nur unterstützt werden.

⁴⁰² „Hölderlin lesen und Bachofen lehren“, vgl. Manfred Frank, Der kommende Gott, I. c.

⁴⁰³ Auf diesem Gebiet war im deutschen Sprachraum wohl Rudolf Steiner, der zeitweilige Sekretär von Elisabeth Förster - Nietzsche, am erfolgreichsten, dessen anthroposophische Sekte mit dem „Goetheanum“ bei Basel nicht nur ein weltanschauliches Zentrum besitzt, sondern auch sämtliche Sparten des Bildungswesens zwischen Kindergarten und einer (mittlerweile verkaufte) Hochschule betreibt, wozu, die Fa. Arrondierend, ein eigenes Verlagswesen gehört.

⁴⁰⁴ Killy, I. c., Bd. 6, S. 157

Die Zeugung der Schwiegermutter

Als ein wesentlicher inhaltlicher Aspekt dieser bei C. G. Jung zum Schein dreifach abgesicherten und zum Religionsersatz sich trefflich eignenden Botschaft durchzieht die unaufhörlicher Suche nach der verlorenen Mutter die Literatur in diesem Umfeld, das in seinen misogynen Ausläufern sich aber von Bachofen / Nietzsche bis in die „Frankfurter Schule“ (namentlich: Erich Fromm) hinein erstreckt und insgesamt schon deshalb „zweiseitig“ wirkt, weil diese Mutterkultigkeit zwar schon den Charakter von „Heilsweg“, „Mythos“ und „Offenbarung“ in sich birgt, zugleich aber auch deutlich abwehrende Züge trägt, nicht nur wegen der Zuordnung von „Mütterlichkeit“ zur un- oder wenig beseelten „Natur“, als der unausrottbaren und mit jeder Generation wieder auf die Welt kommenden Zivilisations-, Kultur- und letztlich auch Bildungsfeindlichkeit alles Weiblichen, sondern wegen des grundsätzlichen Vorwurfs, die Frauen trügen letztlich die Verantwortung dafür, wie ihre Kinder biologisch, seelisch und sozial so gerieten, wie sie nun einmal sind, gerade als seien Frauen von der Natur zur Verfügung gestellte, aber zugleich dort belassene Prägeformen für die späteren Anlagen des gemeinsamen Nachwuchses.⁴⁰⁵ Ganz besonders unausrottbar ist in diesem Zusammenhang die seit langem nicht aus der Welt zu schaffende Überzeugung, die Mütter trügen vor allem die Verantwortung für die sexuellen Veranlagungen ihrer Söhne, wofür inzwischen auch angeblich Hinweise von Gen - Forschern vorliegen.⁴⁰⁶

Offenbar haben sich damit Goethes Vorstellungen bis in bio - chemische Labors durchgefressen, nach denen nicht nur Werther beim Andenken an Charlotte eine tiefe Sehnsucht nach deren toten Mutter Bild befällt,⁴⁰⁷ sondern auch ein anderer – aber genauso – vergeblicher Liebhaber bemerkt, wie ähnlich Großmutter, Mutter und Tochter aussehen:

Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu sagen; sie bat mich, hineinzutreten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch alles auf dem alten Platze fand, und - sonderbar! die schöne Muhme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich,

⁴⁰⁵ Es ist ganz offensichtlich, dass sich eine solche Vorstellung eng an die anlehnt, nach der der weibliche Körper nur dem Austragen dessen dient, was ihr vom Mann übertragen wird, weshalb in manchen Köpfen heute noch ein Abtreibungsverbot herumspukt, jene ist aber noch schärfer gegen alle Gleichberechtigungstendenzen gerichtet, die der philosophischen Diskussion und dem naturwissenschaftlichen Fortschritt der Aufklärung entstammen als diese, weil sie die unterschiedlichen Verantwortungsgrenzen für Körper und Geist entlang der Geschlechtergrenze zieht. Darüber lästert allerdings bereits E. T. A. Hoffmann im „Sandmann“ mittels Namensgebung ab, wenn er das männliche alter Ego von Prof. Spalanzani „Coppola“ (i. e.: das „Fruchtkörbchen“) nennt.

⁴⁰⁶ Vgl.: Spektrum der Wissenschaft, Juli 1994; Dean H. Hamer, Homosexualität: biologische Faktoren; die inzwischen in Zweifel gezogene Valenz dieser Veröffentlichung braucht hier nicht besprochen zu werden, weil nur die behauptete Verantwortung der Frauen von Interesse ist, nicht die Ursächlichkeit selbst.

⁴⁰⁷ Goethe, Die Leiden des jungen Werthers, HA, Bd. 6, S. 118:
„[...]Wir werden sein! wir werden uns wieder sehen! Deine Mutter sehen! ich werde sie sehen, werde sie finden, ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! Deine Mutter, dein Ebenbild.“ (Hervorhebung von mir, KR)

*war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüten und Früchte stufenweis nebeneinander leben.*⁴⁰⁸

Solche Projektionen, die der Generationenfolge nach rückwärts sich öffnen und psychologisch schon im Sinne tiefsitzender inzestuöser Wünsche erklärbar sind, weil sie sich dort Verwandtschaften erhoffen, wo Liebschaften nicht eintreten können, werden zwar bereits in E. T. A. Hoffmanns „Kater Murr“ sanft parodiert, das tut aber ihrer Wirksamkeit keinen Abbruch, ganz im Gegenteil. Weil Leute wie Gundolf wirksam die Nachrangigkeit der (pauschal so bezeichneten) romantischen Literatur gegenüber Goethe – und dann wieder George – festlegen, wird eine solche Textstelle gar nicht als Parodie begriffen, die verursachen könnte, sich kritisch mit der Quelle der Spottlust zu befassen, sondern lediglich als (in der Regel von Goethe) entlehnter Abklatsch von minderer Originalität.

„Ha, diese Ähnlichkeit,“ sprach die Gefleckte, „diese Ähnlichkeit, diese Augen, diese Gesichtszüge, dieser Bart, dieser Pelz, alles erinnert mich nur zu lebhaft an den Treulosen, Undankbaren, der mich verließ. - Du bist ganz das getreue Ebenbild deines Vaters, lieber Murr (denn so wirst du ja gebeißt), ich hoffe jedoch, daß du mit der Schönheit des Vaters zugleich die sanftere Denkungsart, die milden Sitten deiner Mutter Mina erworben haben wirst. [...]“⁴⁰⁹

In diesem Zusammenhang beschleicht einen manchmal gerade bei der Lektüre, die den genealogischen Vorstellungen Goethes verpflichtet scheint, das Gefühl, das alles schon einmal gelesen zu haben, wenn auch im Original manches konzentrierter und deshalb bei gleicher Unfüglichkeit goutierbarer erscheint, denn natürlich findet sich schon bei Goethe selbst die Vermutung der Mutterprägung bei Personen, die man gar nicht kennt, zu der aber der Mann bereits die ambivalente Distanz entwickelt, die sich nicht nur im Widerspruch zwischen Mütterverehrung und Misogynie wiederfindet, sondern genau die psychischen Grauzonen eröffnet, in denen sich geschwisterlicher Inzest ödipal tarnen lässt.

*So wandelst du, dein Ebenbild zu schauen,
Das majestätisch uns von oben blickt,
Der Mütter Urbild, Königin der Frauen,
Ein Wunderpinsel hat sie ausgedrückt.
Ihr beugt ein Mann, mit liebevollem Grauen,
Ein Weib die Knie, in Demut still entzückt;
Du aber kommst, ihr deine Hand zu reichen,
Als wärest du zu Haus bei deinesgleichen.⁴¹⁰*

Dabei ist der in dieser Richtung zielende Versuch bereits im „Werther“ als offener Wunsch nach einer inzestuös organisierten Beziehung zu sehen, weil der Wunsch die Schönheit der Mutter durch das Bild der Geliebten hindurch zu erblicken, selbstverständ-

⁴⁰⁸ Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, HA, Bd. 7, S. 470 f.

⁴⁰⁹ Hoffmann, Lebensansichten des Katers Murr, I. c., Bd. 5, S. 178

⁴¹⁰ J. W. v. Goethe, Einer hohen Reisenden, BA, Bd. 1, S. 379

lich die Vorstellung mitenthält, zwischen dem Protagonisten und seiner – vergeblich – Angebeteten bestünde eine früher festgelegte verwandtschaftliche Beziehung über deren Mutter. Schon hier kann also einer nur die Tochter (s)einer Mutter lieben, was bei Goethe wahrscheinlich auch mit einer stark narzisstischen Natur zusammenhängt, die nicht nur sein Verhältnis zu sich selbst, sondern auch das zur Schwester Cornelia prägt.⁴¹¹ Dies stellt aber noch lange keinen Grund dafür dar, solche, von Männern projizierten Triebwünsche in eine Grundlage von mythologischen Phantasien oder eschatologischen Hoffnungen umzuwidmen, wie das bei Jung – explizit auf Goethe sich beziehend – zum Vorschein kommt, generell aber als sozialpsychologischer Hintergrund für die Literatur wichtig ist, die sich selbst zwischen „Romantik“ und „Moderne“ ansiedelt und der Überzeugung Goethes beitrifft, Verwandtschaft sei keine festliegende Gegebenheit, sondern ein vom Mann erschauter Zustand, der sich dann nicht nur auf Triebbedürfnisse zwischen fiktiven Geschwistern beziehen, sondern auch homoerotische Umstände so beeinflussen kann, wie dies im Kreis um Stefan George verstanden und praktiziert wird.

Demgegenüber stellt sich bei Hölderlin das Verhältnis zwischen zwei Liebenden als geradenach unpräventiös dar, was schon daraus zu ersehen ist, dass Hyperion ungefragt erfährt, wohin Melite verwandtschaftlich gehört, weshalb weder eine Projektion möglich ist, noch – wie später in Wagners Oper – ein Verbot erteilt werden muss, danach zu forschen.

Ohne zu fragen, erfuhr ich, sie komme von den Ufern des Pactols, aus einem einsamen Thale des Tmolus, wohin ihr Vater, ein sonderbarer Mann, aus Verdruß über die itzige Lage der Griechen sich schon gar lange von Smyrna weg begeben hätte, um dort seines finstern Grams zu pflegen, und ihre Mutter, ehemals die Krone von Jonien, sey eine Verwandte des Gorgonda Notara.⁴¹²

Dies verweist darauf, dass Hölderlin nicht in die Schar der Dichter integrierbar ist, denen solche zwischen Neugier nach der eigenen Herkunft und der Dämonisierung von Frauen hin- und herschwankende Gefühlslagen, ebenso zur Abwehr von Kastrationsängsten wie zu einer Begrenzung der sexuellen Betätigung aufs eigene Geschlecht (was andere Ursächlichkeiten dieser Verhaltensform aber nicht ausschließen soll) dienen, einer emotionalen Situation, die offenbar durch die patriarchalische Organisationsform der bürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert, in der die Männer aber weitgehend und große Zeitanteile von der Familie getrennt verbringen, noch stärker ausgeformt wird, als sie einen Menschen wie Friedrich Hölderlin aufgrund des Verlusts seines Vaters / zweier Väter prägt, weshalb sie zu einer generellen Grundlage eher zwiespältiger Haltungen gegenüber Frauen wird, die bei FH so nicht aufzufinden ist. Es kann in diesem Zusammenhang jedoch nicht

⁴¹¹ Vgl.: Eissler, l. c., S. 74

⁴¹² Hölderlin, FA, Bd., S. 53

übersehen werden, dass neben einer teilweise exzessiven Gewalttätigkeit innerhalb der bürgerlichen Familien selbst auch gesamtgesellschaftliche Gewaltstrukturen wie ein explosiv sich ausbreitender Militarismus dazu beigetragen haben können, allgemeine Phobien zu steigern, und speziell die Angst, kein richtiger Mann werden zu können, ursächlich hervorgerufen haben. Ob eine Abmilderung solcher Angstzustände allerdings mittels einer kollektiven Weigerung geleistet werden kann, sich damit auseinander zu setzen, dass es auch menschliche Wesen ohne Schwänze gibt, und man diese offenbar sehr beunruhigende Situation im Rekurs auf die mythologische Situation lediglich in allerdings fortschreitender Privatisierung – die Individuen isolierend und damit die ungunstigen Zeiten patriarchalischer Zustände repetierend – wiederbelebt, anstatt sie historisch und gesellschaftlich realistisch zu korrigieren, scheint ausgesprochen fraglich.

Bei Hölderlin spielt – wie gesagt – diese offenbar auf die Literatur sehr umfassend wirksame psychische Gemengelage eher eine untergeordnete Rolle, weil er einerseits die literarische Situation im Gegensatz zu anderen Autoren ganz gut von seiner biographischen zu trennen versteht, sich andererseits aber den von ihm gesuchten Ersatzvätern mittels Frauen zuordnet, die teilweise ihm gleichaltrig oder nur moderat älter sind als er. Charlotte v. Kalb ist neun Jahre vor ihm geboren, Susette Gontard etwas mehr als eines, aber natürlich sind sie bereits Mütter, als der Dichter in ihr Leben tritt ...

„Der Teufel, den man Venus nennt“

*Der Teufel, den man Venus nennt,
Er ist der schlimmste von allen;
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus seinen schönen Krallen.*
Heinrich Heine

So wenig originell das Ausleben regressiver Tendenzen und der damit verbundene Eintritt in eine hypertrophierte Vorstellung von Müttern gegen Ende des 19. Jahrhunderts erscheint, die das konkrete Versagen gegenüber Frauen wenn auch nicht völlig zum Verschwinden bringen, so doch erheblich abzumildern vermag, weil dies samt dem transzendentalen mutterkultischen Überbau bei Goethe enthalten ist: Auch der Entwurf der Rückzugs aus der Welt, in der attraktive Frauen ihre Ausstrahlungskraft zur Geltung bringen, und dafür mit der Aufnahme in eine (fast) reine Männergesellschaft belohnt werden, ist längst operngeschichtlich verbraucht, bevor er zur Lebenswirklichkeit von solchen Leuten gerät, die eigentlich merken müssten, dass sie nur eine Oper nachspielen, wenn sie in ausschließlich männerbündisch organisierte und zum Vagabundieren neigende Gesellschaften eintreten.

Denn unmittelbar, nachdem Richard Wagners Tannhäuser aus wenig nachvollziehbaren Gründen der Venus das Beilager aufkündigt,⁴¹³ wird er von einer Gruppe musikalisch wie kämpferisch begnadeter Männer zwangsrekrutiert, die sich der vergleichsweise⁴¹⁴ abstrakten Verehrung der (später einmal Hl.) Elisabeth verschrieben haben, der sie völlig uneigennützig – bzw. ohne ihn für seine jahrelange Treulosigkeit tüchtig (oder wenigstens opernwirksam) zu verprügeln – den verloren geglaubten Liebhaber wieder zustellen. So viel Uneigennutz ist zwar schön, hat aber, wie sich später herausstellt, seinen Grund weniger in der hochherzigen Gesinnung der Männerbündler um den Landgrafen von Thüringen zu suchen, als zum einen in der amnetischen Hochbegabtheit Tannhäusers selbst,

*Dichtes Vergessen
hat zwischen heut und gestern sich gesenkt. –
All mein Erinnern ist mir schnell geschwunden*
(Wagner)

die allerdings literaturgeschichtlich vom Übergang des ersten Teils zum zweiten der Faust - Dichtung Goethes her schon bekannt ist:

*Schon verloschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück;*

⁴¹³ Vgl.: Abb. (13)

⁴¹⁴ bezogen auf Homer, Die Odyssee, deren Kirke - Affaire hier ausgeschnitten erscheint.

*Fühl es vor! Du wirst gesunden;
Traue neuem Tagesblick.*

zum anderen aber eine faustdicke Lüge darstellt:

*Den Gott der Liebe sollst du preisen,
er hat die Saiten mir berührt,
er sprach zu dir aus meinen Weisen,
zu dir hat er mich hergeführt!*

(Wagner)

weil die Anrufung Mariens und nicht des Eros ihn aus den Armen der Venus zurück auf die Wartburg treibt. Vielleicht liegt es aber auch nur an der Jahreszeit, weil der Hirt inhaltlich noch ganz einleuchtend singt:

*[...] da strahlte warm die Sonnen,
der Mai, der Mai war kommen.
Nun spiel' ich lustig die Schalmei:
– der Mai ist da, der liebe Mai! –*

(Wagner),⁴¹⁵

was aber reimtechnisch so furchtbar rührt und rumpelt, dass es jeder weiteren Betrachtung entzogen und der Blick nurmehr darauf gelenkt wird, warum ein der Altertumswissenschaft kundiger Ästhet wie Friedrich Nietzsche die mangelhafte Originalität des Stoffs nicht ebenso durchschaut hat wie die dem nicht nachstehende poetisch unsaubere Verarbeitung des Textes. Diese vielleicht noch als Marginalien abzuwehrenden Einwände werden aber von dem Umstand übertroffen, dass sich Nietzsche ausweislich seiner polemischen Schriften wegen Wagners Annäherung im „Lohengrin“ an ein travestiertes Christentum von diesem abwendet, während er dem Komponisten und Dichter des „Tannhäuser“ zunächst noch überschwänglich huldigt, später allerdings auch von dessen Inhalt abrückt.

Was stört Nietzsche an (den) Wagner(s)?

Sie (Tristan und Isolde, also die sich selbst inszenierenden Richard und Cosima Wagner, KR) verherrlichen den vollkommenen Ehegatten, der, in einem gewissen Falle, nur eine Frage hat: „aber warum habt ihr mir das nicht eber gesagt?“

Diese, den Ehebruch verdrängenden Liebe auf den ersten Blick, die leider nur zu spät gekommen ist, analysiert er intuitiv richtig, wenn er fortfährt:

*Nichts einfacher als das!“ Antwort:
„Das kann ich dir nicht sagen;
und was du frägst,*

⁴¹⁵ Weniger einleuchtend ist freilich, dass der wirklich so den Hirten - singen - Lasser Wagner den vermeintlichen Bukoliker Hölderlin gegenüber Nietzsche scharfer Kritik unterzieht, worauf aber erst weiter unten eingegangen werden soll.

das kannst du nie erfahren.“

Der Lohengrin enthält eine feierliche In-Acht-Erklärung des Forschens und Fragens. Wagner vertritt damit den christlichen Begriff „du sollst und mußt glauben“. Es ist ein Verbrechen am Höchsten, am Heiligsten, wissenschaftlich zu sein... Der fliegende Holländer predigt die erhabne Lehre, daß das Weib auch den Unstetesten festmacht, wagnerisch geredet, „erlöst“. Hier gestatten wir uns eine Frage. Gesetzt nämlich, dies wäre wahr, wäre es damit auch schon wünschenswert? - Was wird aus dem „ewigen Juden“, den ein Weib anbetet und festmacht? Er hört bloß auf, ewig zu sein; er verheiratet sich, er geht uns nichts mehr an.⁴¹⁶

Vor dem Hintergrund des Verhältnisses zu den Wagners wird also deutlich, dass es weniger – wie Nietzsche auch behauptet – die Wirksamkeit eines christlich motivierten „Glaubens“ ist, das ihn abstößt, diesen Aspekt bemerkt er im Verhältnis von Elisabeth zu Tannhäuser nämlich überhaupt nicht, obwohl diese Dame mit an Dummheit grenzender Leichtfertigkeit dem treulosen Heinrich Glauben schenkt, wenn er behauptet, er habe sich gerade mal auf dem Weg zum Briefkasten verlaufen und das Ganze habe nun einmal ein wenig länger gedauert, bis ihn die Liebe wieder zu ihr zurückgeführt habe, was selbst innerhalb der ersten beiden Akte des „Thannhäuser“ unstimmig ist, weil dieser ritterliche Herr ja zunächst schon vorhat, endgültig auszubüchsen, sich dann aber von seinen früheren Freunden zurück auf die Wartburg bringen lässt, wo neben der thüringer Penelope auch noch ein eifersüchtiger Wolfram lauert, von dem aber zunächst nicht so recht klar ist, auf wen er nun ein Auge geworfen hat. Tatsächlich löst im Laufe seiner Opernproduktion Richard Wagner diese männergeselligen dramatischen Strecken auf und bevorzugt – wohl nicht zuletzt unter dem Einfluss seiner (später dann) Gattin Cosima – Lösungen, die mit einem nicht mehr hinterfragbaren Vertrauen zwischen heterosexuellen Partnern zu tun haben, woran sich dann entscheidet, ob die Partie gelingt oder nicht, während in der vorgeblichen⁴¹⁷ Lieblingsoper des offenbar midlife - criselnden Nietzsche, Bizets „Carmen“, die Titelheldin naturhaft - dämonisches Luder bleibt, was ihr und ihrem Liebhaber José denn auch letztlich zum Verhängnis wird. Dieser „dionysischen“ Dimension entbehren die wagnerschen Opern nicht nur von vornherein, sie verbieten vielmehr zunehmend auch die Perspektive einer grundsätzlichen Dominanz der Männer, die dann besonders gefährdet erscheinen, wenn die der in reiner Form hervortretenden Triebhaftigkeit von Frauen nachgeben, die auch als übertriebene weibliche Neugier nach dem Vorleben eines Partners zum Vorschein kommen kann.

In den platonisierten Versionen seiner Biographie ist Hölderlin einer der Männer, die schon aus diesem Grund Nietzsches geistiges und biographisches Vorbild werden müssen, weil er (angeblich) immer nur forscht und prüft, um letztlich im „Autismus“ (Laplan-

⁴¹⁶ Nietzsche, Der Fall Wagner, (Schlechta) Bd. 2, S. 908 f., (Einklammerung von mir, KR)

⁴¹⁷ Dies gilt auch dann, wenn durch manche Kultursendungen des SWR anderes geistert, weil die bösertige Ironie, mit der Nietzsche Bizets Oper lobt, gar nicht überlesen werden kann.

che) der leeren Einsamkeit des „Tübinger Turms“ zu enden, also „von Apollo“ mit der Einsicht „geschlagen“ wird, ganz bei sich oder wenigstens seinesgleichen bleiben zu müssen. Es gelingt Nietzsche aber nicht, dieses eremitische Bild auf sich selbst zu übertragen, weil er natürlich weiß, dass seine Männer - WG in Basel die Anhänglichkeit der Schwester gegenüber nur schlecht tarnt und es bezüglich seiner Beziehungen zu Frauen im innersten Kern nichts zu prüfen gibt, weil er Elisabeth von Kindesbeinen an kennt, von der er sich nur episodenhaft und in der Regel bei anderen Familien unterschlupfend, zu lösen weiß. Das heißt: Die Nietzsche - Kinder stehen eben in einem solchen positiven emotionalen Verhältnis zueinander, wie dies selbst in der wildesten erotischen Phantasmorgasmen Wagnerschen Operbrimboriums nicht vorkommt, weil hier so grauenhaft im Rahmen der verordneten exogamen Konventionen entlanggedichtet wird, dass selbst die leisesten Hinweise auf inzestuöses Geschehen getilgt werden müssen, weshalb die anrührende Episode von „Tristan und Isolde“ Gottfried von Straßburgs um den ursächlichen Kern, der auch seinen psychologischen Gehalt ausmacht, beschnitten wird. So traurig der Lebensweg Nietzsches sich gestaltet: Es ist nicht ohne Ironie, dass er seine eigene Situation hätte besser bearbeiten können, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, zur Kenntnis zu nehmen, dass FH bezogen auf seine geschwisterliche Anbindung wesentlich gerade auch so disponiert gewesen ist wie er selbst und nicht sich an der fiktiven Liebe zu (s)einer Diotima verbrannt hat, sondern eben an einem handfesten – wenn auch in die weitere Verwandtschaft verschobenen – inzestuösen Konflikt.

Dass die Wagners mit dem beharrlichen Festhalten an einem – wie Nietzsche richtig bemerkt – im Kern immer gleichbleibenden Thema festhalten, zu dem sie immer ausladendere Opern erzeugen, um damit ganz öffentlich auch ihre Ehe vor dem Versuch zu schützen, nach dem besonders die Lebensgemeinschaften von EhebrecherInnen dazu einzuladen scheinen, wiederum in sie einzudringen, ist offensichtlich. Elisabeth (noch Nietzsche) weiß – eifersüchtig, wie sie den Bruder bewacht – um die Ambitionen ihres Bruders, die das Haus Wagner betreffen, die eben nicht nur ästhetischer - philosophischer, sondern auch sehr persönlicher Natur sind und auf Cosima zielen. Deshalb bringt sie für ihn das Opfer, sich den Wagners als Kindermädchen anzudienen, als ein ernsthafter Bruch zwischen ihrem Bruder und den nach Bayreuth übergesiedelten Musikkonzernisten droht, um wenigstens stellvertretend dort zu sein, wohin es ihren Bruder zwar zieht, wo er aber in der von ihm erhofften, intimen Form abgelehnt wird, in welcher er akzeptiert werden möchte, weil Richard und Cosima längst zu einem geschäftlich ehrgeizigen, künstlerisch ausufernden und den psychischen Kräften nach zunehmend von der Frau dominierten Amalgam verschmolzen sind, das ein etwas schrulliger Basler Professor, der zwar nicht ohne Charme ist, aber sonst weiters noch kein Aufsehen erregt hat, zwar ideologisch hätte begleiten dürfen, aber nie zu sprengen in der Lage ist. Cosima und Ri-

chard sind in ihrer kollektiven Monomanie so auf sich und ihren gemeinsamen Musikbetrieb fixiert, dass sie die Angriffe auf ihre Symbiose wahrscheinlich gar nicht so wahrnehmen, wie sie Nietzsche vorträgt, der nicht nur zur Kenntnis nehmen muss, dass seine frustrierten Ausfälle weder ernsthafte Wirkung beim Publikum noch bei denen haben, auf die sie gemünzt sind. Auch nach dem Tod des Komponisten ist er einfach nur noch unwichtig, selbst wenn er sich 1888 noch einmal laut krähen Gehör zu verschaffen versucht.⁴¹⁸

Ein Hinweis für den hohen Anteil an die eigene psychische Situation betreffenden Merkmalen mag in der mangelhaften Qualität dieser Opernstoffe gesucht werden, was aber gerade in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem unbestreitbaren Erfolg steht, den Wagners Werke bis heute haben, weil sie das weit verbreitete Problem abhandeln, wie der Ausbruch aus den verordneten Konventionen wieder so in ebene Bahnen zurückgelenkt werden kann, dass weder vollständiger Triebverzicht verhängt werden muss, noch eine von den individuellen Beziehungen ausgehende allgemeine Anarchie ausbricht, die aus übergeordneten gesellschaftlichen Gründen wenig wünschenswert erscheint. Dieser Zielsetzung fühlt sich Wagner offenbar schon vor und trotz seiner Teilnahme an der Revolution von 1848 verpflichtet, was dadurch aber in den Opern zum Vorschein kommt, dass auch nach relativ üblichen Verstößen mit unverhältnismäßigen Mitteln zugeschlagen wird, die eigentlich nur noch von dem – bereits von Mark Twain beanstandeten – musikalischen Lärm übertroffen wird, an dem sich Wagner offenbar musikalisch - emotional festhalten muss, weil er selbst von den literarischen Inhalten nicht überzeugt ist.

Der Beweis für die dem Bruder von der liebenden Schwester erbrachten Opferbereitschaft, Friedrich den Brückenkopf im Wagnerschen Haushalt zu spielen, liegt in dem höchstwahrscheinlich unechten Empfehlungsschreiben an die Wagners. Weil Elisabeth in Umkehrung der Formulierung Brechts „dort, wo Du bist, da will ich auch sein,⁴¹⁹ ganz richtig damit liegt, wenn sie dort ist, wo ihr Bruder sein will, hat sie später kein Problem damit, dies auch den unterdrückten Wünschen gemäß zu formulieren; dies muss nicht notwendigerweise als „Fälschung“ bezeichnet werden, sondern kann etwas pfleglicher als „Fehlleistung“ eingestuft werden, weil Elisabeth wenigstens im vermeintlichen Interesse ihres Bruders gehandelt hat.⁴²⁰

Was dieses Geschwisterpaar allerdings trotz aller literarischer Anknüpfungsversuche nicht weiß, ist der Umstand, dass schon Hölderlin wiederholt mit dem Versuch scheitert, gleichzeitig Kinder zu erziehen und deren Müttern die Kur zu machen, was nicht nur –

⁴¹⁸ F. Vgl.: Nietzsche, KSA, Bd. 15, S. 173 ff. und: E. Förster - Nietzsche, Der junge Nietzsche, Leipzig, 1925, S. 421

⁴¹⁹ Bertolt Brecht, Die Dreigroschenoper, (1928)

⁴²⁰ Vgl. auch: Elisabeth Förster - Nietzsche, Der junge Nietzsche, Leipzig, 1925, S. 421

wie FH beklagt, am sozialen Gefälle zwischen den jeweilig beteiligten Personen liegen muss, sondern am systematischen Unterschied der jeweiligen Aufgaben. Auch wenn das ziemlich einfach klingt: Love 'n' Education ist kein auf natürliche Weise komplementäres Rollenspiel, sondern vor allem dort, wo aus beruflichen oder anderen sozialen Gründen, die in allen hier behandelten Familien von wesentlicher Bedeutung sind, hoch komplexe und teilweise im Widerspruch zu einander stehende Aufgaben, die kaum von eher zufällig hinzukommenden Personen (Hölderlin), sich in diese Familien hineindrängende Mochtegers (Nietzsche) oder in diese emotional verknüpfte Schwestern (Elisabeth N.) gleichzeitig und gleich befriedigend erledigt werden können, was das Scheitern solcher Unterfangen vielleicht erklärt, aber den Umstand noch nicht entschuldigt, warum sich in der tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Nachfolge dieser Kreise gerade Männer, die sich der geistigen oder politischen Elite zurechnen, vollends aus der Verantwortung für das gesellschaftliche Gebilde zu verabschieden versuchen, das sie selbst hervorgebracht hat und das in der geistigen Strömung, in der sie stehen, später wieder in tragem konservativen Geist als Keimzelle der Gesellschaft bezeichnet werden soll: der bürgerlichen Familie, deren Existenzberechtigung weniger durch die theoretischen Arbeiten von Ehrenfels und Freud gefährdet scheint, als dadurch, dass sie einerseits durch offene schwule Hofhaltungen wie der Stefan Georges ad absurdum geführt wird, andererseits aber offensichtlich homosexuell orientierte Männer als trojanische Pferde in diese Organisationsform der bürgerlichen Lebensführung eindringen, sei es zur Tarnung oder um sich selbst zu disziplinieren, wie dies Thomas Mann getan hat, womit dieser Teil an nicht nur erhebliche Verwirrung in ihrer unmittelbaren Umgebung stiften, sondern die schon damals notwendige Debatte über die notwendige Emanzipation Homosexueller um Jahrzehnte verzögern.⁴²¹

⁴²¹ Die Angelegenheit ist natürlich viel komplizierter – und politischer als sie hier dargestellt werden kann, weil die vom Selbstdisziplinierungsversuch Thomas Manns betroffene Frau Jüdin gewesen ist und in diesem Zusammenhang von einem allerdings unerkannt bleiben wollenden Kritiker an Scott Lively / Kevin Abrams, *The Pink Swastika* argumentiert wird: (Kommentar 70 - 1) *Mosse* (der englische Historiker [1919 – 1999], der sich v. a. mit Untersuchungen über Ethnizität und Sexualität verdient gemacht hat, KR) *bemerkt, daß* „so verschiedene Männer wie Friedrich Gundolf, der Literaturwissenschaftler jüdischer Abstammung aus Heidelberg, und Werner [i. e. Claus, KR] von Stauffenberg, der 1944 einen missglückten Versuch zu Hitlers Ermordung unternehmen sollte, zu Georges Jüngern zählten. Genauso gehörte aber auch Ernst Bertram, der Philosoph, der mit den Nazis kollaborierte, dazu. George selbst starb 1933 im selbst auferlegten Exil vom Dritten Reich und ließ seine Weigerung, Präsident von Goebbels' Akademie zu werden, durch einen jüdischen Anhänger übermitteln. Thomas Mann tat nichts, um Nietzscheanischen Faschismus zu popularisieren. Was er jedoch mit George gemeinsam hat, war seine Flucht aus Deutschland nach Hitlers Machtübernahme, und seine tolerante Haltung Juden gegenüber, zu denen auch seine Ehefrau zählte. Trotz der Versuche des Autors von „Das rosarote Hakenkreuz“ Homosexualität und Nationalsozialismus in Verbindung zu bringen, bleibt es eine Tatsache, dass führende Figuren wie Mann und George mit dem Nationalsozialismus und seinem Antisemitismus nichts zu tun haben wollten – der eine heiratete eine Jüdin, der andere fügte den Nazis die offensive Beleidigung zu, einen Juden für die Kommunikation mit ihnen auszuwählen.“

Solche Funktionalisierungen jüdischer Mitmenschen müssen aber nicht notwendig als Ausdruck von Philosemitismus oder Frauenfreundlichkeit verstanden werden. (Das hier abgedruckte, anonym gebliebene Zitat wurde von mir im September 2003 unter <http://www.geocities.com/pentagon/barracks/8706/apsc03.htm> aus dem Internet gefischt, Werner von Stauffenberg war ein entfernter Vetter des Hitler - Attentäters, der aber mit dem Kreis um George nicht in Verbindung gebracht werden kann, KR)

Der Pate Hölderlin

Karl Kerényi veröffentlicht 1945 einen Aufsatz über Johann Jakob „Bachofen und die Zukunft des Humanismus – Mit einem Intermezzo über Nietzsche und Ariadne“, der zwar u. a. allerlei indiskrete Anspielungen über Friedrich N. und Cosima, damals noch: „von Bülow“ – später dann aber tatsächlich „Wagner“ enthält, die an anderen Stelle genauer und weniger sensationsheischend nachgelesen werden können,⁴²² der im Kern aber den Versuch unternimmt, die moralisch rigide, aber nach seiner Lesart unwissenschaftliche Annäherung Nietzsches von der gemäß seiner Überzeugung intuitiv und deshalb wissenschaftlich richtigen Zugangsweise zur Antike durch Bachofen zu unterscheiden. Diesem Aufsatz stellt er zwei Sätze Friedrich Hölderlins voran, die im Original heißen:

*Nicht vermögen / Die Himmlischen alles. / Nämlich es reichen / Die Sterblichen eh' an den Abgrund [...],*⁴²³

womit er diesen offenbar auf eine ähnliche Weise als Kronzeugen für seine zwischen Tiefenpsychologie und neuer Mythenbildung anzusiedelnden Überlegungen heranziehen will, wie dies ein Vierteljahrhundert zuvor Stefan George im Bezug auf seinen poetokratisch organisierten Kreis versucht hat.⁴²⁴

Eine solche Legitimation scheint 1945 notwendig geworden zu sein, da Bachofen nicht nur vom Psychoanalytiker Erich Fromm in den 30er Jahren als Bezugspunkt beansprucht worden ist, sondern vor allem auch von Alfred Baeumler, der unter Hitler eine Zeit lang das Amt Rosenberg leitet und nach 1945 trotz heftiger Bemühungen seiner Weggenossen vor 1933 und einer Anzahl von bedeutenden Verlagen, die nicht nur seine alten Arbeiten wieder herauszugeben beginnen,⁴²⁵ sondern auch Neuveröffentlichungen⁴²⁶ erscheinen lassen, sich akademisch keines Falls mehr zu rehabilitieren vermag. In der einschlägigen Literatur wird angegeben, es sei wesentliches Verdienst Baeumlers, dass Bachofens prähistorische Spekulationen, die zu Lebzeiten dieses Basler Juristen, der für wenige Jahre auch eine Professur dort innehatte, überhaupt breiteren Kreisen bekannt und im Zusammenhang mit Friedrich Nietzsches Überlegungen zur Kenntnis genommen werden, die –

⁴²² z. B.: Curt Paul Janz, Friedrich Nietzsche, Biographie, Frankfurt / Wien, 1994, Bd. 1, S. 313 ff.

⁴²³ Mnemosyne, FA, Band 8, S. 734, Kerényi schreibt allerdings, wie bereits oben angemerkt: „in den Abgrund“ (Karl Kerényi, Bachofen und die Zukunft des Humanismus, Zürich, 1945, S. 3).

⁴²⁴ Stefan George, Hölderlin (1919), abgedruckt in: SDHG, Band 3, Tübingen, 1961, S. 2

⁴²⁵ C. H. Beck, München, A. Kröner, Stuttgart

⁴²⁶ Bei Enßlin und Laiblin über Grimmelshausen (Werke der Weltliteratur für die Jugend, Grimmelshausen, Defoe, Cooper, Melville, Jahrgabe 1951, Reutlingen, 1950); der Beitrag ist jedoch von so kristallklarem Revisionismus, dass er auch unter dem Kapitel *Wir Deutsche als Opfer von Krieg und Gewalt* aus Werner Ross' Feder (Freiburg, o. J.) stammen könnte.

wenn auch auf völlig unterschiedliche Weise – in eine erstaunlich ähnliche Richtung gehen.⁴²⁷

Die beiden Basler Professoren und selbsternannten Kulturgeschichtler versuchen nämlich nicht nur, den Anspruch der empirischen und analytischen Geschichtsschreibung einzudämmen, indem sie sich der Grenze zwischen Geschichte und Vorgeschichte auf intuitive und auf – gegenüber der Universitätswissenschaft – autonome Weise annähern, sondern beide wenden sich dem griechischen Mythos zu, dessen innere Kräfte sie bis in ihre Zeit als wirksam zu verspüren glauben. Während allerdings Nietzsche dionysisch - männlichen Kräften auf die Spur gekommen zu sein glaubt, die er als wesentlichen Antrieb für das Kulturschaffen in Europa sieht, dessen Höhepunkt die ästhetische Gestaltung der Tragödie darstellt, erfühlt Bachofen die Wurzeln des Matriarchats, von denen er glaubt, sie hätten sich zwischen dem Zustand vollständiger Natürlichkeit, in dem sich auch die Vorfahren der Menschen einmal – man hat Darwin gelesen! – befunden haben müssen, und dem Beginn einer auf geistig - kulturelle Ordnungen ausgerichtete Zivilisation im prähistorischen Raum ausgebreitet und seien bis heute aus den europäischen Gesellschaften nicht vollständig verschwunden, welcher Konflikt nicht minder tragisch enden muss, weil eben die auf die entstehungsgeschichtlichen Wurzeln zurückführenden Widersprüche zwischen Männern und Frauen nicht vollständig aufgehoben werden können.

Das erkenntnistheoretisch Bizarre an der Vorgehensweise Bachofens hängt damit zusammen, dass er seine Einsichten im wörtlichen Sinn „erfährt“, d. h. er reist vor allem nach Italien und Griechenland, um sich an den bedeutenden Orten der Früh- und Vorgeschichte zu Visionen animieren zu lassen, was er dann nicht nur in Tagebüchern festhält, sondern auch in Form von theoretischen Spekulationen, von denen die wohl bekannteste über das „Mutterrecht“ handelt. Damit stößt Bachofen wahrscheinlich eher versehentlich als bewusst in eine offene Flanke des extrem patriarchalisch organisierten späten 19. Jahrhunderts. Denn es gelingt den Männern zu diesem Zeitpunkt zwar fast vollständig, Frauen wieder aus allen öffentlichen gesellschaftlichen Bereichen zu vertreiben, aber gerade dort, wo dieser Machtkampf am triumphalsten gewonnen wird, in der bürgerlich beherrschten Industrie- und Kulturgesellschaft, gelingt es aufgrund der Durchsetzung wechselseitiger Monogamieansprüche nicht, die Macht der Frauen innerhalb der Familie vollständig zu eliminieren, was ganz einfach mit dem biologischen Sachverhalt der auf Frauen begrenzten Schwangerschaft und der daraus resultierenden psychischen Abhän-

⁴²⁷ In diesem Zusammenhang erscheint bemerkenswert, dass J. J. Bachofen in E. Försters Nietzsche - Biographie so wenig erwähnt wird, wie seine Frau Luise (eine Tochter J. Burckhardts); obwohl die Bachofens Friedrich zumindest freundschaftlich sehr verbunden sind. Ob hier ähnliche Befürchtungen vorliegen, wie im literarischen Bezug zu Max Stirner, Frau Förster also eine Verbindung bewusst unterdrückt hat, um den Anspruch ihres Bruder auf Originalität nicht zu gefährden, liegt zwar nahe, bedürfte aber einer gesonderten Untersuchung. Vgl.: Elisabeth Förster - Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches, Leipzig, 1925

gigkeit von Kindern gegenüber ihren Müttern zusammenhängt.⁴²⁸ Dieser Sachverhalt scheint vor allem dort zu offensichtlichen Verstörungen zu führen, wo die Männer keine faktische ökonomische oder militärisch - politische Macht ausüben können, d.h. innerhalb des akademisch gebildeten Mittelstands. Hier überlagert die matriarchalische Frage, alle politischen oder allgemein - ideologischen Unterschiede verschüttend, nicht nur wissenschaftlichen Fragestellungen, sondern auch alle möglichen Haltungen bezüglich der (Zusammen-) Lebensformen.

Die hiermit zusammenhängenden soziopsychologischen Fragen sind aber offenbar so komplex, dass sie weder von Leuten wie Baeumler, der aus den Spekulationen Bachofens den Anspruch der Frauen ableitet, sich von Männern (in der Rolle von Familienoberhäuptern / staatlichen Chargen / Soldaten) schützen zu lassen, noch von Mitgliedern des Frankfurter Instituts für Sozialforschung wie etwa Erich Fromm befriedigend bearbeitet werden können. Fromm durchschaut zwar, dass der Ansatz Baeumlers in die falsche Richtung weist, ist aber auch nicht in der Lage, die von Bachofen erschaute Stellung der Frau „zwischen der gesetzlosen Promiskuität jenes (natürlichen, KR) Sumpflebens und dem patriarchalischen Staatswesen des uns bekannt gemachten Altertums“⁴²⁹ als reines Phantasiegebilde zu durchschauen, um dann die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen, dass dieser Ansatz als Grundlage für eine auf Gleichberechtigung abzielende gesellschaftliche Analyse nicht taugt.⁴³⁰ Selbst damals schon versierte und kritische Soziologen wie Theodor W. Adorno können den Rahmen der Spekulationen Bachofens nicht verlassen, wenn es um wesentliche Widersprüche innerhalb der sozialpsychologischen Axiomatik geht, wie folgender Ausschnitt aus einem Brief an Erich Fromm deutlich macht:

Ich bin zunehmend überzeugt, daß die eigentliche Übereinstimmung von Marxistischer Theorie und Psychoanalyse nicht nur in den Analogien von Überbau/Basis zu Ego/Identität begründet liegt, sondern vielmehr in der Verbindung zwischen dem Fetischcharakter der Waren und dem fetischisierten Charakter der Menschen. Ich glaube, daß der methodologische Unterschied zwischen Marxismus und Psychoanalyse nur in dem Moment überwunden werden kann, in dem es möglich wird erfolgreich zu zeigen, wie der ökonomische Fetischismus in psychischen Fetischismus sich wandelt, dabei handelt es sich um etwas – das nur als Anmerkung – das auch nahelegt, daß der ökonomische Fetischcharakter hinter der kapitalistischen Gesellschaft möglicherweise auf prähistorische Zeiten zurückzuführen ist, in denen die ursprünglichen Tatsachen des ökonomischen Fetischismus ihre ersten mentalen Quellen fanden.

⁴²⁸ Bezogen auf literarische Zustände kommt dies auf sehr deutliche Weise in Th. Fontanes Roman „Effi Briest“ zum Vorschein, wo der Titelfigur, die unfähig ist, auch nur ein Kind selbständig groß zu ziehen, einem Mann gegenübergestellt wird, der erfolgreich Frauen aus drei Generationen für sich beansprucht.

⁴²⁹ Kerényi, I. c., S. 23

⁴³⁰ vgl.: Erich Fromm, Liebe, Sexualität und Matriarchat, Beiträge zur Geschlechterfrage, München, 1994

*Für den Moment aber will ich diesen Punkt beiseite lassen, der vermutlich in Verbindung zu bestimmten Tendenzen in ihrem Interesse an Bachofen steht, und mich wieder dem Ödipuskomplex zuwenden.*⁴³¹

Adorno ist zwar (später) fähig zu durchschauen, dass ein Heidegger bezüglich dessen Hölderlin - Exegese sich auf einem extrem spekulativen Feld bewegt, vor lauter ihm selbst anhaftender „Misogynie“⁴³² und wegen der am Frankfurter Institut vorherrschenden Eifersüchteleien (zwischen Männern) um die Zuwendung Max Horkheimers hat er die Problematik ebenso wenig wie manche der um Emanzipation bemühten Frauen in den 1970er Jahren im Griff, weil übersehen wird, dass die Bachofensche Konstruktion selbst frauenfeindlich ist, weil sie die entwicklungsgeschichtlich notwendige weibliche Vorherrschaft vor den Eintritt in eine sittlich und kulturell ausgerichtete Gesellschaft unter den Bedingungen der Patriarchats ansiedelt.

Dabei geht Adorno gerade in der angesprochenen Frage mit Heidegger außerordentlich scharf ins Gericht, wenn er ihm vorwirft, anstatt um eine angemessene Analyse Hölderlinscher Texte bemüht zu sein, sich aufs weite Feld der ideologisch vorbelasteten Mythenbildung zurückzuziehen:

*Liest dieser (Heidegger, KR) die Worte: „Schwer verlässt / Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort“ (Hölderlin, WW 2, S. 144), so mag er ebenso über das Pathos des Ursprungs frohlocken wie über das Lob von Immobilität. Jedoch die ungeheure Zeile „Ich aber will dem Kaukasos zul.“ (a. a. O., S. 145), die bei Hölderlin im Geist von Dialektik – und dem der Beethovenschen Eroica – fortissimo dazwischenfährt, ist mit solcher Gestimmtheit nicht zu vereinen. Als hätte Hölderlins Dichtung vorausgesehen, wofür sie einmal die deutsche Ideologie einspannt, richtet die späteste Fassung von >Brot und Wein< eine Tafel auf wider den irrationalistischen Dogmatismus und den Ursprungskult in einem: „Glaube, wer es prüft! Nämlich zu Haus ist der Geist / Nicht im Anfang, nicht an der Quell.“ (a. a. O., S. 413) Die Paränese hat ihren Ort unmittelbar vor der von Heidegger reklamierten Zeile: „Kolonie liebt, und tapfer Vergessen der Geist.“ (a. a. O.) Kaum anderswo dürfte Hölderlin seinen nachgeborenen Protektor schroffer Lügen strafen als im Verhältnis zum Fremden. Das Hölderlins ist für Heidegger eine einzige Irritation. Die Liebe zur Fremde bedarf bei diesem der Apologie. Sie sei „jene, die an die Heimat denken lässt“ (Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, a. a. O., S. 88). In diesem Kontext gibt er dem Hölderlinschen Ausdruck Kolonie eine erstaunliche Wendung: *kleinkrämerische Wörtlichkeit wird zum Mittel nationalistischer Rabulistik. „Die Kolonie ist das auf das Mutterland zurückweisende Tochterland. Indem der Geist Land solchen Wesens liebt, liebt er mittelbar und verborgen doch nur die Mutter.“* (a. a. O.)⁴³³*

Solche analytische Schärfe steht Adorno in der Auseinandersetzung mit Bachofen offenbar trotz seiner Erfassung in der „Ästhetischen Theorie“⁴³⁴ nicht zur Verfügung, weil bei

⁴³¹ Brief Th. W. Adornos an E. Fromm vom 16. November 1937, zitiert nach: Eva - Maria Ziege, A Letter From Adorno to Erich Fromm, Logos: Fall 2003 – Issue 2.4, aus dem Englischen (zurück-) übersetzt von Franziska Kast.

⁴³² Ziege, l. c.

⁴³³ Theodor W. Adorno, Parataxis, Zur späten Lyrik Hölderlins, in: Über Hölderlin, hg. v. Jochen Schmidt, Frankfurt a. M., 1970, S. 346 ff.

⁴³⁴ ders., Ästhetische Theorie, in: Gesammelte Werke, Bd. 7, S. 11

der Auseinandersetzung mit ihm nicht nur politisch - ideologisch argumentiert werden müsste wie in der mit Heidegger, sondern die eigene Haltung zum Matriarchat zur Überprüfung anstünde, was offensichtlich nicht geleistet werden kann. Stattdessen wendet sich Adorno ausweislich seiner Ankündigung gegenüber Fromm wieder Studien zum Ödipuskomplex zu, dessen mythologische Quelle auch bis heute eher verstümmelt, in eher Frauen gegenüber unfreundlicher Weise tradiert wird – und sei es bloß deshalb, weil die weiblichen Figuren aus der Sicht der (hier männlich fixierten) geschichtlichen Tradition und ihrer (auch männlichen) Analytiker marginalisiert erscheinen, wodurch die Prägungen bruchlos von den Vätern auf ihre Söhne übergehen können.⁴³⁵

Die relativ späte Würdigung Bachofens durch Karl Kerényi wird einer Forderung nach kritischer Distanz zum Bachofenschen Theorem ganz und gar nicht gerecht, schon weil sie für sich in Anspruch nimmt, im Geiste Bachofens verfasst zu sein, dem nicht schon als Student „begegnet“ zu sein, als eher tragisches autobiographisches Schicksal definiert scheint.⁴³⁶ Kerényi beharrt auf der z. B. im Kreis um George gängigen Konstruktion, dass die Weitergabe des wirklichen und unverfälschten Geistes nur mittels geistiger und zugleich körperlicher Begegnung zwischen Männern möglich sei. Der Mangel einer unmittelbaren, persönlichen Begegnung, deren Intensität ggf. dadurch gesteigert wird, dass sie entsublimiert erscheint,⁴³⁷ ist nach diesem Denkmodell offenbar nur dann auszugleichen, wenn die Männer, die sich im Diesseits des akademischen Betriebs (oder eben wegen der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen) verfehlt haben, auf einen gemeinsamen Ahnen beziehen können, bzw. der Jüngere behauptet, sein unmittelbarer Vorfahre habe den gleichen Ahnherrn gehabt, wie er, der Jüngere, ihn für sich beansprucht, selbst wenn der Gemeinde um diese von einem Jüngeren beanspruchte Genealogie nicht viel weiß.⁴³⁸

Deshalb spielt Kerényi – Bachofen besprechend – fast virtuos einen Sprachduktus ein, der von ihm für den Hölderlins gehalten wird, weil er der Ansicht ist, Hölderlin sei ein früher Vertreter der Überzeugung gewesen, die Schnittstelle des Übergangs von chaotisch - versumpfter Frauenherrschaft und demgegenüber glanzvoll hervortretendem Patriarchat läge im Wechsel von Vor- zu Frühgeschichtlichkeit, also dort, wo schon Nietzsche den Wechsel der ungezügelten vorderasiatisch geprägten dionysischen Kulte zu der apollinisch gereinigten griechischen Kulturformen ansiedelt. Ein solcher Fehlgriff mag als be-

⁴³⁵ Vgl. hierzu: Rudolf Klußmann, *VäterSöhne, Charaktere und Konflikte, Eine psychohistorische Studie*, Lengerich etc. 2003, insbes.: S. 59 ff.: *Friedrich II, der begabte Isolierte*

⁴³⁶ Kerényi, l. c., S. 25

⁴³⁷ s. o.: *Bildest Du Dir ein, dass man ... den Körper weniger als die Seele liebt ... ihre geistigen Eigenschaften? ... Ich denke zuerst an den Körper* (etc., St. George)

⁴³⁸ Formal argumentiert Fromm auf die gleiche Weise gegen Baeumler, weil er nicht zugeben mag / kann, dass er sich mit ihm in dieser Sache einig weiß.

dauerlich bezeichnet werden, wenn er nur aufgrund eines wissenschaftlichen Missgeschicks unterläuft, da Kerényi aber der nicht zu übersehende Zitationsfehler unterläuft, durch den das reversible „an den Abgrund“ Hölderlin in ein nicht umkehrbares Schickal (in den Abgrund²) aus den eigenen Gedanken verfälscht wird, erscheinen hier die Grenzen visionärer Interpretationskultur, zu denen auch die hermeneutischen gezählt werden sollen, eindeutig überschritten, weil hier eine vorsichtig optimistische Botschaft in das kulturpessimistische Gegenteil der Bedingungen einer Empfängergeneration verkehrt wird, die sich dadurch politisch und psychologisch gerade dadurch Entlastung zu verschaffen sucht, dass sie behauptet, ihre schicksalhaften Verstrickungen in das Unheil ihrer Zeit seien nicht nur dadurch zu erklären und entschuldigen, dass sie die Frauen nicht auch aus dem Bereich ihrer intimen Empfindungen heraus zu halten wissen, sondern dies sei ihnen bereits seit Generation, z. B. durch Dichter wie Hölderlin prophetisch zugeschrieben worden.

Die sprachlichen Mittel selbst, mit denen sich Kerényi in die vermeintliche Vorstellungswelt Hölderlins einpasst, sind relativ einfach, denn er benutzt in ganz auffälliger Weise ein Präfix, mit dem der Dichter Anfangszustände oder Quellbereiche von Vorstellungen kennzeichnet, in deren Genealogie er nicht weiter eindringen kann oder deren Durchdringung er nicht weiters für notwendig hält. Dieses Stehenbleiben vor historisch, philosophisch oder religiös Unergründlichem, das einem Dichter ggf. ganz gut ansteht, welches zu durchdringen aber eben die Aufgabe des Wissenschaftlers darstellt, der vorhat, auf einem dieser Gebiete tätig zu werden, imitiert Kerényi, beansprucht aber für Bachofen und – diesen nachvollziehend – sich, gerade auf diesem Weg einen Zugang zum Forschungsgegenstand zu finden.

Um den linguistischen Zusammenhang zwischen der fiktiven Quelle *Hölderlin* und dem Sprachbereich, in dem sie wirksam wird, einigermaßen transparent zu machen, wurde die Vorsilbe „Ur-“ ohne Berücksichtigung der philologischen Problematik, die dem Medium innewohnt, mit Hilfe einer CD - Rom der Digitalen Bibliothek im Bereich von „Hölderlin“ durchsucht. Der Bachofen - Aufsatz Kerényis, dessen Bezug zur Quelle für ausreichend gehalten wird, weil er durch ein Motto so gekennzeichnet ist, wurde bei der Lektüre auf eine entsprechende Weise behandelt und die Verteilung in die anliegende Tabelle eingetragen.⁴³⁹ Dabei wird ohne Weiteres zugestanden, dass dieses Verfahren philologisch nicht sehr genau ist, es reicht aber hin, um mögliche Schlussfolgerungen ziehen zu können.

Ohne die Aussagefähigkeit von solchen textstatistischen Darstellungen zu stark in Anspruch nehmen zu wollen, kann doch abgeschätzt werden, dass die Dichte von Worten,

⁴³⁹ S. Tab. (4)

die – ggf. auch neue Wörter bildend – mit dem Präfix [ur] ausgestattet sind, bei Kerényi inflationär höher ist als bei Hölderlin. Zugleich ist der Bedeutungshof hier deutlich umfangreicher als dort.

Anders ausgedrückt: Bei Kerényi werden häufiger Begriffe mit Hilfe des Präfixes [ur] unscharf gehalten und das, was er mit [ur] meint, bleibt undeutlicher, weil es bezogen auf die absolute Anzahl der Verwendung häufiger variiert erscheint. Dies wirkt deshalb merkwürdig, weil der überwiegende Teil der sprachlichen Zusammenhänge bei Hölderlin poetischer und nicht wissenschaftlicher Natur ist, während es sich – wie gesagt – bei Kerényi um einen Text wissenschaftlich - anthropologischen Anspruchs handelt, der auch dann mit bemerkenswert offenen Bestimmungen und Vorstellungen arbeitet, wenn berücksichtigt wird, dass hier unter akademischem Anspruch die Grenze zwischen Vor- und Frühgeschichte abgehandelt wird.

An einer entscheidenden Stelle setzt sich Kerényi im Rahmen seiner Würdigung jedoch ganz deutlich von Bachofen ab und verweigert ihm die Gefolgschaft, indem er meint:

(„Mutterrecht“ ist, KR) *allerdings nicht, wie Bachofen annahm, als eine endgültig überwundene Erscheinung der Urzeit, sondern als eine zeitlose Form unter anderen zeitlosen Formen des menschlichen Daseins,* ⁴⁴⁰

womit denn auch diese Problemlage so äonal dimensioniert wäre, dass die Reflexion des Urgeists durch Kerényi eben keine Alternative zum Ungeist darstellt, der 1945 wenigstens den äußeren Abläufen nach sich einem Ende hätte zuneigen können.

Während sich eine solche theoretische Anthropologie aber noch den größten spekulativen Mühen unterzieht, haben andere Kreise allerdings schon ihre lebenspraktischen Konsequenzen aus der Unterstellung Bachofens gezogen, indem sie sich auch den entferntesten Verästelungen des – freilich längst in den privaten Bereich verdrängten – Matriarchats zu entziehen wissen. Im Zusammenwirken von reiner, poetischer Ästhetik und der so genannten „griechischen Liebe“, die schon dem Postulat nach keinesfalls platonisch geblieben ist,⁴⁴¹ wie das in Umfeld und Gefolgschaft von Stefan George – aber nicht nur hier, sondern vor allem auch, wenn auch in deutlich reduzierter Form, im Dunstkreis des aufkommenden Nationalsozialismus – gefordert und praktiziert wird, zeigt sich, wie eine erhebliche Anzahl von Männern, die entweder der geistigen und politischen Elite tatsächlich angehören oder sich ihr nach eigenem Ermessen zuschlagen, dem immer noch unterstellten, heimlichen gesellschaftlichen Machtanspruch der Frauen dadurch zu entkommen versuchen, dass sie sich im Bereich geistiger Tätigkeiten und erotischer Selbstwahrneh-

⁴⁴⁰ Kerényi, l. c., S. 23

⁴⁴¹ Vgl. auch: H. R. Klieneberger, *George, Rilke, Hofmannsthal and the Romantic Tradition*. Stuttgart, 1991 und Nancy Thuleen *Dichtersstreit, Homoeroticism in the Conflict between Stefan George and Hugo von Hofmannsthal*, die erstgenannte Quelle wurde nach der zweiten genutzt.

mung, d. h. auch der sexuellen Orientierung und Betätigung nach aufs eigene Geschlecht begrenzen. Auch diesen Leuten muss Friedrich Hölderlin den Paten machen, obwohl schon Friedrich Nietzsche spottet:

Sehen wir also einmal von unsrer eignen „Realität“ ab, fassen wir unser empirisches Dasein, wie das der Welt überhaupt, als eine in jedem Moment erzeugte Vorstellung des Ur - Einen, so muß uns jetzt der Traum als der Schein des Scheins, somit als eine noch höhere Befriedigung der Urbegierde nach dem Schein hin gelten. Aus diesem selben Grunde hat der innerste Kern der Natur jene unbeschreibliche Lust an dem naiven Künstler und dem naiven Kunstwerke, das gleichfalls nur „Schein des Scheins“ ist.⁴⁴²

Bei aller notwendigen Konzentration auf diese eher seltsamen Rezeptionswege und Inanspruchnahmen wie sie durch Kerényi vorgenommen werden, darf jedoch nicht übersehen werden, dass es schon früh im 20. Jahrhundert alternative Versuche des Zugriffs auf die Dichtungen Friedrich Hölderlins gibt, die allerdings gegenüber dem breiten Strom an Umwidmungen und Verfälschungen eher wenig auffallen.

⁴⁴² F. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, KSA, Bd. 1, S. 39; Hervorhebung im Zitat, KR

Der Hof: Stefan George und sein Gefolge⁴⁴³

Gustav Landauer macht in einem sehr einfühlsamen und facettenreichen Vortrag u. a. auf die unstrittig schon 1916 erkennbaren Verdienste des George - Kreises um das Werk Friedrich Hölderlins aufmerksam.⁴⁴⁴ Mit großer Vorsicht distanziert er sich aber dadurch von dem Versuch dieser „Philologen, die aus den Kreisen der Philosophie, Nietzsches und Stefan Georges kamen“,⁴⁴⁵ dass er sich selbst – wenigstens rhetorisch – eingesteht, noch nicht vollständig und tief genug in Hölderlins Werk eingedrungen zu sein, zum andern aber durch eine scharfe Unterscheidung der aus den Dichtungen Hölderlins und Nietzsches abzulesenden Kraftanstrengungen bei ihrem Zustandekommen und der natürlichen Ausstrahlung, die Poesie aber erst dann gewinnt, wenn es einem Dichter gelingt, seinen Gedanken oder Gefühlen ohne besondere Überforderung der Willenskraft zum Ausdruck zu verhelfen.

Landauer beobachtet dabei zwar beim jungen Hölderlin „eine Kraft“, die er sich zunächst von „Schubart und Schiller geborgt“ hat, von wo aus er jedoch „zu originaler Natur gelangt ist“, während er bei Nietzsche den entgegengesetzten Weg sieht, wenn er meint, dass

*umgekehrt Nietzsche in seinen ersten schönen Jünglingsjahren eine Natur gewesen ist, [...] und dass erst nach dieser Frühperiode, wie verspätet, so etwas wie Kampf und Gärung der Jugend über ihn kam und einen andern, einen Repräsentanten der Kraft aus ihm machte.*⁴⁴⁶

Damit fällt Landauer nicht nur unstrittig zutreffende ästhetische Urteile über die kontrovers zueinander verlaufenden Entwicklungsprozesse von Hölderlin und Nietzsche, die nur scheinbar ein gleiches oder wenigstens ähnliches Ende nahmen, sondern greift bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt den ideologischen Standpunkt an, der versucht, Hölderlin und Nietzsche zugleich und auf gleiche Weise als Kronzeugen der eigenen poetischen oder philosophisch - hermeneutischen Arbeit zu benennen, wie das durch Stefan George eingeleitet und in seinem Gefolge über Jahrzehnte hinweg philologischer Usus wird. Zugleich kann durch Wahrnehmung des aus Landauers Perspektive von vornherein problematischen Versuchs, sich in die Nachfolge Nietzsches zu stellen und von hier aus einen Zugang zu Hölderlin zu finden, wenigstens ansatzweise verständlich gemacht werden, dass die unterschiedlichen Interpreten, die auch dann in mehr oder weniger unmittelbarer Abhängigkeit des poetischen Prophetentums Georges zu sehen sind, wenn sie sich im Laufe ihrer literarischen oder literaturwissenschaftlichen Produktionsgeschichte teilweise weit von ihm entfernt haben sollten, eben nichts mit ein-

⁴⁴³ Walter Killy (Hg.), Literaturlexikon, Autoren und Werke deutscher Sprache, Gütersloh / München, 1988. Von den *Kursiv gedruckten Autoren* der Abb. 14 liegen Hölderlin betreffende allgemein zugängliche Arbeiten oder Briefe / Briefstellen vor. Binnenbeziehungen innerhalb der St. - George - Sekte wurden hier nicht differenzierend dargestellt.

⁴⁴⁴ Gustav Landauer, Friedrich Hölderlin in seinem Gedichten, SDHG Bd. 3, S. 65

⁴⁴⁵ ibidem, wenn das richtig gesehen wird, unterscheidet Landauer hier mittels Interpunktion zwischen philosophischen Kreisen und den Anhängern Nietzsches und Georges, was hier bestätigend so stehen bleiben soll.

⁴⁴⁶ Landauer, l. c., S. 53f., die Begründung seines Urteils entspricht der Einschätzung Kaufmanns zum Stil Nietzsches, in: Walter Kaufmann, Nietzsche, Philosoph - Psychologe - Antichrist, Darmstadt, 1982, S. 480

ander verbindet, als eben dies: Sie versuchen zwei Dichter und / oder Philosophen modal oder ideologisch in Bereichen zu verknüpfen, wo dies nicht möglich ist, weil entweder der eine oder der andere hierfür keine Merkmale aufweist oder im extremen Fall: beide Männer bloß wegen Stimmungsähnlichkeiten als Projektionsflächen von Gedanken ihrer Interpreten dienen, jedoch gar keine gemeinsame inhaltliche Substanz besitzen. Ihre Ähnlichkeit entsteht also nur dann, wenn sie von ihrer Auslegung her gelesen wird und die beginnt sowohl bei Hölderlin wie bei Nietzsche bereits mit der Editions-geschichte von den ersten Ausgaben an, die bereits zu Lebzeiten, aber ohne Zugriffsmöglichkeiten der Verfasser eine wesentliche Rolle spielt, was das grundlegende Verständnis von beider Autoren Werk angeht.

Die gezielte Veränderung des politischen Standorts von Friedrich Hölderlin, die einer politischen Funktionalisierung mit nationalistischer Einfärbung dient, ist so verfehlt wie der Versuch, Nietzsche überhaupt für einen primär politischen Autoren zu halten, dessen Intentionen auch nur ungefähr oder annähernd in ähnliche Richtung gehen wie die FHs.⁴⁴⁷ Beiderlei Standortbestimmungen sind ausschließlich Zuschreibungen, die dem politisch motivierten Willen bestimmter Rezipienten entstammen, denen es unter Benutzung der hermeneutischen Methode Diltheys nicht darauf ankommt, was geschrieben steht und dies kritisch sichten, sondern nach ihre eigenen, zeitbedingten politischen oder ideologischen Standorte legitimierenden Erklärungsweisen suchen. Wie wenig dabei etwa Hölderlins Sichtweise von den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen natürlichen Erscheinungen und ihren metaphysischen Zuordnungsmöglichkeiten getroffen werden, zeigt Landauer anlässlich seiner Reflexion über den Hymnus „Der Rhein“, in dem der heimische Fluss, der wenig später zu einem auf verhängnisvoll sich auswirkenden Symbol nationaler Identität und Abgrenzung werden soll, mittels „unterirdische(r) Versickerungs- und Austauschverhältnis(se) zwischen den Gewässern, die der Nordsee, und denen, die dem Schwarzen Meer zufließen“, die vertraute Heimat mit der ersehnten Ferne verknüpft wird, die bis zu den „Ufern des Indus“ reichen könnte.⁴⁴⁸

Mögen in einer solchen geologisch kaum nachvollziehbaren Spekulation auch Reminiszenzen an den frühen Wahlspruch *Ἐν καὶ πᾶσι* wach oder der Versuch vermutet werden, der Enge der eignen Lebensbedingungen, die auch eine geistige ist, den Hinweis auf eine fernöstliche, vorgeblich von (einem aber weitgehend nur schemenhaft bekannten) Dionysos beherrschte Welt entgegensetzen: Ein Raum für eine Besinnung auf nationale Identitäten und isolierte oder isolierende Eigenschaften tut sich hier eben nicht auf, es sei denn, er wird im schlechten Rausch gesucht und nachträglich dann verkatert gefunden, wie das unschwer im Umfeld des Ersten Weltkriegs der Fall ist, der fast einhellig gerade von prominenten Männern aus den

⁴⁴⁷ Mattenklott hält Nietzsche nicht für so unpolitisch, wie dies hier dargestellt wird, trotzdem würde auch nach seiner Einschätzung dessen politische Richtung eine völlig andere darstellen als die Hölderlins. (Gert Mattenklott, Nietzsches „Geburt der Tragödie“, in: G. Mattenklott, Klaus R. Scherpe (Hg.), Positionen der literarischen Intelligenz zwischen bürgerlicher Reaktion und Imperialismus, Kronberg, 1973, S. 103 ff.

⁴⁴⁸ Landauer, l. c., S. 58

Kreisen, die hier besprochen werden müssen, begeistert begrüßt wird, über den diese Leute erst dann kritisch nachzudenken beginnen, als sich herausstellt, dass er nicht per patriotischem Geschrei oder Besinnung auf nationale Tugenden zu gewinnen ist, sondern wo insgesamt nur verloren werden kann – selbst von denen, die völkerrechtlich gesiegt haben.

Mehr als Stimmungsähnlichkeiten hinsichtlich ersehnter Rauschzustände sind zwischen Hölderlin und Nietzsche wahrscheinlich gar nicht auszumachen, die Landauer zwar festgehalten hat, die aber nicht beliebig ausgedehnt werden können, weil sie lediglich eine dunkle Erinnerung an das Dionysische als ästhetisch ursprünglichen Gehalt von Dichtung meinen, der also weder national besoffen macht, noch nach dem großen Morden die Notwendigkeit erzeugt, sich auf nationale Gesinnungen reduzieren zu lassen oder in völliger Verirrung ein unverortbares „Neues“ zu erharren. Sofern Landauer Folge geleistet wird, darf jedoch die hier vermutbare Ähnlichkeit zwischen FH und FN nicht überstrapaziert werden, selbst falls „uns Worte, Gedanken und Stimmungen Hölderlins, wenn er seine Anschauungen vom Griechentum, von der Tragik, vom Orgiastisch - Asiatischen und Dionysischen äußert, immer wieder nah genug an Nietzsche“ mahnen.⁴⁴⁹ Denn er erinnert daran, dass

[...] wenn zwei dasselbe denken, fühlen, wollen oder tun, es nicht dasselbe ist. Leibnizens Prinzip, dass alles Ununterscheidbare identisch ist, lässt sich, zumal für den Geist, auch so aussprechen, dass es Gleiche nicht gibt, in keinerlei Mehrzahl: gleich ist eins. Und so sind, wenn man näher zusieht, Hölderlin und Nietzsche vollendete Beispiele nicht bloß (ähnliche, aber doch dem Grund nach verschiedene, KR) Tönungen des Gleichen, sondern [...] entgegengesetzte Typen in dem einen Kampf des geistigen Menschen mit der gesunkenen Zeit.⁴⁵⁰

Aber selbst hier wird anscheinend noch etwas für vergleichbar gehalten, was tatsächlich völlig inkommensurabel ist, weil Hölderlins „dürftige Zeit“, auf die z. B. Heidegger so gern zu sprechen kommt, – vor allem in ihrer Rückwirkung auf den „Dichter“, der ihr ausgesetzt ist, und die Dichtung, die in ihr steht, unübersehbar eine andere ist, als die einer restaurativen Décadence, wie sie Nietzsche sich vorknöpft. Zwischen beidem liegt nicht nur eine Zeit, die allgemein eine romantische genannt wird, sondern auch eine Zeitspanne von mehreren Generationen, wenn die produktiven Phasen von Hölderlin und Nietzsche aufeinander bezogen werden, und der Aufstand gegen die am Altertum ausgerichteten geistigen Haltungen aus dem 18. Jahrhundert durch Männer wie Arthur Schopenhauer, Max Stirner oder Richard Wagner, die in ethischen und ästhetischen Fragen von nicht zu übersehendem Einfluss auf Nietzsche sind, auch wenn dies bisweilen in Abrede gestellt wird.⁴⁵¹

⁴⁴⁹ ibidem, S. 53

⁴⁵⁰ ibidem

⁴⁵¹ Hier ist nicht nur der auf die Initiative Elisabeth Förster - Nietzsches zurückzuführende Streit um den Einfluss Stirners gemeint, sondern auch die Nietzsche betreffende Antisemitismusdebatte, in der mir nicht alle Fragen so klar beantwortet zu sein scheinen, wie Walter Kaufmann (Nietzsche, l. c., 336 f.) den Eindruck erweckt; besonders stimmt das Verhältnis zu Cosima Wagner zumindest nicht mit der Behauptung überein, nach dem sie die treibende antisemitische Kraft im Hause Wagner gewesen ist, schon des innigen Verhältnisses wegen, das zwischen Nietzsche und ihr geherrscht hat, was diesen Punkt zumindest ins Zwielflicht rückt. Weil dieser Themenbereich abseits des hier zu Behandelnden liegt wird, nur auf die folgende Quellenlagen verwiesen:

Auch wenn dieser zeitlich - formale Aspekt bei ihm zu kurz kommt, so eröffnet Landauer den Blick auf einen wunden Punkt, der dann eine Rolle spielt, wenn Hölderlin von Nietzsche her gelesen und im Sinne seiner um George versammelten „Wieder“- Entdecker verstanden wird: Noch ohne den Gegenstand ihrer Wissenschaft, die sie mal enger gefasst nach einem Stamm, man eher generalisierend nach einer selbst erwählten Ethnie „germanisch“ oder „arisch“ nennen, recht zu kennen, weisen sie der Dichtung Hölderlins eine Deutung zu, die sie durch eine heute nur noch mit größter Vorsicht zu genießenden Lesart⁴⁵² von Friedrich Nietzsches Schriften rechtfertigen. Dabei spielen offenbar weder kritische Zugriffsmöglichkeiten auf die Schriften beider Autoren eine Rolle, eine Methodik, die zu der Zeit vor allem in der Theologie längst in Gebrauch ist, noch ein anderweitig halbwegs distanzierter Umgang mit den Gegenständen. Vielmehr huldigt man grundsätzlich dogmatisch wenigen Maximen, die sich zum einen auf tatsächliches Studium der Handschriften stützt, zum anderen aber auf dem Erlauschen des vom Dichter Gemeinten, was durch wechselseitiges Vorlesen schwer entzifferbarer Textstellen geschieht, woraufhin die (Vor-) Lesart ausgewählt wird, die am ehesten ins rhythmische Ge-

An Rohde: „Mein Buch ist thatsächlich in Leipzig vergriffen. Das Neueste ist, daß Jacob Bernays erklärt hat, es seien seine Anschauungen, nur stark übertrieben. Ich finde das göttlich frech von diesem gebildeten und klugen Juden, zugleich aber als ein lustiges Zeichen, daß die ‚Schlaunen im Lande‘ doch bereits etwas Witterung haben. Die Juden sind überall und auch hier voran, während der gute teutsche Usener gutgehört dahinten, im Nebel bleibt“ (7. Dezember). (KSA, Bd. 15, S. 45),

was den Verdacht aufkommen lässt, Nietzsche fühle sich zu Unrecht in die Nähe eines schlaunen, witterungsbegabten, i. e.: mit einer besonders großen Nase behafteten Juden gesetzt, was ihm zumindest unangenehm zu sein scheint.

Auf den pathologischen Gehalt dieser Mitteilung wird hier uneingedenk der Hinweise aus dem Jahr 1883 (z. B. Brief von Franz Overbeck an Köselitz vom 17. März, wo vom „Eindruck eines verflackernden Lichts“ geschrieben wird oder die Ahnung der Mutter Franziska, den die Schwester in einem Brief vom 10. Februar 1883 an Köselitz wiedergibt, nach der FN entweder Lou von Salomé heiraten, sich erschießen oder verrückt werden müsse) bewusst nicht eingegangen, dafür sei aber darauf verwiesen, dass FN hier die Karikatur nachzeichnet, nach der einer mit einer besonders großen Nase auch einen sehr feinen, zu seinem Vorteil wirksamen Geruchssinn verfügt.

Auch die eher privat sich entwickelnde Rivalität zwischen Nietzsche und Paul Rée um Lou Salomé, die eine viele Jahre andauernde Freundschaft zerstört, bekommt nietzscheseitig ab und an ihre antisemitischen Ausbuchtungen, wenn es beispielsweise heißt: *Er (Rée, KR) hatte keinen Charakter, was hilft's? So mußte er sich einen (nämlich den eines deutschen Juden, KSA, Bd. 11, S. 523, womit ebenfalls Rée gemeint ist, KR) stehlen.* (KSA 10, 553, Hervorhebung von mir, KR). Wenn in Analogie zum „Schattenlosigkeit Schlemihls“ der unterstellte Charaktermangel Rées gedeutet wird als eine von Nietzsche herbei gesehnte, ihm angedichtete „Impotenz“ (Otto Rank, *Der Doppelgänger*, Wien, 1925, S. 78 f.) könnte es damit sein Bewenden haben, nur: die Figur des Wunzsches trifft einen Juden, der dem antisemitischen Vorurteil nach auch dann noch stiehlt, wenn er (wie im Verhältnis von Mendelssohn und Wagner) der bestohlene sein sollte, weil demnach der Jude a priori keinen Charakter besitzt, weshalb er ihn (bei Nietzsche?) stehlen musste. Insofern finden sich bei Wagner und Nietzsche ziemlich ähnliche Denkfiguren, wenn letzterer seine Überlegungen auch ungleich feiner ziseliert.

Vielleicht trifft das folgende Zitat, das auch auf Paul Rée gemünzt ist, die Ambivalenz Nietzsches in der Judenfrage ziemlich genau:

Ich gedenke mit Verdruß, wie man merkt, einer getäuschten Hoffnung ‚von jener Art Hoffnungen, wie sie mir mehrfach gerade die Begabung von Juden erregt hat, — als die Art Mensch, die im jetzigen Europa bei weitem am ersten Geistigkeit angeerbt bekommen, zugleich aber auch ein tempo der Entwicklung, das verhängnisvoll rasch zur Reife (und leider auch noch über sie hinaus...) treibt. (KSA, Bd. 12, S. 186)

Darüber noch hinauschießend belegt eine solche ethnisch negativ fixierte Zwiespältigkeit die folgende Äußerung über Siegfried Lipiner (Nietzsche, *Sämtliche Briefe*, KSA, Bd. 5, S. 346, Brief vom 13. August 1878, an Mutter und Schwester): *Von Lipiner ein Brief, lang, bedeutend für ihn sprechend, aber von unglaublicher Impertinenz. Den „Verehrer“ und seinen Kreis bin ich nun los — ich atme dabei auf. Mir liegt sein Werden sehr am Herzen, ich verwechsle ihn nicht mit seinen jüdischen Eigenschaften, für die er nicht kann (eben weil sie per Abstammung vorhanden sind, KR; Hervorhebungen im Zitat), wodurch eine ziemlich unfeine Ansammlung antisemitischer Vorurteile sich aufhäuft, von denen Nietzsche dann einzelne Eigenschaften ihm bekannter Juden je ausnimmt, aber nicht einmal diese Personen insgesamt.*

In welchem Umfang die Aversion Nietzsches gegen die antisemitischen Strömungen seiner Zeit geschäftlich bedingt ist, kann durch die Lektüre eines Brief an Köselitz / Gast vom 1. Juli 1883 abgeschätzt werden, in dem er sich darüber beschwert, dass der Verleger Schmeitzner die Herausgabe des „Zarathustra“ nicht zügig voranbringt, da er offenbar mit lukrativer wirkenden antisemitischen Schriften beschäftigt ist: *Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hinderniß, und nun das jüdenfeindliche Hinderniß, — das sind ganz ‚religionsstifterliche‘ Erlebnisse.* (zit. nach: Ernst Pfeiffer, Hg., *Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou von Salomé, Die Dokumente ihrer Begegnung*, Frankfurt, 1970, S. 321 u. 487).

M. E. stehen sich hier nicht nur ideologische Interessenlagen gegenüber, sondern auch materiell handfeste.

⁴⁵² Vgl.: Walther Linden, *Geschichte der deutschen Literatur, Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Leipzig, 1937, S. 408

schehen zu passen scheint. Das allgemeine akademische Umfeld ist daran erkennbar, dass es sich größtenteils aus eher einfachen biologistisch - individualistischen Quellen speist, ab und an auch auf üble rassistische und antisemitische Schriften zurückgreift,⁴⁵³ sich aber dadurch hinreichend Aufmerksamkeit zu verschaffen weiß, dass diese Philologen und Philosophen sich origineller Weise neben den unstrittigen, aber schon leicht vom Verstauben bedrohten (weitgehend Weimarer) Klassikern eben auf Hölderlin und Nietzsche zu beziehen beginnen, deren Werke den eminenten Vorteil in sich tragen, dass sie sehr unübersichtlich und deshalb selbst von Spezialisten zum Teil nicht vollständig durchdrungen werden können.⁴⁵⁴

Um wenigstens einen kursorischen Überblick über personelle Gemengelage und daraus ggf. auch resultierende Beilager (über die aber hier nicht detailliert berichtet werden muss) zu geben, wurden die sich in der geistigen Tradition Nietzsches wählenden Literaten und Philologen der Übersichtlichkeit wegen tabellarisch abgebildet. ⁴⁵⁵ Dies geschah zum einen den möglichen Wirkungen nach, die unterschiedliche Personenkreise und Einzelpersonen aufeinander gehabt haben, weil etwa der eine in einem Ausbildungsverhältnis zu einem anderen steht, der eine die Dissertation oder (versuchte) Habilitation des anderen betreut oder ganz einfach ziemlich intensive zwischenmenschliche Beziehungen herrschen, die ja auch nicht immer abhängigkeitsfrei verlaufen, oder ein intensiver Briefwechsel dokumentierbar ist, aus dem hervorgeht, wer bei wem etwas gelernt haben kann.

Eine solch umfangreiche Quellenlage kann nur sehr selektiv abgehandelt werden, generalisierend wird aber der Hinweis riskiert: Die in dieser Übersicht vorgenommenen Verknüpfungen müssen eher wie ein älteres Familienbild betrachtet werden, wo auch nicht jeder Vetter gekannt wird oder eine „Base“ eher versehentlich mit aufs Bild kommt, weil sie zwar nicht so richtig dazugehört, aber nun einmal da ist, wenn die Aufnahme erfolgt. Am deutlichsten verbindet die abgebildeten Personen dieser geisteswissenschaftlichen Brüderschaft ihre extrem konservative Haltung – nicht nur bezüglich ihrer literaturhistorischen Ausrichtung, sondern vor allem auch dort, wo sie historische oder politische Fragestellungen abhandeln. Das Familienbild besitzt also einen häufig braun gerandeten, düster - reaktionären Hintergrund und wird nur von wenigen (rosa-) roten Tupfern aufgelockert. Nicht von ungefähr reichen seine Äste bis ins Kabinett des italienischen Diktators Mussolini und tragen auch faule Früchte, die sich zum Teil nach der Machtübergabe an Hitler massiv für die physische Vernichtung unerwünschten Kulturguts einsetzen, die als symbolischer Akt der kulturellen Okkupation durch ein breites Bündnis gesehen werden muss, das alle Ziele der Aufklärung zugleich bekämpft und dessen paramilitärische Speerspitze schließlich die faschistischen Braunhemden darstellen, welche tatsächlich am 10.

⁴⁵³ Vgl.: Victor Klemperer, Die deutsche Wurzel, in: LTI, Notizbuch eines Philologen, Leipzig, 1998, S. 167 ff. und Rudolf Eucken und sein Zeitalter, Schriften aus dem Euckenkreis, Heft 21, Bad Langensalza, 1926

⁴⁵⁴ Landauer, l. c., S. 55

⁴⁵⁵ Abb. (14) und Tab. (5)

Mai 1933 missliebige Bücher anzünden. In diesen Akt der offensichtlich werdenden Barbarei sind auch viele derjenigen Angehörigen der Familie insofern verwickelt, die sich ansonsten (aus welchen Gründen auch immer) gegenüber der faschistischen Bewegung lieber passiv verhalten, als sie sich zurückziehen oder in Schweigen hüllen, ansonsten aber ihren akademischen Berufen oder literarischen Berufungen weiter nachgehen und nur in den seltensten Fällen kritisch reflektieren, welchen Beitrag sie selbst zur Vorbereitung der geistigen Situation in dieser Zeit geleistet haben.⁴⁵⁶

Zur Unübersichtlichkeit der Situation trägt ganz wesentlich bei, dass der ideologische Kampf gegen Demokratie, Gewaltenteilung und bürgerliche Freiheitsrechte nicht nur ökonomisch begründet ist, sondern mit dem Versuch verknüpft erscheint, ein deutsches Nationalbewusstsein in z. T. scharfer Abgrenzung zu den Kulturen der benachbarten Staaten zu begründen, um dieser zwischenstaatlichen Hierarchiebildung schließlich den Gedanken einer national ausgeprägten Elite hinzuzufügen, die nicht nur ethnisch - rassische Quellen besitzen soll, sondern auch „geistige“. Die einzelnen Aspekte dieser Entwicklung sind dabei so offensichtlich widersprüchlich, dass vielen der an ihr Beteiligten eine Klärung nur in einem „großen Kriege“⁴⁵⁷ für möglich halten, in den nicht nur nationalchauvinistische Hoffnungen gesetzt werden, sondern in dem gerade auch ein Weg zur Bestenauslese auf nationaler Ebene gesehen wird.⁴⁵⁸ Die Schärfe der Widersprüchlichkeit führt schließlich nicht zu einem offenen Kampf zwischen den selbst ernannten Eliten, sondern zur Machtübergabe an den braunen Mob und deren Anführer, in deren Folge ein nicht unerheblicher Teil gerade von solchen Leuten, die sich als Künstler, Wissenschaftler, Soldaten wegen ihrer hervorgehobenen Stellung für notwendige Stützen der Gesellschaft halten, Opfer von Verfolgung, Vertreibung und Genozid oder politisch motivierten Morden werden.

Wegen ihrer Heterogenität können die Mitglieder dieser großen konservativen Familie auf keinen gemeinsamen Nenner gebracht werden und manche der Personen erscheinen schon für sich genommen so unklar, dass ihre Haltungen kaum insgesamt zu beschreiben

⁴⁵⁶ Werner Tress, Wider den undeutschen Geist! Bücherverbrennung 1933, Berlin 2003

⁴⁵⁷ Rudolf Eucken, Die Träger des deutschen Idealismus, Berlin 1915, S. 11

⁴⁵⁸ Vgl.: Georg Simmel, Die Dialektik des deutschen Geistes, Berlin, Der Tag, 28. September 1916, und ders., Deutschlands innere Wandlung, München / Leipzig, 1917, S. 17 f:

Wenn es aber künftig nicht mehr so vielen ihre äußeren Mittel erlauben werden, Doktoren der Philosophie oder gar Privatdozenten – oder etwa nur Schriftsteller überhaupt – zu werden, so ist zu hoffen, dass sich nur diejenigen der Wissenschaft widmen werden, denen es ihre inneren Mittel erlauben, oder vielmehr gebieten; und vor allem, dass die Arbeiten sich mehr auf das Wissenswerte und Wesentliche beschränken werden.[...] Wer nicht mitbauen kann an dem neuen Deutschland, muss beiseite stehen, welche Menschen und Dinge innerlich schon gerichtet und unfruchtbar geworden sind, an denen vollzieht der Krieg nur den Richterspruch. Denn seine Erschütterungen schütteln die Bäume, dass abfällt, was überreif ist und nur lässiger Duldsamkeit noch frisch erschien.

Dazu aber auch:

Unser Hegel – die Abgottschlange der Kathederphilosophie: ‚Der Krieg ist der Totengräber dessen, was zu Unrecht über seine Zeit hinaus erhalten werden will‘: der panton pater selbst – der all der sich an ihrer Regression besaufenden Tintenbuben, die torkelnd nach ihren Vätern suchen und sie vom Vater - Land frei Haus –: (Hans Wollschläger, Herzgewächse oder Der Fall Adams, Zürich, 1982, S. 114, der Satz ist entsprechend der lit. Lage bei Wollschläger insgesamt unvollständig, KR).

sind.⁴⁵⁹ Deshalb sollen auch hinsichtlich des damaligen Unterfangens, Friedrich Hölderlin als einen der Bezugs- und Integrationspunkte für eine Erneuerung des deutschen Idealismus (B. Croce)⁴⁶⁰ heranzuziehen, keine gemeinsamen Merkmale, sondern nur einzelne Aspekte gesucht werden, die dazu führen, dass gerade er auf den Kopf gestellt werden muss, wenn es darum geht, „deutsches Wesen“ als vermeintliche Synthese von „Geist“ und „Tat“ mittels eines Dichters und dessen Dichtung zu ergründen.

⁴⁵⁹ Vermutlich liegt die Schwäche von Georg Lukács' Untersuchungen in einem solchen Versuch, der fehlschlagen muss, weil es so wenig geradewegs zu verfolgende geistige Linien „von Nietzsche bis Hitler“ wie von Kant zu Eichmann gibt, auch wenn solche Zuordnungsversuche auch noch an anderen Stellen als bei Lukács zu finden sind.

⁴⁶⁰ Vgl.: Biographisch - Bibliographisches Kirchenlexikon, hg. v. Friedrich Wilhelm Bautz, Kirchberg, 1971 ff., Band 16, Sp. 340 ff.

Durchs Wahrnehmungsmuster gefallen

Bereits Georg Lukács zeigt, dass mit Beginn der Epochen bildenden Literaturgeschichte durch Hermann Hettner Friedrich Hölderlin zugleich historisch schief einsortiert und damit aus einer möglichen Verbindung zu Aufklärung und französischer Revolution abgeschnitten wird.

Eine wirkliche Treue zu den Ideen der großen Revolution konnte nur Variationen dieser Tragödie herbeiführen. Der größte, ergreifendste Fall ist der Leidensweg und Untergang Hölderlins, dessen Bild völlig verzerrt in der deutschen Literatur lebt. Von seinen Zeitgenossen wurde er verkannt, die späteren haben ihn mißverstanden oder verfälscht. Schon Hettner bewies kein tieferes Verständnis für ihn, wenn er seine Wirksamkeit als Nachklang der Sturm- und - Drang - Zeit auffaßt.⁴⁶¹

Lukács übersieht dabei allerdings, dass die bei Hettner zu beobachtende Zentrierung der deutschen Literaturgeschichte auf Goethe und die Weimarer Klassik einhergeht mit einem (weitgehend in Gips gegossenen) Blick auf die klassische Antike, der die literarischen Stoffe häufig aus ihren konkreten Bezügen herauslöst und dafür *traits éternels*, den ewigen Zügen einer Kultur zuordnet. Die Kenntnisse auf diesem Gebiet hat sich Hettner wohl während eines mehrjährigen Italienaufenthalts erworben und im Umgang mit dem Archäologen Ernst Curtius vertieft und durch Verknüpfung der vergleichsweise jungen deutschen Literatur wird die eigene konservative Entwicklung bearbeitet. Mit der Fixierung auf literaturgeschichtliche Systematik geht bei Hettner die Zuwendung zur vorkritischen Philosophie einher, wobei die Aufklärung nicht mehr als eigenständige philosophische Entwicklungsstufe anerkannt wird, sondern nur noch einen Renaissance und Reformation nachvollziehenden Charakter besitzt. Während durch eine solche allgemeine Umordnung die (vornehmlich aus Frankreich stammende, „französisch“ daher kommende, mit einer Revolution verknüpfte) Aufklärung zugunsten der „italienischen“ Renaissance und der assoziativ mit dem deutschen Sprachraum zu verbindenden „Reformation“ nur verhüllt wird, stellt die Charakteristik Hölderlins als Epigonen des „Sturm und Drang“ die Verhältnisse schlechthin auf den Kopf.

Dies hat nicht nur damit zu tun, dass in diesem literaturgeschichtlichen Abschnitt gerade auch eine bedeutsame Abwendung von den Formen und Inhalten der griechischen Antike stattfindet, welche aber nicht nur von den Weimarer Klassikern Goethe und Schiller teilweise wieder zurückgenommen wird. Hölderlin vollzieht diese Bewegungen nicht mit, obwohl er zeitweilig für den „Ossian“ schwärmt und sich zunächst in der Nähe von Schillers Kritik am Feudalsystem zu befinden und dessen Freiheitsvorstellungen zu teilen scheint.

Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, auf welche Weise Hölderlin daran scheitert, dass er an den revolutionären Freiheitsvorstellungen festhält, die seine Vorbilder (Schiller)

⁴⁶¹ Georg Lukács, Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur, Neuwied / Berlin, 1963, S. 49

und Freunde (Hegel / Schelling) nie ernsthaft betreiben und / oder im Lauf der Zeit wieder aufgeben bzw. in eine nationalchauvinistische Bahn lenken (Fichte), die sich – freiheitlich nennend – zutiefst reaktionär eben auch gegen die Ideen richten, welche der französischen Revolution zu Grunde liegen und zugleich so egalitär wie atheistisch orientiert sind. Der innere Zusammenhang zwischen dem Versuch, historisch aufeinander abfolgende, „Epochen“ bildende literaturgeschichtliche Zustände zu beschreiben und dabei einen Dichter in diesen Ablauf insgesamt dadurch zu integrieren, dass er an die falsche Stelle gepackt wird, ist nicht zu übersehen. Er scheint aber (fast) beliebig austauschbar, denn – wie Lukács auch nachweist – soll die Bedeutung Hölderlins zusätzlich dadurch marginalisiert werden, dass Rudolf Haym ihn der Romantik zuschlägt:

Die vollständige Verzerrung seines Bildes beginnt bei Haym, bei dem er als „Seitentrieb der Romantik“ erscheint, und seitdem vererbt sich die Angliederung des verspäteten und vereinsamten Revolutionärs Hölderlin an die reaktionäre Romantik, bis ihn auf der Grundlage solcher Verfälschungen sogar die Nazis für sich reklamierten.⁴⁶²

Die Doppelgesichtigkeit der von Lukács gemeinten Romantik charakterisiert wohl Victor Klemperer am besten, wenn er ihr nicht nur eine notorische Feindschaft gegen alle Intellektualität zuschreibt,⁴⁶³ sondern ihr auch vorwirft, der Geburtsort all der unseligen Erscheinungen zu sein, die ein Jahrhundert später die historische Katastrophe des deutschen Nationalsozialismus hervorgerufen haben, deren Zustandekommen vielleicht nicht vorhersehbar war, von der aber *post festum* schon beschrieben werden kann, dass sie keinen (geistes-) geschichtlichen Betriebsunfall darstellt.⁴⁶⁴

[...] *Alles, was den Nazismus ausmacht, ist ja in der Romantik keimhaft enthalten: die Entthronung der Vernunft, die Animalisierung des Menschen, die Verherrlichung des Machtgedankens, des Raubtiers, der blonden Bestie [...]*
Aber ist dies nicht eine furchtbare Anklage gegen eben die Geistesrichtung, der die deutsche Kunst und Literatur (das Wort im weitesten Umfang) so ungemaine menschliche Werte verdanken?
Die furchtbare Anklage besteht zu Recht, trotz aller von der Romantik geschaffenen Werte. „Wir fliegen hoch und sinken um so tiefer.“ Der entscheidende Charakterzug der deutschesten Geistesbewegung heißt Grenzenlosigkeit.⁴⁶⁵

Es ist ganz offensichtlich, dass Hölderlin zum Beleg für solche – nach Klemperer zu beobachtenden – Entgrenzungen nicht herangezogen werden kann, denn keiner spannte den

⁴⁶² Lukács, l. c., S. 49 f.

⁴⁶³ Klemperer, l. c., S. 128 ff.

⁴⁶⁴ Wie vorsichtig solche ideologischen Zusammenhänge beurteilt werden müssen, zeigt m. E., dass Pierre Bertaux – ein in dieser Angelegenheit zweifellos über jeden Verdacht erhabener Mann – über Jahre hinweg mit Hans Schneider / Schwerte kommuniziert hat, ohne dessen unheilvolle Vergangenheit auch nur zu erahnen, während es *post festum* Willi Jasper fast mühelos gelingt, die ideologischen Schatten Schwerte / Schneiders dingfest zu machen. Vgl.: Pierre Bertaux, Hölderlin - Variationen, l. c., S. 200 und Willi Jasper, Faust und die Deutschen, Berlin, 1998, S. 17 ff.; von der Kooperation zwischen Bertaux und Schneider / Schwerte berichtet allerdings auch Leggewie nichts. Vgl. deshalb: Claus Leggewie, Von Schneider zu Schwerte. Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte., München / Wien 1998 und Ludwig Jäger, Seitenwechsel, Der Fall Schneider / Schwerte und die Diskretion der Germanistik, München, 1998, wo diese seltsame Zusammenarbeit ebenfalls übersehen wird.

⁴⁶⁵ *ibidem*, S. 182

Bogen zwischen erlebter Heimat und der ersehnten Ferne mehr als er, ohne die beiden jeweils idealisierten Sphären einer wechselseitigen Bewertung oder Abgrenzung zu unterziehen – und kaum ein Dichter war sich der Bedingungen seiner Begrenztheit so bewusst wie er.

Wenn FH also heute noch zwischen den Epochen angesiedelt wird, trägt dies nicht nur den Ruch eines literaturgeschichtlichen Bazarhandels (zwischen Sturm & Drang, Klassik und Romantik) in sich,⁴⁶⁶ sondern führt angesichts der Tatsache, dass ein Teil der romantischen Literatur und ihrer Rezeption unmittelbar einer irrationalistischen Geisteshaltung Vorschub leistet, die den Hitler - Faschismus geistig unterstützt und ermöglicht hat, insgesamt in die Irre, weshalb die Dichtung Hölderlins nicht nur historisch falsch eingeordnet, sondern auch inhaltlich und biographisch verfälscht werden muss. Dabei laufen an solchen Stellen durchaus noch psychologisch - private und politische Motive zusammen, die erst in dem Moment zu divergieren beginnen, wo sich herausstellt, dass selbst für extrem konservative Leute unter dem Diktat Hitlers kein Platz ist, falls sie irgendwelche anderen abweichenden Merkmale besitzen, was ihre Verfolgung verursacht.

Ob es hinsichtlich der philosophischen Selbstbeschränkung, die eine ständige Begleiterin Hölderlinschen Denkens darstellt, angezeigt ist, auch Hölderlin selbst rezeptiv auf seine Heimat einzugrenzen, wie das in manchen Forschungsbeiträgen der jüngsten Zeit versucht wird,⁴⁶⁷ scheint in diesem Zusammenhang schon deshalb problematisch, weil sie sich weder hinreichend von den Tendenzen eines mütterrechtlich eingefärbten Geschichts- und Literaturverständnisses abgrenzen, noch solche Tyrannen wie den württembergischen Herzog dort einsortieren, wo sie tatsächlich hingehören: in die Ahnengalerie der furchtbaren Diktatoren, die bis heute ihr Unwesen treiben können, nicht nur, weil ihre Politik teilweise akzeptiert wird, sondern weil der schöne Geist den Blick auf sie wofern nicht völlig verstellt, so doch auf eine Weise abzumildern scheint, dass ihrem Wüten

⁴⁶⁶ Fricke / Klotz, l. c., S. 188; vgl. hierzu aber: Christa Hempel - Küter, Germanistik zwischen 1925 und 1955, Berlin, 2000, S. 37, was diese Literaturgeschichte ebenfalls in das von den beiden vorstehenden Fußnoten beschriebene Licht rückt.

⁴⁶⁷ z. B. Ulrich Gaier, „Glückselig Suevien, meine Mutter“ – Württemberg, in: Hölderlin - Texturen 1.1., l. c., S. 53 ff.; die Beschaffenheit einer solchen Philologie kann schon dem Umstand entnommen werden, nach dem hier zunächst eine Schneise von (gezählt nach KStA) etwa 90 Versen in den Gesang Hölderlins geschlagen werden muss, bis zwischen

Glückselig Suevien, meine Mutter,

und

Doch nicht zu bleiben gedenk ich.

Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen

Die Verschlussene, der ich entkommen, die Mutter.

(FA, Bd. 8, S. 172 / 179)

die eigenen, Gaierischen Gedanken ausgepflanzt werden können, in denen sich gerade durch die Isolierung der Textstellen von einander eben wieder jene ambivalenten Bezüge zwischen den Geschlechtern ausbreiten können, die aus der Kreuzer - / Bachofenschen Denke stammen und mit FH wenig zu tun haben. Ein solcher Missgriff wäre zu vermeiden, wenn im durchaus als übertrieben zu empfindenden Lob der Eingangsverse Hölderlins die bittere Ironie herausgehört würde, die der Lyrik eines in mehrfacher Hinsicht immer wieder exilierten Dichters schon auch anhaften kann.

auch ganz passable Aspekte abgewonnen werden können,⁴⁶⁸ bzw. wie im Falle Württembergs wenigstens durch Franziska von Hohenheim eine gütige Landesmutter zu finden ist. Als Probe aufs Exempel und als Versuch, das Umfeld von Stefan George als Keimzelle einer solchen romantisierenden Anderswertung Hölderlins zu begreifen, die aber auch nicht geschichtslos gesehen werden darf, sondern als einer der vielen Gipfel literarischer Missverständnisse aufgefasst werden muss, die offenbar aber auch bislang nicht so bloßgestellt werden konnte, dass sie nicht wenigstens auf folkloristisch harmlose Weise fortbetrieben werden könnte, soll der folgenden Bemerkung Klemperers nachgegangen und auf Hölderlins Gesang „Wie wenn am Feiertage ...“ bezogen werden:

Anschaun ist niemals Sache des Denkens, der Denkende tut etwas genau Gegenteiliges, er abstrahiert; Anschauen ist auch niemals Sache des Auges als Sinnesorgan allein. Das Auge sieht nur. Das Wort „anschauen“ ist im Deutschen einem selteneren, feierlicherem, ahnungsvoll verschwommenen – ich weiß nicht, sage ich Tun oder Zustände vorbehalten: es bezeichnet ein Sehen, an dem das innere Wesen des Betrachtenden, an dem sein Gefühl beteiligt ist, und es bezeichnet ein Sehen, das mehr sieht als nur die Außenseite des betrachteten Gegenstandes, das seinen Kern, seine Seele auf eine geheimnisvolle Weise miterfasst. „Weltanschauung“, schon vor dem Nazismus verbreitet, hat in der LTI als Ersatzwort für „Philosophie“ alle Sonntäglichkeit verloren und Alltags-, Metierklang bekommen. „Schau“, dem Stefan - George - Kreis heilig, ist auch der LTI ein kultisches Wort [...]⁴⁶⁹

⁴⁶⁸ Vgl.: Peter Handke, ‚Unter Tränen fragend.‘ Nachträgliche Aufzeichnungen von zwei Jugoslawien - Durchquerungen im Krieg. März und April 1999, Frankfurt a. M., 1999

⁴⁶⁹ Klemperer, l. c.

„Wie wenn am Feiertage ...“

*Wie wenn am Feiertage, das Feld zu sehn,
Ein Landmann geht, des Morgens, wenn
Aus heißer Nacht die kühlenden Blitze fielen
Die ganze Zeit und fern noch tönet der Donner,
In sein Gestade wieder tritt der Strom,
Und frisch der Boden grünt
Und von des Himmels erfreuendem Reegen
Der Weinstock trauft und glänzend
In stiller Sonne stehn die Bäume des Haines:*

*So stehn sie unter günstiger Witterung,
Sie die kein Meister allein, die wunderbar
Jetzt erzieht in leichtem Umfängen
Die mächtige, die göttlichschöne Natur.
Drum wenn zu schlafen sie scheint zu Zeiten des Jahrs
Am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Völkern
So trauert der Dichter Angesicht auch,
Sie scheinen allein zu seyn, doch ahnen sie immer.
Denn ahnend ruhet sie selbst auch.*

*Jetzt aber tagts! Ich harrt und sah es kommen,
Und was ich sah, das Heilige sei mein Wort.
Denn sie, sie selbst, die älter denn die Zeiten
Und über die Götter des Abends und Oriens ist,
Die Natur ist jetzt mit Waffenklang erwacht,
Und hoch vom Aether bis zum Abgrund nieder
Nach vestem Gesetze, wie einst, aus heiligem Chaos gezeugt,
Fühlt neu die Begeisterung sich,
Die Allerschaffende wieder.*

*Und wie im Aug' ein Feuer dem Manne glänzt,
Wenn hohes er entwarf; so ist
Von neuem an den Zeichen, den Thaten der Welt jetzt
Ein Feuer angezündet in Seelen der Dichter.
Und was zuvor geschah, doch kaum gefühlt,
Ist offenbar erst jetzt,
Und die uns lächelnd den Aker gebauet,
In Knechtsgestalt, sie sind erkannt,
Die Allebendigen, die Kräfte der Götter.*

*Erfrägt du sie? im Liede wehet ihr Geist
Das auch der Sonne, wie Blumen, u. dunkler Erd
Entwächst, u. Wettern, die in der Luft, und andern
Die vorbereiteter in Tiefen der Zeit,
Und deutungsvoller, u. vernehmlicher uns*

*Hinwandeln zwischen Himmel u. Erd und unter den Völkern
Des gemeinsamen Geistes Gedanken sind,
Still endend, in der Seele des Dichters.*

*Daß schnellbetroffen sie, Unendlichem bekannt
Seit langer Zeit, von Erinnerung
Erbebt, und ihr, von heiligem Stral entzündet,
Die Frucht in Liebe geboren, der Götter u. Menschen Werk
Der Gesang, damit er beiden zeuge, glückt.
So fiel, wie Dichter sagen, da sie sichtbar
Den Gott zu sehen begehrte, sein Blitz auf Semeles Haus
Und Asche der göttlichgetroffenen gebahr,
Die Frucht des Gewitters, den heiligen Bacchus.*

*Und daher trinken himmlisches Feuer jetzt
Die Erdensöhne ohne Gefahr.
Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Stral, ihn selbst, mit eigener Hand
Zu fassen und dem Volk' ins Lied
Gebüllt die himmlische Gaabe zu reichen.
Denn sind nur reinen Herzens
Wie Kinder, wir, sind schuldlos unsere Hände*

*Dann tötet nicht, der reine versengt er nicht
Und tieferschütteret, die Leiden des Stärkeren
Mitleidend, bleibt in unaufhaltsamen Sturme
Des Gottes, wenn er nabet, das Herz doch fest.
Doch weh mir! wenn von
selbgeschlagener Wunde das Herz mir blutet, und tiefverloren
der Frieden ist, u. freibescheidenes Genügen,
und die Unrub', und der Mangel mich treibt zum
Überflusse des Göttertisches, wenn rings um mich*

*und sag ich gleich,
Ich sei genagt, die Himmlischen zu schauen,
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden alle
Den falschen Priester, ins Dunkel hinab, daß ich
Das warnende Lied den Gelehrigen singe.
Dort*

Zur Textbeschaffenheit des Feiertagsfragments⁴⁷⁰

Es ist kein Zufall, dass dieses Gedicht gegen Ende zerbricht und produktionsgeschichtlich fragmentarisch bleibt, denn Hölderlin scheitert offenkundig bei dem Versuch, die Stimmung eines sommerlichen Feiertags einzufangen und zugleich seine metaphysische Bedeutung zu ergründen, daran, dass er zu viele Fäden aufnimmt, welche er zwar fortzuspinnen in der Lage ist, die er aber im Lauf der poetischen Prozesse eher wieder aus der Hand zu verlieren scheint, als dass er sie schließlich mit einem Knoten zusammenbinden kann.

Dabei herrschen hier zunächst Töne vor, die auch Beethoven in seiner Pastoralsymphonie anklingen lässt, nachdem der Gewittersturm eben noch gnädig vorüber gezogen ist, obwohl er für erhebliche Turbulenz in der Natur gesorgt hat.⁴⁷¹ Aber im Gegensatz zu dort findet Hölderlin nicht zurück in eine harmonisch geordnete Natur, sondern wird in eine metaphysische Tiefe der dunklen Innerlichkeit geworfen, in dem nicht nur ein theologisch erzeugtes schlechtes Gewissen lauert, sondern auch der göttliche Auftrag fort dauert, denjenigen weiter dichten zu sollen, die ihre Ohren für seine Dichtung offen gehalten haben. Die vom göttlichen Schicksal bestimmte Abwärtsbewegung ist bereits aus dem Schicksalslied Hyperions bekannt, sie wird hier aber individueller auf den Dichter selbst bezogen als dort, wo das kaskadierende menschliche Schicksal zu Ende gedacht und ausformuliert werden kann. An einer Stelle, wo die eigene Bestimmung des Dichters thematisiert werden soll, versagen seine dichterischen Ausdrucksmöglichkeiten jedoch, weil ihm verschlossen bleibt, warum er, den es an den reich gedeckten Tisch der Götter gezogen hat, nun noch tiefer fällt als die anderen Menschen.

Solche Empfindungen des tief Gefallenseins müssen auch angesichts der biographischen Umgebung, in der sie wirksam werden, keinen Ausdruck persönlicher Niedergeschlagenheit darstellen, weil Hölderlin nicht nur mit höchst irdischen Vertreibungen von den Tischen diverser Herren höheren Stands vertraut ist, sondern auch mit den Mythen, die solche Vorgänge schildern. Sowohl das Alte Testament wie auch die griechische Mythologie kennen den Zusammenhang der Verstoßung aus himmlischen Gefilden als Reaktion

⁴⁷⁰ F. Hölderlin, FA, Bd. 8, S. 557 f., der vollständige Abdruck des Textes dient hier der versichernden Wahrnehmung des nicht ganz sicheren Textes insgesamt.

⁴⁷¹ Beethoven, Op. 68, Symphony No. 6 (Pastorale) F dur, London / Zürich / New York, o. J., I. *Erwachen heiterer Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande*, Allegro ma non troppo (S. 1 ff.) und V. *Hirtengesang. Frohe dankbare Gefühle nach dem Sturm*, Allegretto (S. 114 ff.); ganz offensichtlich hören die inneren Ohren des Ehepaars Richard und C. Wagner bei der Lektüre von Hölderlins Gedichten diese Musik Beethovens mit, weshalb sie FH fälschlicherweise der Hirtendichtung zuschlugen. Daran, was Beethoven (im semantisch schwächeren Medium der Programm - Musik) abschließend gestalten kann, muss Hölderlin scheitern, weil er zugleich mit dem poetischen Gegenstand die eigene Rolle (des Dichters als die des gegebenenfalls „falschen“ Propheten) mit zu reflektieren versucht, was hier damit umschrieben wird, dass er (im Gegensatz zum Musiker) einen Faden zu viel spinnt. Hinsichtlich der intuitiven Verbindung zwischen Hölderlins lyrischem Ton und dem Klang der Symphonik Beethovens: Theodor W. Adorno: Parataxis, Zur späten Lyrik Hölderlins, in: Über Hölderlin, hg. v. Jochen Schmidt, Frankfurt a. M., 1970, S. 346 ff.

göttlicher Instanzen auf hybrides Verhalten von Wesen niedrigeren Ranges, die sich ihnen zunächst zugesellen dürfen, ihrer dann aber nicht sich würdig zeigen.⁴⁷²

Im Gesang Hölderlins liegt die Ursache für die Exilierung durch die Götter im Widerspruch zwischen dem Verhalten des Landmanns, der ein ungebrochenes Verhältnis dazu hat, dass er den Elementen ausgesetzt ist und die Frage nach ihrem Zusammenwirken auf sich beruhen lässt, und dem „Dichter“, der nicht nur isoliert von den Ereignissen erscheint, die er reflektiert, sondern ihnen entfremdet gegenübersteht, weil das Heilige, das für den Bauern unmittelbar in der Natur wirkt und hinter allen Erscheinungen steht, für ihn nur abstrakt im selbsterzeugten Wort erscheint. Was für den Landmann unreflektiertes Erleben darstellt, das er nicht hinterfragen muss, weil die Felder, der Wald und die Weinstöcke konkrete natürliche Darbietungsformen seiner Existenzmöglichkeiten darstellen, muss der Dichter dies reflektieren, d. h. in naturferne Ordnungen sprachlich überführen, um seinem Geschäft nachzugehen, obwohl er weiß, dass auch die Götter selbst nur Darreichungsformen der heiligen Natur sind, die sich der Versprachlichung entziehen, in Sprache also nicht oder nur mangelhaft abgebildet werden können, weil hier andere Ordnungszustände herrschen als dort. Der gewaltige „Waffenklang“ von Blitz und Donner kann zwar auch vom Poeten wahrgenommen werden, er bleibt aber ohne wirklichen Begriff von seiner Bedeutung, weil ihm die Rückführung der elementaren Gewalten in die Schätze, welche die Natur den Menschen in Form von Holz, „Brod und Wein“ wachsen lässt, nur über den mittelbaren, mythischen Bezug zugänglich ist.

Schon weil der Dichter um diese Zusammenhänge weiß – und: obwohl er sich selbst zu einer daraus abgeleiteten demütigen Haltung auffordert, sieht hier Hölderlin die Hybris im Versuch der versprachlichenden Reflexion aufkeimen, die zu einem Absturz führen muss, der dem des Tantalus entspricht, wo der, vom „Überfluss des Göttertisches“ entfernt, ewige Qualen dadurch zu erleiden hat, dass ihm lustvolle orale Genüsse zwar vorgegaukelt, tatsächlich aber nicht zugebilligt werden.⁴⁷³

Originell an Hölderlins Gesang ist die Lesart, dass dabei schon die Trauer um den Verlust ursprünglicher Natürlichkeit als Hybris im Sinne des Tantalus - Mythos verstanden wird, worüber auch die Erinnerung an die wollüstigen Spiele eines Zeus im Zusammenhang mit dessen Verhältnis zu Semele und der Geburt des Dionysos nicht hinwegzutäuschen vermag, denn auch die Tochter des Kadmos schwingt sich der Sage nach in eine Menschenkindern nicht erlaubte Nähe zu den Göttern empor, indem sie – wenn auch auf

⁴⁷² Vgl.: Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, Bayreuth, 1974, S. 46; oder: Hiob 1, 6 u. a. Fundstellen der frühen Schriften aus der Zeit nach dem babylonischen Exil

⁴⁷³ Damit befindet sich Hölderlin auf einem fundamentalen Gebiet der psychischen Orientierung in scharfer Opposition zu Goethe, dessen orale Fixiertheit hinreichend nachgewiesen ist (Eisler, l. c., S. 1201 ff.), um von hier aus eine Quelle der unmittelbaren Antipathie gegen FH erschließen zu können.

Empfehlung von dessen eifersüchtiger Gattin hin – Zeus in dessen ursprünglicher, majestätischer Gestalt erblicken will, was ihren Untergang und die erste, misslungene Geburt des Dionysos verursacht.

Diesem selbst verschuldeten Niedergang stellt Hölderlin das Bild vom Landmann entgegen, aus dessen Arbeit Segen und innere Zufriedenheit gewonnen werden können, weil sie nicht nur in Übereinstimmung mit den Naturbedingungen, sondern auch in „Knechtsgestalt“ verrichtet wird, d. h. in einer modal der Hybris entgegengesetzten Haltung, wenn dem Brief des Paulus an die Philipper gefolgt wird, in dem dieser Jesus von Nazareth dadurch kennzeichnet, dass er sich dem göttlichen Willen durch Selbsterniedrigung bis hin zu einem schändlichen Tod – der Hinrichtung als Verbrecher – fügt:

*Ejn jglicher sey gesinnet / wir jhesus christus auch war / Welcher / ob er wol in göttlicher gestalt war / hielt ers nicht für einen Raub / Gotte gleich sein / Sondern eussert sich selbs / vnd nam Knechts gestalt an / ward gleich wie ein ander Mensch / vnd an geberden als ein Mensch erfunden / Ernidriget sich selbs / vnd ward gehorsam bis zum Tode / ja zum tode am Creutz; Darumb hat jn auch Gott erhöhet / vnd hat jm einen Namen gegeben / der vber alle namen ist*⁴⁷⁴

Dieser neue Weg, die Nähe eines Gottes zu suchen, steht also nicht nur der dualistischen Vorstellung von gottesferner Niedrigkeit entgegen, wie ihn die Propheten nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil an verschiedenen Stellen artikulieren, sondern auch der Darstellung in der griechischen Mythologie, nach der eine unzulässige Annäherung an die Götter regelmäßig einen tiefen Fall verursacht. Hölderlin verbleibt innerhalb dieser paulinischen Vorstellung, selbst wenn er sich explizit in der griechischen Götterwelt bewegt und deren Götter als Produkte einer übergeordneten, allgewaltigen Natur sieht. Nur in demütiger Haltung, die wenig später mit dem Topos einer (ebenfalls dem Neuen Testament entnommenen) kindlichen Unschuld gleichgesetzt wird, kann der Dichter dem Schicksal der Semele entgehen, dessen Zeugnis jedoch wiederum nur von Dichtern stammt.

Zumindest durch den hier gemeinten Einschub, der erfolgt, wenn Hölderlin auf die Semele / Dionysos - Sage mittels „wie Dichter sagen“ zu sprechen kommt, geht er auf deutliche Distanz zu diesem Mythos, dessen belehrenden Inhalt er zwar kennt, wobei er seine abschreckende Wirkung aber eigentlich nicht benötigt, seit er die Botschaft des Paulus vernommen hat und sich im Übrigen vor solchen unliebsamen Überraschungen sicher weiß, da er aufgeklärt genug ist, um den in der Natur lauenden Gefahren deshalb entgehen zu können, weil er sie vor Augen hat und in Übereinstimmung mit ihren Prinzipien lebt.⁴⁷⁵ Folgerichtig wird deshalb bei Hölderlin nicht Semele selbst vom Blitz getroffen,

⁴⁷⁴ 2. Philipperbrief, Übers. v. M. Luther, 1545

⁴⁷⁵ Der erste Blitzableiter wurde 1752 von B. Franklin gesetzt, unmittelbar nach seiner Erkenntnis, dass der Blitz eine elektrische Erscheinung ist. In Deutschland wurde 1769 von J. A. H. Reimarus auf dem Jakobi - Kirchturm in Hamburg ein Blitzableiter errichtet. Auf die literarischen Folgen – wenn auch nicht bei Hölderlin – weist Hannelore Schläffer hin: *Bedecke deinen Himmel*,

sondern mitsamt ihrem Haus von seinem Einschlag in Asche gelegt, aus der dann Dionysos / Bacchus entspringt. Mit diesem entmythologisierenden Schritt lässt sich zwar der kategoriale Unterschied zwischen menschlichen Geschöpfen und Gott / Göttern nicht überwinden,⁴⁷⁶ wohl aber muss der naive, vom Mythos nur scheinbar vorgegebene Zusammenhang zwischen Zeugung und einer „Geburt der Tragödie“ aufgegeben werden, wofern er überhaupt und ausschließlich im Dionysischen gesucht werden kann. Denn zumindest bei FH gehen zwei mythologische Figuren in einander über, wenn

*sein Blitz auf Semeles Haus
Und Asche der göttlichgetroffenen gebahr,
Die Frucht des Gewitters, den heiligen Bacchus,*

weil hier wegen des gegenüber dem ursprünglichen Mythos ausgewechselten, zweiten Geburtsortes (Asche statt des göttlichen Oberschenkels) nicht mehr scharf zwischen Dionysos und Phönix zu unterscheiden ist. Diese kleine Unschärfe wäre jedoch völlig bedeutungslos, wenn nicht ohnehin immer wieder Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den beiden Figuren unterstellt würden⁴⁷⁷ und die Gestalt des Phönix in der ersten nachchristlichen Zeit immer wieder mit der des Jesus von Nazareth in Verbindung stünde, was jedoch eher mit der Herkunft der Mythen zu tun hat, als ihrem vorgeblich gemeinsamen Inhalt zuzuschreiben ist. Denn die mythologischen Überblendungen hängen damit zusammen, dass der Ursprung der dem Feuer entsprungenen Figuren nicht im Bereich der griechischen Sagen gesucht werden kann, sondern aus Ägypten stammt, wenn er nicht sogar in Indien liegt, woher die Griechen sie wahrscheinlich erst ziemlich spät übernommen und an die Stelle von Figuren, die ihnen weniger bedeutend erschienen sind, gesetzt haben.

Es ist nicht ohne Bedeutung, dass FH gerade in diesem Zusammenhang nicht nur vor den „falschen Priestern“ warnt, sondern sich auch selbst in Bezug zu diesen setzt, der von Sattler dargestellten Textform nach also zu überprüfen versucht, ob er in seiner Eigenschaft als Dichter nicht doch zu diesen gehört. Wenn die in der FA überlieferten Textreste richtig gelesen werden, bearbeitet Hölderlin diesen Selbstvorwurf damit, dass er zu einer abschließenden Mahnung zu gelangen versucht:

Zens, Siegesgewiss spottet Goethes Prometheus dem ihn strafenden Gott – denn er weiß sich im Schutze eines Blitzableiters, Frankfurter Rundschau v. 22. 4. 2004, S. 30.

⁴⁷⁶ Sehr scharfsichtig kommentiert Sattler den Semele - Abschnitt damit, dass er bemerkt, auf welche Weise sich FH mit der „manifesten Vermischung der kategorisch zu unterscheidenden Welten“ herumplagt und fügt die Textzeile hinzu „Die (höhere) / Sphäre / die höher / ist, als / die des Menschen / diese ist / der Gott“ (FA, Bd. 8, S. 559)

⁴⁷⁷ An manchen Stellen der Überlieferung ist Phönix der Großvater, an anderen der Onkel Semeles

(Das
E
D) *as warnende Li(d)*
 ed (Ge)
 *den Gelehrigen singe[.]*⁴⁷⁸

bevor der Entwurf abbricht. Eingedenk der von ihm erkannten Problematik gibt Hölderlin offensichtlich nicht nur hier auf, indem er diesen Gedichtentwurf beiseite legt, sondern beendet auch in einem größeren Rahmen seine Bemühungen um diesen Themenbereich: dem Versuch, über den vorsokratischen Philosophen Empedokles eine Tragödie zu schreiben, den er nicht frei vom Verdacht gesehen hat, auch zu den „falschen Priestern“ zu gehören.⁴⁷⁹

Die Weigerung, gerade an diesem Punkt weiterzudenken, kann zumindest zwei Gründe haben, die sich aber nicht gegenseitig ausschließen müssen, sondern – im Gegenteil – einander verstärken können. Zum einen verschwimmen die mythologischen Gestalten so in einander, dass keine klare Grenze mehr zwischen ihnen gezogen werden kann, was notwendig wäre, um zwischen (erlösender) selbsterniedrigender Demut und (verderblicher) Hybris unterscheiden zu können, zum anderen kann manchmal gerade im Bereich von angeblich gelebter Frömmigkeit schon die Beobachtung gemacht werden, wie das erstere ins zweite umschlägt. Auf sich bezogen sieht Hölderlin aber offenbar die Gefahr der Hybris darin, dass

die Unruh', und der Mangel mich treibt zum
Überflusse des Göttertisches.

Er scheitert also nicht daran, dass er von den Göttern angelockt wird und diese besondere Stellung dann missbraucht wie Tantalus, sondern schon daran, dass es ihn aufgrund der Einsicht in seine inferiore Lage nach dem „Überflusse des Göttertisches“ gelüftet.

Warum Hölderlin sich weigert, den Knoten aufzulösen, der dann entsteht, wenn der Semele - Mythos und Paulus' Brief an die Philipper miteinander verknüpft werden sollen, ist nicht zu klären, weil sein Gesang gerade an der Stelle abbricht, wo dieses Dilemma bearbeitet werden müsste. Um aber wenigstens einigen Fäden zu finden, die solche Verknotungen verursacht haben können, soll einigen mythologischen Figuren und Konfigurationen nachgespürt werden, die dazu beigetragen haben, dass diese Schwierigkeiten im Laufe der Hölderlinschen Produktionsgeschichte entstehen müssen, für die häufig herangezogene biographische Umstände immer nur einen mehr oder weniger zufälligen Hintergrund dafür abgeben können, was geschrieben wird.

⁴⁷⁸ FA, Band 8, S. 559

⁴⁷⁹ Vgl. hierzu: FA, Bd. 8, S. 559: „vmtl. unmittelbar oder bald nach diesen letzten einträgen [...] wurde der dritte Empedokles - entwurf [...] an den schluß des Stuttgarter foliobuchs gestellt.“

Die Bedingungen der „Schau“, wie sie Viktor Klemperer definiert, sind damit freilich eben nicht erfüllt, weil Hölderlin weder der sonntäglichen Andacht verlustig geht, wie Klemperer dies schon bei den Wegbereitern der LTI beobachtet, wenn er „am Feiertage“ seine Schwierigkeiten als Dichter reflektiert und dabei in einen Widerspruch zwischen dem gewählten, gesehenen Bild und den inneren Bedingungen gerät, noch der Versuchung unterliegt, seine philosophischen Überzeugungen einer präfixierten „Weltanschauung“ zu opfern, weil er anhand der gewählten mythologischen Bezüge eher kritische Prüfungen versucht, als affirmativ von der „Außenseite des betrachteten Gegenstands [...] seinen Kern, seine Seele auf eine geheimnisvolle Weise“ mitzuerfassen. Eine solche magische Funktion kommt dem dichterischen Wort bei Hölderlin so wenig zu, wie sich verbietet, ihn als zweideutig mit den Augen zwinkernden Kolporteur einer „Pink Swastika“ zu interpretieren, wie dies Linden auch probiert, ohne dabei jedoch einen ernsthaften Nachweis führen zu können, dass Hölderlin tatsächlich die „Neugeburt des Griechentums (in aller Vieldeutigkeit, die dieser Begriff enthalten mag, KR) im deutschen Volke“⁴⁸⁰ gesucht und gefunden hat.

Um auf die Ver- und Bearbeitungsweisen Hölderlins und die daraus folgenden Rezeptionsformen bei der sogenannten Wiederentdeckung weiterführend eingehen zu können, scheint es notwendig zu sein, wenigstens die hauptsächlichen Bezugspunkte seiner Vorstellungswelt, die nicht nur von der griechischen Mythologie, sondern auch von der christlichen Heilslehre bestimmt ist, ins Gedächtnis zu rufen.

⁴⁸⁰ Walther Linden, *Geschichte der deutschen Literatur*, Leipzig, 1937, S. 336

Empedokles v. Agrigent⁴⁸¹ vs. Jesus v. Nazareth

Auch wenn die Widersprüche zwischen hellenischer und christlicher Tradition nicht immer so massiv aufeinanderprallen, wie im Feiertagsgesang, so scheint es doch noch andere Belege dafür zu geben, auf welche Weise Hölderlin im Spannungsbereich der beiden Kulturen steht. Ganz deutlich tritt ein grundsätzlicher Konflikt in den verschiedenen Bearbeitungsstufen des Gedichts „Empedokles“ hervor, die um 1797 / 98⁴⁸² entstanden sein dürften:

Empedokles (I)

*In den Flammen suchst du das
Leben, dein Herz gebietet und pocht und
Du folgst und wirfst dich in den
Aetna hinab.*

*Perlen zerschmelzt' im Weine die Königin,
Die Verschwenderin! Mochte sie doch
Hättest nur du nicht deine Perlen
Die Kräfte deines Lebens
Dem alten gäbrenden Becher geopfert.*

*Kühn war, wie das Element das ihn hinwegnahm,
Der Getödtete, kühn und gut,
Und ich möchte ihm folgen, dem
Heiligen Manne,
Hielte die zarte Liebe mich nicht.*

(FA, Band 5, Oden II, S. 428 f.)

Empedokles (III, endgültige Fassung)

*Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,
Und du in schauerndem Verlangen
Wirfst dich hinab, in des Aetna Flammen*

*So schmelzt' im Weine Perlen der Übermut
Der Königin; und mochte sie doch! Hättest du
Nur deinen Reichtum nicht, o Dichter,
Hin in den gäbrenden Kelch geopfert!*

*Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möchte' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden*

(FA, Band 5, Oden II, S. 430)

Sattler dokumentiert hierbei folgenden Variationsversuch als Voraussetzung der endgültigen Fassung:⁴⁸³

¹Ein Quell springt

²Dein

³Das Leben suchst du suchst und es quillt vor dir,

⁵e [] ⁴und glänzt

Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,

¹Und ach! Du folgst der Lust, dem

²u [nd] eilst und

⁴⁸¹ damals Akragas, die Lebensdaten von Empedokles werden angegeben von 492 - 432; der Überlieferung nach war er als Wanderprediger und Wundermann, aber auch als Politiker, Arzt, Dichter und spekulativer Naturwissenschaftler tätig.

⁴⁸² Vgl.: Hölderlin, FA, Band 5, Oden II, S. 427 ff.

⁴⁸³ Ibidem, S. 429, die Schichtenfolge gemäß der tiefer gestellten Nummerierung stimmt inhaltlich, aber graphisch nicht ganz mit der Sattlerschen Darstellung überein.

³Und du in schauerndem Verlangen
¹Wirf ^{2e}st dich hin
²ab in des Aetna Flammen.
¹Es schmelzt' im Weine Perlen die Königin ³.
²So
⁴[er] Übermuth
¹die übermüth'ge! Mochte sie doch! D
²hättst du
³Im Übermuth; und
⁴Der Königin und
¹Nur deinen Reichtum nicht,
²O Dichter
³heilger
⁴[o] Dichter ¹Dic
hter dem gährenden Kelch geopfert.
²Hin in n
Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter
Und folgen möchte' ich in die Tiefe.
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

Unterschiede zwischen erster und endgültiger Fassung des Gedichts „Empedokles“:

In den Flammen suchst du das Leben

*Das Leben suchst Du, suchst und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir*

Inhaltliche Veränderung: Der Ort der Suche wird zum temporalen oder kausalen Konnotat, die gezielte Suche im Feuer wird zum zeitlichen oder kausalen Ergebnis, das auch versehentlich erzielt sein kann, diese formale Abmilderung wird ausgeglichen durch die Prädikation des Feuers als „göttliches“; dies ist aber nicht dionysischer Natur, weil es nicht vom Himmel fällt, sondern „aus der Erde quillt“.

*dein Herz gebietet und pocht und
Du folgst und wirfst dich in den Aetna binab*

*Und du in schauerndem Verlangen
Wirfst dich binab, in des Aetna Flammen.*

Inhaltliche Veränderung: Der Impuls, in den Aetna zu springen, bleibt subjektiv, wird aber verallgemeinert und verliert dabei an Intensität.

Perlen zerschmelzt' im Weine die Königin,
Übermuth

Die Verschwenderin

So schmelzt im Weine Perlen der

Der Königin

Inhaltliche Veränderung: Im Zusammenhang damit tritt die Ursache dafür deutlicher hervor, dass die Perlen im Wein (zer-) schmelzen; der eher allgemeine personale Umstand einer königlichen „Verschwenderin“ wird als deren tödlich wirksamer „Übermuth“ bestimmt, woraus ein verdeutlichter Vorwurf der Hybris hervorgeht, wonach jetzt auch das Opfer dieser Vergeudung enger bestimmbar wird, das aber nicht mehr – wie in der Überlieferung – sie selbst darstellt, sondern der angesprochene Dichter, von dem angenommen werden kann, dass es sich um das poetische Subjekt selbst handelt:

*Hättest nur du nicht deine Perlen
Die Kräfte deines Lebens
Dem alten gäbrenden Becher geopfert*

*hättest du
Nur deinen Reichtum nicht, o Dichter
Hin in den gäbrender Kelch geopfert!*

Inhaltliche Veränderung: Damit wird aus dem empörten Referat darüber, dass der Liebeshändel allgemeine Lebensenergie vergeudet, obwohl der hier sprechende Mensch weiß, dass so geartete Affairen nicht gut enden, weil sie von Natur aus unablässigen Veränderungen unterworfen sind, der konkrete Selbstentwurf des Dichters, seine poetische Begabung an der falschen Stelle eingesetzt zu haben. Wenn die Ausübung von Liebe eine heilige Pflicht des Dichters darstellt, rückt die kausale Nähe von „Wein“ und „Kelch“ eher in die Nähe des christlichen Sakraments, womit FH sein poetisches Scheitern nahe am göttlichen Opfertods im Sinne der christlichen Religion ansiedelt, während die Verknüpfung von „Wein“ und „Becher“ eher nur säkulare oder allenfalls bacchantische Assoziationen hervorruft. Während beim ersten Anlauf FH also hart am Gefühl vorbeizuschrammen scheint, die poetischen Perlen mitsamt seinen unmittelbar auf eine Dame zielenden Gefühle vor die Schweine geworfen zu haben, was eine eher übliche und allgemeine, aber dennoch reichlich unfeine Bezeichnung dafür darstellt, Opfer einer ausufernden emotionalen Verschwendung zu sein, da er die Zuwendungen dieser Frau mit anderen Männern teilen muss, fühlt sich der Dichter beim zweiten Anlauf in allgemeinerer Form als Opfer weiblicher Hybris, weil seine poetisch - erotische Mission ins Leere gelaufen ist.

*Kühn war, wie das Element das ihn hinwegnahm
Der Getödtete, kühn und gut,
Und ich möchte ihm folgen, dem
Heiligen Manne,
Hielte die zarte Liebe mich nicht.*

*Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.*

Inhaltliche Veränderung: In beiden Texten ist die Hinwendung zu Empedokles die Folge davon, dass der Sprecher der vorstehenden Verse einer heftigen diesseitigen Enttäu-

schung unterworfen worden ist – und beide Male hält ihn trotzdem „Liebe“ davor zurück, ihm in die Tiefe des Aetna zu folgenden. Trotzdem besteht ein gravierender Unterschied zwischen den beiden abschließenden Strophen, weil in der ersten Fassung konkret empfundene „zarte Liebe“ den Hinderungsgrund dafür abgibt, den „Tod des Empedokles“ nachzuvollziehen, während in der Überarbeitung „Liebe“ – auf grundsätzlichere Weise – als lebenserhaltendes Prinzip erscheint. Diese inhaltliche Veränderung korrespondiert deutlich mit der Annäherung an Botschaften aus dem Neuen Testaments in dieser Fassung, zu denen auch gehört, dass bis heute der Selbstmord, aus welchen Gründen auch immer, für so frevelhaft gehalten wird, dass Menschen, die den Freitod wählen, bis in jüngste Zeit nicht nach kirchlichem Ritus beerdigt werden dürfen.⁴⁸⁴

⁴⁸⁴ Zu Hölderlins Sprachspiel mit den Perlen: Vgl.:

JR sollt das Heilighum nicht den Hunden geben / vnd ewre Perlen sollt jr nicht fur die Sew werffen, (Ev. Mt. 7, 6); der unmittelbare und ziemlich entsublimierte Zusammenhang zwischen dem Bild von den Perlen und einer frevelhafter Großzügigkeit im Umgang mit heiligen Gefühlslagen drängt sich nicht nur aufgrund der Dopplung von „Perlen“ im Gedicht Hölderlins auf, sondern auch dadurch, dass Liebesum- oder -gegenstände einem „alten gährenden Becher“ gleichgesetzt werden, was eben keine besonders appetitlichen Vorstellungen hinsichtlich des gemeinten Objekts entstehen lässt, aber ganz deutlich an den drastischen Sprachgebrauch Luthers erinnert. Das Bild enthält im Übrigen eine, diesen Verdacht verstärkende Anspielung auf die große Hure Kleopatra, die nach Plinius eine gegen Antonius verlorene Wette dadurch begleicht, dass sie eine Perle in Essig auflöst und diesen Mischung trinkt, was schon für sich genommen eine höchst anzügliche Vorstellung entstehen lässt. (Vgl.: Guido Reni, Der Tod der Kleopatra, zu Reni: J. v. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts; der Sachverhalt ist also schon über den Bekanntheitsgrad als allgemein verbreitet vorauszusetzen), weshalb die Freundlichkeit in etwa der Widmung *Wem sonst als Dir* entspricht, die ggf. eine treulose Geliebte z(it)iert. Die hier zu beobachtende thematische Dialektik findet sich in großer Übereinstimmung schon in einem Brief an den Bruder (Schmidt, l. c., Nr. 87, An den Bruder, Waltershausen. d. 21. Aug. 1794): *Es ist ein goldner Spruch: Werft eure Perlen nicht vor die Schweine. Und was du tust, tue s nie in der Hitze. Überdenke kalt! Und führe mit Feuer aus! Ich bin gewiß, daß du mit mir darin einig bist, daß Brüder so mit einander sprechen müssen.*

Vorrang des christlichen Einflusses

Diesem Gedankengang folgt die frühere Version überhaupt nicht. Ganz konkret steht hier der Bewunderung für Empedokles, den das Element des Feuers mit sich riss, der Macht einer „zarten(n) Liebe“ gegenüber, die den hier Redenden auf eine ähnliche Weise hoffend ausharren lässt, wie am Ende von „Menons Klagen um Diotima“, wo es heißt: bis „von neuem ein Jahr unserer Liebe beginnt.“⁴⁸⁵ Davon ist nach der Bearbeitung nichts mehr vorhanden, weil Hölderlin hier sein Problem grundsätzlicher löst, indem er sich weigert, dem hybriden „Übermuth“ „der Königin“ durch ein neuerliches frevelhaftes Vergehen zu begegnen. Deshalb wird nicht nur die Bewegung, durch die Empedokles verschwindet, zum Stillstand gebracht, weil die Erde ihn in sich aufnimmt, sondern auch der Angesprochene aus dem elementaren Zusammenhang zum Feuer gelöst und mit der (Mutter!) Erde verbunden, die ihn hier nicht nur (wieder!) aufnimmt, sondern dem Weiblichen erheblich näher steht, als das furchtbare und zugleich fruchtbare männliche Feuer – etwa in Form der Blitzschläge des Zeus, der zwar einen Dionysos zeugen kann, zu dessen embryonaler Vollendung aber zumindest den weiblichen Organen nachgebildete Teile benötigt werden.

Dieser behutsamen Umorientierung entsprechen nicht zuletzt die Zuordnungen des Prädikats „heilig“ in den beiden Textstufen. Während von Empedokles zunächst noch als „dem heiligen Manne“ geredet wird, wird diese Einschätzung später zu einem Subjektivismus relativiert, der dem „Dichter“ heilig ist. Am Ende findet aber eine Abstufung zum „Helden“ statt, dessen Gefolgschaft nicht angetreten werden kann, weil sie – auch syntaktisch – vom Gebot der Liebe unterbrochen wird. Den Produktionshinweisen von Sattler folgend, nach denen Hölderlin die Bearbeitung an die Ränder des „rhapsodischen Entwurfs“ geschrieben hat und diese zunächst mit dem Satz beginnen möchte, „Ein Quell springt“ – womit er freilich den Elementen nach völlig ins Abseits geraten wäre – ist der

⁴⁸⁵ An der alternativen Lesart von „Jahr der Seele“ orientiert sich nach Rieckmann (Hugo von Hofmannsthal und Stefan George, Signifikanz einer ‚Episode‘ aus der Jahrhundertwende, Tübingen / Basel, 1997, S. 106) Stefan George in seiner Verehrung für Ida Coblentz 1897, der er die Verse zukommen lässt:

*Du darfst dich rühmen: manchen geist am strand
Der nach dem schiffbruch hingschleudert wurde,
Den götter und genossen liegen liessen –
Ich jenes mädchen hab ihn aufgerichtet*

(Stefan George, Das Jahr der Seele, Gesamt - Ausgabe der Werke, Endgültige Fassung, Berlin, 1928, Bd. 4, S. 74)

Es wird bezweifelt, ob damit von George auch nur der Spur nach der Weg eingehalten wird, den Hölderlins Lyrik sucht, weil George nicht nur dem unwiderruflichen Verlust der Liebe von Ida Coblentz nachtrauert, sondern auch den Rang seines Rivalen Dehmel als Dichter bestreitet, als die neben Gertrud Kantorowicz einzige Frau, die in den „Blättern für die Kunst“ veröffentlichen darf, begeistert zu feiern beginnt. Eine solche Vermengung von privater und poetischer Konkurrenz kann bei Hölderlin ebenso wenig beobachtet werden, wie noch andere deutlich hervortretende Merkmale, die ihn von StG und dessen Kreis unterscheiden.

Im Übrigen vermischt sich die Empedokles Rezeption Hölderlins am meisten durch die Arbeiten von Kantorowicz: An die Stelle des Philosophen, der dort hinflieht, wo die Elemente noch vulkanisch verschmolzen sind, tritt (dem metaphysischen Verständnis Goethes folgend) der Kaiser, der naturaliter zum Herrscher geboren ist, Friedrich II, weder gewählt noch ernannt und in diesem Sinne erst durch den zum Herrschen prädestinierten Diktator Napoleon ersetzbar, welcher sich wenigstens (ohne Zutun der Kirche[n]) selbst die Krone aufsetzt.

Schluss erlaubt, dass hier ein grundsätzlicher inhaltlicher Neuanfang versucht wird, der denn auch eine ganz andere philosophische Richtung bekommt als die erste Fassung sie aufweist. Nur an der Oberfläche ist nämlich „dem Helden“ Empedokles das letzte Wort gewidmet. Tatsächlich wird ihm jedoch zugunsten eines übergeordneten Prinzips – einer nämlich den Menschen (fest-) haltenden Liebe – die Gefolgschaft aufgekündigt, was ungleich schwerer wiegt, als die Behauptung, „zarte Liebe“, für die Hölderlin im gleichen Zusammenhang aber auch ganz drastische Ausdrucksformen zu finden weiß, hindere einen daran, den vorbildhaft erscheinenden Freitod des Empedokles nachzuvollziehen – und sei es nur, um die Quelle eines neuen Mythos zu bilden, wie es bei diesem der Fall gewesen ist.

Die widersprüchliche Einschätzung der emotionalen Situation weicht also bei der zweiten Bearbeitung des Dilemmas, ob die als hybride empfundene Abweisung (nur eines Dichters?) durch eine Frau grundsätzlich mittels eines erneuten Frevels (in der Nachfolge des Empedokles?) bewältigt werden kann. Diese Möglichkeit verwirft Hölderlin in dieser Empedokles - Dichtung allerdings ziemlich deutlich. Wenn er Jahre später das Thema erneut wieder aufgreift, scheint er sich jedoch der Sache nicht mehr so sicher zu sein, weshalb er den Gesang „Wie wenn am Feiertage ...“ unvollendet liegen lässt. Er geht aber zum späteren Zeitpunkt auch sensibler und selbstkritischer in dieser Frage vor, weil er sich der Frage aussetzt, ob nicht schon das Bewusstsein davon, von den Göttern vernachlässigt worden zu sein, eine frevelhafte Überschreitung der kategorisch einzuhaltenen Grenze zwischen göttlichen Instanzen und menschlicher Existenz darstellt.

(Herakles) – Dionysos – Jesus v. Nazareth

Die Schwierigkeiten, die Hölderlin damit hat, den Semele / Dionysos - Mythos⁴⁸⁶ mit der Botschaft von der Menschwerdung des neutestamentlichen Gottes in Beziehung zu setzen oder beides von einander abzugrenzen und daraus gegebenenfalls resultierende Missverständnisse bei der Rezeption des Gesangs „Wie wenn am Feiertage ...“ verlangen eine Überprüfung der Frage, ob es nicht doch religionsgeschichtliche Bezüge zwischen den im Mittelmeerraum um die Zeitenwende weit verbreiteten Bacchus - Kulte und dem damals zaghaft sich entwickelnden Christentum gibt. Immerhin wird von der Hochzeit zu Kana berichtet:

Es waren aber alda sechs steinern Wasserkrüge gesetzt nach der weise der Jüdischen reinigung / vnd gieng in je einen / zwey oder drey Mas / JHEsus spricht zu jnen / Füllet die Wasserkrüge mit

⁴⁸⁶ Karl Kerényi zeigt in seiner „Mythologie der Griechen – Die Götter- und Menschheitsgeschichten“ (München, 1966) verschiedene Varianten des Dionysos - Mythos auf, da im Bezug auf FH nur eine davon bedeutend ist, begrenzt sich die Darstellung auf die Sage von Semele und Dionysos.

wasser. Vnd sie fülleten sie bis oben an. Vnd er spricht zu jnen / Schepffet nu / vnd bringets dem Speisemeister. Vnd sie brachtens. Als aber der Speisemeister kostet den Wein / der wasser gewesen war / vnd wuste nicht von wannen er kam / die Diener aber wustens / die das Wasser geschepfft hatten / rüffet der Speisemeister dem Breutigam / 1vnd spricht zu jm / Jederman gibt zum ersten guten Wein / vnd wenn sie truncken worden sind / als denn den geringern / Du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste Zeichen das Jhesus thet / geschehen zu Cana in Galilea / vnd offenbarte seine Herrligkeit.⁴⁸⁷

Über diese Textstelle im Evangelium des Johannes hinaus sind jedoch kaum Belege zu finden, welche die beiden Kulte genealogisch unmittelbar in Berührung miteinander bringen und sie bedeutet keinesfalls eine Synthese bacchantischer Kulthandlungen mit eigenen Vorstellungen durch den christlichen Religionsstifter,⁴⁸⁸ sondern wohl eher eine Annäherung im Sinne sog. feindlicher Übernahmen, wie sie noch Papst Gregor hinsichtlich der Kultstätten empfiehlt, wenn er Kirchen vor allem dort errichten lässt, wo zuvor heidnische Verehrungsorte gelegen haben, weil die zu Bekehrenden gewohnt seien, dort hin zu pilgern. Es ist nicht unmöglich, dass Hölderlin das Wissen die Übernahme heidnischer Verehrungsorte und -gewohnheiten wenigstens in allgemeiner Form zur Verfügung steht, denn – wenige Kilometer von seiner Geburtsstadt Lauffen entfernt – liegt auf dem Wunnenstein – wie an vielen anderen Stellen Württembergs auch – eine solche, durch ein frühes christliches Kultgebäude überdeckte, ältere Stelle heidnischer Götterverehrung.

Die angesprochene, mangelhafte Verknüpfungsmöglichkeit besteht auch angesichts der im weitesten Sinn zu verstehenden Lichtmetaphorik,⁴⁸⁹ die beim Zustandekommen der mythologischen Figuren „Dionysos“ und „Jesus“ eine nicht zu übersehende Rolle zu spielen scheint, weil diese Erscheinungen den im Kern bestehen bleibenden Unterschied nicht beseitigen können, nach dem Dionysos von Zeus gezeugter Göttersohn ist, während Jesus einen menschlichen Sohn Gottes darstellt, von dem erst Paulus (wahrscheinlich eine – allerdings unbekannte Quelle – zitierend) an die Philipper schreibt, er sei der Gott „in Knechtsgestalt“. Dieser genealogischen Unterscheidbarkeit setzt sich zumindest seit Heinrich Heine in dem Bedürfnis fort, zwischen Dionysos und dem Christus des Neuen Testaments eine scharfe ideologische Opposition zu bilden, worauf sich Friedrich Nietzsche vor allem in seiner Auseinandersetzung mit Richard Wagner bezieht, dem er vorwirft, das dionysische Prinzip als Ursprung der Tragödie zugunsten einer Rückkehr zu

⁴⁸⁷ Johannes - Evangelium, Kapitel 2, übers. v. Martin Luther, 1545

⁴⁸⁸ Vgl. aber hierzu: S. Freud, Der Mann Moses und die monotheistische Religion (III), wo gezeigt wird, dass das Christentum grundsätzlich für andere Kulte offensteht, weshalb er feststellt:

Der Triumph des Christentums war ein erneuerter Sieg der Ammonspriester über den Gott Ickbnatons nach anderthalbtausendjährigem Intervall und auf erweitertem Schauplatz. Freud konzidiert jedoch: Und doch war das Christentum religionsgeschichtlich, d. h. in bezug auf die Wiederkehr des Verdrängten, ein Fortschritt, die jüdische Religion von da ab gewissermaßen ein Fossil.

⁴⁸⁹ Am dichtesten vielleicht in der Selbstauskunft:

DA redet Jhesus abermal zu jnen / vnd sprach / Ich bin das Liecht der Welt / wer mir nachfolget / der wird nicht wandeln im Finsternis / sondern wird das Liecht des Lebens haben (Ev. Joh. 8, 12);

in den orphischen Kulturen wird Dionysos nicht nur für den Blitzgeborenen gehalten, sondern wegen seiner exorbitanten Triebfähigkeiten auch zugleich für eine der Quellen des Lebens insgesamt gehalten (vgl. Kerényi, l. c., S. 197 ff.)

christlichen Vorstellungen bzw. christlich eingefärbten Mythen des Mittelalters verraten zu haben.⁴⁹⁰ Dabei haben aber weder Heine noch Nietzsche entstehungsgeschichtliche Zusammenhänge vor Augen, sondern setzen sich vielmehr kritisch mit kirchengeschichtlichen oder kulturpolitischen Zuständen ihrer Zeit auseinander und nutzen die Benennungen „Dionysos“ und „Nazarener“, bzw. der „Gekreuzigte“ zur Kennzeichnung entgegengesetzter Kategorien der praktischen Philosophie, also von religiösen oder ethischen Fragen, aber auch innerhalb dessen, was nach ihrem Verständnis in den Bereich von Ästhetik fällt.

Als Beleg dafür, dass Hölderlin erst sehr spät in diese von Heine begründete Sprachbildung einbezogen wird, kann der Hinweis dienen, dass dieser ihn nicht kennt, und im einschlägigen Zusammenhang keinesfalls Bezug auf ihn nimmt, während Nietzsche und – in scharfer Abgrenzung – auch die Fa. Wagner ihm Aufmerksamkeit schenken, aber ebenfalls ohne ihn wirklich kennen lernen zu wollen. Denn Hölderlins Position kann weder bei Nietzsche noch in der Auseinandersetzung zwischen ihm und den Wagners an irgend einer Stelle wiedererkannt werden, die Hirschberger folgendermaßen umreißt:

»Die Kunst und die Revolution« hieß der Titel der Schrift, mit der Wagner 1849 sein neues Kunst- und Lebensprogramm entwickelte, und über die Zukunft unserer Bildungsanstalten spricht auch Nietzsche. Während aber Wagner Jesus und Apollon auf den Altar der Zukunft erheben wollte, hat Nietzsche schon in der Geburt der Tragödie Dionysos an die Stelle von Christus gesetzt, und nachdem er 1876 die ersten Festspiele in Bayreuth gesehen hatte, fragt er: »Ist das noch deutsch?« und antwortet: »Was ihr hört, ist Rom, Roms Glaube ohne Worte.« Wagners Sünde war, daß er immer noch ein christlich-germanisches Kulturideal verfolgte. »Weh! daß auch du am Kreuze nider-sankst! Auch du! Auch du - ein Überwundener!« Es kam zum Gegensatz, und die Kluft wurde immer größer. Wagner verkörpert ihm den ganzen Verfall der deutschen und abendländischen Welt [...].⁴⁹¹

Nietzsche übersieht dabei allerdings, dass längst vor Wagner bereits die Grenze zwischen profanem Theater und sakraler Kulthandlung wieder zu verschwimmen beginnt, wenn sie im deutschen Sprachraum ausgenommen einer kurzen Phase der Emanzipation (z. B. in einigen Opern Mozarts) denn je klar zu erkennen war, weil nicht nur der erzieherische Anspruch Schillers, sondern vor allem die weit verbreitete Rückkehr zu antiken Stoffen den Anspruch unterstreicht, in eine Rolle zu drängen, die in den theokratischen Gesellschaften von Altertum und Mittelalter der Sakralraum spielt. Ganz deutlich drängt es vor

⁴⁹⁰ Vom „Nazarener Gottes“ redet allerdings schon Spinoza (Tract. theol., Übersetzt und erläutert von J. H. von Kirchmann, Berlin, 1870, S. 24) wenn auch noch ohne den ironischen Ton, in dem Goethe den Ausruf „Nazarener!“ hinwirft (Venezianisches Epigramm 1, 1790, was zumindest der Tonlage nach Heines Darstellung vorbereitet, der meint:

Ja, ich bin ein Heide, und ebenso zuwider wie die dürren freudlosen Hebräer sind mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsre Liebe Frau von Sion, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete... Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben!

(H. Heine, Der Rabbi von Bacherach, in: Werke und Briefe in zehn Bänden, hg. v. Hans Kaufmann, Berlin / Weimar, 1972, Bd. 4, S. 47)

⁴⁹¹ Johannes Hirschberger, Geschichte der Philosophie, Freiburg, 1991, Bd. 2, S. 503 f.

allem Goethe im „Faust II“ dort hin, wo zuvor die katholischen Priester ihre Wirkungsstätte gesehen haben. Denn schon formal nähert sich diese Dichtung zum letzten Akt hin ebenso unaufhaltsam der katholischen Messe, wie sie inhaltlich einer Apotheose der allgemeinen Mütterlichkeit zustrebt,⁴⁹² die überlagert und damit verdrängt, dass die konkrete Frau (im zweiten Teil der Faust - Tragödie: „Helena“) längst wieder dorthin verschwunden ist, wo sie angeblich herkommt: In der mythologischen Entfernung der Unterwelt, in die sie dem – mit Faust gemeinsamen – Sohn Euphorion naheilt.

Der aus der mittelalterlichen Metaphysik nach der Aufklärung wieder aufgenommene Gegensatz zwischen abstrakt glorifizierter, „marianischer“ Mütterlichkeit und konkreter Weiblichkeit nebst deren Verbannung in den Hades, von dem nicht erst der „Tannhäuser“ bestimmt ist, sondern der in vielen romantischen Frauenfiguren erkannt werden kann, erscheint innerhalb von Goethes „Faust“ - Dichtung bereits so ausgebreitet, dass ihn das Verdikt Nietzsches der undeutschen Katholizität hätte bereits treffen müssen und nicht erst seine spätrromantische Fortführung durch Richard Wagners Opern.⁴⁹³

In ein solches Unternehmen ist allerdings Hölderlin ebenso wenig einzubinden wie in die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts herauskristallisierende Variation, die auch einem Friedrich Nietzsche vielleicht „deutscher“ erscheinen würde, weil sie – dem „griechischen“ Weg folgend – den lichten Anteil des Mysteriums männergesellschaftlich isoliert, also auf den Umgang mit Knaben etc. begrenzt, während die Frauen insgesamt in den tellurischen Bereich verwiesen werden, weil auch die Mütter, die bei Goethe noch eine Gloriole tragen, an die Grenze zwischen einer prähistorischen Terra incognita und dem mythologischen Oceanus verbannt werden, der sie umspült. Denn im Gegensatz zu der an Goethe sich anschließenden Hinwendung zu einer mystifizierenden Schau der Dinge verknüpft FH zwar auch die unterschiedlichen Quellbereiche der europäischen Kulturgeschichte (Altes und Neues Testament, griechische Mythen und Erzählungen aus der griechisch - römischen Geschichte) miteinander, fügt diese aber nicht zu einer Gesamtschau zusammen, vor allem zu keiner, die bis zu seiner Zeit hin gültig sein soll, sondern scheidet gerade damit, dass er die gemeinsamen Elemente zu ordnen versucht, also einerseits gemeinsame, andererseits aber auch trennende Elemente klar zu erkennen. Dies liegt u. a. daran, dass er sich je an den Wort- und Bedeutungssinn dessen hält, was er liest, während seine Epigonen, ihn von Goethe her erklärend, nicht nur versuchen, die mythischen Bestimmungen in der eigenen Zeit wiederzufinden, was bei manchen aber nur heißt, eine Rückkehr zu dem anzustreben, was sie für griechische Lebensformen halten, sondern mit

⁴⁹² Diesen Aspekt bringt unversehens Hector Berlioz' Oper „La Damnation de Faust“ (1844) zum Vorschein, weil dort – entgegen der Ankündigung durch den Titel – schließlich auch eine religiös motivierte Versöhnung stattfindet, indem das Ende von „Faust I“, mit dem der zweite Teil verknüpft wird, der „gerichtet - gerettet(en)“ Margarete entspricht nach Berlioz' Darstellung symmetrisch der verdammte - erlöste Faust.

⁴⁹³ Zur Rezeption von Goethes Faust - Dichtungen als Mysterienspiel: Willi Jasper, l. c., S. 224

Hilfe mystischer Prozesse des Schauens in die vorzeitlichen Schichten einzudringen, die den mythologischen Zustand vielleicht so erzeugt haben, wie er in der frühesten Literatur vorhanden und von dort aus tradiert worden ist.

Dass dabei in einer ohnehin schiefen Exegese solcher Zusammenhänge manche *Mater gloriosa* ebenso unversehens aus himmlischen Höhen in den Orkus rutscht, wie die leibliche Mutter Hölderlins eine wenig nachvollziehbare Überhöhung zu einer naturhaft - mystischen Urform des weiblichen Geschlechts erfährt, erscheint dabei aus einer Zeit heraus weniger problematisch, in der Mutterschaft zwar adelt, aber trotzdem als reiner Nachschubbetrieb der Kriegsproduktion⁴⁹⁴ begriffen wird, als die scharfe Grenzziehung zwischen den Geschlechtern, die Hölderlin aber auch fremd ist, in den Kreisen seine Wiederentdecker aber eben nicht nur zur Ausgrenzung der Frauen aus Kultur und Politik dienen, sondern zur Etablierung von ausschließlich homoerotisch legitimierten Valenzen, wie das z. B. in der literaturgeschichtlichen Darstellung von 1937 durch Walther Linden geschieht, der Hölderlin nur insoweit zur Kenntnis nimmt, als er homoerotisch missverständlich erscheint,⁴⁹⁵ dafür aber sich insofern im Rahmen der Vorstellungen St. Georges bewegt, als er die bereits bei Platon wahrnehmbare Grenze zwischen guten, harten und weichen Männern, die dort zugleich eine zwischen hetero- und homosexueller Anbindung bedeutet, in den Bereich der schwulen Orientierung überträgt und zwischen George und Hofmannsthal einzieht.⁴⁹⁶

Es wird damit ein Wahrnehmungspfad betreten, der versucht auf alle möglichen Weisen zu begründen, dass es eine ursprüngliche, in allen höheren Lebewesen angelegte Homosexualität gibt, die (platonisch argumentiert) dann gut ist, wenn sie der urbanen Kultur und dem damit zusammenhängenden kriegerischen Kampf gilt, dann jedoch abgelehnt wird, wenn sie sich in traditionell organisierten Familien getarnt gibt oder auf andere Weise aufgeweicht ist, „weichfließend“, quasi weibisch daherkommt und am Ende gar mit (Halb-) Juden zu tun hat, wie das Linden unter Anspielung auf Hofmannsthal ausführt. Ob es eine natürliche oder wenigstens natürlich erscheinende Anbindung zwischen Männern und Frauen je unter sich tatsächlich gibt, muss dabei weder reflektiert noch bestritten werden, es wird aber von hier aus behauptet, dass Hölderlin zum Beleg hierfür – in

⁴⁹⁴ Vgl. auch: G. Hauptmann, *Die Ratten* (1911), wo sich ein frisch gebackener Vater darüber freut, dem Kaiser einen strammen Soldaten gezeugt zu haben oder vice versa: Auch die mörderischsten Waffen werden zwischen 1870 und 1945 nach (geliebten) Frauen genannt – und nur ein Teil dieser Namensstifter landet letztlich so im Irrenhaus wie der unselige Bombenflieger nach Hiroshima, der von einer Insel losgeflogen ist, die in Hölderlins Dichtung vorkommt, aber hinsichtlich dieser Koinsistenz der Namen keiner Bedeutung zugeführt werden kann (vgl.: Anhang V)

⁴⁹⁵ Linden, l. c., S. 335, vgl. auch: Abb. (20)

⁴⁹⁶ *Ibidem*, S. 425:

[...] *Es ist die Zeit, da George mit Hugo von Hofmannsthal, dem Wiener Halbjuden, verkehrt und von seiner weichfließenden leid-metaphysischen Dichtung zeitweise angezogen wird. Doch Georges echte Natur* (Zur Wiederholung: W. Wenghöfer: „Es ist nur eins. Es ist Georges Leib in höchster Reinheit, Süsse und Härte. Sehr viel Härte. Es graust einem, wenn man an das Buch denkt. Und wenn man es liest, ist man nur Liebe.“) *ringt sich aus diesen Verirrungen hervor.*

beiderlei Hinsicht – ebenso wenig taugt, wie es – für sich genommen – keinen ernsthaften Beitrag zur Diskussion um die Natürlichkeit homosexueller Veranlagung leisten kann, womit es sich in scharfem Gegensatz zu dem befindet, was an anderen Stellen zeitnah bereits gedacht und veröffentlicht wird.⁴⁹⁷ Denn selbstverständlich sind bei Hölderlin auch genealogisch - theologische Spekulationen zu finden, die das Verhältnis zwischen Brüdern oder Halbbrüdern beinhalten, nur entbehren sie der angesprochenen Tendenz ebenso wie das Gedicht von Sokrates und seinem Liebling Alkibiades eben keine Legitimationsmerkmale für homoerotische Betätigung darüber hinaus enthält, dass diese beschrieben und bezogen auf einen religiösen Status ganz deutlich relativiert wird.

Über das Fehlen einer solchen allgemein homoform begrenzten, männlich überstrapazierten Sichtweise hinaus stellen sich einer unmittelbaren Zuordnung von göttlichen Söhnen – die allein und nur untereinander wichtig sein sollen – neben dem Wortlaut der Texte noch andere, allerdings eher dem familiären Umfeld und der politischen Haltung Hölderlins entspringende Bedenken entgegen, denn es reicht für Hölderlin nicht aus, wenn die äußeren Eigenschaften betrachtet werden, also einfach je der Sohn eines Gottes und irgend einer Menschin zu sein, um ein Bruderschaftsverhältnis zu konstituieren, wenn die Eigenschaften zwischen den Brüdern zu unterschiedlich sind, kommt gerade keine Verwandtschaft zustande, auch wenn die darauf abzielenden Bemühungen eines der Geschwister noch so groß sind. Diese vergeblichen Bemühungen müssen aber nicht ausschließlich auf deren Unterschiede zurückgehen, sie können auch aus genealogischen Differenzen hervorgehen, wie FH das aus seiner eigenen Familie kennt, wo wenigstens die Bestimmung zutrifft, dass die Halbbrüder Friedrich H. und Karl Gok aufgrund fundamentaler Wesensunterschiede nicht zueinander finden können, trotz aller Anstrengungen, die der ältere Bruder unternimmt, derer der jüngere aber nicht nur zunehmend sich zu erwehren versucht, sondern die er schließlich in einen genau gezielten endogamen Gegenschlag umzumünzen weiß.

Gerade dort, wo über die Väter die göttliche Instanz so in die Familien hineinregiert, wie das bei den Protestanten noch im 18. und 19. Jahrhundert der Fall ist, kann also nicht davon ausgegangen werden, dass der erlebte Unterschied zwischen Geschwistern mit unterschiedlichen Vätern auch nur die Vermutung nahelegt, formal analoge Zustände zwischen einem Vatergott wie Zeus, der einen erheblichen Teil der ihm zur Verfügung stehenden Äonen damit zubringt, sich mittels Zeugungskraft unter die Menschen zu mischen, und dem christlichen Gottvater, der des Menschen Sohn zu seinem eigenen und einzigen erklärt, dahingehend zu suchen, dass Dionysos und Jesus als offensichtliche Parallelfiktionen gesehen werden.

⁴⁹⁷ André Gide, Corydon (1911), dt.: Frankfurt, 1965 (!)

Eher wird anders herum ein Schuh daraus, wenn nämlich die Reflexion formaler (Halb-)Brüderschaften im mythologischen Bereich als Hinweis darauf gesehen wird, dass Hölderlin immer wieder ein Solidarverhältnis zu seinem Halbbruder Karl Gok sucht und dies gerade wegen seines konkreten Scheiterns formalen und / oder mythologischen Absicherungsversuchen aussetzt, oder schon während seiner Tübinger Studentenzeit auf die Wichtigkeit von brüderlichen Sozietäten aufmerksam wird.

Denn wenn „Brüder“ verstanden wird im Sinn von menschlicher Solidargemeinschaft, zu der aber auch Frauen gehören können, pietistischer Brüderschaft oder einer *Fraternité* im Sinn der französischen Revolutionäre, ergeben sie zwar immer noch keine Familie, aber etwas über das Individuum hinausgehendes Ganzes, wovon der Einzelne zwar schon bewunderungswürdig sein mag, aber eben notwendig die Anderen, die Brüder braucht, um zu einer sinnstiftenden Einheit zu gelangen. Um diese zu erreichen, bedarf es, wie bereits früher nachzuweisen versucht wurde, immer deren (auch elementare) Vollständigkeit, dies wird im „Einzigem“ als defizitär empfundene, religiöse Bindung an Jesus deutlich. Zugleich wird hier die lästige Ausrichtung auf eine mittels Arbeit bestimmte Welt des Herakles dadurch synthetisch nicht nur erträglich, sondern gerade nach sinnstiftend harmonisiert, dass sie unter den Einfluss des Eviers (Dionysos) gerät, der insofern allumfassend wirken kann, als er sowohl feuergeboren ist, als auch eine Erdgottheit darstellt und zwischen Herakles und Christus, d. h. synthetisch / der metaphysischen Qualität nach über ihnen steht.

Die Flucht aus dem christlichen Bereich in den Dunstkreis des Dionysos beschreibt dabei zugleich einen eskapistischen Weg aus der herkuleischen Welt der Arbeit, die Hölderlin auch als Fürstenknechtschaft erscheint, was gerade dann als akzeptabler Hinweis betrachtet werden kann, wenn der Werdegang des Halbbruders Gok berücksichtigt wird, dem immerhin am württembergischen Hof in Stuttgart noch ein ganz passabler Aufstieg gelingt, gegen den angeblich sein älterer Bruder zusammen mit Sinclair terroristische Anschläge plant.

Diese Gemengelage aus philosophischen und politischen Überzeugungen, privaten und religiösen Anbindungen, aber auch einfach eine ziemliche Nickligkeit, was das Verhältnis zur Verrichtung von durchschnittlichen Tätigkeiten angeht, lässt manchmal nur mit Mühe erkennen, welches Ziel Hölderlin nun tatsächlich verfolgt und ob er nicht eine Überlegung aus dem einen Bereich auf ziemlich destruktive Weise so mit einem Aspekt aus einem anderen in Widerspruch bringt, dass vorsätzlich nichts Produktives herauskommt, was damit zusammenhängen mag, dass er zwar revolutionäre Gedanken und Pläne hegt, diese aber eben so wenig theoretisch kohärent darstellen kann wie seine philosophischen Gedanken oder jene zur Poetik. Dennoch sei wenigstens in schematischer Darstellung

eine Spekulation versucht, wie die bedeutsamen Figuren der großen mythologischen Strömungen, zusammenhängen können, die FH beeinflussen.

Um umfassend am dionysischen Prinzip teilzuhaben und, weil er in Konsequenz daraus überhaupt keine Lust zu arbeiten hat wie Herakles, muss das Ich Hölderlins den Dichter machen, nur der von ihm beanspruchte dionysische Weg, der heute wahrscheinlich als „ganzheitlicher“ bezeichnet würde, ermöglicht es ihm, weder im Sinne des Herkules (körperlich /in [lohn-] abhängiger Stellung)⁴⁹⁸ arbeiten, noch den Weg zu Christus – ins theologische Amt – antreten zu müssen.

Das ist jedoch – damals wie heute – nicht ganz ohne Augenzwinkern zu sehen, weil sog. „dritte“ Wege nicht nur das lobenswerte Recht auf Faulheit enthalten, sondern auch das auf allerlei psychische Absonderlichkeiten, wie sie z. B. durch Eigenbrötelei und andere individuelle Ticks hervorgerufen werden, aber auch in leichten Rauschzuständen erlebt werden können.

Die Synthese zwischen Poet und Poem gelingt bei FH allerdings nicht, weil einerseits Idealität und Realität kategorial von einander getrennt liegen, weshalb des Dichters Schicksal nur noch fiktional von dem der anderen (beispielsweise lohnabhängig tätigen) Menschen unterscheidet, andererseits die dem Dichter einzig offenstehenden beruflichen Perspektiven, die durch die mythologischen Figuren „Herakles“ und „Jesus“ ausgrenzend gekennzeichnet sind, mit großer Entschiedenheit abgelehnt werden, weil sie negativ belegt sind. Dieser Umstand wird jedoch nicht theoretisch niedergelegt oder begründet, sondern anhand einer konkreten Situation, die sich den Bildern nach aber eben aus zwei unterschiedlichen Quellen (z. B. dem NT und Plinius) speist, was Hölderlin hinzureichen scheint, um von deren Wahrheit auszugehen.⁴⁹⁹

FH erkennt die argumentative Schwäche des Versuchs, sich selbst zu autobiographisch und selbstrechtfertigend zu verorten, die dadurch zum Vorschein kommt, dass er hier autobiographische Gesichtspunkte mit philosophischen Überlegungen vermischt, bekommt seine entsprechenden Gesänge deshalb nicht hin und lässt folglich – gleichzeitig in beiden Aspekten resignierend – ebenso die Finger von solchen Gedichten, wie er von bestimmten, „ambitionierten“ Frauen ablässt, aber inszeniert dies aberrativ ausbrechend und nicht, wie dies Nietzsche systematisch sowohl auf Schopenhauer projiziert,⁵⁰⁰ als auch als Grundbedingung der Tragödienkultur ansieht, als Willensleistung des Einzelnen, der nicht nur die gesellschaftlichen Bedingungen zu ignorieren weiß, sondern sich in der

⁴⁹⁸ Zur Geringschätzung körperlicher Arbeit durch Hölderlin: s. a. : Hyperion II / 2 (FA, Bd. 11, S. 771):
O Gott! Und daß ich selbst nichts bin, und der gemeinste Handarbeiter sagen kann, er habe mehr gethan, denn ich! Daß sie sich trösten dürfen, die Geistesarmen, und lächeln und Träumer mich schelten, weil meine Thaten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei sind [...].

⁴⁹⁹ Vgl.: Abb. (16)

⁵⁰⁰ Friedrich Nietzsche, Schopenhauer als Erzieher 8, KSA, Bd. 1, S. 411

ästhetisch ausgeformten, d. h. aber seit Goethe vor allem: der in Gips nachgegossenen, ums Erlebte reduzierten Orgie über die natürlichen Bedingungen erheben kann, wie sie in den asiatischen Kulturen noch Gang und Gäbe gewesen sein sollen, wo nach Nietzsche „das Centrum in der geschlechtlichen Zuchtlosigkeit“ liegt, nämlich „in der Vernichtung jedes Familienthums durch das unumschränkte Hetärenthum. Das Gegenstück dazu bietet erst hier das Bild der griechischen Dionysosfeier,“ wo nicht nur eine „sittsame“ Trennung von Männlein und Weiblein dargestellt wird, sondern letztere eben so in ihre natürliche Rolle eingeschnürt erscheinen, dass die Herrn ihre schon bei der Würdigung Schopenhauers notwendig hervorgehobene Freiheit zur Entfaltung eines kulturell (apollinisch) ausgeprägten Willens entfalten können. Unter Bezugnahme auf die „Bacchen“ des Euripides führt Nietzsche deshalb aus:

Ein Bote erzählt, daß er in der Mittagshitze auf die Bergesspitzen hinaufgezogen sei: es ist der rechte Moment und der rechte Ort, um Ungesehenes zu sehen; jetzt schläft Pan, jetzt ist der Himmel der unbewegte Hintergrund einer Glorie, jetzt blüht der Tag. Auf einer Alpdrift (? , KR) bemerkt der Bote drei Frauenhöre, über den Boden hin zerstreut liegend und in sittsamer Haltung: viele Frauen haben sich an Tannenstämme gelehnt, [...] das Rehfell wird in Ordnung gebracht, wenn im (sittigen, KR) Schlafe die Bänder und Schleifen sich gelöst haben. Man umgürtet sich mit Schlangen, die vertraut die Wangen lecken, einige Frauen nehmen junge Wölfe und Rebe auf den Arm und säugen sie.⁵⁰¹ Alles schmückt sich mit Epheukränzen und Winden, ein Schlag mit dem Thyrsos⁵⁰² an den Felsen und Wasser sprudelt hervor: ein Stoß mit dem Stab auf den Grund, und eine Weinquelle steigt empor. Süßer Honig träufelt von den Zweigen, wenn jemand den Boden nur mit den Fingerspitzen rührt, so springt schneeweiße Milch heraus. – Dies ist eine ganz verzaubert Welt, die Natur feiert ihr Versöhnungsfest mit dem Menschen.⁵⁰³

Damit findet Nietzsche nicht nur eine geschmacklich adäquate Antwort auf manche mittelalterlich - mystische Darstellung, die, auf weiblich - marianische Figuren sich beziehend, z. B. dichtet:

Woltstu nit so(e)gen me, so tete dir dú milch vil we, wan werlich ich han gesehen dine brüste so vol, das siben stralen gussen alzemale us von einer brüste über minen lip und über min sele()⁵⁰⁴

sondern wird auch dadurch ein Neuanfang jener auf Männer begrenzten mystischen Bewegung gefunden, dass ihm der Anschluss an den Teil der athenischen Kultur gelingt, dessen homoerotische Tendenzen sich eben dadurch auszeichnen, dass sie ausgelebt wer-

⁵⁰¹ Vgl. hierzu: H. Heine, der über die Holzschnitte zu Genoveva, die er in Köln gesehen hat, ablästert:

Worauf nun rührend zu sehen ist, wie die arme Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zur keuschen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirschkuh saugen lässt.
(Die Romantische Schule, I. c., Bd. 5, S. 82)

⁵⁰² Thyrsosstab, (lt. Brockhaus) „der in einem Pinienzapfen auslaufende, mit Efeu und Weinlaub umwundene Stab des Dionysos und auch seines Gefolges (Mänaden, Satyrn, Silene u. a.)“ [...]

⁵⁰³ wie auch die zuvor gekennzeichneten Zitate: Nietzsche, KSA, Band 1, S. 558 f., Jäger findet solche Bilder (I. c.) im Umfeld der NS - Germanistik wieder, ordnet sie aber nicht entstehungs-, sondern nur zeitgeschichtlich auf „Himmels Spielwiese“ ein.

⁵⁰⁴ Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit, hg. v. Gisela Vollmann - Profe, Frankfurt a. M., 2003, S. 42: *Wolltest du nicht mehr säugen, so würde dich die Milch sehr schmerzen, denn ich habe wahrlich deine Brüste so voll gesehen, daß sich sieben Strahlen aus deiner Brust gleichzeitig über meinen Leib und meine Seele ergossen.* (ibidem, S. 45)

den, und zugleich auch anthropologisch bzw. kulturgeschichtlich so begründet erscheinen, wie das im 19. Jahrhundert wieder zu Tage tritt, um die angeblichen Gelüste der Frauen nach einer allfällig notwendigen Rückeroberung gesellschaftlicher Macht zurückzuweisen.

Knappe hundert Jahre nach Hölderlins egalitärem Aufbruch, zu dem auch ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen den Geschlechtern gehört, haben sich also aus konservativer Perspektive grundlegende Widersprüche in der bürgerlichen Klassengesellschaft so verfestigt, dass sie von den entsprechend eingestellten Philosophen nicht mehr wahrgenommen, sondern bloß noch in wüster Verformung erschauter Urzustände und gehannter kultureller Entwicklungen abgefeiert werden können. Ohne den hohen Grad an zivilisatorischer Entwicklung, den die Literatur eines Euripides in seiner städtisch geprägten und damit bereits der Natur entfremdeten Perspektive enthält, zu berücksichtigen, greift Nietzsche dessen Darstellung wieder auf und macht sie sich zu eigen, um zu demonstrieren, welchen segensreich disziplinierenden Einfluss die apollinisch formende, i. e. ästhetische Dimension auf die ihm ungezügelt erscheinenden Kulte vorderasiatischer Provenienz nimmt. Die zivilisatorische Macht der kulturellen Entfremdung von sich selbst erscheint ihm so groß, dass nicht nur das Verhältnis von Mensch und Natur sich auf den Kopf stellt, wenn die von Apoll ergriffene Natur „ihr Versöhnungsfest mit dem Menschen“ feiert, sondern die männlich traktierte Natur ist selbst zu Rausch und Weib geworden, die es allerdings gleichzeitig mittels eines – freilich reichlich phallisch erscheinenden – Instrumentariums zu nutzen und zu zähmen gilt. Was der Thyrsos berührt, bringt Milch und Honig zum Fließen, ohne zuvor schwanger geworden zu sein, wo er achtlos vorübergeht, bleibt alles „Fels“ und unfruchtbarer „Grund“.⁵⁰⁵

Die Frauen selbst scheinen dessen zufrieden zu sein, weil sie – ihrer Sexualität beraubt – nicht nach lustvollem Beischlaf an sich herumnesteln müssen, sondern darauf begrenzt bleiben, sich von Schlangen umkosen zu lassen⁵⁰⁶ und durch erotischen Verzicht so harmonisierend auf ihre natürliche Umgebung einwirken, dass sie vegetarisches und Raubvieh zugleich zu säugen vermögen.

Damit befindet sich Nietzsche nicht nur auf der vorgeblichen Höhe des Geistes seiner Zeit, den er an anderen Stellen scharf zu bekämpfen scheint, z. B. wenn er ihm in Form

⁵⁰⁵ Eine daraus sich ergebende linguistische Doppelbödigkeit verweist nicht nur auf die Berechtigung der Kritik, die Lukács an dieser Form von Philosophie als „irrationalistisch“ übt, sondern mahnt auch zur Vorsicht gegenüber Kaufmann, der FN wenigstens für einen intuitiv geschickten „Psychologen“ hält, weil hier die (auch von Nietzsche geteilte) Meinung mitschwingt, es könnten grundlose Positionen vertreten, also Standpunkte eingenommen werden, für nur im Mythos vorgegebene Grundmuster ohne historische Transformationsangaben angeführt werden müssen.

⁵⁰⁶ Die damit zum Vorschein kommenden sexuellen Phantasien sind offensichtlich und belegen, welcher Praktiken sich die Männer bedienten, die gleichermaßen folgenlos mit ihren Schwestern wie auch anderen Hetären umgingen; Janz unterstellt beispielsweise Friedrich Nietzsche, er habe sich manchmal Frauen ins Haus kommen lassen, stellt dies aber wieder bloß als nicht weiter belegbares Gerücht in die Welt. (Janz, Nietzsche, I. c., Bd. 2, S. 144)

des preußischen Chauvinismus entgegentritt, mit dem er aber eben die pragmatischen Wurzeln gemein hat, die in einer streng biologistisch definierten Rollenzuweisung für die Frauen liegen, welche, wenigstens des lustvollen Teils von körperlicher Betätigung völlig beraubt, vor sich hin zu vegetieren haben. Vielmehr schießt er noch darüber hinaus, weil seine Darstellung im Rückgriff auf den griechischen Dramatiker Frauen überhaupt als überflüssig erscheinen lässt, weil ja das omnipotente Männerinstrument nicht nur wie im alttestamentlichen Mythos das Wasser, sondern auch den Wein zum Fließen bringt und bloßes Befingern der (damit zur Mutter werdenden) Erde Milch in die Welt schießen lässt, als handle es sich beim mythologisch rekonstruierten Tellurium um eine generell vorhandene und zur allgemeinen Verfügung stehende weibliche, ausschließlich aber durch Säugen einen Sinn stiftende Brust.

Hier werden in scharfer Fixiertheit auf sekundäre weibliche Merkmale, in der aber lediglich das Vermeiden genitaler Umgangsweisen zwischen den Geschlechtern zu erkennen ist, gerade die geschlossenen Männerrunden athenischer Provenienz wiederentdeckt, die bei jeder psychologischen Reflexion sich zum einen auf das Fingerspiel mit dem eigenen Phallus – bzw. dem ihrer Geschlechtsgenossen – konzentrieren können, weil dieser selbst für originär weibliche Aufgaben eintreten kann, zum anderen wird aber eine der Hölderlin genau entgegengesetzte Sichtweise entwickelt, dem – selbst wenn er daran zerbrochen sein sollte – weder der libidinöse Kontext noch dessen weibliche Quelle aus dem Blick gerät. Bei Nietzsche hingegen tut sich eine Vorstellungswelt auf, die zwar von sich behauptet, eine Synthese von Vernunft und Rauschhaftigkeit zu entfalten, die aber beides eben nicht beinhaltet, weil sie in die Frauen animalisierenden, homoerotisch fixierten Nachvollzug schon den Blick auf die natürlichen Gegebenheiten verstellt, die einen notwendigen Zusammenhang zwischen Triebbetätigung und Fertilität darstellt. Die Fortführung dieser Perspektive ist – nicht nur der geschichtlichen Auswirkungen nach, sondern auch bezüglich der philosophischen Ansätze – an Destruktivität nicht zu überbieten, weil die Nietzsche in seiner aggressiven Weltabgewandtheit nachfolgenden Philosophen wie Rudolf Eucken das „Leben“ dann vollends erst dort gelten lassen, wo es keinen konkreten Bezug mehr zu einer nachvollziehbaren Wirklichkeit hat, weshalb sie keine großen Probleme mit der politischen und weltanschaulichen Rechtfertigung einer vollständig auf Männer zugeschnittenen Welt haben, selbst wenn sie anhand des Ereignisses, das sie den Großen Krieg (1914 - 18) nennen werden, gezeigt bekommen, wie nah idealistische Illusion und historische Katastrophe beieinander liegen können, weil hier das eine blind fürs andere macht.

Zu den großen Lügen dieser philosophischen Strömung gehört zunächst, dass sie sich in der Einfärbung Euckens „Lebensphilosophie“ nennt, weil sie den eigentlichen Wert des Lebens dorthin verlegt, wo es nur noch abstraktes, angeblich geistiges Substrat desselben

darstellt, und dann eben die dreiste Okkupation eines Dichters wie Hölderlin, der bis hin zu den pazifistischen Tendenzen, die seine Dichtungen immer wieder aufweisen,⁵⁰⁷ so lange zurechtgebogen wird, bis er auch noch für die Legitimation von Feldgeschrei und plumpem, nationalem Chauvinismus herhalten kann, wie beispielsweise bei Georg Simmel zu Tage tritt.

Die ganze Sozialgeschichte zeigt, dass Individualismus und Weltbürgertum allenthalben und aus den mannigfachsten Gründen zusammengehören.

Ihre furchtbaren Gefahren, vor denen wir uns auch nach diesem Kriege nicht sicher glauben dürfen, werden erst dann vermeidbar, ihre tiefen Werte erst dann rein realisierbar werden, wenn wir nicht vergessen, dass es das Eigene des deutschen Geistes und in dieser Form nur des deutschen Geistes ist, das sie zusammenbindet; erst wenn wir sicher sind – das braucht nicht im abstrakten Bewusstsein zu geschehen –, dass es dessen innerstes Fatum und reichste Weite ist, sich selbst und seine Gegenteile als sein höheres Selbst zu umfassen, werden wir ganz von selbst vor all den Wurzellosigkeiten und Wertverrückungen gesichert sein, mit denen jene beiden Tendenzen bisher die Entwicklung unseres Wesens so oft aus der Bahn unserer eigensten Kraft, unseres eigensten Selbst geworfen haben.⁵⁰⁸

Ein häufig in diesem Zusammenhang benutztes Argument der Vereinnahmung besteht darin, dass Hölderlin Künder einer Vision gewesen sei, die er zwar geschaut habe, der er sich zwar nicht voll bewusst gewesen sei, bzw. deren Tragweite er noch nicht habe abschätzen können. Bei Simmel heißt das dann so:

Und dies(e) Visionäre, KR) pflegten keine Bastardnaturen zu sein, sondern gerade ganz echtbürtige, kernhaft deutsche Naturen.

Dass sie das Fremde, durch den Gegensatz Erlösende suchten - das eben war die echt deutsche Sehnsucht, dieses Hinauslangen über das Heimische wurde gerade von ihrer heimischen Wesensart mitumfasst.

Daran darf nicht irre machen, dass sie für das Deutschtum oft nur heftige Absage, Kritik und Spott hatten.

Es ist begreiflich, dass sie, auf die andere Seite hinübergetrieben, kein rechtes Bewusstsein davon hatten, wie deutsch sie gerade in diesem Getriebenwerden waren.

*Die stärkste Erscheinung dieses Typus ist vielleicht **Hölderlin**.*

Ich kann nicht zustimmen, wenn man ihn einen nachgeborenen Griechen genannt hat.

In ihm lebte das deutsche Begehren nach dem Gegensatz - nicht nur zu dem Gegebenen, sondern zu dem Vollendungsideal des Gegebenen - nur dass seine dichterische Phantasie es als ein Unmittelbares, gleichsam Gegenwärtiges anschaute.

Er erscheint mir als die vollendetste Ausgestaltung jener Dialektik des deutschen Geistes, weil seine Liebe dem Deutschtum und dem, was ihm als dessen völlige Andersheit erschien, in wunderbarem Gleichmaß galt.⁵⁰⁹

⁵⁰⁷ Vgl.: Hölderlin, Der Mensch, FA, Bd. 5, S. 449: [...] *im Zwist / Verzehrt er sich und seines Friedens / Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.*

⁵⁰⁸ Georg Simmel, Die Dialektik des deutschen Geistes, in: Der Tag, Berlin, 28. September 1916, Ausgabe A, Illustrierter Teil, Nr. 228, Simmel distanziert sich zwar von Nietzsche wegen dessen angeblicher Frankophilie, setzt sich aber nicht nur selbst auf die Spuren Hölderlins, sondern führt auch die bei Nietzsche in der Auseinandersetzung mit R. Wagner hervorbrechende Dialektik von „deutsch“ und „undeutsch“ fort, die er dann freilich auf FN selbst anwendet.

⁵⁰⁹ Simmel, ib., Hervorhebung im Original

An einer solchen Stelle wird nicht nur deutlich, wie sich philosophische Umdeutung und Psychiatrisierung Hölderlins gegenseitig bedingen, weil sich hier der Philosoph zum Vor - Mund des (angeblich von Apoll geschlagenen etc.) Dichters aufschwingt, sondern ohne konkreten Bezug solange an ihm herumgeknetet wird, bis passt, was gesagt werden will und letztens: Es sind nicht erst – wie Lukács meint – die braun gehemdeten Hölderlin - Exegeten vom Schlage eine Martin Heidegger, die FH in dieses reaktionäre Fahrwasser bringen, sondern die der vorherigen Generation angehörigen Hochschullehrer, die ihn so umbiegen, dass er ins deutsch - nationale Weltbild passt, in dem nicht nur Gott tot ist, sondern auch der zur Wacht am Rhein abgestellte („deutsche“) Geist.

Wenigstens Nietzsche bleibt sich aber insofern treu, als er auch den kreativen Akt auf das mythologische Gewühle auf die Halbbrüder Apollo und Dionysos begrenzt:

Der Mythos sagt, daß Apollo den zerrissenen Dionysos wieder zusammengefügt habe. Dies ist das Bild des neugeschaffenen, aus seiner asiatischen Zerreißung geretteten Dionysos.⁵¹⁰

Denn so bekommt nicht nur die Destruktion des angeblich triebhaft Minderwertigen seinen vermeintlichen Sinn, sondern es werden Abriss und Neubeginn wenigstens formal korrekt miteinander verknüpft, ein Gedanke, der aber nicht nur im Zusammenhang mit der „ewigen Wiederkunft“ der Dinge gelesen werden muss, wie das Zarathustra formuliert,⁵¹¹ sondern auch als innerer Zusammenhang zwischen Destruktion und möglicher „Wiedergeburt“ auf höherer und daher vermeintlich besserer Ebene, die allerdings der Interaktion zwischen Männern – hier Halbbrüdern – vorbehalten ist, weil die Rolle der Frauen in diesem Fall sich darauf beschränkt, den Dionysos im Rausch zu zerreißen; sie haben an seiner Wiederbelebung keinen Anteil, bleiben also in „asiatischer“ Triebhaftigkeit zurück, bzw. säugen Reh und Wolf selbender, während die Männer Milch und Wein aus dem Boden schlagen und sich ansonsten mit der Rettung des eigenen Geschlechts befassen.

Es ist zwar erinnerlich, dass selbst im Zweiten Weltkrieg noch eher die französischen Weinkeller geplündert und die Fässer, wofern nicht *loco* ausgetrunken, nach Berlin gekarrt werden, als dass der Stoff mittels Rückbesinnung auf bacchantische Kulthandlungen unmittelbar aus dem Boden springt,⁵¹² der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen notwendiger Destruktion und möglichem Gewinn eines höherwertigen Zustands aus der – wie dies im Mythos von Phönix dargestellt ist – Asche, bleibt aber zumindest bis eben in diese Zeit unerschütterlich erhalten, nicht nur bei Simmel, der im Krieg eine Gelegenheit zur Bestenauslese für den akademischen Betrieb erblickt, sondern auch bei Leuten wie

⁵¹⁰ F. Nietzsche, *ib.*

⁵¹¹ F. Nietzsche (Schlechta), Bd. 2, S. 467

⁵¹² Ernst Jünger, *Gärten und Straßen*, Aus den Tagebüchern von 1939 und 1940, Berlin, 1942

Alfred Baeumler, der den zivilisatorischen Fortschritt im Laufe der mittelalterlichen Geschichte ganz deutlich mit den damals ausgefochtenen Kriegen verknüpft.⁵¹³

Solche Gedankenführungen sind schon mit der Lesart von Mythen durch Nietzsche in Verbindung zu bringen, obwohl er – freilich früh vom Pferd gefallen – vor allem den preußischen Militarismus hasst, weil er so unpolitisch denkt, dass er seine Sicht der Dinge nicht gegen ihm zuwiderlaufende politische Ziele absichert. Eine solche – vielleicht eben noch verzeihliche, jedenfalls aber an Fahrlässigkeit grenzende – Naivität eines Altphilologen⁵¹⁴ hat aber nichts mit Hölderlins Haltung zu tun, der gerade durch die Produktion des „Hyperion“ zu dem Ergebnis kommt, dass kriegerische Handlungen nicht nur im Einzelnen negativ zu bewerten sind, wenn er beschreibt:

*Wie diese fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, ist dir bekannt. So straft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Russen hätten die ganze türkische Flotte verbrannt - so rotten die Tyrannen sich selbst ans(,)*⁵¹⁵

sondern insgesamt die Einsicht enthält, dass es überhaupt keinen gerechten Krieg geben kann, womit er sich auch in diesem Aspekt der Aufklärung verpflichtet sieht:⁵¹⁶

*Es ist aus, Diotima! unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Misistra, die Unschuldigen, oder irren sie hilflos herum und ihre todte Jammerriene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.*⁵¹⁷

Diese Selbstanklage wird auch durch die Konstruktion des Romans abgedeckt, gemäß welcher der – einem Männerbund verpflichtete und dadurch – an den Krieg gebundene Alabanda sich zwischen Hyperion und Diotima drängt, was ihren Untergang und seine Einsamkeit verursacht. Dies enthält keine Spuren von einem aus der Asche immer wieder auferstehenden Phönix und steht damit in scharfem Gegensatz zum biographischen Hölderlin, der sich ziemlich häufig nach schweren persönlichen Krisen wieder aufrappelt. Da bei ihm die Romanfiguren psychologisch aber deutlich anders organisiert sind als ihr Erfinder, zerbrechen sie in Reaktion auf Liebesleid, zu dem sich eine unübersehbare Ernüchterung hinsichtlich der tatsächlichen Ziele des Feldzugs gesellt, zu dem sich Hyperion hat verführen lassen.

⁵¹³ Alfred Baeumler, Männerbund und Wissenschaft, Berlin, 1937, S. 167

⁵¹⁴ Vgl. aber hierzu: Mattenkloft, l. c.

⁵¹⁵ FA, Bd. 11, S. 738, zu Recht stellt deshalb Walter Benjamin fest: *Hölderlin war nicht von dem Schlage deren, die auferstehen und das Land, dessen Sebern ihre Visionen über Leichen erscheinen, ist nicht das seine, [...] in welchem die Tarnkappe neben dem Stabbelm hängt.* (W. Benjamin, l. c., S. 436)

⁵¹⁶ Vgl.: Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden in der Philosophie, in: I. Kants Werke, hg. v. Ernst Cassirer, Berlin, 1923, Bd. 6, S. 425 ff.

⁵¹⁷ FA, Bd. 11, S. 727

Darüber hinaus beteiligt sich Hölderlin nicht an der das 19. Jahrhundert beeinflussenden „Umwertung“ der theologischen Situation, die Nietzsche weniger programmatisch als vielmehr konklusiv dadurch bestimmt, dass er sowohl resignierend feststellt, dass Gott tot ist,⁵¹⁸ als auch in eine neue, ästhetisierende Mythologie eintritt, nach welcher der ursprüngliche Dionysos, den Nietzsche einer scharfen zivilisatorischen Disziplinierung unterwirft, bevor er ihn als Vater der Tragödie wieder zum Kulturbetrieb zulässt. Deshalb wird seine Wirksamkeit ins Diesseits verlagert, wo er aber kompensativ so ganzheitlich geschaut wird, als gäbe es nur einen Vatergott & Gottvater zugleich und als ein und denselben, weshalb diese beiden vorher unterscheidbaren mythologischen Bezüge in einander zu verschwimmen beginnen, gegeneinander austauschbar werden (wie bei Nietzsche) oder faktisch (mittels je unterschiedlich organisierter Ich- oder Führerprinzipien) aus der Welt zu schaffen sind und trotzdem anrufbar bleiben (wie etwa bei den Deutschen Christen im Hitlerdeutschland).

Bei FN und den von ihm abhängigen Rezipienten Hölderlins wird dabei das Göttliche zwar in allen möglichen Spielarten angesprochen, wenn vom Tod Buddhas, des Dionysos oder Jesus geredet wird, Nietzsche sieht darin aber nur unterschiedliche Ausformungen des gleichen, wiederkehrenden Prinzips, nach dem sich religiöse Kulte zu Kulturerscheinungen höher entwickeln, in denen subjektive Bedingungen als eigene Seinsbestimmungen insofern verabsolutiert werden, als der Rausch im ästhetischen Prozess als Privileg des Künstlers hervorgehoben und dort für absolut gehalten wird.⁵¹⁹

Auch wenn dieser radikale subjektivistische und zugleich manchmal peinlich moralisch wirkende Ästhetizismus Nietzsches zumindest eine Generation von Literaten und Geisteswissenschaftlern geprägt hat: Das hat mit Friedrich Hölderlin nur insofern etwas zu tun, als sich aus der Mitte dieser Bewegung ein besonderes Interesse für ihn ausbildet, was aber seiner besonderen Rolle innerhalb der Literaturgeschichte schon deshalb nicht gerecht wird, als Hölderlin hier lediglich eine Zuordnung zu den Prämissen Nietzsches erfährt, aber nicht von den literarischen Strömungen abgegrenzt wird, mit denen er nicht nur nichts zu tun hat, sondern von denen er sich eben dadurch unterscheidet, als er weder an den allgemeinen ideologischen Überhöhungen des poetischen Subjekts teilhat, noch an deren drogentechnischen und / oder erotischen Substitutionen.

⁵¹⁸ F. Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, (Schlechta) Bd. 2, S. 115, S. 127 und: *Also sprach Zarathustra*, *ibidem*, S. 348

⁵¹⁹ Vgl.: Rainer Nägele, l. c., S. 14: *Wo Gespräch war, soll Gesang werden, und Gesang wäre dann auch ein neues Denken, eine neue poetische Vernunft, trunken und nüchtern zugleich*. Wofern eine solche Dialektik überhaupt nachvollziehbar erscheint, soll doch darauf aufmerksam gemacht werden, dass der Terminus des „neuen Denkens“ nicht nur im ökonomischen Bereich die postmodernen Blüten (J. Murphy, N. V. Peale, D. Carnegie oder E. F. Freitag) getrieben hat, die jetzt mit echten Scheinen zurückbezahlt werden müssen, sondern insgesamt problematischer Genese erscheint; m. E. hatte v. a. die sog. Scientology Church damit vor etwa 20 Jahren große Erfolge, dass er ihr gelungen ist, diesen inhaltlich leeren Begriff über eine Agentur in die Werbesprache einzuführen, z. B.: „Neues Denken für eine neue Zeit – Opel Omega“ (1994); ob er sich im Umgang mit Hölderlin besser macht als der von der Neuen Mythologie, wird allerdings bezweifelt. (Hervorhebung im Zitat von mir, KR)

„Das Spiel der Natur mit dem Menschen“

Wenn nun der Rausch das Spiel der Natur mit dem Menschen ist, so (ist) das Schaffen des dionysischen Künstlers das Spiel mit dem Rausche.
F. Nietzsche⁵²⁰

Bei der vorstehenden Betrachtung der Wiederaufnahme von Platons Ideenlehre und daraus abgeleiteter anthropologischer und ästhetischer Fragestellungen zu Beginn der sog. Moderne wurden die Rahmenbedingungen übergangen, unter denen Sokrates und seine Freunde diese Überlegungen angestellt haben. Diese Unterlassung ist jetzt nachzuholen, weil durch sie gegebenenfalls nur ein mangelhafter Blick darauf möglich war, auf welche Weise Hölderlin dem späten 19. Jahrhundert als Bindeglied zur antiken Philosophie dient und deshalb noch nicht angemessen erörtert werden konnte, ob er in dieser Hinsicht zu Recht dafür in Anspruch genommen wird.

Aus der Darstellung des Platon geht unbestreitbar hervor, dass die von ihm geschilderte Männerrunde ziemlich unplatonisch zecht, das heißt nicht nur regelmäßig, sondern auch der Einschätzung der Beteiligten nach häufig mehr trinkt, als ihr dem eigenen Dafürhalten nach bekommt.⁵²¹ Einer der Teilnehmer ist noch so vom Vorabend lädiert, dass er ärztlichen Zuspruchs bedarf, während Alkibiades schon wieder stark betrunken ist, als er verspätet eintrifft, um erneut eine Runde zu spendieren.

Als nun Sokrates also gesprochen, hätten die übrigen ihn gelobt, Aristophanes aber habe im Begriff gestanden, etwas zu erwidern, weil Sokrates in seinem Vortrage auf ihn mit der Erwähnung jener umlaufenden Rede gezielt hatte; da sei plötzlich an die Vordertüre geklopft und dabei ein gewaltiges Geräusch, wie es schien, von Nachtschwärmern gemacht worden, und man habe die Töne einer Flötenspielerin gehört. Da habe nun Agathon befohlen: „Seht doch einmal nach, ihr Sklaven, und wenn es ein Bekannter ist, so ruft ihn herein; wenn aber nicht, so sagt ihm, daß wir nicht mehr trinken, sondern schon aufgehört haben!“ Und nicht lange nachher habe man in der Vorhalle die Stimme des Alkibiades gehört, welcher stark angetrunken war und laut schrie: „Wo ist Agathon?“ und verlangte, man solle ihn zu Agathon führen. So wäre er denn durch die Flötenspielerin, indem sie ihn unter dem Arm faßte, und durch mehrere andere von seinen Begleitern zu ihnen geführt worden, und er sei in der Türe stehengeblieben, mit einem dichten Kranze von Efeu und Veilchen bekränzt und mit sehr vielen Bändern auf dem Kopfe, und habe gerufen: Ihr Leute, seid gegrüßt; wollt ihr einen sehr stark angetrunkenen Mann als Mitzecher aufnehmen! Oder sollen wir wieder von dannen gehen, nachdem wir den Agathon bekränzt haben, zu welchem Zwecke wir gekommen sind? Denn ich, habe er fortgefahren, konnte gestern nicht kommen: nun aber bin ich da mit den Bändern auf dem Kopfe, damit ich sie von meinem Haupte nehme und das Haupt des weisesten und schönsten Mannes, indem ich ihn öffentlich als solchen ausrufe, mit ihnen umwinde. Ja, ihr lacht wohl über

⁵²⁰ Nietzsche, Die Geburt des tragischen Gedankens, KSA, Bd. 1, S. 583

⁵²¹ Platon, Symposion, I. c., 176, 212 f.

mich, daß ich wie ein Angetrunkener rede? Wenn ihr aber auch lacht, - ich weiß doch, daß ich die Wahrheit sage. Aber nun sagt mir auf der Stelle: soll ich auf meine Bedingungen eintreten oder nicht? Wollt ihr mit mir zechen oder nicht?

Da hätten nun alle aufgejubelt und hätten ihn aufgefordert, einzutreten und sich niederzulagern, und Agathon habe ihn dazu eingeladen. Und so sei er, von seinen Begleitern geführt, weiter vorgegangen, und zugleich habe er die Bänder abgenommen, um den Agathon mit ihnen zu bekränzen, und habe sie so in die Höhe gehalten, daß er vor ihnen den Sokrates nicht sehen konnte, und so habe er sich neben Agathon niedergelassen, mitten zwischen ihm und dem Sokrates; denn der letztere sei zur Seite gerückt, um ihm Platz zu machen. Indem er sich nun also neben Agathon niederließ, habe er ihn umarmt und bekränzt. Darauf habe Agathon geboten: Löset dem Alkibiades seine Sohlen ab, ihr Sklaven, damit er sich zu dreien mit uns lagere.⁵²²

Biographisch lässt sich ein solch gewohnheitsmäßiger Umgang mit Wein und dem durch ihn verursachten Rausch bei Hölderlin zweifelsfrei nachweisen, da offenbar nach Ansicht der zuständigen Leute im 18. Jahrhundert beides mit zum Erwerb der humanistischen Bildung gehört, der Hölderlin in den Klosterschulen von Denkendorf und Maulbronn zugeführt wird, wo also nicht nur die griechische Sprache anhand der Texte Platons erlernt, sondern auch frühzeitig in die entsprechenden Lebensgewohnheiten eingeführt wird.

Außer im Testimonienbuch (der schulischen Zeugnisliste, KR) ist der Name Hölderlins auch im Denkendorfer Carentenbuch verzeichnet. Es wurde 1713 von Johann Albrecht Bengel angelegt und enthält in lateinischer Sprache alle Strafen der Denkendorfer Klosterschüler. Carentenbuch heißt es, weil der Entzug von Wein (carere = entbehren) die erste Strafe war, die ein Klosterschüler zu erwarten hatte, wenn er gegen die Statuten oder andere Regeln verstieß. Bei jeder Hauptmahlzeit gehörte ein Schoppen (zw. 0.2 und 0.4 Liter, je nach lokalen Maßbezeichnungen, KR) Denkendorfer Klosterwein zur Verpflegung der Schüler. Da dieser Wein so sauer war, dass er manchmal von den Schülern an die Bediensteten verkauft wurde, bedeutete der „Eintrag“ im Carentenbuch vermutlich die schwerere Strafe.⁵²³ Bei besonders gravierenden Vergehen war mit „Carcer“ und mit Änderung der Location (Rangfolge der Schüler innerhalb der Klasse, KR) und schließlich mit dem Ausschluss zu rechnen.

In Hölderlins Promotion (Schulklasse, KR) gab es Weinentzug, weil einer unvorbereitet in den Unterricht kam, während der Stunde ein fremdes Buch las und schwätzte, wegen Raufens und Saufens (sic!, KR), wegen Albernheiten beim Chorgesang, wegen Frechheit oder wegen Türenknallens.

Hölderlin wird in Denkendorf zweimal bestraft. Am 22. Januar 1785 (da ist Hölderlin noch keine 15, KR) heißt es: Moegling, Hoelderlin, Knab, Keller, Censores publici, caruere / bis, ob

⁵²² ibidem, 212 c ff.

⁵²³ Das scheint nicht ganz schlüssig zu sein, weil Drogen minderer Qualität kaum als Gegenstand eines Handelsverkehrs oder des Tauschs gegen Vergünstigungen dienen können, aber der angeblich saure Württemberger Wein, um den sich immer wieder Leidenden ranken, war bis ins letzte Jahrhundert innerhalb der eigenen Landesgrenzen so begehrt, dass er nie nach außerhalb verkauft werden musste, die Unterstellung, dieses Getränk sei eigentlich zu sauer, um getrunken zu werden, stellte also eine handelsbegrenzende Schutzbehauptung dar, weshalb noch heute z. B. der württembergische Trollinger (was wirklich keine besonders gute Rebsorte darstellt) innerhalb von Württemberg zu völlig übersteuerten Preisen gehandelt wird, weil er trotz seiner vergleichsweise geringen Qualität einen identitätsstiftenden Charakter zu besitzen scheint. Dies verweist auf die doppelt bindende Eigenschaft von Drogen überhaupt, die einmal eine chemische Wirkung besitzen, zum anderen eine psychologisch – metaphysische; selbst den Initiations - Wein gibt es unter württ. Protestanten doppelt: zum ersten Abendmahl bei der Konfirmation und nachher (genau so offiziell) für die 14 - Jährigen beim dazugehörigen Festessen.

neglectum officium contumacium,“ Alle vier haben ihr Amt als Censor vernachlässigt und, darauf angesprochen, trotzig reagiert. Doppelter Weinentzug ist ihre Strafe.

Am 21. Juli 1786 gibt es für vier Schüler einfachen Weinentzug: Fink ob neglectum officium Censoris. / Hölderlin, ob vagationem in templo inter Chorum / Knab / ob neglectum Lectionem historicam / Fleischmann, ob vagationem in templo inter Chorum, daß (er) schon vormittags erwischt wurde, weil er während des Chorgebetes in der Kirche herumspaziierte, scheint Fleischmann nicht davon abgehalten zu haben, nachmittags dasselbe zu tun.⁵²⁴

Das Wissen um einen solchen frühen Drogengebrauch mag einerseits z. B. Laplanche dazu geführt haben, manchen Passagen Hölderlins einen Grundton der „Trunkenheit“ zuzumessen,⁵²⁵ auf der anderen Seite gilt er als früher Kündler des tiefsten dionysischen Rausches, wie ihn später Friedrich Nietzsche, wofern nicht zur allgemeinen Grundlage von Poesie, so doch zu dem der Tragödie erhebt. Friedrich Gundolf formuliert ganz deutlich diese Rückprojektion des notwendigen Zusammenhangs zwischen dionysischem Rausch und apollinisch geläuterter Kultur, wie es Nietzsche sieht, auf Hölderlin:

[...] Das Griechentum das in ihm lebte und das Griechentum das ihm als Bildungswelt vorschwebte, mit andren Worten, sein Wesen und sein Wissen von sich waren zweierlei: jenes war orphisch, dieses homerisch, oder mit der umfassenden Terminologie – jenes dionysisch, dieses apollinisch. Der Orphiker besingt die Welt als verkörperte Bewegung, der Homeriker als bewegte Gestalt. Der griechische Wille und Weg aus dunkelstem Rausch zu klarstem Traum war auch der Hölderlins.⁵²⁶

Er expliziert damit aber zugleich die Schau Stefan Georges auf den gleichen Sachverhalt, obwohl Gundolf zur legitimierenden Quelle des alkoholischen Rausches, in der aber auch zugleich die Mehrecksbeziehungen ebenso abgehandelt werden wie die homoerotischen Beziehungsmöglichkeiten – dem „Gastmahl“ Platons – das George in seine Betrachtung unmittelbar einbezieht, auf akademische Distanz geht, indem er sich den poetischen Formen dieser Dichtung verschreibt,

Das bloße Reden über Inhalte, Meinung, Weltanschauung ist gleichgültig, nur Gestaltung gilt,⁵²⁷

um sich letztlich auf die Deutung des Tons der Dichtung zurückzuziehen, der „zwischen Boden und Mensch“, „Natur und Schicksal“ und „Zeitlichem und Wandellosen“ allerlei sehr divergente Erscheinungen zwar musikalisch zu harmonisieren versucht, aber eben nur dadurch auf einen Nenner bringen kann, dass auf eine inhaltliche Bezugnahme verzichtet wird.⁵²⁸ Eine solche Entleerung kann dann schon so lange vorangetrieben wer-

⁵²⁴ Stefan Metzger, „Ohne Gespring, Geschrey, Kälberlei und dgl.“ In: Ulrich Gaiert, Valérie Lawitschka, Stefan Metzger, Wolfgang Rapp, Violetta Waibel, Hölderlin Texturen II, „Alle meine Hoffnungen“, Lauffen, Nürtingen, Denkendorf, Maulbronn 1770 - 1788, hg. v. der Hölderlin - Gesellschaft Tübingen in Zusammenarbeit mit der Deutschen Schillergesellschaft Marbach, 2003, S. 251 f.

⁵²⁵ Laplanche, l. c., S. 79; vgl. auch: Abb. (22)

⁵²⁶ F. Gundolf, Hölderlins Archipelagus, in: SDHG, Bd. 3, S. 8

⁵²⁷ Gundolf, ibidem

⁵²⁸ St. George, Hölderlin, ibidem, S. 2: [...] und vor einem anderen Plato scheute man sich als dem der begriffe (vor dem nämlich, der die schwüle Liebe, die Dreiecksverhältnisse und den Rausch abfeiert, KR). Dionysos und Orpheus (der seine Frau als bloße Schön-

den, bis alle und alles so durcheinandergewirbelt werden, dass das Oberste nach unten gekehrt und das Innere nach außen befördert worden ist, mit den poetischen Werken eines Friedrich Hölderlin muss das aber nicht notwendig mehr etwas zu tun haben, außer der Behauptung, er sei als Grenzgänger zwischen Genialität und Wahnsinn zum Auslöser derartiger Denkbewegungen geworden, denn:

Unwillkürlich verdichtet er alle inneren Vorgänge zu bewegten Gestalten und empfindet er das Gestaltete, das er schaut, als Sinnbild von Bewegungen oder Kräften. Dieses Hin- und Widerfluten von Formen zu Kräften, von Kräften zu Formen ist heidnisch - hellenischer Pantheismus, das heißt Pananthropismus. Denn nur unter der Form des Menschen nahm der Hellene – und Hölderlin – das Göttliche wahr. Darum war aber für ihn das Menschliche nicht entgöttert, der menschliche Leib das oberste Sinnbild des Lebens.

Dem Christen hat alles Leben nur Wert, insofern es von Gott geschaffen oder gewollt ist. Der Grieche sieht das Göttliche gerade im Leben selbst und in seinen Gestaltungen oder Bewegungen, vor allem im Leib. Denn der Leib ist beides: Gestalt und Bewegung, oder Maß und Kraft.⁵²⁹

Damit bewegt sich Gundolf zwar vollständig innerhalb der pragmatischen Ideologie Friedrich Nietzsches, die nicht nur eine scharfe Trennung von leiblichen und seelischen Prozessen voraussetzt, sondern auch den Schwerpunkt der Betrachtung auf die leibliche Existenz der Menschen verlegt,⁵³⁰ was ihn an manchen Stellen dazu verleitet, die Existenz der menschlichen Seele gänzlich zu bestreiten.⁵³¹ Gundolf reiht sich damit aber auch in der Reigen um den Meister George ein, dessen konkreter Leib immer wieder höchste Wertschätzung durch seinen Verehrerkreis erfährt.

Diese Perspektive macht es allerdings nötig, den Zustand des Rausch(en)s, der in Hölderlins Dichtung ziemlich häufig dargestellt wird, anders als einerseits hörbares, also akustisches Ereignis zu verstehen, andererseits ihn aber semantisch in der Nähe dessen anzusiedeln, was bei Platon Grundvoraussetzung für esoterisch - erotische Unterhaltung innerhalb der Athener Schickeria gewesen sein mag, in Hölderlins Jugendbiographie zwar auch vorkommt, ggf. aber mit seiner Dichtung nur ganz wenig zu tun hat.

Um zu prüfen, in welchem Bedeutungszusammenhang der zur Debatte stehende Wortstamm [rausch] bei Hölderlin verwendet wird, wurde er möglichst vollständig in seinen Werken gesucht und zusammen mit einer notwendigerweise stark verkürzten Textumgebung in der anliegenden Tabelle abgebildet.⁵³²

schwätzerin enttarnt und sie deshalb in den Orkus zurückwirft, so wie im Gastmahl Platons die Flötenspielerin weggeschickt wird, damit die Herren unter sich sein können, KR) *waren noch verschüttet und Er allein war der Entdecker.*

⁵²⁹ Gundolf, l. c., S. 9

⁵³⁰ Friedrich Nietzsche, Von den Verächtern des Leibes, in: Also sprach Zarathustra, KSA, Bd. 4, S. 39 ff

⁵³¹ ders., Zarathustras Vorrede, l. c., S. 14

⁵³² Vgl.: Tab. (6)

Aus der ungefähren zeitlichen Anordnung der unterschiedlichen Wortformen ergibt sich im Lauf der poetischen Produktion Hölderlins eine deutlich erkennbare Bedeutungsverschiebung hinsichtlich der Verwendung des Wortstamms [rausch]. Während zunächst die Verwendung ausschließlich dem hörbaren Ereignis dient, gewinnt allmählich ein ganz anderer Zusammenhang die Oberhand, der so auf einen Zustand natürlicher und geistiger Fruchtbarkeit verweist, wie er auch heute noch in der Jägersprache verwendet wird. Dieser fruchtbare Zustand ist jedoch nicht stabil, was am Bild von der rauschenden Quelle, die dahinfließt, wohl am deutlichsten wird und beinhaltet bei aller Willkommenheit solcher Fertilität zugleich von Beginn an auch einen Moment des wehmütigen Abschieds. Dies kommt in der tabellarisch aufgeführten Begegnung zwischen Hyperion und Melite besonders bemerkenswert zum Tragen, weil hier trotz aller zwischenmenschlichen Dichte nicht übersehen werden kann, dass die Beziehung nicht von Dauer sein wird: Willkommenheit und Abschied fließen fast naturgesetzlich (andere Leute würden sagen: schicksalhaft) ineinander, da sich das „Rauschen“ Melites (ihr Versuch, eine Beziehung mit Hyperion einzugehen) nicht gegen den allgemeinen Tumult (als gegebene äußere Bewegungen) durchsetzen kann oder: Im wechselseitigen Suchen gehen die Liebenden schon wieder für einander verloren, weil andere Bewegungen tonangebend sind.

Mit zunehmender Entwicklung einer solchen Bedeutungsverschiebung ist die Abwesenheit von äußerem Lärm, der aber immer auch metaphorisch verstanden werden muss, die Voraussetzung dafür, dass dieses „Rauschen“ als Bereitschaft, fruchtbar (tätig) zu werden oder einer fruchtbaren Situation gewahr zu sein, überhaupt aufgenommen werden kann, was damit zusammenhängt, dass es hier um innere, also geistige und psychische Vorgänge geht, die allenfalls in natürlichen, äußerlich wahrnehmbaren Bildern – z. B. von Brunnen, Quellen oder Flüssen – ihren Niederschlag finden. Es geht bei Hölderlin, der diesen Gedanken auch theoretisch formuliert,⁵³³ also nicht um die Bewegung menschlicher Physis, wie Gundolf – Nietzsche und George folgend – irrtümlich meint, sondern um in solche Naturbilder übersetzte innere, labile Zustände oder Bewegungen, deren Beschreibung auch durch poetische Sprache schon deshalb nicht möglich ist, weil sie dann (hier bleibt FH dann ganz genau im Bild) im Frost, zu Eis etc. erstarren würden und zerbrechen müssten. Da die „rauschenden“ Bewegungen aber nicht festgehalten werden können, gehen sie im Fluss der äußeren Ereignisse – oder der biographischen Erfahrung nach – verloren.

Die durch den Lärm der Welt gefährdeten Quellen hört Hölderlin dabei nicht nur in den Bewegungen weiblicher Emotionalität, wie das nach der Lektüre des „Fragments“ vermu-

⁵³³ Schmidt, d. 1. Jan. 1799, An den Bruder, Nr. 173, S. 332:

Denn alsbald sammelt sich der Mensch bei ihr (der Poesie, KR) und sie gibt ihm Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind, und nur wegen ihrer inneren Harmonie nicht als tätig erkannt werden. Sie nähert die Menschen, und bringt sie zusammen, nicht wie das Spiel, wo sie nur dadurch vereinigt sind, daß jeder sich vergißt und die lebendige Eigentümlichkeit von keinem zum Vorschein kommt.

tet werden könnte, wo Melite im Verborgenen rauscht, um nach einer flüchtigen Begegnung mit Hyperion sich dann wieder zu verabschieden, sondern auch in den kulturgeschichtlichen Vorgaben durch die griechische Antike. Er sieht aber ganz realistisch, dass diese Überlieferungen ebenso wenig sichere Quellen darstellen wie die akustischen Botschaften in der Natur, sondern nur mögliche Bezüge, die aber allenfalls dem einen Anhalt zu bieten wissen, der bereit ist, gegenüber den inneren Botschaften offen zu sein, die sich hinter der Oberfläche des Hörbaren verbergen.

Diese komplexe Gemengelage von akustischer Peripherie und darunter sich verbergender metaphysischer Mitteilungsebene, die jedoch keine orphischen Geheimnisse enthält, sondern lediglich die Assoziationen des Hörers enthüllt, weil sie relativierend mit „vielleicht“ eingeleitet werden, kommt beispielsweise in der Elegie „Brod und Wein“ zum Vorschein, wo Hölderlin zunächst tatsächlich eine musikalisch - akustische Wahrnehmung macht, anlässlich dieser dann aber fortschreitet, bis er die Topoi der Fruchtbarkeit „Brunnen“ und „duftendes Beet“ einander so angenähert hat, dass er ihren gemeinsamen – hier aber ganz natürlichen Gehalt mittels eines Rauschens zum Ausdruck bringen kann:

*Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.⁵³⁴*

Der Dichter ist dabei offenbar so von der Möglichkeit gefesselt, mehr als nur Musik und / oder natürliche Töne hören zu können, weshalb der ff. Text eine manieristischen Wendung erhält, wie sie später erst wieder in der expressionistischen Lyrik etwa von Georg Trakl gelingt:

*Still in dämmeriger Luft ertönen geläutete Glocken,
und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.⁵³⁵*

Dass Hölderlin bei der Suche nach legitimierenden literarischen Quellen auf den griechischen Mythos stößt, erscheint schon angesichts des Umstands nicht verwunderlich, nach dem beispielsweise Goethe einen aus seiner Perspektive psychologisch heiklen Stoff mittels Rückgriff auf eine entsprechende Konfiguration aus dem Tantaliden - Mythos in distanzierender und damit zugleich objektivierender Absicht behandelt hat.⁵³⁶ Auch angesichts der Tatsache, dass sowohl die psychoanalytische wie die tiefenpsychologischen Schulen ihren Methoden auf eine ganz ähnliche Weise Autorität zu verleihen wissen, ist es seltsam, dass bislang solche Überlegungen auf Hölderlin nicht angewendet worden sind und immer noch so getan wird, als zierten Nymphen brechungslos seine Quellen

⁵³⁴ FA, Bd. 6, S. 258

⁵³⁵ ibidem

⁵³⁶ Eissler, l. c., S. 343 ff.

und Wälder und raunten Dionysos und Orpheus selbender, aber immer zugleich leicht beschwipst und liebesbekümmert sich dort gegenseitig zu – und durch seine Gesänge.

Eine solche Mystifizierung scheint dann nicht vonnöten zu sein, wenn die Bandbreite des Wortstamms [rausch] hinreichend so beachtet, wie sie in jedem Bedeutungswörterbuch sich finden lässt, und dann in die von Hölderlin je gemeinten Sinnzusammenhänge übertragen wird. An der Vorstellung, dass äußerer Lärm, also die Willfährigkeit gegenüber dem, was angesagt ist, geistige Produktivität und emotionale Sensibilität dann unmöglich macht, wenn der Dichter nicht durch diese Oberflächenerscheinungen hindurch die eigenen seelischen Bewegungen wahrnimmt, hält Hölderlin im Übrigen auch in den wenigen Belegstellen fest, die aus der Zeit nach 1806 erhalten sind. Eine solche Beobachtung ist schon deshalb einigermaßen erschütternd, weil es einen relativ komplizierten Zusammenhang betrifft, der im Bewusstsein Hölderlins die Zeit der allgemein angenommenen, fast vollständigen geistigen Umnachtung überdauert hätte.

Allerdings sind vereinzelt auch semantische Zusammenhänge zwischen den Wortstämmen [trinken] und [rausch] festzustellen, wie aus Tabelle (7) zu ersehen ist. Da von diesen Fundstellen aber wiederum nur ein ganz kleiner Teil den inkriminierten Aspekt betreffen, nach dem „trinken“ den Zustand von „Rausch“ im Sinne von Betrunkenheit hervorruft, lässt sich auch hieraus kein zwingender dionysischer Kontext rekonstruieren, auch nicht im Sinne Friedrich Nietzsches, wenn er behauptet „das Schaffen des dionysischen Künstlers (sei) das Spiel mit dem Rausche.“

Ganz offensichtlich leitet das Vorurteil, FH habe es nicht nur selber ganz heftig mit dem Trinken gehabt und sei schon deshalb ein geeigneter Vordenker fürs Dionysische, in dem des Dichters Schaffenskraft und das von ihm Geschaffene sich gründen, aus nur ganz wenigen Textstellen sich ab, die als Grundlage eines exemplarischen – allerdings ziemlich schief liegenden – Erklärungsmusters in der Rezeptionsgeschichte dienen.⁵³⁷ Dies ist um so verwunderlicher, als Hölderlin neben vereinzelt Textstellen, aus denen eine negative Einschätzung dieses Spiels des Dichters mit dem Rausche hervorgeht, weil es die Gefahr in sich birgt, das empfindende Subjekt auf die narzisstische Wahrnehmung seiner selbst zu begrenzen, wie dies beispielsweise in den folgenden Zeilen zum Vorschein kommt:

*Und trunken von Küssen
Tunkt ihr [Schwäne, KR] das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser(,)⁵³⁸*

⁵³⁷ Vgl.: Tab, (7)

⁵³⁸ Hälfte des Lebens, FA, Bd. 8, S. 756

weshalb diese sich nur selbst sehen können und folglich das poetische Subjekt, das sich hier nicht von ihnen distanziert, emotional, erkenntnistheoretisch und faktisch gegen die Wand fährt, wenn der Text damit endet:

*Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*⁵³⁹

Hölderlin verschreibt sich darüber hinaus auch grundsätzlich dadurch explizit der Nüchternheit, dass er ganz deutlich feststellt:

*Das ist das Maas Begeisterung, das jedem Einzelnen gegeben ist, daß der eine bei größerem, der andere nur bei schwächerem Feuer die Besinnung noch im nöthigen Grade behält. Da wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Gränze deiner Begeisterung. Der große Dichter ist niemals von sich selbst verlassen, er mag sich so weit über sich selbst erheben, als er will. Man kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe. Das letztere verhindert der elastische Geist, das erstere die Schwerkraft, die in nüchternem Besinnen liegt. Das Gefühl ist aber wohl die beste Nüchternheit, und Besinnung des Dichters, wenn es richtig und warm und klar und kräftig ist.*⁵⁴⁰

Eine solche Gedankenführung ist völlig frei von der Chuzpe, mit der F. Nietzsche sich im Allgemeinen dem Rausch hingibt, im Besonderen dann aber doch lieber enthaltsam bleibt:

*Alkoholika sind mir nachtheilig; ein Glas Wein oder Bier des Tags reicht vollkommen aus, mir aus dem Leben ein „Jammerthal“ zu machen, — in München leben meine Antipoden. Gesetzt, dass ich dies ein wenig spät begriff, erlebt habe ich's eigentlich von Kindesbeinen an. Als Knabe glaubte ich, Weintrinken sei wie Tabakrauchen anfangs nur eine Vanitas junger Männer, später eine schlechte Gewöhnung. Vielleicht, dass an diesem herben Urtheil auch der Naumburger Wein mit schuld ist. Zu glauben, dass der Wein erheitert, dazu müsste ich Christ sein, will sagen glauben, was gerade für mich eine Absurdität ist.*⁵⁴¹

und sich auch anderweitig immer wieder dahingehend negativ äußert, als er das Anhören von Wagnerschen Opern für so schädlich hält wie fortwährenden Alkoholmissbrauch. Die Klarheit Hölderlins in seiner diesbezüglichen Einschätzung hängt damit zusammen, dass er ganz ungeschützt und ohne Vorbehalt der emotionalen Dimension von künstlerischem Schaffen und Lebensführung eine entscheidende Funktion einräumt, an deren Berechtigung nicht nur maßgebliche Chirurgen des 19. Jahrhunderts, sondern eben auch Philosophen wie Nietzsche Zweifel hegen, wenn er die Seele zur Gespensterwelt erklärt, die allenfalls ein zu vernachlässigendes Anhängsel am menschlichen Körper darstellt,⁵⁴²

⁵³⁹ ibidem

⁵⁴⁰ FA, Bd. 14, S. 69, (Hervorhebung im Original)

⁵⁴¹ Nietzsche, Warum ich so klug bin, in: Ecce homo, KSA, Bd. 6, S. 281

⁵⁴² z. B. Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft:

Es steht uns Philosophen nicht frei, zwischen Seele und Leib zu trennen, wie das Volk trennt, es steht uns noch weniger frei, zwischen Seele und Geist zu trennen. Wir sind keine denkenden Frösche, keine Objektivier- und Registrier-Apparate mit kaltgestellten Eingeweiden - wir müssen beständig unsre Gedanken aus unsrem Schmerz gebären und mütterlich ihnen alles mitgeben, was wir von Blut, Herz, Feuer, Lust, Leidenschaft, Qual, Gewissen, Schicksal, Verhängnis in uns haben. Leben - das heißt für uns alles, was wir sind, beständig in Licht und Flamme verwandeln; (Schlechta, Bd. 2, S. 12 f.) oder (Zarathustra): Wer aber der Weiseste von euch ist, der ist auch nur ein Zwiespalt und Zwitter von Pflanze und von Gespenst. Aber

wobei er zugleich eine geradezu hysterische Angst davor entwickelt, er könne die vollständige Kontrolle über sich verlieren, wenn er auch nur geringe Mengen von Drogen zu sich nimmt.

Für Hölderlin ist der Mensch noch kein evolutionsbedürftiges, ansonsten aber lästig gewordenen psychophysisches Unikat wie für Nietzsche, der in Zarathustras Predigten die Alternative entwickelt, es stünde die Entscheidung zwischen einer biologischen oder geistigen Weiterentwicklung bevor, was in Folge davon nicht nur die intellektuellen „Manen Friedrich Nietzsches“ ernst nehmen, wenn sie wie z. B. Friedrich Würzbach „die alte Lehre Hafis ‚vom Sinn der Erde‘“ zitieren:

*Mein Haß gilt den Vernünftigen. Ich liebe es,
Mit taumelndem Haupte durch den Lenz zu ziehen()*⁵⁴³

sondern auch die „gestiefelten schlechten Nietzsche - Leser der 30er Jahre,“⁵⁴⁴ indem sie in knochenharter Dialektik zu dem singulären Übermenschen Nietzsches eine Unzahl von vermeintlichen Untermenschen identifiziert und – dem Rausch des Tötens verfallen – ermordet.⁵⁴⁵

Manche Quellen dieser wahnhaften Entwicklung liegen schon im frühen 19. Jahrhundert begründet, die aber zunächst getrennt tradiert werden, wie beispielsweise männliche und ethnische Chauvinismen, was ihre Ausdrucksformen in je unterschiedlich ausgrenzenden literarischen und intellektuellen Zirkeln findet. Diese Kreise müssen nicht immer identisch sein, kommen aber immer wieder in Berührung zu einander, sie zeichnen sich aber eben eher dadurch aus, dass sie angeblich Andersartige oder -formige ausgrenzen als durch eine klar erkennbare und offen ausgesprochene, inhaltlich definierte gemeinsame Zielsetzung, um schließlich in den politisch wie kulturell katastrophalen Jahren von 1933 bis 1945 zusammenfließen. FH kann schon deshalb nicht in eine solche Entwicklung einbezogen werden, weil er jeder rauschhaften Übersteigerung von literarischen Darstellungen gegenüber ablehnend eingestellt ist, dafür aber glockenwach exotische Einflüsse so faszinierend findet, dass er ohne Weiteres bereit ist, sie als Folie seiner poetischen Reflexionen aus erotischer, mythologischer oder geographischer Ferne an sich zu ziehen, ohne

heißt euch zu Gespenstern oder Pflanzen werden? Seht, ich lehre euch den Übermensch! Der Übermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: der Übermensch sei der Sinn der Erde! (Ibidem, S. 279).

⁵⁴³ Friedrich Würzbach, Dionysos, in: Den Manen Friedrich Nietzsches, Weimarer Weihgeschenk zum 75. Geburtstag der Frau Elisabeth Förster – Nietzsche, hg. v. Max Oehler, München, o. J. (1921)

⁵⁴⁴ Peter S., l. c.

⁵⁴⁵ Nach Claus Leggewie (Von Schneider zu Schwerte, Das ungewöhnliche Lebens eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte, München / Wien, 1998, S. 251) bewegt sich Hans Schwerte im Rahmen dieser Tradition (KR behauptet: fort), wenn er zu den Verbrechen im Umfeld des 2. Weltkriegs meint: „Im Morden ist nicht nur eine Roboterpflicht ausgeführt worden, sondern hier ist aus „religiöser“ (in allen Anführungszeichen, die wir nur setzen können) Überzeugung getötet worden.“ (Hervorhebung im Zitat)

dass er sich dadurch in Gefahr sieht, seine Heimat zu verlieren oder seiner Identität verlustig zu gehen. – Das nachfolgende Gedicht Friedrich Hölderlins beweist dies.

Der Nekar

*In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.*

*Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.*

*Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz und du nahmst uns mit,
Zum stillerhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lustgen Inseln.*

*Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
Zum goldenen Pactol, zu Smirnas
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht ich*

*Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel*

*Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt,
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Ioniens! wo die Meerluft*

*Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,*

*Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastyxbaum
Von Harze träuft und Pauk und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.*

*Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Nekar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.⁵⁴⁶*

⁵⁴⁶ FA, Bd. 5, S. 576 f., womit aber auch in diesem Kontext kein Versuch unternommen wird, Anschluss an die von Tübingen ausgehenden Bemühungen zu finden, FH als heimatkundlichen Gegenstand zu entdecken. Vgl.: SDHG 20 / 1. 1., insbes. S. 131 ff.

Der „Weinreinbringer“ Ganymed

*Fünf Männer seh ich
inhaltschwer –
wer sind die fünf?
Wofür steht wer?
[...]
Der fünfte bringt stumm
Wein herein –
das wird der
Weinreinbringer sein.
Robert Gernhardt⁵⁴⁷*

Die hiermit getroffenen, allgemeinen Feststellungen zum Verhältnis zwischen Drogenkult und dem damit vielleicht zusammenhängenden Abweichen von die Partnerwahl betreffenden durchschnittlichen erotischen Anbindungen mittels literarischer Phantasien bedürfen noch einer weiteren Konkretisierung. Dies soll durch einen Vergleich zweier Gedichte zum Thema geschehen, von denen eines aus Goethes Zeit des „Sturm und Drang“ stammt, während das andere dadurch seinen Titel erhält, dass Hölderlin eine lyrische Beschreibung des Vorfrühlings nach mehrmaliger Überarbeitung in „Ganymed“ umbenennt, ohne tiefgreifende inhaltliche Veränderungen gegenüber den Entwürfen vorzunehmen, die „Der Eisgang“ bzw. „Der gefesselte Strom“ heißen.⁵⁴⁸

Wenn der Erklärung von Rasch gefolgt wird, handelt auch Goethes Ganymed - Dichtung von der Gefühlslage eingedenk des beginnenden Frühlings.⁵⁴⁹ Für ihn enthält das Gedicht zwei große gegenläufige Impulse, durch die das Göttliche mit dem Menschlichen im poetischen Subjekt aufeinandertreffen: „Ausgesprochen wird hier [...] die innere Erfahrung einer Vereinigung des Ich mit der Gottheit, seine Rückkehr aus der Vereinzelung in die allumfassende göttliche Einheit [...]. Es ist eine doppelte Bewegung, vom ich zur Gott - Natur und von dieser zu jenem [...].“

Eine solche Deutung bewegt sich zwar im Rahmen der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung üblichen Rezeption, berücksichtigt aber nicht den (homo-) erotischen Kontext, den der Gesang nicht nur bezogen auf die im Mythos beteiligten Personen enthält, sondern auch dadurch preisgibt, dass „Frühling“ und „Geliebter“ parataktisch gleichgestellt und einander nicht etwa

⁵⁴⁷ Robert Gernhardt, Deutung eines allegorischen Gemäldes, in: Wörtersee, Zürich, 1981

⁵⁴⁸ vgl.: FA, Bd. 4, S. 372 f. u. Bd. 5, S. 829 ff.; wann die Umwidmung des Titels vorgenommen wurde, ist nicht deutlich zu ermitteln, Beißner meint hierzu lediglich: "Der gefesselte Strom ist wahrscheinlich im Frühjahr 1801 entstanden; Ganymed wird dann, zusammen mit anderen >>Nachtgesängen<<, wohl schon im Jahr 1802 aus der ersten Fassung entwickelt, für den Druck aber erst im Dezember 1803 durchgesehen" (Hölderlin, Sämtliche Werke, Bd. 2.2, Gedichte nach 1800, hg. v. Friedrich Beißner, Stuttgart, 1951, S. 539), bei Sattler ist kein entsprechender Hinweis zu finden.

⁵⁴⁹ Wolfdietrich Rasch, Ganymed, Über das mythische Symbol der Goethezeit, in: Wirkendes Wort, 2. Sonderheft, 1954, S. 34 ff., zitiert nach: J. W. v. Goethe, Werke, hg. v. E. Trunz, Hamburg, 1946 ff., Bd. 2, S. 486 f.

attributiv zugeordnet werden. Rasch bearbeitet diese Schwierigkeit durch den Hinweis: „Man erwartet vergebens die spezifischen Motive des Mythos von Ganymed, der erzählt, wie der schöne Jüngling durch den Adler des Zeus geraubt und zum Olymp entführt wird, um den Göttern als Mundschenk zu dienen [...],“ der aber unbefriedigend bleibt, weil er eben nicht reflektiert, ob der mythologische Zusammenhang nicht nur an der Textoberfläche fehlt, kontextuell aber dadurch erhalten bleibt, dass sich der „Geliebte“ dem „alliebenden Vater“ gerade nach in die Arme wirft.⁵⁵⁰

Ganymed

*Wie im Morgenglanze
Du rings mich anlübst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!*

*Daß ich dich fassen möcht
In diesen Arm!*

*Ach, an deinem Busen
Lieg ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.*

*Ich komm, ich komme!
Wohin? Ach, wohin?
Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfassen!
Aufwärts an deinen Busen, Alliebender Vater!⁵⁵¹*

⁵⁵⁰ Vgl.: Abb. (18)

⁵⁵¹ Goethe, l. c. S. 46 f.; dort steht allerdings statt „Morgenglanze“, einer Niederschrift Frau von Steins folgend, „Morgenrot“, vgl. hierzu die Anm. im gleichen Band, S. 486 f., wenn hier der Fassung „Morgenglanze“, die z. B. in der Berliner Ausgabe erscheint (Goethe, Werke, hg. v. Siegfried Seidel: Poetische Werke, Berlin, 1960 ff.) bevorzugt wird, dient diese ausschließlich der Unterstreichung des entsublimierenden Zusammenhangs bei Goethe und der Hervorhebung des inhaltlichen Unterschieds zwischen dem Inhalt dieses Gedichts und dem Hölderlins zur gleichen mythologischen Figur.

Goethe tilgt also die Umstände der Ereignisse, nicht aber deren Gehalt, wenn an die Stelle der gewaltsamen Entführung das Drängen des schönen Jünglings nach der Liebe des väterlichen Liebhabers tritt, womit im Übrigen Hebe, die manchmal Tochter der Hera, an anderen Stellen gemeinsame Tochter von Hera und Zeus⁵⁵² ist, ihr Amt als „Weinreibringerin“ usw. verliert,⁵⁵³ um später als Gattin des Herkules wieder in die olympische Großfamilie aufgenommen zu werden.⁵⁵⁴ Damit sind bei Goethe die mythologisch vorgegebenen Bedingungen zwischen dem Gebrauch von Rauschmitteln und einer homoerotischen Betätigung unter Beibehaltung innerfamiliärer Anbindungen verknüpft, die im „Ganymed“ aber wenigstens dadurch notdürftig verhüllt werden, dass ein überschäumendes Gefühl des Frühlingserwachens ausgemalt wird, eine allgemeine, der Natur inwohnende Gottesvorstellung zum Tragen kommt und die Rollen zwischen den liebenden Männern paritätischer verteilt erscheint als in den tradierten Mythen.

Auch wenn Hölderlin sich literarisch in ganz ähnlichen Gefilden und Sippschaften zu tummeln scheint,⁵⁵⁵ wie Goethe dies tut, so herrscht in seinem Ganymed - Text nicht nur eine völlig andere Grundstimmung, sondern es fehlt hier auch jede Verknüpfungsmöglichkeit zwischen den bei Goethe notwendig zum Tragen kommenden Elementen, die Nietzsche später als apollinisch veredelte Bedingungen des Dionysischen kennzeichnen wird, was aber entsublimierend auch die „vorsätzliche Rauschtat“, der „erotisch aktive Männerbund“ und die „inzestuöse Anbindung an die Schwester“ genannt werden kann, die sich wechselseitig bedingen, weil – wenigstens der subjektiven Selbstwahrnehmung nach – je einer dieser Tabubrüche durch den anderen getarnt scheint.

Ganymed

*Was schläfst du, Bergsohn, liegest in Unmuth, schief,
Und frierst am kahlen Ufer, Gedultiger!
Denkst nicht der Gnade, du, wenn's an den
Tischen die Himmlischen sonst gedürstet?
Kennst drunten du vom Vater die Boten nicht,
Nicht in der Kluft der Läfte geschärfter Spiel?
Trifft nicht das Wort dich, das voll alten
Geists ein gewanderter Mann dir sendet?*

⁵⁵² Vgl.: Benjamin Hederich, Gründliches mythologisches Lexikon, Leipzig, 1770 (Nachdruck, Darmstadt, 1996), Sp. 1200 ff.

⁵⁵³ Nach Hederich (l. c., Sp. 1137) ist sogar davon auszugehen, dass Hebe und Ganymed(a) zunächst identisch sind und der schöne Jüngling durch eine Geschlechtsumwandlung entstanden ist, der hiermit unterstellte Rollenwechsel von „Ganymeda“ und „Ganymedes“ entspricht dann so der Entfernung der Flötenspielerin im „Gastmahl“ des Platon, wie im Mythos insgesamt ein sehr ähnlicher Zusammenhang zwischen Drogengebrauch und homoerotischen Mehrfachbeziehungen herrscht wie hier.

⁵⁵⁴ Ibidem, Sp. 1253

⁵⁵⁵ Melite ist auch eine der zahlreichen Frauen des Herkules, aber diese Affaire scheint eher ebenso exogamer Natur zu sein (vgl. Hederich, l. c., Sp. 1570) wie das von Hölderlin konstituierte Verhältnis zwischen „Melite“ und „Hyperion“

*Schon tönet's aber ihm in der Brust. Tief quillt's,
Wie damals, als hoch oben im Fels er schlief,
Ihm auf. Im Zorne reinigt aber
Sich der Gefesselte nun, nun eilt er,*

*Der Linkische; der spottet der Schlacken nun,
Und nimmt und bricht und wirft die Zerbrochenen
Zorntrunken, spielend, dort und da zum
Schauenden Ufer und bei des Fremdlings*

*Besondrer Stimme stehen die Heerden auf,
Es regen sich die Wälder, es hört tief Land
Den Stromgeist fern, und schauernd regt im
Nabel der Erde der Geist sich wieder.*

*Der Frühling kömmt. Und jedes, in seiner Art,
Blüht. Der ist aber ferne; nicht mehr dabei.
Irr gieng er nun; denn allzugut sind
Genien; himmlisch Gespräch ist sein nun.⁵⁵⁶*

Wenn Goethe bei seiner Bearbeitung des Mythos diesen ausdünnen muss, um zu vermeiden, dass er mittels der Beschäftigung mit ihm seine eigene psychische Situation auf erkennbare Weise bearbeitet, wobei er sich dann allerdings deutlich im Beziehungsgeflecht von Sex 'n' Drugs verstrickt, so weicht Hölderlin, das gleiche Thema vor Augen, dadurch vor einer Reproduktion des mythischen Stoffs aus, dass er den Liebling des Zeus unter das Eis eines zugefrorenen Flusses verpackt, wo er die inneren, vielleicht sogar orphischen Kräfte entwickelt, die Rasch dem „Ganymed“ Goethes zuschreibt. Dabei belässt er – wenigstens in den frühen Entwurfsstufen – Ganymed an seinem mythologischen Ort, und kennzeichnet ihn deshalb als „Oceans Sohn“,⁵⁵⁷ vermeidet aber dadurch eine Kollision mit seiner eigenen Gefühlslage, dass er im Bild vom Eis, unter dem sich der lebendige Strom entgegen dessen verbirgt, was von ihm zu sehen ist, tatsächlich auf innere Zustände verweist, die äußerlich nicht erkennbar sind und mittels Erweiterung des Mythos von Ganymed um den des Prometheus dargestellt werden:

*Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust, es quillt
Unter ihm auf,
gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige,
Der Göttersohn und spottet
Der Fesseln
Der Herold wekt die Hügel auf.⁵⁵⁸*

⁵⁵⁶ FA, Bd. 5, Oden II, S. 837 f.

⁵⁵⁷ Ibidem, S. 829 (Der Eisgang)

⁵⁵⁸ Ibidem

Ebenso wenig wie Goethe wirklich verbergen kann, dass er der Anlehnung an einen „al-liebenden“ (Über-) „Vater“ bedarf,⁵⁵⁹ so wenig kann sich Hölderlin vorstellen, dass jede innere Bewegung – unabhängig von ihrer erkennbaren und / oder mythologisch vorgegebenen Zielsetzung – keinen revolutionären Akt der Selbstbefreiung enthalten muss. Diese innere Energie bleibt dem Text durch alle Bearbeitungsstufen erhalten, auch wenn dieser Aufbruch schließlich dadurch abgemildert wird, dass Gany-med sich den Göttern zugesellt und dort Gespräche anderer Natur führt, was Hölderlin jedoch nicht nachvollziehen mag. Deshalb wird festgestellt: „Irr gieng er nun“.

Von dieser Distanzierung zu einer Himmelfahrt aus der griechischen Mythologie nimmt FH bis zum Ende des Gedichts nichts zurück, weshalb er sich vom Goetheschen Text nicht nur der emotionalen Aussage nach grundsätzlich unterscheidet, sondern auch ideologisch diametral entgegengesetzt liegt. Hölderlin lässt ein solches Ereignis noch nicht einmal als Episode aus der griechischen Mythologie durchgehen, sondern bezeichnet sie mit bössartiger Ironie als überzogenes Produkt poetischen Einfallsreichtums.

Ein solcher Entmythologisierungsversuch ist an unterkühlter Trockenheit nicht zu überbieten, die Hölderlin meteorologisch abzubilden versucht, indem er sich vorstellt, das Wissen um die vorzeitigen Bedingungen liege unter einer dicken Schicht – zu Eis erstarrter – Unkenntnis verborgen, die so massiv ausgeprägt ist, dass zwar die jahreszeitlichen Bedingungen des kommenden Frühlings sich wieder ankündigen, der Mythos aber der angesprochenen Figur nach verschwunden bleibt.

*Der Frühling kömmt. Und jedes, in seiner Art,
blüht. Der aber ist ferne; nicht mehr dabei.*

Damit werden hier aber zugleich solche atheistischen Unternehmen lange vor ihrem Entstehen konterkariert, die plakativ verkünden, Gott sei tot, ihn dann aber hinterrücks wieder zum Leben erwecken, dass sie ihn in veränderter Bedeutung oder karfreitags wieder hervorzaubern, wie das bei Friedrich Nietzsche oder im kontemporären Opernlibretto der Fall ist. Dies gilt nicht nur für den heidnischen Gott Dionysos, der – wieder zusammengeschaubt wie Shelleys Monster – durch die Philosophiegeschichte geistert, ohne je zu fassen zu sein, sondern auch für den christlichen Messias, in den Nietzsche so vernarrt ist, dass er ihn schließlich selbst gibt.⁵⁶⁰

⁵⁵⁹ Der Legende nach ist Ludwig van Beethoven einer der wenigen Zeitgenossen Goethes, die dies ganz unverblümt zur Sprache bringen.

⁵⁶⁰ F. Nietzsche, Sämtliche Briefe, KSA, Bd. 8, S. 568 ff.: Als Genealogie des Wahns in aufsteigender Linie: Caesar, Zarathustra, Dionysos, Der Gekreuzigte. Die Volte, mittels der Nietzsche diesen Weg der Identifizierungsmöglichkeit findet, dreht er für und um sich selbst:

Muss man sich nicht erst hassen, wenn man sich lieben soll?

(Nietzsche, Dionysos, in: Klage der Ariadne, in: Dionysos - Dithyramben, KSA, Bd. 6, S. 401), an der syntaktischen Ambiguität hätten – wenn sie diese denn entdeckt hätten – Emil Staiger und Martin Heidegger ausweislich ihrer Auseinandersetzung um E. Mörikes Gedicht „Auf eine Lampe“

Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?

Die verdeckte Rezeption Hölderlins bei Thomas Mann

*Besonders ein antikisierendes Kapitel
scheint mir gut gelungen.*⁵⁶¹

Wenn Thomas Mann seinen Bruder Heinrich in einem Brief ein wenig eitel darauf aufmerksam macht, dass ihm dieses Stück Literatur besonders gut geglückt sei, meint er damit ganz offensichtlich das vierte Kapitel seiner Novelle „Der Tod in Venedig“, das nicht nur dem sprachlichen Duktus nach, sondern bis hin zur Wortwahl deutlich erkennbar Kredit bei Friedrich Hölderlin aufnimmt. Mann kann allerdings, mit dieser Technik des Entleihens von Gedanken- und Sprachführungen so virtuos spielen, dass es zwar allgemeine, auf den weltanschaulichen Aspekt zielende Arbeiten über einen Zusammenhang zwischen Hölderlin und Thomas Mann gibt, bei denen Friedrich Nietzsches Sicht auf Dionysos in der Regel ein wesentliches Bindeglied darstellt, sprachkritische oder -analytische Untersuchungen aber nach meinem Kenntnisstand bislang nicht vorliegen.

Auch wenn sich diese Übernahmen zunächst in einem so weit gesteckten Rahmen zu bewegen scheinen, dass sie auf ein allgemeines Wissen von der griechischen Antike zurückgeführt werden könnten, weshalb zum Beispiel „der Gott“, welcher zu Beginn des vierten Kapitels die Grundstimmung und den Rhythmus der Ereignisse bestimmt, ziemlich unentschieden zwischen Helios, dem Sohn des Hyperion, und – der Griffigkeit wegen – dessen hellenistischer Nachfolgeerscheinung Apollon zu schweben kommt, zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass Mann eben der Perspektive Hölderlins verpflichtet ist, die er teilt, wofern er sie nicht einfach kopiert, ohne sie allerdings jemals ausdrücklich zu erwähnen. Erstes Indiz für eine solche Unterstellung ist die neologistisch wirkende Wendung Manns, mit der Haarpracht von Helios / Apollon als „gelbes Gelock“ gekennzeichnet wird, die sich bei Hölderlin im frühen Gedicht „An meinen B.“ findet, das noch aus der Schulzeit des Dichters stammt, aber erst 1920 gedruckt wird.⁵⁶² Da dieses Gedicht während des 19. Jahrhunderts immer wieder, wenn auch in unterschiedlichem Kontext

Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

ihre helle Freude gehabt, weil letztlich nicht geklärt werden kann, wie viele Personen sich hier hassen müssen, um dann in Liebe zu verfallen; Nietzsche in der Nachfolge Stirners vermutend, wurde hier unter Berücksichtigung der Abb. (19) eine Entscheidung für die erste Person im Singular getroffen.

⁵⁶¹ Thomas an Heinrich Mann, zitiert nach: T. J. Reed, *Thomas Mann, Der Tod in Venedig, Text, Materialien, Kommentar mit den bisher unveröffentlichten Arbeitsnotizen Thomas Manns*, München / Wien, 1987, S. 138; zum grundsätzlichen Verständnis von Thomas Mann: Hans Wollschläger, *Herzgewächse oder Der Fall Adams*, Zürich, 1982, bes. S. 105 ff., wo sich auch ein dieser Arbeit weitgehend entsprechendes Verständnis der Poesie J. W. (v.) Goethes (v. a. auf S. 86 ff.) findet.

⁵⁶² Worüber aber z. B. angesichts der hier unterstellten Letztbearbeitung des literarischen Motivs durch R. M. Rilke nicht gestritten werden muss; es scheint poetische Themen zu geben, bei denen einfach nur eine Peinlichkeit die nächste evoziert, was aber nicht notwendiger Weise zu Lasten des noch juvenilen FH aufzulösen ist, der auch mit manchen Bildern und Assoziationen offensichtlich danebengreift, was aber angesichts angeblich oder wenigstens dem Alter nach beim Verfassen des entsprechenden Texts gereifter Dichter wie Rilke hintangestellt werden kann.

zum Vorschein kommt, soll es unabhängig von seiner poetischen Qualität insgesamt in Erinnerung gerufen werden:

An meinen B.

*Freund! wo über das Tal schauerlich Wald und Fels
Herhängt, wo das Gefild leise die Erms durchschleicht,
Und das Reh des Gebürges
Stolz an ihrem Gestade geht -
Wo im Knabengelock heiter und unschuldsvoll
Wenige Stunden mir einst lächelnd vorüberfloh –
Dort sind Hütten des Segens,
Freund! - du kennest die Hütten auch;
Dort am schattichten Hain wandelt Amalia.
Segne, segne mein Lied,
kränze die Harfe mir,
Denn sie nannte den Nahmen,
Den, du weißts, des Getimmels Ohr
Nicht zu kennen verdient. Stille, der Tugend nur
Und der Freundschaft bekannt, wandelt die Gute dort.
Liebes Mädchen, es trübe
Nie dein himmlisches Auge sich.⁵⁶³*

⁵⁶³ FA, Bd. 1, S. 301 f., Hervorhebung von mir, KR; in allgemeiner Form findet sich dieses etwas seltsam anmutende Abstraktum bei Ludwig Tieck (Franz Sternbalds Wanderungen, in: Werke, München, 1963, Bd. 1, S. 878), A. v. Droste - Hülshoff und Theodor Fontane, in sehr konkreter Anlehnung an die Textumgebung aber bei C. F. Meyer (Sämtliche Werke in zwei Bänden, München, 1968, Bd. 2, S. 76), auch wenn die Botschaft Hölderlins dort bereits auf den Kopf gestellt wird:

*„Sage, wer bist du, krauslockiges Haupt,
Schimmernd von purpurnen Blättern umlaubt?“
- „Rebe, die Rebe, so heiß ich im Land
Von meinem braunen Gelock und Gewand“
„Mein ist die Rebe! Des Herrn ist die Jagd!“
Jubelt der Jüngling, es sträubt sich die Magd...
„Halali!“ hetzt es und tobt es und hallt.
Ringend entwindet sie sich der Gewalt.*

Schließlich landet – freilich ein gutes Jahrzehnt nach der Verwendung durch Mann – der Begriff in Rilkes „Sonetten an Orpheus“, also dort, wo er eben nicht hingehört, weil die Ufer der „Erms“ (unter der Schwäbischen Alb) so wenig mit den Gestaden des Styx zu verwechseln sind, wie die im Gedicht Hölderlins angesprochene „Amalia“ mit der entschwundenen Gattin „Eurydike“ oder an sie gemahnende, angepflockte Tiere in der Taiga (vgl.: R. M. Rilke, Sämtliche Werke, hg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber - Rilke, besorgt von Ernst Zinn, Bd. 1-6, Wiesbaden und Frankfurt a. M., 1955 ff., Bd. 1, S. 743), welchen Zusammenhang aber eigentlich auch niemand wirklich verstehen muss:

*Dir aber, Herr, o was weiß ich dir, sag,
der das Ohr den Geschöpfen gelehrt? -
Mein Erinnern an einen Frühlingstag,
seinen Abend, in Rußland -, ein Pferd...
Herüber vom Dorf kam der Schimmel allein,
an der vorderen Fessel den Pflock,
um die Nacht auf den Wiesen allein zu sein;
wie schlug seiner Mähne Gelock
an den Hals im Takte des Übermuts,
bei dem grob gebehmten Galopp.
Wie sprangen die Quellen des Rossebluts!
Der fühlte die Weiten, und ob!
Der sang und der horte -, dein Sagenkreis
war in ihm geschlossen.
Sein Bild: ich weiß's.*

Da einerseits die der Jägersprache entstammende Begriffsbildung „Gelocke“ in der deutschsprachigen Dichtung ziemlich selten ist, andererseits aber in seltsam übereinstimmenden Umgebungen vorkommt, kann schon davon ausgegangen werden, dass es eine allgemeine Vorstellung vom „Knabengelock“ und jeweils erotisch unterschiedlich ausgeprägten Umgebungen gab, zu denen aber jedenfalls für Thomas Mann auch das homoerotisch geadelte Griechentum gehört, dem nicht nur ein wagenlenkender Gott („nackend“) zuzuordnen ist, sondern auch eine offenbar schwer tilgbare Phantasie hinsichtlich einer unterstellten intimen Beziehung zwischen „Sokrates und Alkibiades“.

Selbstverständlich haben solche Entlehnungen überhaupt nichts mit der gefühlten oder in Versen gegossenen Ausgangslage bei Hölderlin zu tun, wegen des unterstellten, aber offensichtlich nur irrig angenommen geringen Bekanntheitsgrades der Gedichte Hölderlins gingen sowohl einige der sog. Romantiker als auch Dichter und Denker des späten 19. Jahrhunderts davon aus, sich nach Belieben in einer solchen Terra incognita tummeln und dort reichlich bedienen zu können.

Zur Vermischung von griechischem Mythos und seiner Rezeption bei Hölderlin gehört dabei ganz wesentlich, dass die frühen mythologischen Schichten, die m. E. aber für Thomas Mann und seine Zeitgenossen schon zu erkennen gewesen wären, grund- und vorsätzlich mit deren Bearbeitung in hellenistischer oder noch späterer Zeit vertauscht werden.⁵⁶⁴ Dies kann ganz gut daran gezeigt werden, dass für Hölderlin eher der Sonnengott Helios von Bedeutung ist, während für Rezipienten wie Thomas Mann, unscharf aber stets entsublimativ wirksam der in späthellenistischen Abbildungen tatsächlich nackt abgebildete Wagenlenker Apollon in den Vordergrund rückt. Diese Figur tritt aber literaturgeschichtlich relativ spät in Erscheinung, da sie erst bei Euripides vorkommt, von wo aus sie dann auch mit asiatischen Gottheiten in Verbindung gebracht wird und wahrscheinlich wegen solcher Verknüpfungsmöglichkeiten zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Durch die zeitliche Verschiebung um etwa das halbe Jahrtausend, das zwischen der mutmaßlichen Entstehung der hellenischen Kultur und deren Übergang in den Hellenismus liegen könnte, werden zwar durch dort zu beobachtende Veränderungen in der bildnerischen Darstellung von Menschen und Göttern Betrachtungsmöglichkeiten eröffnet, die der eigenen psychischen Disposition entsprechen, es werden aber andererseits gerade wieder die sublimativen Bedingungen aufgehoben, die – wenigstens nach Nietzsche – darin bestanden haben sollen, dass durch den segensreichen Einfluss Apolls der Übergang asiatischer Triebhaftigkeit in europäische Kulturleistung möglich gewesen ist.⁵⁶⁵

⁵⁶⁴ Vgl.: Abb. (19) bis (21)

⁵⁶⁵ Vgl.: Philippe Bruneau, Mario Torelli, Xavier Barral i Alter, Skulptur, Antike, 8. Jahrhundert v. Chr. bis 5. Jahrhundert nach Chr., Köln etc., 1996

Eine solche Wahrnehmungsverschiebung erzeugt nicht nur den Gang der Geistesgeschichte betreffende Schwierigkeiten hinsichtlich der griechischen Antike, sondern führt auch dazu, dass die vermuteten Bindeglieder, die an manchen Stellen auch als „Künder“ gekennzeichnet erscheinen, nur unter den Bedingungen partieller Wahrnehmungsstörung berücksichtigt werden können.

Derartige perzeptive Einschränkungen, die offenkundig auch dazu führen, dass entsprechend abgeflachte dichterische Produkte zum Vorschein kommen, zeitigen nicht nur unangemessene Überbetonungen einzelner Textstellen im Werk von Friedrich Hölderlin, sondern eben auch die Ausblendung bestimmter Aspekte oder eben auch ganzer Passagen. Das führt dann dazu, dass ein Gedicht wie das folgende in der Textproduktion Thomas Manns zwar assoziativ noch mitschwingt, seinen erotischen Mitteilungswert aber zu verlieren scheint, bzw. der Orientierung nach ins genaue Gegenteil verkehrt sieht.

*Glühend an der Purpurwange
Sanft berührt vom Lockenhaar,
Von der Lippe, süß und bange
Bebend in dem Liebesdrange,
Vom geschlossnen Augenpaar, -
In der hohen Meisterzüge
Wonniglicher Harmonie,
In der Stimme Melodie
Fand, verraten ihrem Siege,
Fand die trunkne Seele Sie.⁵⁶⁶*

Eine solche Umwidmung kann durchaus auch dadurch geschehen, dass bei Hölderlin sublimiert auftauchende erotische Kontexte dem Bereich religiöser Verehrung entnommen sind, welche Verknüpfung vor allem in pietistischen Kreisen seiner Zeit noch durchaus üblich ist und in einer säkularisierten Umgebung wie der von Thomas Mann dann nur noch enthemmend wirksam wird.

*Dem Sonnengott
Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ists,
Daß ich gesehn, wie, müde seiner
Fahrt, der entzükende Götterjüngling
Die jungen Loken badet' im Goldgewölk;
Und jetzt noch blickt mein Auge von selbst nach ihm;
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.
Dich lieb ich, Erde! trauerst du doch mit mir!*

⁵⁶⁶ FA, Bd. 2, S. 118, Hervorhebung von mir, KR

Und unsre Trauer wandelt, wie Kinderschmerz,
 In Schlummer sich, und wie die Winde
 Flattern und flüstern im Saitenspiele,
 Bis ihm des Meisters Finger den schönern Ton
 Entloket, so spielen Nebel und Traum um uns,
 Bis der Geliebte wiederkömmt und
 Leben und Geist sich in uns entzündet.⁵⁶⁷

Vor diesem Hintergrund ist der Anfang des 4. Kapitels aus dem „Tod in Venedig“ nicht mehr als antikisierend „gut gelungen(es)“ Stück Literatur zu lesen, sondern eher wie eine leicht verseifte Operette, die zwar ganz virtuos gelungene Passagen enthalten kann, bei welcher aber alles mögliche zu beobachten ist, nur eben kein ausgeprägter Grad an ästhetischer Originalität, resp. einer der originären poetischen Mitteilung.

Viertes Kapitel

Nun lenkte Tag für Tag der Gott mit den hitzigen Wangen nackend sein gluthauchendes Viergespann durch die Räume des Himmels, und sein **gelbes Gelock**⁵⁶⁸ flatterte im zugleich ausstürmenden Ostwind. Weißlich seidiger Glanz lag auf den Weiten des träge wallenden Pontos. Der Sand glühte. Unter der **silbrig flirrenden Bläue des Äthers**⁵⁶⁹ waren rostfarbene Segeltücher vor den Strandhütten ausgespannt, und auf dem scharf umgrenzten Schattenfleck, den sie boten, verbrachte man die Vormittagsstunden. Aber köstlich war auch der Abend, wenn die Pflanzen des Parks balsamisch dufteten, die Gestirne droben ihren Reigen schritten und das Murmeln des umnachteten Meeres, leise herausdringend, die Seele besprach. Solch ein Abend trug in sich die Gewähr eines neuen Sonnentages von leicht geordneter Muße und geschmückt mit zahllosen, dicht beieinanderliegenden Möglichkeiten lieblichen Zufalls. Der Gast, den ein so gefügiges Missgeschick hier festgehalten, war weit entfernt, in der Rückgewinnung seiner Habe einen Grund zu erneutem Aufbruch zu sehen. Er hatte zwei Tage lang einige Entbehrung dulden und zu den Mahlzeiten im großen Speisesaal im Reiseanzug erscheinen müssen. Denn, als man endlich die verirrte Last wieder in seinem Zimmer niedersetzte, packte er gründlich aus und füllte Schrank und Schubfächer mit dem Seinen, entschlossen zu vorläufig unabsehbarem Verweilen, vergnügt, die Stunden des Strandes in seidenem Anzug verbringen und beim Diner sich wieder in schicklicher Abendtracht an seinem Tischchen zeigen zu können. Der wohlige Gleichakt dieses Daseins hatte ihn schon in seinen Bann gezogen, die weiche und glänzende Milde dieser Lebensführung ihn rasch berückt. Welch ein Aufenthalt in der Tat, der die Reize eines gepflegten Badelebens an südlichem Strande mit der traulich bereiten Nähe der wunderbar-wundersamen Stadt verbindet! Aschenbach liebte nicht den Genuss. Wann immer und wo es galt, zu feiern, der Ruhe zu pflegen, sich gute Tage zu machen, verlangte

⁵⁶⁷ FA, Bd. 5, S. 453

⁵⁶⁸ Nach Adelung (1867) hat „Gelock“ bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ausschließlich jägersprachliche Bedeutung und gerät erst später ins Bedeutungsfeld menschlicher oder tierische Haarpracht, bei Grimm findet sich der Hinweis auf beiderlei Bedeutung, was sich psychoanalytisch ohne weiteres verifizieren lässt, wenn der erotische Subtext von Haar - Locken berücksichtigt wird.

⁵⁶⁹ vgl.: *Und lächelnd über Silberwolken
 Neigte sich segnend herab der Aether.*

Und:

Das weiße Licht ist nur über den Aether gehaucht, und, wie ein silbern Wölkchen, wallt der schüchterne Mond am hellen Tage vorüber.

Je: Friedrich Hölderlin, während die Verbindung von „blau“ und „Äther“ sich bei ihm eher durchschnittlich häufig (bei etwa 10% der Fälle findet, in denen Äther“ verwendet wird, kommt der Zusammenhang dieses Nomens mit „silbern“ m. E. nur bei ihm vor, was sich dann bei Thomas Mann in einer freilich deutlich dramatisierten Form wiederfindet. Die Zuweisung der Eigenschaft „väterlich“, die Hölderlin bei „Äther“ besonders zu lieben scheint, hat er im Übrigen ganz deutlich sichtbar aus Heinses „Ardinghelio“ übernommen, sie durchzieht nicht nur Hölderlins Lyrik, sondern vor allem auch den „Tod des Empedokles“.

*ihn bald – und namentlich in jüngeren Jahren war dies so gewesen – mit Unruhe und Widerwillen zurück in die hohe Mühsal, den **heilig-nüchternen** Dienst seines Alltags. Nur dieser Ort verzauberte ihn, entspannte sein Wollen, machte ihn glücklich. Manchmal vormittags, unter dem Schattentuch seiner Hütte, hinträumend über der Bläue des Südmeers, oder bei lauer Nacht auch wohl, gelehnt in die Kissen der Gondel, die ihn vom Markusplatz, wo er sich lange verweilt, unter dem groß gestirnten Himmel heimwärts zum Lido führte – und die bunten Lichter, die schmelzenden Klänge der Serenade blieben zurück –, erinnerte er sich seines Landsitzes in den Bergen, der Stätte seines sommerlichen Ringens, wo die Wolken tief durch den Garten zogen, fürchterliche Gewitter am Abend das Licht des Hauses löschten und die Raben, die er fütterte, sich in den Wipfeln der Fichten schlangen. Dann schien es ihm wohl, als sei er entrückt ins ehsische Land, an die Grenzen der Erde, wo leichtestes Leben den Menschen besichert ist, wo nicht Schnee ist und Winter, noch Sturm und strömender Regen, sondern immer sanft kühlenden Anhauch Okeanos aufsteigen lässt und in seliger Muße die Tage verrinnen, mühe-los, kampfslos und nur der ganz nur der Sonne und ihren Festen geweiht.*

*Viel, fast beständig sah Aschenbach den Knaben Tadzio [...]*⁵⁷⁰

Hier quillt ganz offensichtlich das sog. und wahrscheinlich auch dort so gekennzeichnete *Dionysische* aus dem Mannschen Zettelkasten in sein schriftstellerisches Werk und macht sich dort mindestens so gut wie manche Familienphotos auf seinem Schreibtisch – aber eben nur als Nippes – ohne erkennbaren Bezug und frei von tieferer Bedeutung hinsichtlich des schriftstellerischen Werks oder der biographischen Situation ihres Schöpfers. Im Gegenteil: Ziemlich dreist wird hier dem Sprachskeptizismus Hölderlins, der ganz wesentlich damit zu tun hat, dass sich dieser Dichter die Technik der narzisstischen Spiegelung verbietet, geradenach die Legitimation dieser Spur literarischer Tätigkeit betrieben.

„A.[schenbach] / T[homas] M[ann]“ verfügen, wie Reed bemerkt, nicht nur über ein analoges „klassisches Bildungsgut“,⁵⁷¹ sondern auch über die gemeinsame Fähigkeit, dort mit ihr zu renommieren, wo nicht notwendiger Weise bezogen auf diese Bildungsinhalte Sattelfestigkeit herrscht und Thomas Mann auch Hölderlin dort nicht trifft, wo er ihm mittels eines Zitats wegen vermuteter homoerotischer Empathien huldigen möchte.⁵⁷²

Aber selbst solche Missgriffe scheinen weiters nicht erwähnenswert, wenn sie einem Thomas Mann unterlaufen, weil dieser bis heute über einen illustren Kreis von Verehere-

⁵⁷⁰ Th. Mann, *Der Tod in Venedig*, in: *Die Erzählungen*, Bd. 1, Frankfurt, 1967, S. 370 f., Hervorhebungen von mir, KR, auch wenn es mit einem Text von C. Brentano zu einer – die Quellenlage betreffend – konkurrierenden Situation kommt, kann eigentlich dahingehend, von wem der Terminus stammt, kein vernünftiger Zweifel bestehen, denn aus Hölderlins „Hälfte des Lebens“ rührt Brentano folgendes Ragout an:

*In dir ringelt die Träne, auf dir lächelt das Mondlicht,
Welle, bald Woge, bald Strom, wie dich das Ufer umkränzt,
Giftrank und lieblicher Wein, wie dich die Schale umfasst.
Lethe wird nimmer in dir, Psyche ein Spiegel wohl oft,
Aber es taucht der Schwan ins **heilig-nüchterne** Wasser
Trunken das Haupt, und singt sterbend dem Sternbild den Gruß.*

⁵⁷¹ Reed, *ibidem*; Verständnis und Quellen Th. Manns hinsichtlich der mythologischen Bezüge sind bei Reeds, l. c., S. 92 ff dokumentiert; es muss aber nicht immer Hölderlin sein; das von Reed dort aufgeführte Zitat aus Homer bezüglich der *Ehsischen Flur* ist wortgleich bei Erwin Rohde (*Psyche*, Stuttgart, o. J., S. 141) zu finden, worauf Reed richtig verweist (*ib.*, S. 121).

⁵⁷² vgl. Reed, l. c., S. 139, es muss einfach unerfindlich bleiben, was die Zeile „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste“ (FH) zu tun haben soll mit: „der Weise beim Liebenswürdigen“ (Thomas Mann), weshalb Reed also das eine ans andere erinnert.

rInnen verfügt, die gerade auch auf akademischem Niveau eher die ideologischen Bahnen, in denen er sich bewegt verklären, als zu klären versuchen, welche Quellen Mann ggf. auch insgeheim anzapft, um sie zu ggf. verfälschend auszuschlachten und zugleich in seine schriftstellerischen, anthropologischen etc. Ziele einzupassen.

Hölderlin hat für solche Versuche, schriftstellerisch an der Grenze zwischen Information und Unterhaltung zu arbeiten, schon zu seiner Zeit nur beißenden Spott übrig gehabt, wenn er, auch mit der Verwandtschaft zwischen Helios und Apollon spielend, meint: „Wißt! Apoll ist der Gott der Zeitungsschreiber geworden / Und sein Mann ist, wer ihm / treulich das Faktum erzählt.“⁵⁷³

Ein solcher apriorischer Verriss trifft Thomas Manns „Tod in Venedig“ ganz gut, weil hier wie an anderen Stellen seines Werkes auch, der Bezug zur eigenen biographischen und dadurch bedingt auch psychischen Situation so aufdringlich im Vordergrund steht, dass er überhaupt nicht übersehen werden kann. Thomas Mann sichert diese Form der exhibitionistischen Selbstreferenz versuchsweise dadurch ab, dass er den Mythos, den er dem Verständnis nach von Nietzsche hat, woher er auch die Methode des Umgangs mit ihm übernimmt, auf seinen Protagonisten bezieht, der aber so fest mit dem Schriftsteller selbst verknüpft ist, dass noch nicht einmal der näselnd ironisch daherkommende Tonfalls eine erkennbare Distanz zwischen schriftstellerischem Subjekt und seinem Sujet zulässt.

Eher wird in dieser Form des Erzählens – die in diesem Aspekt der Fontanes ganz ähnlich zu sein scheint – das bekannte Kinderspiel aufgeführt, in dem *ich etwas sehe, was du nicht siehst*, wobei sich Thomas Mann von Theodor Fontane dadurch unterscheidet, dass er schließlich den voyeuristischen Begehrlichkeiten seiner LeserInnen doch nachgibt, selbst wenn ihm dabei ggf. der eigenen Lüsternheit wegen die Attribute von beleuchtendem (Helios / Apollon) und beleuchtetem Objekt (Tadzio) durcheinander geraten. Denn natürlich giert Aschenbach / Mann nicht nach dem „nackend(en)“ Sonnengott, sondern ist lediglich auf den am Strand sich räkelnden Knaben scharf.

Vor allem letzteres Versehen hat mit Friedrich Hölderlins Dichtung nichts mehr zu tun, auch wenn immer wieder gebetsmühlenartig auf sein Gedicht von „Sokrates und Alkibiades“ verwiesen wird,⁵⁷⁴ das aber nur bei einer sehr verkürzten Wahrnehmung eine Legitimation homoerotischer Liebespiele enthält. Fundamentalere scheint diesbezüglich der Unterschied zu sein, der darin besteht, dass Mann eine autobiographische Erinnerung in seiner Novelle bearbeitet, die er veredelt, indem er ihr literaturgeschichtliche und mytho-

⁵⁷³ KStA, Bd. 1, S. 236

⁵⁷⁴ So auch bei Reed, l. c., S. 139

logische Überhöhungen zuordnet,⁵⁷⁵ zu denen auch ein verdeckter Bezug zu Hölderlins Lyrik gehört, in deren Tonfall Mann an manchen Stellen der hier besprochenen Passage zwar fällt, dessen Botschaft er aber nirgends zu treffen vermag, weil ihm der Versuch, sich / Aschenbach äonal einzuordnen auf die lüsterne Beobachtung eines jugendlichen Beaus zusammenschnurrt.

Auch wenn Aschenbach / Thomas Mann (hier mit thanateischen Narzissmen spielend) schließlich der Cholera zum Opfer fällt, die eine Darmkrankheit ist, welche andere Verbreitungswege und -ursachen hat als die von Mann beschriebenen, muss dies nicht notwendiger Weise als eine Wiederauflage romantischen Liebestodes verstanden werden.

Erzeugt aus den warmen Morästen des Ganges-Deltas, aufgestiegen mit dem mephitischen Odem jener üppig - untauglichen, von Menschen gemiedenen Urwelt- und Insektenwildnis, in deren Bambusdickichten der Tiger kauert, hatte die Seuche in ganz Hindustan andauernd und ungewöhnlich heftig gewüthet, hatte östlich nach China, westlich nach Afghanistan und Persien übergegriffen und, den Hauptstraßen des Karawanenverkehrs folgend, ihre Schrecken bis Astrachan, ja selbst bis Moskau getragen.⁵⁷⁶

Dies gilt vor allem deshalb, weil dieser mythologisierte Übertragungsweg exakt dort endet, wo er medizingeschichtlich beginnt, womit Mann aber nicht nur am Neuen Mythos mitstrickt, sondern auch die Geschichte des Antisemitismus in Europa bearbeitet, weil die Hamburger Kloaken als Übertragungswege der Cholera durch die *Hauptstraßen des Karawanenverkehrs* ersetzt werden, was – vorsichtig ausgedrückt – auf andere globale Zusammenhänge verweist als die tatsächlichen. Die von Mann dabei gewählte Konstruktion ist deshalb bemerkenswert, weil sie die Ursachen dafür ausblendet, dass sich die Juden in Russland in Bewegung setzen müssen und versuchen, sich von Hamburg aus nach Übersee einzuschiffen, wobei sie eben in so missliche hygienische Verhältnisse geraten, dass sie von der Cholera befallen werden. Andererseits bleibt aber das fahrende Händlertum als Träger der Krankheit dadurch erhalten, dass der *Karawanenverkehr* als Übertragungsweg genannt wird, womit dann die auch in Deutschland zu dieser Zeit teilweise noch nomadisierenden jüdischen Händler mit getroffen wären, was – ebenfalls ganz vorsichtig ausgedrückt – keine besonders philosemitische literarische Figur ergibt.

Zugleich teilt Thomas Mann mit einer solchen Darstellung die Perspektive der sog. Neuen Mythologie insofern, als auch sein „Asien“ in schwüler Feuchte versumpfend, nicht nur die

⁵⁷⁵ Weshalb hier ggf. der Forderung Wollschlägers, die Kitsch - Debatte zu führen (l. c., S. 121 f.) zu folgen wäre: *ein plumper kunstgewerblicher Topf – randvoll von jener unbeirrbar durchgehaltenen Wässrigkeit, die das Tiefe mit dem Stillen verbindet*

⁵⁷⁶ Thomas Mann, *Der Tod in Venedig*, zit. nach Reed, l. c., S. 70; diese Darstellung unterschlägt zugunsten einer Neuen Mythologie freilich, dass die noble Hansestadt Hamburg 1892 (nach 1822, 1831, 1832, 1848, 1859, 1866 und 1873) Schauplatz der (bis jetzt / vorläufig) letzten Cholera-Katastrophe darstellt, die dadurch verursacht wird, dass aussiedlungswillige / zum Exodus ge-drängte russische Juden dort unter unvorstellbar schlechten hygienischen Verhältnissen auf ihre Überfahrt warten müssen. Diese Unterstellung und die Verknüpfung zwischen Schädlingsbekämpfung und antisemitischer Ideologie werden gestützt durch: Paul Weindling, *Ansteckungsherde, Die deutsche Bakteriologie als wissenschaftlicher Rassismus 1890 -1920*, in: *Bakteriologie und Moderne*, hg. v. Ph. Sarasin et. al., Frankfurt, 2007, S. 354 ff.

Nähe zum Weiblichen symbolisiert,⁵⁷⁷ sondern zum Träger jener Krankheit wird, an der Aschenbach eine sehr spezifische Form des Liebestodes stirbt. Diese Art des Sterbens muss sich aber in Venedig schon vor der Ankunft des Herrn Aschenbach eingenistet haben, weil der Titel der Erzählung eben nicht einen singulären Tod meint, sondern von Grundsätzlicherem zu künden behauptet, wenn Mann sie „Der Tod in Venedig“ überschreibt.

Eine Verknüpfung der beiden letztgenannten Aspekte verbietet sich nicht, vor allem weil eine persönliche Zuneigung zu jüdischen Menschen (wie im Falle Manns zur eigenen Ehefrau) einem generellen, unterschwellig wirksamen Antisemitismus nicht entgegensteht, der aber nicht nur auf das ablehnend ausgerichtet ist, was in ethnologischer Verirrung auf jüdische Lebens- und Arbeitsformen zielt, sondern im Gefolge eines auf im Norden vermutete Kulturquellen eine scharfe Grenze zwischen den sog. europäischen und asiatischen Kulturen einzieht, womit je nicht nur kultische Grenzen mitgemeint sind, sondern auch scharfe Grenzen zwischen hetero- und homoerotischer Betätigung gezogen und letztere bevorzugt werden.

Dies ist in Thomas Manns Erzählung daran zu erkennen, dass die Ursache für Aschenbachs Ableben gedoppelt erscheint. Ästhetisch / im literaturgeschichtlichen Kontext argumentiert stirbt er wegen der unvollendet bleibenden Liebe zu einem Knaben den – vielleicht auch bei Wagner – entlehnten Liebestod; sicherheitshalber wird er aber auch ganz ordinär mittels einer (heute wohl wieder sog. asiatischen oder Vogel-) Grippe zur Strecke gebracht.

Eine solche Dopplung ist literarisch natürlich nur suspekt, weil sie erzähltechnisch redundant erscheint.

⁵⁷⁷ Eine ähnliche Ansicht arbeitet Georg Groddeck an verschiedenen Stellen ganz dezidiert heraus; vgl.: G. Groddeck, *Das Buch vom Es*, Frankfurt, 2004; aber auch bei ihm ist die ideologische Nähe zu Friedrich Nietzsche einfach nicht zu übersehen, dem sich Groddeck sich wohl schon durch den Besuch der gleichen Schule (in Pforte) verpflichtet fühlt.

Exil ohne Gott: Der verrückte Hölderlin (II)

Hoffmann [...] schrieb, um zu trinken, und trank, um zu schreiben.
J. v. Eichendorff⁵⁷⁸

Auch wenn der böartigen Darstellung des Konkurrenten J. v. Eichendorff gefolgt wird, die späten Erzählungen E. T. A. Hoffmanns hätten unter dem Druck einer massiven Alkoholabhängigkeit jede poetische Form und davon abhängig auch ihre erzählerische Schlüssigkeit verloren, so besteht doch ein gravierender Unterschied zwischen den letzten Lebensabschnitten Friedrich Hölderlins und Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns, der – sofern den Zeitzeugen diesbezüglich Glauben geschenkt werden kann – darin zu sehen ist, dass ersterer schließlich nur noch trinkt, sich mit einer Schreinerstochter bescheidet und in spezifischen Situationen Krawall schlägt, während der letztere noch selbst auf dem Totenbett produktiv tätig ist, wobei er manche andere Gewohnheiten, die von Hölderlin tradiert sind, durchaus mit diesem teilen mag.

Ohne aus solchen übereinstimmenden Merkmalen irgend eine Form von Seelen - „Wahlverwandtschaft“ ableiten zu wollen, wie sie z. B. zwischen Hölderlin und Nietzsche schon konstruiert worden ist, bedarf es keiner großen hermeneutischen Anstrengung oder künstlich organisierten Ausflüge in die inneren Erlebenswelten der beiden Dichter, damit einige ganz vorsichtige Zuordnungen zwischen ihnen vorgenommen werden können, womit wenigstens eine mögliche Plausibilität solcher behutsamen Überlegungen der freundlichen Diskussion ausgesetzt sei.

Um den zweifellos aberwitzigen Versuch einzuleiten, den „verrückten Hölderlin“ hinter einer Figur aus Hoffmanns Erzählungen zu vermuten, sei zunächst darauf verwiesen, dass der schwäbische Dichter spätestens 1797 in den literarischen Klatschzirkeln der preußischen Hauptstadt – zumindest dort kursierenden Gerüchten nach – vorhanden gewesen sein muss, weil von dort die Schwester der Gontardschen Hausdame Rätzer nach Frankfurt zurückmeldet:

Herr Borkenstein (der Bruder Susettes, der sie in Frankfurt öfters besuchte, P. B.) war hier mit seiner lieben Frau, ich kann Dir gar nicht sagen, welche Freude es mir machte; wir haben uns beinahe heiser von Frankfurt gesprochen, und da habe ich denn so viele Neuigkeiten vernommen, welche schon lange vorgefallen sind, in der Familie (damit meint sie die Familie Gontard) [...] von denen ich aber kein Wort gewußt, Borkenstein konnte sich nicht genug wundern, daß ich nicht au courant wäre, von allem was mich doch interessieren müßte, denn er wollte von mir doch noch was

⁵⁷⁸ J. v. Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, in: Werke, Nach den Ausgaben letzter Hand unter Hinzuziehung der Erstdrucke, hg. v. Ansgar Hillach, Bd. 3, München, 1970 ff., S. 895

Neues hören. Zuletzt war unser Schluß: „Verliebte leben nur für sich, und durch sich, vor ihnen ist die ganze Welt tot.“⁵⁷⁹

Bertaux lässt diesen Faden aber voreilig und fahrlässig wieder fallen, wenn er lediglich ganz kurz darauf verweist, dass sich auch Bettine von Arnim mit erheblichem Abstand an die Frankfurter Affaire erinnert, da der Knoten zwischen FH und den Berliner Romantikern enger als mit dem folgenden Zitat geschürzt werden kann:

Ich darf ihn (Hölderlin, P. B.) in Frankfurt gar nicht nennen, da schreit man die fürchterlichsten Dinge über ihn aus, bloß weil er eine Frau geliebt hat um den Hyperion zu schreiben.⁵⁸⁰

Gerade die fiktiven Briefe Bettines „An die Gänderode“ (1840) stellen einen eindrucksvollen literarischen Beweis dafür dar, dass Hölderlin in den Berliner Zirkeln keinesfalls unbekannt oder später vollständig vergessen worden ist, sondern über die Zeitzeugenschaft etwa Karl August Varnhagen von Ense († 1858), Bettine von Brentanos († 1859) oder auch Charlotte von Kalbs († 1843) mehr als ein halbes Jahrhundert im Bewusstsein wichtiger Leute vorhanden bleibt, was über den Tod des Dichters hinaus andauert und sich erweitert.⁵⁸¹

Die Spuren Hölderlins nach Berlin sind sehr konkret und basieren auf einer persönlichen Begegnung bzw. einem komplizierten, länger andauernden Verhältnis, was Charlotte von Kalb und Varnhagen angeht, während sich Bettine mit großer Wahrscheinlichkeit 1806 mit Sinclair in Frankfurt unterhalten hat, worauf sich ihre Hölderlin - Darstellung stützt.

Charlotte kehrt 1804 nach mehreren biographischen Katastrophen, von denen der Selbstmord ihres Ehemannes (1806?) allerdings noch vor ihr steht, der Einflussphäre Weimars den Rücken, um in Berlin einen Neuanfang zu versuchen, wo sich eine zu Weimar alternative Kulturszene zu bilden beginnt, die sich um mehrere bedeutende Frauen und Männer kristallisiert, von denen einige so wie sie über Jenenser / Weimarer Vorerfahrung verfügen, wie z. B. der Arzt Wilhelm Christoph Hufeland, dem sie ganz sicher schon früher begegnet ist, weil er in Weimar Goethe, Herder und Schiller als Hausarzt betreut, bevor er in Jena eine Professur annimmt, um ab 1799 oder 1800 an der Berliner Charité zu lehren und auch als Leibarzt des preußischen Königs zu praktizieren. In dessen Haus verkehrt Charlotte in den Jahren nach 1804 und trifft dort so ziemlich alles, was

⁵⁷⁹ Zitiert nach Bertaux, Hölderlin, I. c., S. 477 f.

⁵⁸⁰ Ibidem, S. 478; rezeptionsgeschichtlich unterliegt zumindest in diesem Aspekt Bettine dem gleichen Schicksal wie Frau von Kalb, sie wird allgemein für wenig glaubwürdig gehalten, aber dem konkreten inhaltlichen Kern folgt die Literaturwissenschaft dann doch ihrer Darstellung, SG stelle die Funktion einer Hölderlinschen Romanproduktion dar, was eben nur mittels der Mystifikation möglich ist, die genau von den Wissenschaftlern vorgenommen werden, die Zeitzeuginnen wie den Damen v. Kalb und v. Brentano ihre Glaubwürdigkeit aufgrund privater Gefühlsduselei etc. absprechen, was aber nur deshalb für ärgerlich gehalten wird, weil der eine Fehler den anderen vor allem dann nicht ausmerzen kann, wenn die Mystifikation von nachgeborenen Literaturbesprechern systematisch fortgesetzt wird.

⁵⁸¹ Vgl.: Bertaux, I. c., S. 286 f.; hier wird z. B. auch noch Karoline von Woltmann genannt.

im literarischen Berlin schon Rang und Namen hat.⁵⁸² Allerdings zieht sie sich ziemlich bald aus dieser Umgebung zurück, weil es ihr offenbar nicht gelingt, einen ihr adäquaten Gespielen zu finden; die in Frage kommenden Männer sind alle verheiratet und ganz offensichtlich zu keinen Seitensprüngen mit ihr bereit.⁵⁸³ Lediglich zum Haus Fichte kann sie eine stabile Beziehung aufbauen und über den Tod des Philosophen hinaus mit dessen Frau erhalten.

Der Kontext zwischen Hölderlin und Varnhagen, ist u. a. bei Sattler belegt und geht auf eine Begegnung im Dezember 1808 zurück, einem Zeitpunkt also, zu dem von Ense in Tübingen Medizin studiert und FH bereits beim Schreiner Zimmer wohnt. Die Begegnung wird von Justinus Kerner ermöglicht, weil sich Varnhagen für die „Tollheit“ des Sophokles - Übersetzers interessiert, eine Einschätzung, die er bei diesem Besuch bestätigt findet und wohl nie revidiert hat, obwohl er sich in Berlin in unmittelbarer Nähe zu den Hölderlin - Verehrerinnen von Arnim und Woltmann befindet, deren Einschätzung anders oder zumindest differenzierter zu sein scheint.

Bettine verpasst 1806 Hölderlin nur knapp, aber auf eine sehr vielschichtige Weise, übernimmt – wenn auch vielleicht unscharf – ihn betreffend manche Darstellungsweisen Sinclairs und geht mit seinem abweichenden psychischen Verhalten ebenso souverain um wie Jahrzehnte später mit dem Robert Schumanns, als der in Emden weggesperrt wird.⁵⁸⁴ Die Umstände, warum sie den Dichter nie selbst trifft, obwohl sie ihn offensichtlich sucht, gestalten sich so komplex, dass sie wenigstens flüchtig umrissen werden müssen.

Aus der Perspektive von etwa 1840, aus der sich Bettine erinnert, ist das Verhältnis zwischen den „Tübinger Romantikern“, die sich um das geistige Erbe Hölderlins und die Herausgabe seiner Schriften bemühen und den v. Arnims insofern getrübt, als Schwab und Consorten vor allem einige seiner Gedichte aufs Heftigste redigieren, gleichzeitig aber die Berliner Szene um v. Arnim verdächtigen, unechtes Material auf den Markt bringen zu wollen. Begründet wird dies mit dem Hinweis: „[...] Bettinen ist nicht recht zu trauen. In dem Buch über die Gündertode sei ja so viel erdichtet.“⁵⁸⁵ Dieses kränkende Misstrauen, das ihr nicht verborgen bleiben kann, weil Schlesier mit ihr in Sachen Hölderlin korrespondiert, wird durch die Erinnerung verstärkt, dass der von ihr angestrebte Umgang mit dem – allerdings schon als wahnsinnig bekannten – Dichter für so wenig wünschenswert gehalten wird, dass ein Besuch bei ihm vom Vormund Franz Brentano

⁵⁸² Naumann (l. c., S. 251) benennt, Friedrich Kohlrausch zitierend: „Fichte, Zelter, Johannes Müller, [A. W.] Schlegel, den Historiker Woltmann (s. vorherige Fn.), den Bildhauer Schadow, den Anatomen Loder, Friedrich Heinrich Jacobi, Madame Herz (und) die Schauspielerin Unzelmann [...]“

⁵⁸³ Ch. v. Kalb: „Für den Mann, der verheiratet ist [...] bin ich wie ein Chamäleon, den jedes in einer anderen Gestalt sieht.“ (zitiert nach Naumann, l. c., S. 256, Auslassung in der Quelle)

⁵⁸⁴ Meier, Schumann, l. c., S. 135 und Eva Weissweiler, Clara Schumann, München, 1992, S. 331 ff.

⁵⁸⁵ Schlesier, a. a. O., S. 143, vgl. auch: Ib., S. 141 und 162

untersagt wird, weshalb sie plant, diese Unternehmung heimlich mit ihrer Freundin Günderrode zu unternehmen. Dies nimmt in der Erinnerung folgende Form an:

[St. Clair, i. e. Sinclair, KR] sagt, es würde dem Hölderlin gesund gewesen sein, ich möcht wohl [ihn besuchen, KR], ich darf nicht. - Der Franz sagte: „Du bist nicht recht gescheit, was willst du bei einem Wahnsinnigen? willst du auch ein Narr werden?“ Aber wenn ich wüßst, wie ich's an fing, so ging ich hin, wenn Du mitgingst, Günderrode, und wir sagten's niemand, wir sagten, wir gingen nach Hanau. Der Großmama dürften wir's sagen, die litt's [...].⁵⁸⁶

Dieses Motiv wiederholt sich wenig später in verstärkter Form, wenn „nacheinander [...] fünf Personen [erscheinen], die alle, bis auf St. Clair, von einem Besuch Bettinens bei Hölderlin abraten,⁵⁸⁷ was schließlich in eine Debatte darüber mündet, wie infektiös denn nun der Wahnsinn des Dichters sei.

Über dieser Erzählung war Lotte gekommen, die behauptete ernsthaft, Du hättest Anlage zum Veitstanz. Deine Blässe deute darauf, Du klettertest auch beim Spazierengehen immer an so gefährliche Orte, und letzt wärt Ihr im Mondschein noch um die Tore gegangen mit dem Dombherrn von Hohensfeld und da seist Du oben auf dem Glacis gelaufen bald hin, bald her Dich wendend, ohne nur ein einzigmal zu fallen, und der Hohensfeld auch, habe gesagt, das ging nicht mit natürlichen Dingen zu. Kaum hatte Lotte ihre Geschichte, wo immer der Refrain war, Mangel an historischem Sinn und keine Logik, geendet, so trat Ebel ein, er wurde auch consultirt wegen der Fahrt nach Homburg (ach hätt ich doch nicht in dies Wespennest geschlagen), der fing erst recht an zu perorieren, der wußte alles: »um Gottes willen nicht«, Lotte saß im Sessel und sekundierte; nein um Gottes willen nicht, man muß logisch sein. Ebel sagte: Wahnsinn steckt an, ja sagt L.: besonders, wenn man so viel Anlage hat. Nun Lotte, Du machst's zu arg, sie kann wohl dumm sein, und das ist noch die Frage, denn sie ist eigentlich weder dumm noch gescheit, oder vielmehr ist sie beides, dumm und gescheit.⁵⁸⁸

Offensichtlich reflektiert hier Bettine in dem Karoline von Günderrode unterschobenen Brief nicht nur ihre eigene Affinität zu Hölderlin, sondern auch die nach ihrer Ansicht völlig überzogene Reaktion ihrer Umgebung auf die Nachricht, er sei psychisch erkrankt, wobei Zweifel an ihrer eigenen mentalen Gesundheit eingeflochten aber mittels der eindeutigen Reaktion „St. Clairs“ wieder abgewehrt werden.

Ich weiß einen, der ihnen allen gern die Häse herumgedreht hätte, das war St. Clair, er war so ernst, er tat den Mund nicht auf, aber ich sah seine Lippen beben, kein Mensch wußte, welchen Anteil er daran nahm, er nahm, ohne ein Wort zu sagen, seinen Hut und ging, und ich sah, daß ihm die Tränen in den Augen standen, Deinem Ritter.⁵⁸⁹

In dieser Situation steht (v. Arnims Erinnerung nach) nur Sinclair Bettine hinsichtlich der Vorstellung bei, dem armen Hölderlin sei dadurch noch zu helfen, dass man sich um ihn

⁵⁸⁶ Bettina von Arnim, Die Günderrode, in: Werke und Briefe, Bd. 1, Frechen, 1959, S. 31

⁵⁸⁷ Sattler, FA, Bd. 9, S. 488, Fn. zu Z. 22

⁵⁸⁸ An die Bettine, B. v. Arnim, l. c., zit. nach FA, Bd. 9, S. 489

⁵⁸⁹ B. v. Arnim, l. c., S. 321; der Umstand, dass Bettine gleichzeitig die Eifersucht gegenüber Sophie von Mereau wegen deren Verhältnis zu Clemens bearbeiten muss, bleibt hier unberücksichtigt, es wird aber ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass Sophie die einzige Person aus dem Berliner Kreis der Romantiker darstellt, die (1794) Hölderlin persönlich begegnet. Die Umstände der Bekanntschaft zwischen Hölderlin und ihr liegen aber ebenso im Dunkel wie der Grad ihrer Intensität.

kümmere und salviert sich gleichzeitig als Autorin dieser Rettungsphantasie dadurch, dass er sie emotional, aber schweigend als ihr „Ritter“ hinsichtlich dieser Einschätzung unterstützt.

Diese Lesart der Wahrnehmung von Hölderlins angeblicher Umnachtung wäre dann tatsächlich ins Reich von Bettinens Phantasie zu verweisen, wenn sie sich nicht ungefähr vierzig Jahre später in einem sehr ähnlichen Zusammenhang um den angeblich auch geistig umnachteten Robert Schumann kümmern würde, den sie dann tatsächlich in Endenich besucht und zu dem Schluss kommt, sein Gesundheitszustand rechtfertige den Aufenthalt in einer Klinik nicht, in welchem Sinn sie dann gegenüber Clara – wenn auch erfolglos – interveniert.⁵⁹⁰ Dies weist darauf hin, dass sie den unterlassenen Besuch beim „verrückt“ gewordenen FH nicht nur literarisch behandeln, sondern auch biographisch aufarbeiten will. Dieser Bewältigungsversuch eines Schuldgefühls kann nicht hinreichend damit geleugnet werden, dass immer wieder darauf verwiesen wird, Hölderlin habe sich zum fraglichen Zeitpunkt schon gar nicht mehr in Bad Homburg befunden und Bettine verwechsle vielleicht Hölderlin in diesem Zusammenhang mit Siegfried Schmid, weil durch diese Unterstellung – die der faktischen Oberfläche nach durchaus richtig sein kann – nicht nur die Tatsache überdeckt wird, nach der spätestens die Sophokles - Übersetzungen Hölderlins für sprachlich ganz aufsehenerregend schräg gehalten wird (weshalb Varnhagen diesen „toll“- gewordenen Literaten besichtigen will), sondern auch der literaturgeschichtlich wichtige Umstand entfällt, nach dem der Briefroman „An die Günderrode“ eine feministische Kriegserklärung an Männer wie Georg Friedrich Creuzer impliziert, die zwar lebenswirklich Frauen wie Karoline von G. vollständig auflaufen lassen können, weil sie nicht nur akademisch, sondern auch muttertechnisch anderweitig ziemlich lukrativ verheiratet sind,⁵⁹¹ sich dafür aber hingebungsvoll einer (ziemlich frauenfeindlich sich auswachsenden) Wissenschaft von der Mythologie widmen, in deren Fußstapfen (im Allgemeinen und ungefähr) dann J. J. Bachofen – einem Schüler des Creuzer - Freundes Savigny – und Friedrich Nietzsche, konkret und neuerdings aber auch Leute wie Manfred Frank treten, dem ersichtlich ein großes intellektuelles Vergnügen bereitet,

⁵⁹⁰ Vgl.: Weissweiler, l. c., S. 334

⁵⁹¹ Vgl.: Norgard Kohlhagen, Sie schreiben wie ein Mann, Madame!, Neuwied, 1993, S. 11 ff.; zur Analyse des Dreiecksverhältnisses zwischen Ehemann, seiner Frau und Geliebter: Otto Rank, Der Künstler, Leipzig / Wien, Zürich, 1925, S. 44 u. 49, wo sich zwei sehr aufschlussreiche Bemerkungen finden:

a) *Die Überwindung der kulturellen Widerstände kostet ihn (den Mann, KR) nun schon so viel Aufwand, daß ihm nicht einmal mehr ein Weib ohne jeden äußeren Widerstand (Ehe) genügt, sondern daß er eines Weibes auch ohne inneren Widerstand – der Dirne – bedarf, die ihm jeden Aufwand erspart, indem sie hemmungslos den verschiedenen Perversionsneigungen entgegenkommt.* (Hervorhebung im Zitat)

b) *Es bedarf nur eines geringen Anstoßes, um das fein abgestimmte (psychische, KR) Gleichgewichtsverhältnis zu stören und das Fortschreiten auf dem angebahnten Wege zur Neurose zu bewirken, während durch starke sexuelle Betonung einzelner Triebe das Weib sich dem männlichen Charakter nähert.*

Wenn diese Beschreibung auch nur annähernd richtig ist, muss in Karoline von Günderrode ein mehrfach getroffenes, aber idealtypisches Opfer zu weit getriebenen Triebverzichts in anderen Beziehungen / Betätigungen Creuzers und deren Überwindung gesehen werden.

mit diesen Quellen so zu spielen, dass ihre Antiquiertheit ebenso wenig zum Vorschein kommt wie die geheimen Verknüpfungen untereinander.

Das Beschämende an Bettinens Darstellung liegt aber nicht nur darin, dass sie bloßstellt, wie die Männer Friedrich Hölderlin schneller als die Ratten das sinkende Schiff verlassen, sondern auch einige Frauen sich geradenach hysterisch dabei überschlagen, es ihnen dabei gleich tun zu wollen. Und Frau von Arnims Beurteilungen des von ihr erinnerten Verhaltens fallen in diesem Zusammenhang bemerkenswert deutlich aus, indem sie sich nicht nur mit dem Freund Hölderlins solidarisiert, sondern ihre vorgeblich schöngeistig orientierte Umgebung in den Abgrund der Ahnungslosigkeit stößt. Deshalb sind solche Textstellen auch ein aufschlussreicher Beitrag zur Entwicklung des weiblichen Selbstbewusstseins im 19. Jahrhundert, in dem B. v. Arnim ganz bestimmt insofern in ähnlicher Weise wie ihre Freundin Günderröde eine Ausnahmeerscheinung darstellt, als sie nicht nur ganz offen zu ihren emotionalen Anbindungen – bei Bettine auch an ihren Bruder Clemens – steht, sondern auch neben ihrer privaten Rolle eine wesentliche literarische auszufüllen weiß, die nicht zuletzt gesellschaftskritisch ausgerichtet ist, was aber auch nicht unbedingt zu ihrer Popularität unter GeisteswissenschaftlerInnen beitragen muss.⁵⁹²

Eine auf die Kanne - Creuzer - Bachofen - Linie sich stützende Philologie kann diesen Zusammenhang nicht aufarbeiten, solange sie nicht kritisch sichtet, welche Motivation bei Leuten wie etwa Creuzer dazu führt, sog. mutterrechtliche Überlegungen anzustellen, sich also von älteren Frauen unterdrückt zu fühlen, um ihrerseits sich jungen Frauen zuzuwenden, die aber dann bis hin zu deren Selbstmord erniedrigt werden, weil die ursprünglichen Bindungen ganz anderer Natur sind. Es ist also keinesfalls nur der völlig willkürliche Umgang mit den mythologischen Stoffen,⁵⁹³ der einen Nachvollzug dieser einschlägig misogyn gestimmten Überlegungen zum Verhältnis der Geschlechter problematisch macht, sondern eine ganze Ansammlung von biographischen Umständen, die in diese durch wüst flottierende anthropologischer Phantasie leergefegten Räume eingebracht werden müssen, um die Stoßrichtung zu erkennen, mit der hier emanzipatorischen Versuchen poetisch begabter Frauen entgegengetreten wird. Ganz nebenher entlastet die Perspektive der Ereignisse um Hölderlin die Darstellung Bettines hinsichtlich ihres juve-

⁵⁹² Vgl.: Kohlhagen, l. c., und: Gerhard Amendt, Pädophilie oder: Über sexualwissenschaftliche Trivialisierungen inzestartiger Handlungen, in: Leviathan, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Jahrgang 25 - 1997, Heft 2

⁵⁹³ Vgl.: Hellfried Dahlmann in: Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (1799 - 1850), hg. v. H. Dahlmann, Berlin, 1972, S. 15; Dahlmann bezieht sich dabei nicht nur auf den ersten Herausgeber der poetischen Werke Günderrödes, Erwin Rohde (den Freund Nietzsches), sondern auch auf Ulrich v. Wilamowitz - Moellendorff, den er folgendermaßen zitiert: *Wenn wir Creuzers Darstellung an dem prüfen, was wir jetzt für den wirklichen Tatbestand zu halten genötigt sind, so können wir, so scheint es uns auf den ersten Blick, nur aufatmend die rücksichtslose Vernichtung aller dieser Phantastereien begrüßen, die die kritische Philologie [...] vollzogen hat.* Die Front derjenigen, welche die Creuzerschen Spekulationen für verfehlt halten, ist also sehr breit und umfasst selbst Leute, die unter sich sehr deutlich divergierende Meinungen vertreten, weshalb es zumindest sehr kapriziös anmutet, wenn seine Überlegungen heute wieder als philosophische und / oder literaturwissenschaftliche Bezugspunkte zur Erklärung von Literatur herangezogen wird, zu der noch nicht einmal ein einleuchtender zeitlicher Bezug hergestellt werden kann, wie das im Zusammenhang zwischen Hölderlin und Creuzer der Fall ist.

nilen Verhältnisses zu Goethe, die schon wegen der Überschreitung von Generationengrenzen in Liebesverhältnissen verhängnisvoll erscheinen muss.

Um diesbezüglich einer leichter darstellbaren Oberfläche verpflichtet zu bleiben: JWG liebt Großmutter Sophie und die Enkelin Bettine gleichermaßen erfolglos, aber anstatt den damit verbundenen Verbotsübertritt zu debattieren, der aber vielleicht auch erst posthum, also im 19. Jahrhundert entsteht, wird dessen Zeugin Bettine in den literaturwissenschaftlichen Hades der Unglaubwürdigkeit verwiesen. Der mit seiner Studentin / Schülerin / Tochter schlafende oder einen solchen Wunsch heimlich hegende Professor, Lehrer oder Vater rettet sich per poetischer oder wissenschaftlicher Darstellung dadurch, dass er die Zeuginnen (auch) seiner (oft wenig verdrängter) Gelüste in einem anderen Zusammenhang des Irrtums überführt und trotzdem in seiner Phantasie als libidinösen Gegenstand ebenso erhält, wie solche Umstände verboten sind. Folglich bildet sich beispielsweise bezüglich Bettine die Vorstellung heraus: Hölderlin war (vermutlich) schon aus Homburg abtransportiert, als sie ihn dort besuchen wollte; außerdem gehört sie unverrückbar zur Einflussphäre Goethes und kann schon deshalb in keiner Beziehung zu Hölderlin gedacht werden.

Letztlich ist sie also nur süß (wie ihr Bruder Clemens findet), furchtbar fruchtbar (wg. Achim) und trotzdem (goethetechnisch) zu vernachlässigen, weil jede Schwangerschaft (von einem anderen Mann) die Frau nicht nur (angeblich) einen Zahn, sondern (ebenso angeblich) auch jede Menge Glaubwürdigkeit kostet. Im Übrigen kümmert sich Creuzers Umfeld so rührend um diesen Herrn Professor, dass seine Freunde ihm raten, seine Briefe an die Günderrode nicht zu vernichten, da sie ihm noch von Nutzen sein könnten, fordern ihn hingegen auf, alle Briefe Günderrodes herauszugeben, um diese mit dessen Einverständnis nach eigenem Ermessen (also dem der Freunde!) zu verbrennen. Allein ein solcher Vorgang belegt hinreichend, von welchem allgemeinen Interesse die Vorgänge um Karoline v. Günderrode gewesen sind, das aber so liegt, dass es zugunsten von Creuzer und zu Lasten der beteiligten Frau(en?) aufgelöst werden muss.

Der geringste Unterschied zwischen den hier unversehens ins Visier geratenen Leuten und Hölderlins medial organisierten Verbindungen zu dritten Personen, über die er sich mittels emotionaler Bezüge zu Frauen zuzuwenden versucht, besteht wohl darin, dass die in Frage kommenden Männer, die sich ohne weitere Schwierigkeiten um den Haushalt der Savignys⁵⁹⁴ (Friedrich und Gunda geb. Brentano) gruppieren lassen, gleichzeitig bürgerlich abgesicherte Familien und Nebenverhältnisse zu anderen Frauen und Männern

⁵⁹⁴ Karoline von Günderrode und Bettine Brentano bleiben dem Haushalt der Savignys über die Heirat zwischen Friedrich und Gunda hinaus erhalten, obwohl KvG konkurrierend zu Gunda in Heidelberg Friedrich v. S. liebt und Bettine sich später in Berlin mit v. Arnim verlobt; die Überreaktion in Ehesachen mutet also nicht nur angesichts des Dreigestirns Clemens, Bettine und v. Arnim seltsam an, sondern gerade bezüglich der Offenheit der Ehe, die Savignys führen.

unterhalten, obwohl sie damit der ursprünglichen Vorstellung einer freien Liebe, die sich vor allem Clemens, Bettine Brentano und Achim von Arnim versprochen haben, nur wenig gerecht werden. Am deutlichsten rückt dabei Achim zunehmend von derlei Jugendidealen ab, indem er der Ehe einen nahezu sakralen Charakter zuweist, weil er zur Erkenntnis gelangt ist, dass sie einen wesentlichen Beitrag zur Stabilisierung gesellschaftlicher Zustände leisten kann.⁵⁹⁵ Lebenswirklich festigt er seine Ehe vor allem über eine stattliche Kinderzahl, die aber seine Frau Bettine nicht davon abhalten kann, sich ziemlich schnell wieder dem Berliner Stadtleben und ihren eigenen kulturellen Bedürfnissen zuzuwenden, während ihr Mann auf einem ererbten Landgut zunächst weiterhin der Literatur und seiner Einsamkeit verhaftet bleibt.

Der mit den Familien von Arnim und Savigny je verschwägerte Clemens Brentano, der eigentlich auch ein Auge auf die Günderrode geworfen hat, verwickelt sich in eine fruchtbare Beziehung zur erheblich älteren, aber noch verheirateten Professorengattin Mereau, die er schließlich dann auch heiratet, nachdem sie aber bereits ein Kind von ihm hat, dessen Zeugung sie ihm offenbar als Nachweis einer korrekten sexuellen Orientierung abverlangt. Clemens' emotionale Anbindung an die Schwester Bettine und die intensive literarische Beziehung zu seinem späteren Schwager Achim von Arnim sind so sorgfältig belegt, dass sie nicht besonders abgehandelt werden müssen – außer dem Umstand vielleicht, dass die Heimlichkeit, mit der Bettine und Achim zunächst sich einander zuwenden, um dann schließlich nach neunjähriger Bekanntschaft zu heiraten, den Verdacht aufkommen lässt, die Umgangsweise unter diesen romantischen Männern und Frauen sei doch nicht so unbefangen gewesen, wie sie sich das programmatisch vorgenommen haben, zumindest wenn es darum geht, seinem Freund die Schwester wegzuheiraten.

Es kann hier nur unscharf umrissen werden, auf welche Weise im 19. Jahrhundert allgemeine, also gesamtgesellschaftlich entstandene normative Entwicklungen und individuelle Dispositionen einflussreicher Zeitgenossen sich zu der doppelten Moral verschmelzen, die bis heute weite Teile des bürgerlichen Selbstbewusstseins bestimmt, es kann aber ganz sicher davon ausgegangen werden, dass hier nicht nur Konkurrenzen zwischen legitimen Ehefrauen und heimlichen, externen Konkubinen eine Rolle spielen, sondern – heimlicher noch – auch zwischen solchen Gattinnen und Schwestern – oder eben auch (männlichen) Freunden. Darüber können weder ausufernde Fruchtbarkeit bürgerlicher Ehen noch deren nahezu sakral anmutende Überhöhungen hinwegtäuschen. Von literaturgeschichtlicher Bedeutung ist dabei, dass sich eher solche Autoren durchgesetzt zu haben scheinen, die konventionelle gesellschaftliche Modelle rechtfertigen und verteidigen – selbst wenn dies die eine oder andere zwischenmenschliche Tragödie nach sich zieht, als

⁵⁹⁵ Vgl.: Achim von Arnims 1810 erschienenen Roman *Armuth, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores*

solche, die schon früh andere Möglichkeiten ausbreiten, wie etwa Wilhelm Heinse, oder generell skeptisch gegenüber stabilen zwischenmenschlichen Beziehungen eingestellt sind, wie das bei Hölderlin der Fall ist.

Friedrich Creuzer, der mutmaßlich seit 1799 mit der um 13 Jahre älteren Witwe des Naturforschers und Ökonomen Nathanael Gottfried Leske verheiratet ist, kennt die Menage 1804 bereits über seinen Freund Savigny, als er sich bei einem Ausflug von Heidelberg nach Schloss Neuenburg der Überlieferung nach ziemlich spontan in Karoline von Günderrode verliebt, die ihm aber bereits bekannt gewesen sein muss, da er zu diesem Zeitpunkt schon etwa fünf Jahre lang regelmäßig Briefe mit Savigny gewechselt hat, in denen zwar überwiegende dienstliche Themen angeschlagen werden, sich durchaus aber auch sehr private Mitteilungen finden lassen. Das wesentlichste Indiz dafür, dass Creuzer schon beim ersten Kennenlernen weiß, um wen es bei Karoline geht, liegt in seinem dreisten Vorschlag, sie solle sich eben auf die gleiche Weise als Freundin seiner Familie assoziieren, wie sie dies eine Zeit lang bei den Savignys getan hat,⁵⁹⁶ während sie davon träumt, mit ihm nach Moskau durchzubrennen, um dort ein gemeinsames Leben zu beginnen.⁵⁹⁷ Dabei weiß er ganz sicher wegen seiner lang anhaltenden Freundschaft zu Savigny darüber Bescheid, warum die Liebe zwischen Karoline und Carl Friedrich eher einseitig und seitens seines Freundes mit einiger Distanz betrieben wird – wie überhaupt diese Familie tatsächlich einen auffallend sicheren Hort für junge Frauen darstellt.

Im Laufe der Zeit gelingt es Creuzer tatsächlich, seine Geliebte aus dem Umfeld der Brentanos, damit aber auch von Savigny zu lösen und völlig an sich zu binden, obwohl er ihr nur vage Aussichten auf eine dauerhafte Beziehung macht und an der Konstruktion festhält, nach der er sich seine Ehegattin als „Frau“ zuordnet, während Karoline als „Weib“ eingestuft und benutzt wird. Mehr oder minder offen trifft sich der Herr Professor mit dem „lieben, lieben Kind“, wie er Karoline schon nach der ersten Begegnung nennt, obwohl seine Frau darauf drängt, dass diese Beziehung beendet wird und dabei offensichtlich so viel Krach schlägt, dass er auch an die Ohren des Freundes Savigny dringt, worauf dieser sich an Creuzer wendet, um ihn dazu zu bewegen, sein Treiben zu beenden, was er wohl auch nicht ganz uneigennützig unternommen haben wird, da ihm

⁵⁹⁶ Vgl.: Karoline von Günderrode, *Sämtliche Werke und Ausgewählte Studien*, Hist. - krit. Ausgabe, hg. v. Walter Morgenthaler, Frankfurt, 1991, Bd. 3, S. 367 f., nach dieser Quelle hielt sich KvG mit Unterbrechungen zwischen dem Dezember 1803 und Mai 1804 auf dem Gut Trages bei Savignys auf, am 29. Juni 1804 lehnt sie eine erneute Einladung Savignys ab, trifft ihn aber noch mehrmals in Frankfurt und Heidelberg, der Ausflug nach Neuenburg findet am 5. August statt und Creuzers Vorschlag, eine *Menage à trois* zu betreiben, stammt vom 16. Oktober 1804, wird aber bereits drei Tage später widerrufen

⁵⁹⁷ Die Ernsthaftigkeit des Gedankens, er wolle nach Russland auswandern, kann aus den von Dahlmann hervorgehobenen Briefstellen nicht unbedingt abgeleitet werden, vgl.: Dahlmann, l. c., S. 117 u. 120 und die zugehörigen Fußnoten; es ist aber angesichts der Trivialität des Beziehungsmusters zwischen der Fam. Creuzer und Karoline schon vorstellbar, dass Friedrich Creuzer der emotional hoch motivierten Karoline gegenüber damit renommiert hat, ihm sei eine Professur in Moskau angeboten worden, was sie zu der Phantasie darüber verleitet, sie könne sich in Männerkleidung stecken, um dort auch während seiner Arbeitszeit in seiner Nähe sein. (vgl. auch: Kohlhausen, l. c., S. 15)

die Vorstellung, seine ehemalige Hausfreundin sei in die Hände des erheblich älteren Friedrich Creuzer übergegangen, kaum behaglich sein kann. Daraufhin erklärt der gewitzte Heidelberger Altphilologe die Affaire mit Karoline gegenüber seinem besten Freund Savigny für beendet, schildert seinen Hausstand als bestens in Ordnung und lässt von den / der Seinigen schön grüßen, während er gleichzeitig der Günderrode schreibt, er könne ohne sie nicht leben etc.. Die psychische Tiefe der Umstände kann insgesamt daran ermessen werden, wie Creuzer nach KvGs Suizid reagiert, weil sie von ihm den Laufpass erhalten hat: Er verbietet sich schlicht die weitere Nennung ihres Namens,⁵⁹⁸ um wenig später in ausführlichen Jammer zu verfallen, als seinem Liebhaber - Vorgänger Clemens Brentano Frau und Kind wegsterben.

Dabei liegt Frank philologiegeschichtlich vielleicht sogar richtig, wenn er Creuzer als erste akademisch wenigstens teilweise ernstgenommene Quelle der negativ aufs Matriarchat fixierten Mythenforschung bezeichnet,⁵⁹⁹ auf dessen Überlegungen dann etwa Bachofen aufbaut, der damit zwar juristischer Ziehsohn Savignys bleibt, hinsichtlich seiner mythologischen Überlegungen ein Kind Creuzers darstellt, weshalb in seiner Person eben das ausschließlich von Männern gezeugte, faustische Genie erkannt werden kann, das nicht nur Goethes Dichtung⁶⁰⁰ wesentlich bestimmt, sondern auch durch Hoffmanns Erzählungen geistert und einen wesentlichen Bestandteil an der ideologischen Begründung der homoerotischen Bünde im Umfeld Georges, Blühers usw. rund hundert Jahre später hat.

⁵⁹⁸ Dahlmann, l. c., S. 185; indirekter kann wohl kaum über den Freitod einer verlassenen Geliebten räsoniert werden, als dies Creuzer hier tut, wenn er im Zusammenhang mit Karolines Tod schreibt: „Mich verlässt das beruhigende Gefühl nicht, es sei *notwendig* gewesen, und Liebe eben so wohl Trennung gebieten, als Vereinigung.“ (Hervorhebungen und syntaktische Unklarheit im Original)

⁵⁹⁹ Manfred Frank, *Der kommende Gott*, l. c., S. 104 f. – eine solche Darstellung übersieht aber den Umstand, dass Creuzers Zugriff auf den Mythos schon zeitnah der Polemik durch die sog. historisch - kritische Theologie ausgesetzt ist, die sich an seinen Arbeiten geradenach profilieren kann, wie z. B. Christian Ferdinand Baur in: *Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums* (2 Tle., Stgt. 1824 / 25.); und Haeckel weist 1899 darauf hin, dass diese Auseinandersetzung eine politische impliziert, weil die bei den historischen Forschungen z. B. zum Vorschein gekommenen *Urbristen der ersten Jahrhunderte zum größten Teil reine Kommunisten, zum Teil Sozialdemokraten* (waren, KR), *die nach den heute in Deutschland herrschenden Grundsätzen mit Feuer und Schwert hätten vertilgt werden müssen.* (Ernst Haeckel, *Die Welträtsel*, Leipzig / Berlin, (1899) S. 463.)

⁶⁰⁰ Dies meint nicht die Erzeugung des Homunculus im „Laboratorium“ des 2. Teils der Tragödie, auf die Jasper (l. c., S. 59) verweist, was aber kein „faustisches“, sondern Wagners Geschäft ist, denn hier *wird ein Mensch gemacht*, als vielmehr die Zeugung des jungen Faust im ersten Teil, die damit beginnt, dass der (noch alte) Faust und Mephisto nach Abschluss des Paktes und erfolgter Bluttransfusion, also dem entsublimierten Austausch von Körperflüssigkeit (*liquor amoris*), in dem unschwer ein Befruchtungsversuch unter Männern erkannt werden kann, wo frisch Verliebte ihre Kleider tauschen:

FAUST: (...)

Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;

Die Maske muß mir köstlich stehn.

(*Er kleidet sich um.*)

Nun überlaß es meinem Witze!

Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;

Indessen mache dich zur schönen Fabrt bereit!

(*Faust ab.*)

MEPHISTOPHELES *in Fausts langem* (das Ganze kommt hier für das männliche Teil zu stehen, KR) *Kleide.* etc.

Gemäß Otto Ranks Vorstellung vom „Doppelgänger“ (Leipzig / Wien / Zürich, 1925) stoßen hier reflexive Ängste vor Impotenz auf aufeinander, die meiner Vorstellung nach Goethe dadurch bearbeitet, dass er seine Figuren – die Kleider tauschend / d. h. erwünschte Potenz(en) wechselseitig übertragend – ineinander verschmelzen lässt.

Bezogen auf Hölderlin muss aber der Versuch, eine solche Tradition der Vermischung von Lebensführung und daraus ableitbarer anthropologischer Einschätzungen zum Bezugspunkt von Erklärungen zur Dichtung zu machen, als mittelmäßige Katastrophe bezeichnet werden, weil neben der Verwischung zwischen unterschiedlichen biographischen Szenarien zum Thema „Liebestod“ (Gontard vs. Günderrode, allenfalls wg. „Clemens“ eingetrübt durch „Tristan und Isolde“) sich damit bis hier und heute allenfalls patriarchalische Unternehmungen bezüglich Zuordnungsmöglichkeiten von Männern und Frauen „mutterrechtlich“, also als angeblich berechtigte Abwehr feministisch motivierter Machtansprüche tarnen lassen. Folglich ist der Franksche Ansatz nicht nur in doppelter Weise verquer, weil weder Creuzers Schriften zu seinem eigenen Lebensentwurf passen, noch Text- oder historischer Lage nach sinnvoll auf Hölderlin bezogen und angewendet werden können, sondern verdrängt auf ziemlich prude Weise den Umstand, dass Creuzer und Savigny ein männliches Liebespaar darstellen, dessen Beziehung durch die Heirat Savignys mit Gunda Brentano in die Brüche geht:

Die letzte nahe Berührung war die, als er (Savigny, KR) mir, da wir eines Abends allein von Gießen nach Marburg fuhren, seine Liebe zu Kunigunde erzählte und seinen Entschluß, sie zu heiraten, zu einer Zeit, wo niemand es wissen durfte. Damit kündigte er mir also, ohne es zu wissen, die Freundschaft auf. – Er muß es freilich am besten wissen, was er eingetauscht hat gegen die geopfert Freundschaft, mit der ich ihm unwandelbar zugetan war.⁶⁰¹

Es geht dabei nicht um die moralische Bewertung des Verhaltens der Herren Savigny oder Creuzer beim Versuch, ihre Ehen jeweils mit Karoline von Günderrode zu arrondieren, wozu letzterer diese aber erst emotional von seinem Freund entfremden muss, was er dann aber so inszeniert, dass die Männerfreundschaft überhaupt nicht gestört wird. Es geht auch nicht darum, über die Verwirrung eines Mannes abzulästern, der höchst empört darüber scheint, dass sich sein Freund in eine Frau verliebt hat und ihn dann bei dessen Verehrerin verpetzt, um mit ihr ein zum vorübergehend entfremdeten Freund und dessen Frau symmetrisches Paar zu bilden, obwohl er selbst anderweitig verheiratet ist,⁶⁰² sondern lediglich um eine Überprüfung der Plausibilität von theoretischen Konstruktionen, die von Frank „Neue Mythologie“ genannt werden, wobei Hölderlin mit ins Boot geholt wird, obwohl bei ihm sowohl gemäß der Konstruktion des „Hyperion“ als auch den allgemeinen Zuordnungen von Dichtung und Lebensführung nach eben keine solchen legi-

⁶⁰¹ Creuzer an die Günderrode am 11. Mai 1806, zit. nach Dahlmann, l. c., S. 12, Fn. 2; Hervorhebung von mir, KR. Hier wird tatsächlich – wie Heine meint, Quadrille getanzt – nur geht der Tanz nicht auf, weil eine vereinzelt Dame tatsächlich zu lieben (und nicht nur „Bäumchen - wechsel - dich“ zu spielen) in der Lage ist, folglich muss Karoline per Suizid aus dem Spiel ausscheiden.

⁶⁰² Dies muss nicht notwendiger Weise verstanden werden, es genügt völlig, wenn mittels dieser Bemerkung die Vorstellung dahingehend gesteuert wird, dass hier keine abfälligen Bemerkungen über zeitgenössischen Lifestyle im Umfeld der Herren Bohlen und Effenberg probiert werden, sondern die Szene skizziert wird, die als eine der bedeutenden Quellen der heute noch wirksamen gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung gilt, die gemeinhin „Die Romantik“ genannt wird.

timierenden und vertuschenden Züge gefunden werden können, die eine notwendige Flucht in mythologische Fernen wo nicht notwendig, so doch wenigstens plausibel erscheinen lassen. Er verfällt auch nirgends in einen so affirmativen Eifer hinsichtlich der Legitimation einer gesellschaftlichen Institution wie der Ehe im Stil Achim von Arnims – was bei diesem eben auch weder mit den ursprünglichen Entwürfen noch der erlebten Wirklichkeit übereinstimmt – und scheint eben deshalb auf Frauen, die solcherlei Widersprüchen und den daraus resultierenden emotionalen Wechselbädern ausgesetzt gewesen sind, so beeindruckend gewesen zu sein, dass sie sich nicht nur inhaltlich an seine Arbeit anlehnen, wie das bei Karoline offensichtlich der Fall ist, sondern etwa bei Bettine die retrospektive Projektion auslöst, intensiver mit ihm zu tun gehabt zu haben, als dies aus den rein faktischen Abläufen hervorgeht, mit denen an anderen Stellen dann wieder so großzügig interpretierend umgegangen wird, dass in diesem Punkt eigentlich kein Dissens bestehen dürfte.

Es geht auch keinesfalls um einen Versuch, den großen Hermeneutikern Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern um die an dieser Stelle auffällige Akkumulation von Unstimmigkeiten innerhalb des romantischen Kreises um Friedrich von Savigny, zu dem auch Creuzer gehört, und sein Verhältnis zum offensichtlich an dieser Stelle als Gegenpol wahrgenommenen Hölderlin, was zunächst erklärt, warum Creuzer Karoline dazu bewegt, ihre Dichtung „Mnemosyne“ wenigstens in „Melete“ umzubenennen, da dies gegenüber einer Hölderlinschen Dichtung allenfalls noch kryptisch oder ungefähr dem Klang nach zugeordnet werden kann.⁶⁰³ Darüber hinaus erscheint aus einer solchen Perspektive dann aber schon ganz plausibel, warum Bettine ihrer Erinnerung nach darauf beharrt, ein von ihr geplanter Besuch bei Hölderlin sei durch ihre Umgebung auf die oben geschilderte Weise verhindert worden. Selbst wenn sie sich bezüglich der reinen Tatsächlichkeit der Ereignisse dabei vertan haben sollte, so erinnert sie doch den psychologischen Kern der Angelegenheit richtig, der aber von der literaturwissenschaftlichen und philosophischen Tradition nur mangelhafte Beachtung findet, weil übersehen wird, wie konkret die Anbindungen der beteiligten Herren untereinander sind, die sich seit Creuzer den Kopf darüber zerbrechen, wie der Übergang der heteroerotisch organisierten Beziehungen wegen deren vorgeblichen Naturhaftigkeit in homosexuelle Anordnungen begründet werden kann, die man für kulturnäher hält und deshalb besonders intensiv auslebt – um dann allerdings ziemlich schnell wieder in den Häfen konventionell geführter Ehen und diese Lebensform rechtfertigender Literatur vor Anker zu gehen.

⁶⁰³ Es wird dabei unterstellt, dass Creuzer den mythologischen Unterschied zwischen „Melite“ (Hölderlin) und „Melete“ (Günderrode) genau kennt, was bei seiner Freundin nicht unbedingt der Fall sein muss, aber es klingt wenigstens noch nach einer Frauenfigur aus Hölderlins „Hyperion“ - Entwürfen. Zur Erscheinungsgeschichte: Günderrode, l. c., S. 161 ff.; aus dieser Quelle geht nicht nur hervor, wie eng diese Dichtung an manchen Stellen mit der Hölderlins thematisch verwoben ist, sondern auch in welchem bedeutenden Umfang Creuzer mit deren Herausgabe zu tun hat.

An einer solchen positiven Einschätzung kann auch der Bericht Wolfgang Müllers von Königswinter nichts ändern, der beobachtet, wie Bettine ihr Buch über die Günderrode dadurch erzeugt, dass sie sich mit Hilfe offensichtlich von ihr selbst nachträglich hergestellter Briefe an ungefähr vier Jahrzehnte zurückliegende Ereignisse zurückzuerinnern versucht, und sich darüber lustig macht, wie sie von offensichtlich noch tintenfrisch beschriebenen Papieren behauptet: „O, ich habe wieder wunderschöne Sachen gefunden“⁶⁰⁴ – sie seiner Beobachtung nach also für echte Dokumente hält. Dabei ist überhaupt nicht zu übersehen, dass sich in der von Müller geschilderten Situation eine Frau bereits fortgeschrittenen Alters auf autosuggestivem Weg von traumatischen Jugenderlebnissen befreien will, indem sie schreibend daran zu erinnern versucht, was sie zum Zeitpunkt der Erlebnisse nicht hat verarbeiten können, weil sie ihrer emotionalen Anbindung an den Bruder ebenso hilflos ausgesetzt ist, wie sie sich nicht gegen die Zudringlichkeiten eines bereits alternden Goethe zu erwehren weiß⁶⁰⁵ und auch erst um Jahrzehnte versetzt den Selbstmord ihrer Jugendfreundin Karoline bearbeiten kann, der dadurch verursacht wird, dass diese Frau ein zwischen verschiedenen Männern verschiebbares Lustobjekt dargestellt hat, zu denen auch ihr Bruder gehört, dem sie wiederum emotional sehr zugetan gewesen ist.

In diesem Zusammenhang muss beachtet werden: Die Beziehungsdefizite innerhalb der rechtlich abgesicherten Verhältnisse (Ehen) besitzen dadurch sehr unterschiedliche Qualitäten, dass die beteiligten Männer untereinander emotional verflochten sind und diese homoerotischen Verbindungen durch intensive und teilweise sehr auffällige Verstöße gegen Beziehungskonventionen zwischen den Geschlechtern überdecken. Dahlmann fällt beispielsweise auf, dass in der Freundschaft zwischen Creuzer und Savigny letzterer eine eindeutig dominante Rolle spielt, obwohl er einige Jahre jünger ist, was schon darauf schließen lässt,⁶⁰⁶ dass die beiden Herrn nicht nur gemeinsame akademische Interessen gepflegt haben und die Ehe Creuzers, die gegen den Rat der Freunde eingegangen wird, nach außen hin diese Männerfreundschaft zunächst in ein harmloses Licht rücken soll, was jedoch nur bis zur Begegnung zwischen Creuzer und Karoline funktioniert, weil bei ihm sich hier die Liebesfähigkeit gegenüber einer Frau erweist, woraufhin auch die Ehefrau Sophie sexuelle Ansprüche anmeldet, die ihr um des ehelichen Friedens willen dann schließlich auch gewährt werden.⁶⁰⁷

⁶⁰⁴ Zit. nach Günderrode, l. c., S. 283

⁶⁰⁵ Vgl.: Theodore Lidz, Die Wahrung der Generationenschranken, in: Familie und psychosoziale Entwicklung, Frankfurt, 1971, S. 52 ff., allein aus dieser (zugeständenermaßen sehr konservativen) Quelle geht hervor, welche pathogenen Folgen durch das ungleichgewichtige Verhältnis zwischen Goethe und ihr für Bettine eingetreten sein können, weil die Generationenschranke durchbrochen wurde.

⁶⁰⁶ Dahlmann, l. c., S. 9

⁶⁰⁷ Creuzer an Savigny, Brief vom 6. Nov. 1804, in: Dahlmann, l. c., S. 138

Ohne das Beziehungsgeflecht der Herren Brentano, v. Arnim, Savigny und Creuzer je einzeln oder gar kollektiv durchdeklinieren zu wollen: Die demonstrative Harmlosigkeit, mit der hier Freundinnen, Schwestern und Verlobte dem Haushalt Savigny anvertraut werden, obwohl die diesem Haushalt nicht angehörigen Männer (v. Arnim, Brentano) ganz offensichtlich emotionale Ansprüche an sie haben, erscheint erst in dem Licht völlig plausibel, in das Heine den bedeutenden Juristen taucht:

*Denk ich an Berlin, auch vor mir steht
Sogleich die Universität.
Dort reiten vorüber die roten Husaren,
Mit klingendem Spiel, Trompetenfanfaren -
Es dringen die soldatesken Töne
Bis in die Aula der Musensöhne.
Wie geht es dort den Professoren
Mit mehr oder minder langen Ohren?
Wie geht es dem elegant geleckten,
Süßlichen Troubadour der Pandekten,
Dem Savigny? Die holde Person,
Vielleicht ist sie längst gestorben schon -
Ich weiß es nicht - ihr dürft's mir entdecken,
Ich werde nicht zu sehr erschrecken.⁶⁰⁸*

Diesen ganz offensichtlich auf homoerotische Neigungen zielenden Angriff verschärft Heine noch, wenn er die erotischen Gewohnheiten Savignys in Beziehung zur juristischen Konkurrenz in Berlin setzt, die er durch Eduard Gans (1797 - 1839) vertreten sieht.

Auch Thibaut, den die Italiener Tibaldo nennen, wird in Bologna sehr geehrt; doch kennt man dort nicht sowohl die Schriften jener Männer als vielmehr ihre Hauptansichten und deren Gegensatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Professor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

„So, so“ sprach er, als ich ihn aus diesem leicht verzeihlichen Irrtum zog -, „wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir also falsch berichtet. Man sagte mir sogar, der Signor Gans habe dieses Frauenzimmer einst, auf einem Balle, zum Tanze aufgefordert, habe einen Refüs bekommen, und daraus sei eine literarische Feindschaft entstanden.“

„Man hat Ihnen in der Tat falsch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, schon aus dem menschenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entstehe. Jene Aufforderung zum Tanze ist

⁶⁰⁸ Heine, l. c., Bd. 2, S. 380 f.; in den „Briefen aus Berlin“ stellt Heine ziemlich konsequent Herrn von Savigny in einen despektierlichen Kontext, z. B.: „Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die *Possenreißer*, die vorm Brandenburger Tor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist.“ (Heine, l. c., Bd. 3, S. 528, Hervorhebungen von mir, KR); die sprachliche Wendung von den „Possenreißern“ übernimmt später Nietzsche von Heine im „Zarathustra“ ziemlich ausführlich, aber auch hier ohne sich für die Entlehnung zitattentechnisch kenntlich zu zeigen (KSA, Bd. 4, S. 21 etc.); es ist bedauerlich, dass auch der Kommentar von Montinari (KSA, Bd. 14, S. 282 ff.) darauf keinen Bezug nimmt, weil es durch diese Unterlassung möglich wird, Nietzsche ganz unkritisch in der Tradition eben dieser „Possenreißer“ zu belassen, welche er selbst zu kritisieren vorgibt, die hier aber ganz vorsichtig als das Umfeld des Herrn von Savigny bezeichnet werden sollen. Natürlich reden auch Platon, Aristoteles (wenigstens den gängigen Übersetzungen nach) und Herder manchmal von „Possenreißern“, dies kann aber hier vernachlässigt werden, weil es sich auf andere Zusammenhänge bezieht als die, in welche sich FN durch persönliche Beziehungen zu und (inhaltliche) Entlehnungen bei J. J. Bachofen begibt; Nietzsche meint also genau und nur die Umstände, auf die Heine zielt, wenn dieser von den „Possenreißern“ Savignys spricht, kann dies aber nicht offenlegen, weil er sich selbst – trotz seiner Kritik – philosophisch - inhaltlich und der privaten Lebensführung nach in der von ihm aufs Korn genommenen Tradition fortbewegt.

wahrscheinlich eine mißverstandene Allegorie. Die historische Schule und die philosophische werden als Tänzer gedacht, und in solchem Sinne denkt man sich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny [...]“⁶⁰⁹

Heine verwebt hier persönliche und politische Anspielungen so, dass seine Sottisen je eindeutig ausfallen, aber dadurch unangreifbar werden, dass sie in einer Zuordnung akademischer Positionen münden, weshalb sich die ins Private zielende Unterstellung: „Carl Friedrich Savigny, das Weibchen!“ dem Vorwurf des Rufmords entzogen wird, ohne wirklich aufgehoben worden zu sein. Am Kern der Vorhaltung Heines, Savigny sei so schwul, dass er glatt für eine Frau durchgehen könnte, ist wohl kaum zu rütteln, vor allem auch dann nicht, wenn bedacht wird, dass ursprünglich die anlässlich der v. Savignyschen Eheschließung fällige Hochzeitsreise durch die Braut Gunda und die gemeinsame Freundin Karoline unternommen werden soll, was dann aber dann doch von den tonangebenden männlichen Teilen für so überzogen gehalten wird, dass diese Demonstration feministischer Freizügigkeit wieder abgeblasen wird,⁶¹⁰ die den beteiligten Frauen – aber nur infolge davon, dass die Männer zunächst sich selbst definieren und dementsprechend ausagieren – vorübergehende Freiheiten einräumen, die jedoch jederzeit wieder einkassiert werden können, weshalb ihnen Heine ganz richtig die Rolle von „Possenreißern“ zuweist, weil sie insgesamt nur Satelliten darstellen, die sich im Schwerefeld von gewichtigen Planeten befinden, welche ihrerseits den als *Pink Sun* glänzenden Savigny umkreisen.

Die emotionale Gemengelage ist ganz offensichtlich so komplex, dass sie von keiner der beteiligten Personen zeitgleich angemessen bearbeitet werden kann. Während aber die betreffenden Männer ihre Rollen dadurch beschönigen und vertuschen können, dass sie bezüglich der literarischen Produktion ihrer Gespielinnen beratend und zensierend tätig werden, sind Frauen wie Bettine von Arnim darauf angewiesen, ihre Jugend aus erheblicher zeitlicher Distanz aufzuarbeiten. Die Zentren der Erinnerung sind den Titeln nach Karoline von Günderode und Clemens Brentano, beide literarischen Arbeiten kreisen aber dem Gang der Erinnerung nach weitgehend um Carl Friedrich von Savigny, dem es offenbar gelungen ist, Männer und Frauen gleichermaßen in seinen Bann zu ziehen, ohne ihnen gegenüber jedoch das einzulösen, was sie sich dadurch versprochen haben, dass sie sich in seine Nähe begeben. Auf diesem Nährboden entfaltet sich bei Bettine zwangsläufig die erinnernde Phantasie an den Dichter Hölderlin, der sich zeitweilig in großer geographischer Nähe zu den Orten befunden hat, an dem diese Romantiker ihre Beziehungsspiele getrieben haben, ohne von ihnen jedoch je erreicht worden zu sein.

⁶⁰⁹ Heine, l. c., Bd. 3, S. 292

⁶¹⁰ Diese Bewegung entspricht im Kleinen der, die Bettine im Großen gegenüber Achim v. Arnim durchführt, wenn sie nach Erfüllung ihrer extensiv ausgelebten / aufgezwungenen Mutterrolle wieder nach Berlin zurückkehrt, um sich dort selbst zu verwirklichen.

Ausweislich dieses literarischen Bewältigungsversuchs einer Frau aus dem Jahr 1840, in der er sehr deutlich zum Vorschein tritt, kann Friedrich Hölderlin zu diesem Zeitpunkt nur angeblich vergessen worden sein. Dies gilt auch für das nächste Jahrzehnt, da Müller von Königswinter noch 1859, die Erinnerungen Bettines rezensierend, ähnlich negativ auf sie reagiert, wie das Schlesier von den Tübinger Romantikern berichtet. Die Bemerkung Müllers schließt aber zeitlich fast nahtlos an die Rezeption Hölderlins durch Friedrich Nietzsche in dessen Schülerzeit (1861) an, weshalb erneut und hartnäckig behauptet wird, Hölderlin sei überhaupt nicht vergessen, sondern nur zu dem verdünnt worden, was Dilthey schließlich in einer vermeintlichen Zusammenschau von „Erlebnis und Dichtung“ aus der faktisch aber immer anders vorhandenen historischen Figur „Hölderlin“ destilliert, ohne dabei zu berücksichtigen, dass die notwendigen Verdünnungen eher im Umfeld solcher Persönlichkeiten wie

- Carl Friedrich von Savigny, dem wesentliche Teile der heute noch gültigen bürgerlichen Rechtsordnung und die ebenso bis heute noch übliche Tarnung homoerotischer Neigungen durch übertrieben zur Schau gestellten Anbindungen an Frauen zu verdanken sind,

- den Geschwistern Brentano, ohne die Richard Wagner vielleicht keine Opern geschrieben hätte, in denen er die ihm vorliegende Literatur auf das verkürzt, was ihm in den ständigen Familienkram passt, oder eben nicht nur um solche Spiele weiß, sondern auch immer wieder in sie verwickelt ist⁶¹¹ und

- Friedrich Creuzer, der als Erfinder der selbstreferenziellen Anthropologie bezeichnet werden kann, indem er das misogynie Fenster aufgestoßen hat, das im Bezug auf philosophisch anthropologische Spekulationen für fast zwei Jahrhunderte sperrangelweit geöffnet bleiben soll,

vorgenommen werden mussten, um die Kluft zwischen den Ansprüchen gesellschaftlicher Normen und den eigenen emotionalen Voraussetzungen wenigstens in Ansätzen zu schließen.

Ganz am Rande einer solchen Abhandlung des Bezugs zwischen Friedrich Hölderlin und seinen romantischen Gegenbildern kann vielleicht ein Beitrag dazu geleistet werden, das Bild vom Enigmatiker Hölderlin ein wenig abzumildern und jenes vom diskreten Liebhaber kräftiger auszumalen, für den ihn beispielsweise Pierre Bertaux hält, das selbstverständlicher Weise aber dann zutrifft, wenn er die Rolle des vergeblichen Verehrers spielt, wie das mit Sicherheit gegenüber Sophie Mereau der Fall ist.

⁶¹¹ Vgl.: Nietzsche, Der Fall Wagner, KSA, Bd. 6, S. 16 f.

Mit großer philologischer Genauigkeit datiert Sattler das Gedicht „Die Unerkannte“ in der FA auf die Zeit nach Waltershausen und kommentiert die Entstehungsgeschichte damit, dass dieser Text zeitlich und inhaltlich nicht einzuordnen sei.⁶¹² In der Bremer Ausgabe legt er sich dagegen durch die Editionsreihenfolge auf das Jahr 1795 fest, beharrt aber auf seiner Vorstellung der Unentschlüsselbarkeit des inhaltlichen Zusammenhangs,⁶¹³ auf die auch Honold verweist, der den Zusammenhang jedoch aus der Münchener Ausgabe von Knaupp entnimmt.⁶¹⁴ Der Textoberfläche folgend, verweisen diese Quellen regelmäßig auf die Irrfahrten des Odysseus, dem aber trotz aller Widerstände die Schutzgöttin Leukothea behilflich war, die gastlichen Gestade der Phäaken und von dort aus seine Heimat Ithaka zu erreichen und vergleichen dabei die verworrenen Jenenser Verhältnisse, unter denen Hölderlin ganz offensichtlich gelitten hat, mit dem mythologischen Elend, aus dem schließlich nur die Rückkehr in die Heimat retten kann. Eine solche Deutung setzt aber voraus, dass die „Unerkannte“ eine Frau darstellen soll, die tatsächlich keiner kennt, die im Heimlichen wirkt und ihrem Liebbling aus dem Verborgenen hilft – oder eben: Der Dichter renommiert mit einer Liebschaft, die er aus Gründen der Diskretion nicht benennen will, deren Zuwendung ihm aber dennoch wohlgetan hat.

Beide Lösungsmöglichkeiten sind aber dann blockiert, wenn eine Lesart des „Erkennens“ und daraus abgeleitet: der „Unerkannten“ herangezogen wird, die seit Luthers Bibelübersetzung so allgemein verbreitet ist, dass sie offenbar zu trivial erscheint, um für die Auflösung philologischer Problemlagen genutzt werden zu können. Sie meint den erfolgreichen Beischlaf, wird jährlich zur Weihnachtszeit öffentlich verlesen, aber offenbar dann überhört, wenn sie genutzt werden könnte, um zu begreifen, dass ein notorischer Optimist wie Hölderlin auch die Zurückweisung durch eine Frau (hier wird unterstellt, es sei 1794 in Jena Sophie Mereau) einen hoffnungsvollen Ausweg offenlasse:⁶¹⁵

(An) Die Unerkannte.

*Kennst du sie, die seelig, wie die Sterne,
Von des Lebens dunkler Wooge ferne
Wandellos in stiller Schöne lebt,
Die des Herzens löwenkühne Siege
Des Gedankens fesselfreie Flüge,
Wie der Tag den Adler, überschwebt.*

⁶¹² FA, Bd. 2, S. 233

⁶¹³ BrA, Bd. 4, S. 1794 f.

⁶¹⁴ Honold, l. c., S. 79

⁶¹⁵ „erkennen ist der Ausdruck für beschlafen“ (G. Groddeck, Manuskription und Materialien zum Buch vom Es, Frankfurt, 2004, S. 230)

*Die uns trifft mit ihren Mittagsstrahlen
Uns entflammt mit ihren Idealen,
Wie vom Himmel, uns Gebote schicket,
Die die Weisen nach dem Wege fragen,
Stumm und ernst, wie von dem Sturm verschlagen
Nach dem Orient der Schiffer blickt.*

*Die das Beste giebt aus schöner Fülle
Wenn aus ihr die Riesenkraft der Wille
Und der Geist sein stilles Urtheil nimmt,
Die dem Lebensliede seine Weise
Die das Maas der Ruhe, wie dem Fleiße
Durch den Mittler unsern Geist, bestimmt.*

*Die, wenn uns des Lebens Leere tödtet
Magisch uns die welken Schläfe röthet,
Uns mit Hofnungen das Herz verjüngt,
Die den Dulder, den der Sturm zerstrümmert,
Den sein fernes Ithaka bekümmert,
In Alcinous Gefilde bringt.*

*Kennst du sie, die uns mit Lorbeerkrone,
Mit der Freude bessrer Regionen,
Ehe wir zu Grabe gehn, vergilt
Die der Liebe göttlichstes Verlangen,
Die das schönste, was wir angefangen,
Mübelos im Augenblick erfüllt.*

*Die der Kindheit Wiederkehr beschleunigt,
Die den Halbgott, unsern Geist, vereinigt
Mit den Göttern, die er kühn verstößt,
Die des Schicksals eh'rne Schlüsse mildert,
Und im Kampfe, wenn das Herz verwildert,
Uns besänftigend den Harnisch löst.*

*Die das Eine, das im Raum der Sterne,
Das du suchst in aller Zeiten Ferne
Unter Stürmen, auf verwegner Fahrt,
Das kein sterblicher Verstand ersonnen,
Keine, keine Tugend noch gewonnen,
Die des Friedens goldne Frucht bewahrt.⁶¹⁶*

Eine solche Lesart, welche die nur schwer rekonstruierbare Begegnung zwischen Hölderlin und Frau Mereau ausblendet, verbietet sich zwar nicht, sie ist aber nur verständlich, wenn der Vorstellung von Walter Benjamin Folge geleistet wird, dass tatsächlich bedeutende Lyrik nur dann entstehen könne, wenn sie einen hinreichenden Grad der Abstraktheit gegenüber der konkreten Lebenserfahrung gewonnen habe, womit er aber eher seinem eigenen Bedürfnis nachgibt, indem er sich mit den unterschiedlichen Entwicklungs-

⁶¹⁶ FA, Bd. 2, S. 233

stufen eines Entwurfs von Hölderlin beschäftigt, als mit den Produktionsbedingungen des Dichters selbst.⁶¹⁷

Dieser poetologische Wahrheitsbegriff Benjamins muss aus der Zeit heraus verstanden werden, in der er geprägt wird, weil sich für ihn akademische, politische und persönliche Problemlagen so übereinander türmen, dass er das Heil nur in einer esoterischen Flucht vor ihnen suchen kann. Dies ist aber kein Grund dafür, heute noch an einer solchermaßen verdünnten Perspektive festzuhalten, um dann auch – wenn auch eben auf diesem abstrakten Niveau – seinen Frieden mit dieser aberrativen Rezeption Hölderlins zu machen, wie das etwa bei Honold der Fall ist.⁶¹⁸ Der blinde Fleck, der bezüglich einer näheren Bekanntschaft zwischen Hölderlin und Sophie Mereau z. B. bei Schmidt vorhanden ist, kann dann allerdings ein wenig transparent gemacht werden, wenn berücksichtigt wird, dass Sophie für Susette Gontard 1799 bei Schiller in Jena die Tür geöffnet hat, als diese – wenn auch vergeblich – versuchte, dort für ihren ehemaligen Liebhaber zu intervenieren.⁶¹⁹

⁶¹⁷ W. Benjamin, Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin, „Dichtermut“ – Blödigkeit“, in: ders. Ges. Schriften, II, 1, 3, Frankfurt, 1977, S. 105 ff. Vgl. Schmidt, l. c., S. 959

⁶¹⁸ Honold, l. c., S. 65

⁶¹⁹ Vgl. Schmidt, Briefe, l. c., S. 959

Voraussetzender Einwurf über Altweibermühlen

*Und wandelt stets der Tugend Bahn,
Wie weiland eure Väter getan,
Die alten Esel! Sie trugen zur Mühle
Geduldig die Säcke; denn ihre Gefühle,
Sie wurzelten tief in der Religion.
Sie wußten nichts von Revolution*
Heinrich Heine

Mit E. T. A. Hoffmanns Erzählungen „Der Sandmann“, „Nußknacker und Mausekönig“, Julien La Mettries Abhandlung „Der Mensch eine Maschine“ und Lazzaro Spallanzanis Entdeckung der künstlichen Befruchtung im Rücken⁶²⁰ müssen manche Uhren, Mühlen und andere Maschinen aus der Literatur des 19. Jahrhunderts nicht nur begrenzt technik- und ökonomiegeschichtlich erklärt werden, sondern bedürfen einer umfassenderen, psychologischen Erklärung.

Zwei historische Angaben

*Spallanzani, Lazzaro, italienischer Biologe, *Scandiano (bei Reggio nell'Emilia) 12. 1. 1729, Pavia 11. 2. 1799; katholischer Geistlicher; ab 1756 Professor in Reggio nell'Emilia, dann in Modena und ab 1769 in Pavia. Als einer der Begründer der experimentellen Biologie wandte er sich besonders gegen die Lehre von der Urzeugung. Spallanzani wies experimentell die Befruchtung von Eiern durch Spermien nach und führte (ca. 1765, KR) die erste künstliche Besamung (bei Hunden) durch.⁶²¹*

*La Mettrie, Julien Offray de, französischer Arzt und Philosoph, *Saint - Malo 25. 12. 1709, Berlin 11. 11. 1751; seit 1747 in Berlin Vorleser und Arzt Friedrichs II. und Mitglied der Akademie. In seinem Hauptwerk »L'homme machine« (erschienen 1748; deutsch »Der Mensch eine Maschine«, erst 1909 erschienen, KR) formulierte La M. seine die iatrophysikalischen Ansätze von H. Boerhaave radikalisierende Hauptthese, dass der Mensch als eine sich selbst steuernde Maschine anzusehen sei, die sich vollständig mithilfe mechanischer Prinzipien erklären lasse. Die Willensfreiheit galt ihm als Illusion: Mensch und Tier sind nicht grundsätzlich verschieden. Das ethisch Gute fällt weitgehend mit dem körperlich Angenehmen zusammen. Wegen dieser Thesen sowie wegen seines offen vertretenen Atheismus wurde La M.s Hauptwerk in Frankreich verbrannt und sein Autor zur Flucht nach Berlin gezwungen. Dennoch hat »L'homme machine« die französische Aufklärung, v. a. den Materialismus, stark beeinflusst.⁶²²*

⁶²⁰ Sigfried Giedion, Die Herrschaft der Mechanisierung, Frankfurt am Main, 1982

⁶²¹ Brockhaus, 2002

⁶²² Ibidem

Der Hintergrund

Die beiden Ansätze gefährden die patriarchalische Rolle des Mannes ganz extrem, weil nach Spallanzani (wie später auch bei Darwin) praktisch alle Männer überflüssig werden, während La Mettrie ihnen die intellektuelle Führungsrolle abspricht, weil er davon ausgeht, dass geistige Prozesse ohnehin nur verfeinerte Ausformungen körperlicher Zustände und Bedürfnisse darstellen.

E. T. A. Hoffmann reagiert auf diese Situation, indem er viele seiner Männer zwar häufig mit großer Genialität ausstattet, sie in psychischer Hinsicht aber in ziemlicher Schräglage daherkommen lässt. An manchen Stellen erscheinen sie, gerade auch im Rollenverhalten gegenüber Frauen als reine Mechaniker (Meister Abraham, das Duo Coppola - Spalanzani und der Pate Droßelmaier). Die Frauen geraten dadurch zu Maschinen (elementartheoretisch: Salamandern, weil sie dem Schmiedefeuer entstammen), wodurch die Flut von Fisch - Frauen (Undinen etc.) parodiert wird, die zwischen Goethe, La Motte und Eichendorff durch die Literatur (wasser)geistern. Die damit angegriffenen Dichter reagieren teilweise dementsprechend beleidigt: Goethe übersieht Hoffmann ganz einfach, aber sehr betont, während Eichendorff in seiner Literaturgeschichte Hoffmann scharf angreift.⁶²³

Parodien und ihre literarischen Bezüge

Beispiele für solche salamandrigen Maschinenfrauen sind die Puppe Olympia und die „kleine Marie“. Bei letzterer kommt der psychologische Zusammenhang so deutlich zum Vorschein, dass er überhaupt nicht übersehen werden kann, wenn der Hausfreund der Stahlbaums auf sie zugreift:

Wenn daher eine von den schönen Uhren in Stahlbaums Hause krank war und nicht singen konnte, dann kam Pate Droßelmeier, nahm die Glasperücke ab, zog sein gelbes Röckchen⁶²⁴ aus, band eine blaue Schürze um und stach mit spitzigen Instrumenten in die Uhr hinein, so daß es der kleinen Marie ordentlich wehe tat, aber es verursachte der Uhr gar keinen Schaden, sondern sie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an recht lustig zu schnurren, zu schlagen und zu singen, worüber denn alles große Freude hatte.⁶²⁵

⁶²³ J. v. Eichendorff, l. c.; der Angriff auf Hoffmann lautet insgesamt:

Hoffmann schlug in Berlin fortan sein Reich im Weinbause bei Lutter und Wegner auf, wo er allnächtlich seine Feuerwerke von Witz und Phantasie verpuffte, und trieb zuletzt die Kunst, mit Hintansetzung seiner tieferen Intentionen, nur noch als Erwerb für die Weinkosten; er schrieb, um zu trinken, und trank, um zu schreiben.

Vgl. aber: Heine, Die romantische Schule, l. c., Bd. 5, S. 97 f., wo diese Kritik wieder einigermaßen zurechtgerückt wird.

⁶²⁴ Gemäß dieser Bekleidungsgehnheit entspricht der Pate Droßelmeier dem Vater Abraham aus dem „Kater Murr“ ebenso wie seinem mechanischen Geschick nach.

⁶²⁵ E. T. A. Hoffmann, Die Serapionsbrüder, in: E. T. A. Hoffmann, Poetische Werke in sechs Bänden, Berlin, 1963, Band 3, S. 251

Während hier zunächst unklar scheint, wem der Eingriff des Onkels gilt, wer die Zuwendung des Maschinisten benötigt, also eine Maschine darstellt, die wieder zum Singen gebracht werden soll, tritt – wenn auch in destruktivem Kontext – die Analogie von Frau und Maschine bei der Puppe Olimpia noch klarer hervor, weil sie hier nicht mehr dinglich / personell getrennt sind, sondern in einem künstlichen Gebilde zusammenfallen. Über Olimpia heißt es, die nur körperlich behende Puppe habe in ihrem Inneren ein „verborgenes Triebwerk“ besessen, bei dessen „Selbstaufziehen“ es „deutlich geknarrt“ habe.⁶²⁶

Die beteiligten Personen sind dabei jeweils in verbotene, weil des Inzests verdächtige Liebesbeziehungen verwickelt. Marie ist die Tochter der – freilich anderweitig verheirateten – Freundin Stahlbaum und Olimpia die eines Vater - Nachfolgers⁶²⁷ – und: Die Verbotenheit der Beziehungen wird von Hoffmann dadurch hervorgehoben, dass ihnen sexuelle Gewaltverhältnisse innewohnen, was im ersten Fall sich allerdings wieder einrenken⁶²⁸ lässt, während die Puppe Olimpia von ihren Erzeugern, die nicht von ihr lassen mögen, zerstört und in diesem Zustand verschleppt wird.

Blind wie König Ödipus

Die Überzeichnungen Hoffmanns lassen erkennen, dass es sich um Parodien handelt, die unschwer auf Textsituationen bezogen werden können, wie sie im „Leben eines Taugenichts“ Joseph von Eichendorffs und in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ vorliegen: Der in die Pubertät gekommene Taugenichts verschläft den Umstand, nach dem die Mühle seine Mutter so vollständig ersetzt, dass diese nicht einmal mehr wahrgenommen, in Folge davon: auch nicht erzählerisch erwähnt werden muss, und der Vater schon am frühen Morgen wieder in ihr „rumort“ hat, weshalb ihm die „Schlafmütze schief auf dem Kopf“ sitzt, also die Kleidung noch ganz durcheinander ist. Dieser Laios - Sieg über seinen Sohn hat zur Folge, dass dieser – kaum wach (also erwachsen) geworden – aus dem Haus gejagt wird und wie Ödipus, nachdem er über die verhängnisvolle Verbindung mit seiner Mutter aufgeklärt worden ist, fast völlig erblindet – wenigstens was die Frauen angeht. Diese partielle Wahrnehmungsstörung ist eines der auffälligsten Merkmale dieser Novelle, denn der Taugenichts kann an einigen Stellen seine / eine seiner Angebeteten zwar hören, bekommt sie aber nicht zu sehen, andererseits ver- „sieht“ er sich ziemlich häufig, d. h. er meint, die eine Frau zu sehen, stellt dann jedoch fest, dass es eine andere ist oder die Frauen, mit denen er zu tun hat, verschwinden einfach aus seinem Gesichts-

⁶²⁶ Hoffmann, Nachtstücke, in: E. T. A. Hoffmann, Poetische Werke in sechs Bänden, Berlin, 1963, Band 2, Seite 408

⁶²⁷ Die Beziehung zwischen Nathanael und der Puppe Olimpia ist so komplex, dass sie hier nicht hinreichend dargestellt werden kann, ein allgemeines Geflecht der Beziehungen in dieser Erzählung ist aber weiter unten abgebildet.

⁶²⁸ vergleichbar mit der unsäglichen Ohrfeige, die zur rechten Zeit angeblich noch keiner / m geschadet hat

feld. Und: Der gute Junge kann leider ziemlich schlecht zwischen Männern und Frauen unterscheiden, weil er Kriterien wie z. B. Haartracht oder Kleidung benutzt, die zur differenzierten Wahrnehmung der Geschlechtszugehörigkeit ziemlich wenig geeignet sind. Zum guten Ende hin ist der Taugenichts dann so vollständig erblindet (und in Folge davon verwirrt), dass er nicht einmal merkt, wie er mit einer ihm unbekanntem Frau verheiratet wird und als ihm schließlich die Augen doch noch aufgehen, befindet er sich bereits in dem Vogelbauer der bürgerlichen Ehe, den die für ihn anderweitig vorgesehene Frau vorsichtshalber und keinesfalls bloß in sinnbildlicher Absicht als Staffage für die anstehende Veranstaltung mitgebracht hat.⁶²⁹

Impotent durch mangelhafte Übung

Dem jungen Heinrich von Ofterdingen ergeht es kaum besser, weil er nachts nicht einschlafen kann, während seine Eltern schon im Bett zugange sind, derweil also die „Wanduhr [...] ihren eintönigen Takt“ immer weiterschlägt, also das eheliche Leben der Eltern wie gewohnt fortgeführt wird. Da wird die Erinnerung an den Mythos in ihm wach, die so starke und zugleich verbotene Begehrliehkeiten in ihm weckt, dass er von vornherein auf die Durchsetzung seiner Triebwünsche verzichten und es bei den Wunschvorstellungen belassen muss:

Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst; fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken.⁶³⁰

Die Bestrafung für diese nicht ausgelebten ödipalen Wunschvorstellungen fällt bei Novalis nicht minder hart aus als bei Eichendorff. Denn als er mit seiner Mutter zusammen nach Nürnberg reisen und dort mit ihr (als Zwanzigjähriger!) das Schlafzimmer teilen darf, verschläft er die Zuneigung der exotischen Sklavin Zulima, weil er sich abends offenbar so heftig betrunken hat, dass er ihre Liebe⁶³¹ erst zum Abschied zu erkennen be-

⁶²⁹ Es ist offensichtlich, dass Eichendorff hier schon die Umstände entwirft, nach denen ein gutes halbes Jahrhundert später J. J. Bachofen seine „mutterrechtlichen“ Entwürfe anlegt, von denen bis heute immer wieder neue Wellen der Frauenfeindlichkeit ausgehen, wie sie z. B. durch die Vorlesungen des Tübinger Philosophen M. Frank in den akademischen Betrieb gespült werden.

⁶³⁰ Novalis, Heinrich von Ofterdingen, in: Novalis, Schriften, Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel, Stuttgart, 1960 ff., Bd. 1, S. 195f.

⁶³¹ Der Wunsch Zulimas nach Vollzug der Liebe geht daraus hervor, dass sie ihm ihre Laute als Abschiedsgeschenk aufzudrängen versucht, Heinrichs verdrängter / im Rausch verschlafener Wunsch nach Gleichem ist daran erkennbar, dass er sich stattdessen ihr goldgelbes (s. o.) Haarband wünscht, auf dem, wie bei Dienstboten, ihr Namenszug steht, den er allerdings nicht lesen kann, Heinrich kennt zwar ihr trauriges Schicksal, will aber nicht wirklich wissen, wer sie ist und versucht ihr abzuknöpfen, was den lasterhaften Geldwert von Sklavinnen repräsentiert. Die (Farb-) Symbolik der beiden Gegenstände ist leicht nachzuweisen: Zulima will stellvertretend für ihren Leib die (gebauchte) Laute hingeben, aber die gelbe Farbe ist (wie bei Hoffmann) negativ konnotiert (vgl.: James Joyce, Ulysses (Kommentierte Ausgabe), Frankfurt, 2004, S. 7 und Anmerkung dortselbst); an der farbsymbolischen Verbindung zwischen Gold und Gelb ändert sich in der angesprochenen Hinsicht schon deshalb nichts, weil die katholische Tradition (die das Gold positiv und Gelbes negativ sieht) mit Gold patinierte Käuflichkeit der Erfahrung nach nicht für negativ hält. Nur Goethe charakterisiert diesbezüglich eindeutig:

kommt, obwohl er sich bereits während eines Zechgelages vorgenommen hat, sie aus ihrer Bedrängnis zu retten. Das sind aber lediglich im Rausch entstandene Omnipotenzgelüste eines durch frühen Triebverzicht impotent gewordenen jungen Mannes. Nur die Mutter erkennt die Sachlage scharfsichtig und „zog den Schleyer heraus, und reichte ihr ihn hin, indem sie (die Mutter, KR) sie (Zulima, KR) an sich zog und weinend umarmte“⁶³² – womit sie wenigstens diesen Wunsch ihres Sohnes erfüllt hätte, der schon gern eine Frau lieben würde, aber einfach nicht weiß, wie das geht. Deshalb lässt er der verfehlten Braut von der Mutter den Schleier überziehen, den schon diese trug, welche er zwar von der Ausgangsstimmung her begehrt, die er aber noch nicht einmal erreicht, als sie mit ihm das Schlafzimmer teilt. Dies geht im „Heinrich von Ofterdingen“ so fort und endet in den sehr abstrakten und (deshalb?) in vielfacher Hinsicht unwirtlichen, aber dennoch unübersehbar uteralen Einrichtungen, in denen Geschichte und Mythos wie siamesische Zwillinge zusammenzuwachsen beginnen,⁶³³ die aber kaum mit den Verehrungsstätten Hölderlins aus dem „Hyperion“ verwechselt werden können, wenn es bei Novalis z. B. heißt:

*Friedrich und Marie von Hohenzollern kehrten auf dieser Stelle in ihr Vaterland zurück.*⁶³⁴

Hier entsteht also auch kein neues Leben, weil das aus dem Mythos wieder erwachende Paar sich nicht zu neuer Liebe finden kann, wie beispielsweise im Satyrspiel eines Shakespeareschen „Sommernachtstraums“, es werden dafür aber selbst (wenn auch noch in ziemlich abstrakter Form) Kriegsgeschrei und Dichtung aufeinander abgestimmt – und der (männliche) Mensch vereinsamt eben zu der nur noch zum Zweck der Arterhaltung sich paarenden, dann aber ebenso eilig wie freiwillig den Abgang machenden, „blonden Bestie,“⁶³⁵ die nicht nur in dieser romantischen Literatur schon herumgeistert, sondern gute hundert Jahre später konkret durchgesetzt werden soll und heute noch durch den einschlägigen Berg spukt:

Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgeteilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kotigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottierer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden sein; ja die sogenannte Hahnrei-farbe ist eigentlich nur ein schmutziges Gelb.

(J. W. v. Goethe, Zur Farbenlehre, BA, Bd. 16, S. 208 f.)

⁶³² Novalis, l. c., S. 239

⁶³³ Die Vollendung dieser seltsamen Dialektik gelingt erst 1930 Alfred Rosenberg im „Mythus des 20. Jahrhunderts“, von wo aus gelesen die romantischen Quellen tatsächlich so kritisch gelesen werden müssen, wie V. Klemperer in „LTI“ dies tut.

⁶³⁴ Novalis, a. a. O., S. 257, womit mutmaßlich der Kyffhäuser gemeint ist, in dem jedoch – im Gegensatz zu Hölderlins Ort der Verehrung für Homer – noch nicht einmal eine kollektive regressive Bedürfnislage mitschwingt, sondern lediglich auch in diesem Bereich die gehörigen, von der Vergangenheit herkommenden Herrschaftsverhältnisse zurechtgerückt werden.

⁶³⁵ Viktor Klemperer, LTI, l. c., S. 128 f.

Ich sehe, ihr seyd ein Kriegsmann gewesen, die Rüstung verrüth euch. - Die Gefahren und Wechsel des Krieges, der hohe poetische Geist, der ein Kriegsbeer begleitet, rissen mich aus meiner jugendlichen Einsamkeit und bestimmten die Schicksale (!, KR) meines Lebens.⁶³⁶

D. h. nicht mehr und nicht weniger als: Novalis entwirft hier den (männlichen) Menschen, der auf die ödipale Verlassenheit damit reagiert, dass er die Fähnisse von kriegerschem und poetischem Abenteuer zugleich auf sich nimmt, um sich schließlich in den Höhlen des Vergangenen einzunisten, aus denen im darauf folgenden Jahrhundert aber die Lavaströme hervorfliessen, die ganze Generationen verschlingen und verbrennen sollen. Es ist aufgrund der rundweg positiven Rezeption dieser Literatur konsequent, dass in einem Weltkrieg den Soldaten, ihr Schicksal romantisierend, Rilkes „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ in den Tornister gesteckt wird und in dem anderen dann gleich Hölderlins „Briefe an die Mutter“, um biologistisch (freilich unter Bezugnahme auf ein ziemlich ungeeignetes Beispiel) das mutterkultig abzusichern, was im vorhergehenden Jahrhundert zwischen Mythos und damit zusammenhängender Schicksalsgläubigkeit bereits psychologisch so schief angebahnt worden ist, dass sich schon zeitgenössische Autoren wie Hoffmann darüber entsetzen.

Folgerungen

E. T. A. Hoffmann, dessen Mutter nicht sehr sympathisch gewesen sein soll, kann seine Inzestgelüste wenigstens auf eine Cousine umlenken, mit der er mehrere Jahre lang liiert ist. Er weiß natürlich, was in seiner Umgebung gespielt wird.⁶³⁷ Vielleicht kennt er sogar die Affaire zwischen Friedrich und Heinrike Hölderlin, die ganz wesentlich mit zur Flucht dieses Dichters aus der geistig für normal gehaltenen Welt beigetragen haben dürfte. Solche Skandale bestimmen Hoffmanns Erzählungen immer wieder, weil er durchschaut und scharf spottend darstellt, wie viele seiner Zeitgenossen eigentlich nur ihre eigenen problematischen psychischen Situationen bearbeiten, auch wenn sie ihre Romane und Erzählungen teilweise mit ausuferndem mythologischen oder philosophischen Ballast beladen. Hoffmann verzichtet auf solche Ausbuchtungen ziemlich konsequent, seine Darstellungen sind aber – gerade wegen ihres parodistisch verzerrenden Charakters – teilweise nur sehr schwer zu entschlüsseln, d. h. konkreten Figuren aus seiner Umgebung zuzuordnen.

Eine solche Analyse widerspricht einem gesellschaftlich - ökonomischen Erklärungsansatz nicht, nach dem die romantischen Erzähler auf die Zerstörung der bürgerlichen Fa-

⁶³⁶ Novalis, l. c.

⁶³⁷ Um die Transparenz der Berliner Verhältnisse zu rekonstruieren, wäre beispielsweise ein Kreis von etwa einem Kilometer um das Weinhaus von Lutter und Wegner zu ziehen, wo Hoffmann „jahrlang“ gezecht und getratscht hat, um dann abschätzen zu können, was innerhalb eines solchen überschaubaren Bereichs in dieser Zeit an Skandalen stattgefunden hat und literarisch aus ihnen sich ergebenden Gerüchten entstanden sein kann.

milie reagieren, die dadurch hervorgerufen wird, dass sich das Bürgertum Jahrhunderte lang an die feudalen Ordnungen geklammert hat, die jetzt keinen Rückhalt mehr bieten können, weil sie selbst zerbröseln. Die hier angebotene psychologische Erklärung enthält aber eine notwendige Ergänzung, weil sie auf die Flucht in die inzestuöse Anbindung als Reaktion hinsichtlich des Verlusts notwendiger seelischer Sicherheitsbedürfnisse hinweist, die bis zum Beginn der Neuzeit in größeren sozialen Einheiten einer noch für übersichtlich gehaltenen urbanen Gesellschaft gefunden wurden.⁶³⁸ Aber auch diese Perspektive ist mit Vorsicht zu genießen, denn auch sie könnte gegebenenfalls eine gefährliche Romantisierung enthalten, weil die konkreten Lebensbedingungen des europäischen Mittelalters bis auf den Tag eher unbekannt sind.

⁶³⁸ Vgl. hierzu: Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation*, Frankfurt, 1976, wo schon im Vorwort (S. VII f.) auf den Zusammenhang zwischen affektiver Fremd- und Selbstkontrolle im Laufe der europäischen Zivilisationsgeschichte hingewiesen wird, bei welchem Vorgang die Ausbildung der bürgerlichen Kleinfamilie als die Entfremdung zwischen Individuum und Gesellschaft vorantreibendes „Bindeglied“ eine entscheidende Rolle spielt.

Fortsetzung einer literaturgeschichtlichen Spekulation

E. T. A Hoffmann laboriert nicht nur wie Hölderlin an der zwischen Leibniz und Spinoza übereinstimmenden Vorstellung der menschlichen Seelen als *automates spirituels*,⁶³⁹ sondern kommt mit einzelnen der hier zu Rede stehenden Personen – sowohl künstlerisch als auch biographisch – in Berührung. So vertont er z. B. ein Lustspiel Clemens Brentanos bereits im Jahr 1804. Da er sich aber zwischen März 1800 und September 1814 mit Unterbrechungen immer wieder und ab dem letzteren Zeitpunkt dauerhaft in Berlin aufhält, kennt er schon deshalb die Gesellschaftsspiele der Brentanos und Co. mit großer Sicherheit, weil er unmittelbar mit Leuten wie Varnhagen u. a. verkehrt, die ihrerseits in den Kreisen um Savigny zugange sind, und lässt diese Kenntnis immer wieder in seine Erzählungen einfließen, sei es nun in Form vermeintlicher Liebe zwischen einer gealterten Professorenwitwe und einem ehrgeizigen Studenten, wie in „Datura fastuosa“, wo aber nicht nur die hier bereits ausgebreitete Episode um das Ehepaar Creuzer (bis hin zum Ausflug ins Kloster Neuenburg)⁶⁴⁰ mitschwingt, wo man sich in eine exotisch wirkende Frau verliebt,⁶⁴¹ sondern auch das Faustische solcher Figuren zugleich auf Düngetechniken⁶⁴² für den heimischen Ziergarten und damit unmittelbar verbundene ödipale Verstrickungen reduziert wird, sei es aber auch als ausführliche Studie über die Folgen verweigerter Mutterliebe, die wie im „Sandmann“ durch das verbotene Bedürfnis, sich an eine Schwester anzubinden, zum verhängnisvollen Erlebnis werden. Nicht umsonst heißt die in „Datura fastuosa“ letztgeliebte Frau dann aber wieder „Gretchen“,⁶⁴³ um keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, wen Hoffmann auch noch alles im Visier hat, auch wenn seine Aufmerksamkeit in dieser Erzählung hauptsächlich den Eskapaden Friedrich Creuzers gewidmet ist, der zwar keine dumme Grete mitheiratet, sondern die – allerdings auch

⁶³⁹ FH, Bd. 17, S. 92

⁶⁴⁰ Ohne die Geschichte dieser Liegenschaft zu kennen, wird behauptet, dass an solchen Stellen (die heute wieder als Klöster dienen) der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 unterlaufen worden ist, weil die Besitzverhältnisse so lange vertauscht werden, bis sie wieder an die kath. Kirche zurückfallen, auch wenn sie 1804 einem Herrn Schlosser gehören.

⁶⁴¹ Der sich selbst aus den Schriften der Günderröde tilgen lassende Creuzer heißt in diesen „Eusebios“, der biographisch ziemlich analoge professorenwitwenheiratende Student bei Hoffmann dagegen „Eugenius“; beides stellt nicht nur einen namensstiftenden Kontrast zu „Amadeus“ / „Nathanael“ etc. dar, was signalisiert, dass er mit diesen Typen nichts zu tun haben will, sondern reicht über die biographischen Anspielungen per Präfix aus, um zu demonstrieren, wer hier gemeint ist.

⁶⁴² „Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das, in das Erdreich oder in das Wasser gemischt, die Farbe, den Duft dieser, jener Blume, den Glanz dieses, jenes Gewächses herrlicher und schöner machen sollte.“ (Hoffmann, *Datura fastuosa*, I. c., Bd. 6, S. 602)

⁶⁴³ Womit Hoffmann nicht nur den Geheimrat Goethe mächtig auf den Hintern haut, sondern vorgreifend die ihm in diesem Punkt nachfolgende (auch: psychoanalytische) Literatur: Nicht die Mutter, sondern die Tochter fällt in „Datura fastuosa“, dem frisch getrauten Bräutigam besinnungslos in die Arme, was sich denn letztendlich auch als die richtige Konstellation sich wirklich liebender MenschInnen herausstellt, Ödipus tarnt sich nur, um dann die Tochter abzugreifen, wenn die Mutter (endlich) den Folgen einer von außen kommenden Störung erlegen ist, weshalb hier der Mythos im Sinne der soziologischen Anordnung auf die Beine gestellt wird, nach der (auch) die jungen Frauen den erwachsenen Männern gehören, über welches Vergnügen aber Antigone zu befragen wäre, deren Vater schon „blind“ ist, bevor sie ihn / sie sich mit ihm befassen darf / muss (auf Grundlage welcher Abhängigkeit auch immer).

noch minderjährige – Tochter⁶⁴⁴ des zu seiner Zeit hoch geachteten Naturforschers Nathanael Gottfried Leske, der 1786 – erst 35 - jährig – an den Folgen eines Reiseunfalls stirbt.

Literarisch schlägt sich die Kenntnis der Pflege außergewöhnlicher Beziehungen unter Geschwistern einerseits, andererseits die kritische Reflexion von Möglichkeiten der Parthenogenese⁶⁴⁵ durch Männer an verschiedenen Stellen seines literarischen Schaffens ebenso nieder wie die Störung formal bestehender Beziehungen durch außenstehende anders- oder gleichgeschlechtliche Eindringlinge, die aber bei genauerem Hinsehen aus verdrängten Versatzstücken früherer Erlebnisse und literarischen Beobachtungen bestehen.

Obwohl das wohl schönste Beispiel dafür, dass wirkliche Genies nur von Männern mit sich selbst gezeugt werden können, der Kater Murr darstellt, der – während sich der Hofstaat des Fürsten Irenäus sich dergestalt in die Büsche schlägt, dass anschließend die Diener ihre Kleider, Perücken usw. wieder zusammenklauben müssen, also der Promiskuität frönen – aus dem Fluss gerettet und nach Zeus' Manier in die Tasche gesteckt wird, um vollends aus-, sprich: nach Hause getragen zu werden, wo er dann regulär, d. h. unter erheblichem Blutfluss zur Welt kommt, was ihm bei seiner natürlichen Geburt durch die Katzenmutter Mina verwehrt geblieben ist, sollen diese, tatsächlichen Zuständen sehr ähnlichen Verwicklungen an der Erzählung vom „Sandmann“ abgehandelt werden, da hier das Personal übersichtlicher gestaltet erscheint und deshalb auch eindeutiger beschrieben werden kann.

Zur inzestuösen Organisation der „Sandmann“ - Familie⁶⁴⁶

Wie nur wenige Erzähler entzieht sich das Erzählen E. T. A. Hoffmanns einer monokausalen Erklärungsmöglichkeit. Schon deshalb beschränkt sich die folgende Darstellung auf mögliche Anspielungen und Widerspiegelungen von Hoffmann wahrgenommener Personen und Verhältnisse, die durch Verweise auf themenähnliche Umstände in anderen Er-

⁶⁴⁴ Eleonore, deren Geburtsdatum nicht ermittelt werden konnte; sie hat aber 1807 einen Johann Christian Zimmermann geheiratet, weshalb davon ausgegangen werden kann, dass sie vor 1790 zur Welt gekommen ist. Die Bedeutung der Witwe Leske kann daraus abgeleitet werden, dass ihr 1786 gestorbener Mann in einem naturwissenschaftlich ausgerichteten Briefwechsel mit Goethe gestanden hat, was den Verdacht erhärtet, Kreuzer habe sie aus Karrieregründen geheiratet, das Gleiche gilt dann natürlich auch für die Unfähigkeit, sie zugunsten der Günderröde zu verlassen, was die Überlieferung in eine rührende Geschichte von einem todkranken Kreuzer einkleidet, der seiner ihn pflegenden Gattin die Treue schwört; dieses Motiv spielt in „Datura fastuosa“ auch eine – wenn auch weniger dramatische – Rolle, um dann allerdings dadurch ins Gegenteil verkehrt zu werden, dass die Muttergattin an der Treulosigkeit ihres Gattensohnes stirbt.

⁶⁴⁵ Die Faszination dieser Fortpflanzungsmöglichkeit hat nicht nur Goethe anhand von sog. Urtierchen ergriffen, sondern dauert bis heute an, weshalb der Kosmos - Verlag ganz gute Geschäfte mit „Triops“ macht; auch in meinem Haushalt wurden vom pubertierenden Nachwuchs diese Schalentiere gezüchtet, es besteht aber schon die Hoffnung, dass die damit zusammenhängende Störung bezüglich der zum Zweck der Fortpflanzung höherer Lebewesen notwendigen sexuellen Vereinigung noch bereinigen lässt. Vgl. also: Ruth Schildhauer, Experimentierkasten „Triops“, Stuttgart, 2003 und S. Freud, Die infantile Genitalorganisation, I. c., Bd. 5, S. 237 ff.

⁶⁴⁶ Vgl.: Abb. (22)

zählungen Hoffmanns ergänzt werden sollen. Der Anspruch auf eine derart spekulative Vorgehensweise rechtfertigt sich dabei durch den Verzicht auf einen solchen Umgang mit Dichtung und Dichtern in den vorangegangenen Kapiteln. Irgendwann einmal konzentriert sich aber die Überlegung, auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts hätten sich nicht alle Zeitgenossen von den Finten und Ränken der Leute blenden lassen, die als die Großen in die Geistesgeschichte eingegangen sind, zu der abenteuerlichen Vorstellung, wenigstens einer (oder einer neben Heinrich Heine) habe so hoch über dem Getümmel gesessen, dass er es hat über- und durchschauen können, wie der Vetter von seinem Eckfenster aus und deshalb die entsprechende, späte Erzählung mit den Bemerkungen umrahmt:

„Dies Fenster ist mein Trost, hier (also bei meiner literarischen Tätigkeit, KR) ist mir das bunte Leben aufs neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm, Vetter, schau hinaus!“

–
„Dieser Markt ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Tätigkeit, das Bedürfnis des Augenblicks trieb die Menschenmasse zusammen; in wenigen Augenblicken ist alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinanderströmten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche: ‚Es war!‘ nur zu lebhaft aus.“⁶⁴⁷

Das Bemühen nach einem Überblick über Ursachen und Ereignisse, die anderen verschlossen bleiben, führt jedoch bei Hoffmann ab und an dazu, dass er an manchen Stellen Lücken reißen muss, weil der zu erzählende Inhalt zu drastisch ist, um veröffentlicht werden zu können. Eine dieser Eliminationen ist deshalb von rezeptionsgeschichtlicher Bedeutung, weil Sigmund Freud, der wohl prominenteste Interpret der Sandmann - Erzählung sie nicht entdeckt hat, obwohl erst von ihr aus der wahre Umfang der Vergehen des jungen Nathanael und sein daraus sich ergebendes Schicksal besprechen lässt.⁶⁴⁸

Ich war vierzehn, meine [kleine] jüngste Schwester, der Mutter treues Ebenbild, anmuthig, sanft und gut wie sie, sechs Jahre alt worden, ich liebte sie sehr, und so geschah es, daß ich oft mit ihr spielte. So daß ich einst mit ihr in unserer ziemlich einsamen Straße vor der Hausthür, und ließ ihre Puppen miteinander sprachen, so daß sie in kindlicher Lust lachte und jauchzte / da stand mit einem Mal der verhaßte Coppelius vor uns – Was wollen sie hier? – Sie haben hier nichts zu suchen – geben Sie – gleich gehen Sie – So fuhr ich den Menschen an, und stellte mich wie kampflustig vor ihn hin – Hobo hobo klein Bestie – lachte er hämisch, aber er schien nicht ohne Scheu vor meiner kleinen Person. Doch schnell, ehe ich mir's versah, ergriff er meine kleine Schwester [und fuhr ihr mit den Fäusten nach dem Gesicht – er hatte sich gebückt – ich traf ihn schmerzlich – mit wüthendem Blick fuhr er auf mich loß – ich schrie Hülfe – Hülfe – des Nachbars Brauers Knecht sprang vor die Thür, Hey Hey – hey – der tolle Advokat – der tolle Coppelius – macht euch über ihn her macht euch über ihn her – so rief es und stürmte von allen Seiten auf ihn ein – er floh gehetzt über die Straße – Aber nicht lange dauerte es, so fingen meinem Schwesterlein die Augen an

⁶⁴⁷ Hoffmann, Des Veters Eckfenster, l. c., Bd. 6, S. 745 bzw. 773;

⁶⁴⁸ Sigmund Freud, Das Unheimliche, in: Studienausgabe, Bd. 4, Frankfurt, 1970, S. 241ff.

*zu schmerzen, Geschwüre unheilbar setzten sich dran – in drey Wochen war sie blind – drey Wochen drauf vom Nervenschlag getroffen todt – [...]*⁶⁴⁹

Das Fehlen dieser Stelle ist eigentlich bei hinreichendem psychologischem Spürsinn, der Freud hier seltsamer Weise abhanden kommt, ebenso wenig zu übersehen, wie der Umstand, dass sich Hoffmann in dieser Erzählung selbst mit ins Spiel bringt, da die Erzählung ohne ein konkretes, sie auslösendes Motiv wenig überzeugend wirkt. Hoffmann schiebt deshalb z. B. ein:

*Nun könnte ich getrost in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick steht Claras Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kann, so wie es immer geschah, wenn sie mich holdlächelnd anblickte*⁶⁵⁰

und beendet die Erzählung mit einer sehr anrührenden Idylle, die der Erzähler nur aus unmittelbarer Anschauung, also selbst kennen kann.

Nathanael überschreitet sexuelle Tabus eben nicht nur dadurch, dass er dem Vaters bei wiederum verbotenen Handlungen zuschaut, wofür er unmittelbar bestraft wird, sondern dann wieder und gravierender, indem er sich an der Schwester vergeht, nachdem er in die Pubertät gekommen ist, er also das auch tun kann, was der Vater zusammen mit Coppelius zum Schrecken der Mutter an anderen Familienmitgliedern verrichtet: Er vergewaltigt sie und benutzt anschließend nicht nur nach dem allgemeinen Motiv „Haltet den Dieb!“, sondern in der konkreten Ausformung der familiären Sprachregelung das Bild vom verhassten Kompagnon des Vaters, als dessen Triebteil Coppelius fungiert. Aber erst diese konkrete Verfehlung an der Schwester traumatisiert Nathanael so massiv und endgültig, dass er sich weder der wunderschönen fremden Frau Olimpia noch seiner Verlobten Clara nähern kann, ohne von massiven Kastrationsängsten befallen zu werden, die ihn schließlich in Wahnsinn und Tod treiben.

Eine solche Episode kann 1816 in Berlin nicht erscheinen – sowohl aus dem allgemeinen Grund, nach dem die sexuelle Betätigung innerhalb der eigenen Familie im gleichen Maß beliebt wie bis zur Unaussprechbarkeit verboten ist, als auch wegen der sehr konkret dort vorhandenen gesellschaftlichen Bedingungen, die es Hoffmann verwehren, ein inzestuöses Vergehen als Ursache für Werde- und Untergang des Studenten Nathanael literarisch zu beschreiben. Friedrich Carl von Savigny hat nämlich inzwischen eine Professur dort inne und bereichert zugleich seit 1811 die Preußische Akademie der Wissenschaften um seine Mitgliedschaft; darüber hinaus wird er 1817 in den preußischen Staatsrat eintreten, also an einer Stelle erscheinen, von der Hoffmann als Mitglied des Justizwesens wenig-

⁶⁴⁹ E. T. A. Hoffmann, *Der Sandmann*, hg. v. Rudolf Druх, Stuttgart, 2003, S. 45 f.; der hier wiedergegebene Text stimmt fast vollständig mit dem v. Maassens (l. c. S. 359) überein.

⁶⁵⁰ Hoffmann, *Der Sandmann*, *Poetische Werke*, Bd. 2, S. 288; diese zweite Textstelle ist in allen mir bekannten Ausgaben enthalten, trotzdem hat sie Freud übersehen.

tens mittelbar abhängig ist. Bei dieser Konstellation direkte Anspielungen auf die Zustände im Hause Brentano zu machen, müsste zweifelsohne katastrophale Folgen für ihn haben, nicht nur dadurch, dass er als Literat die größten Probleme bekäme, sondern auch die angestrebte Karriere als Jurist in Staatsdiensten wäre aufgrund eines solchen Vorfalls wohl ruiniert.⁶⁵¹ Deshalb wird nicht nur eine angeblich zu drastisch geratene Textstelle getilgt, sondern die personelle Ausgangslage so verändert, dass sie nicht mehr nur auf Bettine und Clemens zutrifft, wodurch sie dann aber unversehens in die Nähe der Familie Hölderlin gerät, wo zwischen den Geschwistern ganz offensichtlich auch ein gerütteltes Maß an Liebe und Eifersucht herrscht.

Allerdings werden im „Sandmann“ die Geschwister dadurch getrennt, dass Nathanael zum Studieren geschickt wird, während Clara und Lothar bei ihrer Stiefmutter zurückbleiben. In Hölderlins Lebenslauf hingegen werden Heinrike und Friedrich als Vollgeschwister durch die Einweisung des Bruders ins Internat von einander gebracht, wobei die Stiefgeschwister Heinrike und Karl (Gok) weiterhin bei ihrer leiblichen Mutter verweilen. Gemeinsam ist diesen Schicksalen aber der übereinstimmende Vater von später sich liebenden Geschwistern, dessen Tod gravierende familiäre Veränderungen hervorruft, was die im Mittelpunkt stehenden Söhne massiv so beeinträchtigt, dass ihr weiterer Lebensweg auf unheilvolle Weise dadurch bestimmt ist,⁶⁵² weil sie triebmäßig die Spuren nicht verlassen können, die ihre Väter gelegt haben, was sich auch dann verhängnisvoll auswirkt, wenn die Objekte ihrer Begierde die Tochter von Vaternachfolgern sind, die bei FH in Klosterverwaltern (Nast) Universitätsrektoren (Lebret) usw. gesehen werden, im „Sandmann“ hingegen in der Person des Prof. Spalanzani, bei dem Nathanael studieren geht.

Weiterreichende auffällige Analogien, auf die hier hingewiesen werden soll, bestehen darin, in beiden Episoden ein umfangreicher pädagogischer Schriftwechsel zwischen den Geschwistern geführt wird, der in einer Zurechtweisung des auswärtig tätigen Bruders durch die Zuhausegebliebenen mündet und dass Hölderlin und Nathanael im Zusammenhang mit einer missglückten Rückkehr in ihre ursprüngliche Familie zu Grunde gehen, wobei je ihre männlichen Halbgeschwister erfolgreich assistieren – und beide Ge-

⁶⁵¹ Seit Henning Boetius' Roman „Undines Tod“ (München, 1999) geistert ein wahnsinnig gewordener Clemens durch die Affaire, jedoch ohne den entsprechenden inzestuösen Bezug.

⁶⁵² Der genealogische Zusammenhang ist bei Hölderlin unstrittig, in Hoffmanns Erzählung muss er durch den Umstand rekonstruiert werden, dass Nathanael, Clara und Lothar zeitnah verwaisen, weshalb die Mutter aus ökonomischen Gründen die vom Vater extern erzeugten Kinder in ihren Haushalt aufnimmt, was zu Zeiten, in denen Kinder mittels ihrer Arbeitsleistung einen positiven ökonomischen Faktor darstellen, durchaus üblich ist. Folgerichtig kommentiert Hoffmann das Verhältnis zwischen Nathanael und Clara unüberhörbar ironisch:

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wissen nötig, ist jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater gestorben, Clara und Lothar, Kinder eines weilläufigen Verwandten, der ebenfalls gestorben und sie verwaist nachgelassen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zueinander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas einzuwenden hatte; sie waren daher Verlobte, als Nathanaels den Ort verließ, um seine Studien in G. - fortzusetzen. (Hoffmann, I. c., S. 389, Hervorhebung von mir, KR)

schichten besitzen ein verborgenes glückliches Ende, das aber je unterschiedlich ausgeprägt ist. Während sich nämlich der körperlich noch ganz rüstige Hölderlin an Zimmers Töchterlein anlehnt, der er lammfromm folgt, beendet Hoffmann seine grausige Geschichte mit einer geheimnisvollen Idylle, von deren Beschaffenheit eben auch nur einer weiß: der Dichter selbst.

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara gesehen haben, wie sie mit einem freundlichen Mann Hand in Hand vor der Türe eines schönen Landhauses saß und vor ihr zwei muntre Knaben spielten. Es wäre daraus zu schließen, daß Clara das rubige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebenslustigen Sinn zusagte und das ihr der im Innern zerrissene Nathanael niemals hätte gewähren können.⁶⁵³

Der zeitlichen Anordnung nach ist es möglich, dass Hoffmann über mehrere Personen von den Lebensumständen Friedrich Hölderlins erfahren hat, ein Übertragungsweg solcher Informationen ist aber nicht konkret nachweisbar.⁶⁵⁴ Einzelheiten aus der Erzählung „Der Sandmann“ lassen jedoch wenigstens die Spekulation zu, nach welcher er zur Gestaltung des Studenten Nathanael biographische Merkmale benutzt hat, die er auf dem Weg über Berliner ZeitgenossInnen erfahren hat. Vor allem die Schilderung Varnhagens von Hölderlin und dessen angeblich abwegiger Übersetzung des Sophokles, die spätestens Bertolt Brecht jedoch korrigiert hat, und die Charakteristik des literarischen Werks von Nathanael schließen eine solche Zuordnung nicht völlig aus.

Er versank in düstre Träumereien und trieb es bald so seltsam, wie man es niemals von ihm gewohnt gewesen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer sprach er davon, wie jeder Mensch, sich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiel diene, vergeblich lehne man sich dagegen auf, demütig müsse man sich dem fügen, was das Schicksal verhängt habe. Er ging so weit, zu behaupten, daß es töricht sei, wenn man glaube, in Kunst und Wissenschaft nach selbsttätiger Willkür zu schaffen; denn die Begeisterung, in der man nur zu schaffen fähig sei, komme nicht aus dem eignen Innern, sondern sei das Einwirken irgendeines außer uns selbst liegenden höheren Prinzips.⁶⁵⁵

Hier schwingt nicht nur ein ungefähres Wissen vom Verstummen eines Dichters mit, der vom Verfolgungswahn geplagt ist, sondern klingen wenigstens schemenhaft dessen Inhalte an, sofern Ausschnitte aus seinem Roman „Hyperion“ wie

⁶⁵³ Hoffmann, I. c., S. 412 f.

⁶⁵⁴ Vgl. aber: Tab. (8), nach Schmidt, Nr. 242 etc. an Friedrich Wilmans und den Anmerkungen zu E. T. A. Hoffmann, Die Serapionsbrüder I, Berlin, 1978, S. 720 hatten Hölderlin und Hoffmann nicht nur zeitweise den gleichen Verleger in Frankfurt, sondern war (Johann) Friedrich Le Bret einerseits de facto für mehrere Jahre während dessen Studentenzeit in Tübingen Hölderlins Schwiegervater, andererseits stützt sich Hoffmanns Erzählung „Doge und Dogaresse“ auf Le Brets „Staatsgeschichte der Republik Venedig, von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeit“ (Leipzig und Riga 1769 – 77); die literaturgeschichtliche Lage scheint nur deshalb etwas unübersichtlich, weil Le Bret einmal als Rektor der Universität firmiert, das andre Mal aber „Stuttgarter Gymnasialprofessor“ ist. Ausweislich der übereinstimmenden Lebensdaten (1732 – 1807) handelt es sich aber unstrittig um die gleiche Person. Natürlich kann hieraus außer einer doppelten zufälligen Nähe nichts geschlossen werden, dennoch ist ein solcher Zusammenhang dann von Bedeutung, wenn allgemein angenommen wird, zwischen den beiden Autoren gäbe es überhaupt keine konkreten Verknüpfungsmöglichkeiten.

⁶⁵⁵ Hoffmann, Der Sandmann, I. c., S. 390 f.

Es giebt ein Vergessen alles Daseyns, ein Verstummen unseres Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.

*Es giebt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseyns, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unsrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.*⁶⁵⁶

erinnerlich sind.⁶⁵⁷

Dabei wird die Möglichkeit eingeräumt, dass Hoffmann zwar Stücke aus Hölderlins Leben und Werk kennt, aber sie nur dazu benutzt, um auf ihm näherliegende Berliner Verhältnisse zu zielen, in denen auch Geschwister so mit einander verwechselt werden, wie das in den einleitenden Briefen des „Sandmann“ der kommunikativen Situation nach passiert, und wo später (aus der Feder Clemens Brentanos) mystische Werke entstehen, von denen nicht nur kleine Schwestern wachen Verstandes behaupten dürfen, sie nicht verstehen zu müssen, was im „Sandmann“ zu folgender Formulierung führt:

*„[...] wenn ich dich nun das böse Prinzip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? - Denn wenn ich, wie du es willst, alles stehen und liegen lassen und dir, indem du liest, in die Augen schauen soll, so läuft mir der Kaffee ins Feuer, und ihr bekommt alle kein Frühstück!“*⁶⁵⁸

Parthenogenese durch homosexuelle Orientierung der Männer

Es konnte schon gezeigt werden, dass der Basler Schwiegersohn Jakob Burckhardts ein Produkt der geistigen, aber eifersüchtig bewachten Symbiose zwischen den Herren und lebenslänglichen, selbst über eine (Frauen-) Leiche gehenden Männerfreunden Kreuzer und Savigny darstellt. Nun kann man natürlich nicht erwarten, dass es in einer Hoffmannschen Dichtung so platonisch gepflegt zugeht, wie in Marburger Professorenkreisen, weshalb im „Sandmann“ zwei hochbegabte Alchimisten auf einander treffen, von denen zumindest einer auch als Jurist fungiert, der von Hoffmann zugleich mit allerlei Attributen ausgestattet wird, die unmittelbar von der Grenze zwischen mythologischem Zeitalter und dessen Vorzeit zu stammen scheinen und ganz deutliche sog. mutterrechtliche Züge tragen. Ausweislich von Form und Behaarung seiner Hände ist der Advokat Coppelius zwar nicht so schön wie Friedrich Carl von Savigny (oder der nicht minder hübsche Achim v. Arnim, welcher jedoch keine juristische Laufbahn einschlägt), der aber

⁶⁵⁶ Hyperion, Erster Band, FA, Bd. 11, S. 627

⁶⁵⁷ Zum Zusammenhang zwischen Narzissmus, der Angst, vergessen zu werden und Todesfurcht: Otto Rank, Der Doppelgänger, Leipzig / Wien / Zürich, 1925, S. 108: *Der Gedanke, sich selbst zu verlieren, ist dem Menschen so unerträglich, und dieser Gedanke ist es, der ihm den Tod so fürchterlich macht.*

⁶⁵⁸ Hoffmann, Sandmann, I. c., S. 391; der hier von Clara angedrohte Drogenentzug („Kaffee“) muss als weiteres, wenn natürlich auch schwaches Indiz für eine zumindest geheime, innere Verbindung zwischen Hoffmann und FH gelten, weil sie mit einer Elementarverwechslung einhergeht, wenn damit gedroht wird, die in wässriger Lösung verabreichte Droge des Koffeins ins Feuer zu schütten.

ganz ähnlich der Anspielung Heines auf diesen weibliche Züge trägt, ohne aber wirklich eine Frau zu sein.

Karl Kerényi weist darauf hin, dass auch die Harpyen – und nichts anderes kann in dem vogelkralligen und die Speisen verderbende Freund des Vaters von Nathanael gesehen werden – ursprünglich aus dem Nahen Osten stammende weibliche Schutzgottheiten darstellen, die bei ihrer Adaption durch die griechische Kultur zu (männer-) mordenden Monstern pervertiert sind.⁶⁵⁹

Eben diese Mutation gesellt sich im „Sandmann“ als reiner Triebteil des Vaters dadurch der Familie bei, dass sie von der Mutter, die sich doppelt berechtigt vor der Sexualität des Vaters fürchtet, weil dieser nicht nur mit Frauen, sondern auch homoerotisch aktiv fremdgeht, auf die kindliche Phantasie ihres Sohnes Nathanael projiziert wird.

Die ganze Figur war überhaupt widrig und abscheulich; aber vor allem waren uns Kindern seine großen knotichten, haarichten Fäuste zuwider, so daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es seine Freude, irgendein Stückchen Kuchen oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter diesem oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Tränen in den Augen, die Näscherei, der wir uns erfreuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abscheu. Ebenso machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein klein Gläschen süßen Weins eingeschenkt hatte. Dann fuhr er schnell mit der Faust herüber oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teuflisch, wenn wir unsern Ärger nur leise schluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Bestien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünschten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb. Die Mutter schien ebenso wie wir den widerwärtigen Coppelius zu hassen; denn sowie er sich zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen umgewandelt in traurigen, düstern Ernst.⁶⁶⁰

Diese, den Familienfrieden eintrübende Figur, die schließlich den Vater zu Tode bringt, ist eben keine junge, hübsche Geliebte – die hält sich dieser gemütliche Familienvater offensichtlich auswärts, weshalb sich nach seinem Tod die Halbgeschwister einstellen – sondern eine deutlich ins Hässliche verzerrte, homoerotische Anbindung, mit welcher der Schöpfungsakt in einer sexuell neuen Anordnung zwischen Männern nachvollzogen werden soll.⁶⁶¹ Der höhere Rang, den der alchimistisch - erotische Partner gegenüber der vor dieser Umtrieblichkeit sich ängstigenden Ehefrau einnimmt, geht nicht nur aus der Stellung innerhalb der durch ihn erweiterten Familie hervor:

⁶⁵⁹ Karl Kerényi, Die Mythologie der Griechen, Die Götter- und Menschheitsgeschichten, München, 1966, S. 51 ff.

⁶⁶⁰ Hoffmann, Der Sandmann, l. c., S. 376 f.

⁶⁶¹ So war sich Voltaire – zumindest gemäß der deutschen Übersetzung A. Ellissens von 1844 – sicher, Prometheus habe die Menschen aus „Koth“ erzeugt, was sich nicht nur mit seltsamen Ritualen in Verbindung bringen lässt, die aus dem Wiener Illuminaten - Milieu am Ende des 18. Jahrhunderts kolportiert werden, sondern auch mit inhaltlich damit übereinstimmenden Märchen aus dem pazifischen Raum, vgl. dazu: Herbert Silberer, Der Homunculus, in: Imago, III, Wien, 1926, S. 37 ff. und Otto Rank, Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung, Wien, 1922, S. 54, wo auf die Wirksamkeit dieser Vorstellung in Nordamerika hingewiesen wird, insbes. aber dort, Fußnote 2:

Man vgl. auch das anzügliche Distichon Herders: „Der Du von Göttern stammst, von Gothen oder vom Kote“, sowie Fausts Apostrophierung des Mephistopheles: „Du Spottgeburt aus Dreck und Feuer.“ (Hervorhebung im Zitat)

Der Vater betrug sich gegen ihn, als sei er ein höheres Wesen, dessen Unarten man dulden und das man auf jede Weise bei guter Laune erhalten müsse. Er durfte nur leise andeuten, und Lieblingsgerichte wurden gekocht und seltene Weine kredenzt.⁶⁶²

Er wird vielmehr auch dadurch deutlich, dass er sich schon dem Namen nach in der Konstellation zwischen Spalanzani und Coppola fortsetzt, um am Ende so den Sohn zu Tode zu bringen, wie er eingangs schon den Vater im Liebeswahn beseitigt hat.⁶⁶³ Allerdings stirbt der Sohn nicht wie sein Vater anlässlich des Versuchs, unter Männern Nachkommen zu erzeugen, sondern im Rahmen einer familiär - rücksichtsvollen Regression: Mutter, Dienstmädchen und Halbbruder ziehen sich höflich zurück, damit Bruder und Schwester zusammen einen Turm besteigen können, um von hier aus ihren Hummelflug zu probieren, der für den männlichen Probanden dann allerdings zum tödlichen Absturz führen soll, weil er die Triebhemmnisse gegenüber einer Frau nicht überwinden kann, selbst wenn diese seine (Halb-) Schwester („Base“) darstellt.

Hoffmann reagiert also nicht nur sehr sensibel auf den Kontext von Eugenik und Euthanasie, indem er einen Zusammenhang zwischen künstlicher Befruchtung und einem Aufschwingen zum Herrn über Leben und Tod herstellt, sondern durchschaut intuitiv das Spiel der Schwulen, die sich aufführen, als seien sie eine bessere Sorte von Weibchen, die dadurch einer höheren – platonischen, d. h. wissenschaftlich ausgerichteten – Ordnung zustreben, dass sie allenfalls widerwillig ihre biologisch notwendigen Rollen spielen, weshalb sie hier mit Bier und Tabak besänftigt werden müssen, ansonsten aber ihre Verwirklichung bis hin zu einem *Mors in Actu* (rsp.: *Caught in the Act*) auf dem Feld homoerotischer Zweisamkeit suchen.

Dadurch, dass Hoffmann die den Vaterfiguren einerseits „Coppelius“ auf der anderen Seite aber „Coppola“ (ital. „das Fruchtkörbchen“) nennt, führt er seine Figuren genau entlang der Grenze, an der die zur Rede stehenden Romantiker (aber auch Goethe)⁶⁶⁴ wahlweise mit Frauen und Männern herumrammeln, ohne sich jeweils eindeutig zum einen oder anderen Geschlecht zu bekennen (oder hinsichtlich ex-/endogamer Bezüge zu Entscheidungen zu finden), dafür aber jene langanhaltende Verirrung einleiten, die bis heute eine der seltsamen Formen von Spezialisierung und Arbeitsteiligkeit zwischen Männern und Frauen bestimmen, nach der die einen eher als *Coppolae* definiert werden, weshalb sie immer noch gesellschaftlich, kulturell oder wissenschaftlich weitgehend nachrangige Rollen spielen, während die anderen angeblich auch dann rein geistigen Bedingungen sich verpflichtet fühlen, wenn sie sich sexuell eher & lieber ärschlings betätigen,

⁶⁶² Hoffmann, l. c.

⁶⁶³ vgl. hierzu: Otto Rank, *Der Doppelgänger*, Wien etc., 1925

⁶⁶⁴ vgl. Jasper, *Faust und die Deutschen*, und die dort enthaltenen Hinweise auf Kurt R. Eissler, inbes. S. 81 ff.

um heimlich den sinistersten Vorstellungen über die Fortpflanzungsmöglichkeiten des Menschen nachzuhängen.

Zu den Autoren am Übergang zwischen 18. und 19. Jahrhundert, die in diesen Fragen völlig eindeutig sich verhalten und dies auch literarisch hinreichend zu dokumentieren wissen, dass sie nicht zwischen den Geschlechtern hin- und herschwanken, obwohl sie auch das manchmal „drittgeschlechtlich“ genannte Verhalten im Auge haben, gehören Hölderlin und Hoffmann gleichermaßen. Aus dem Werk beider Autoren können in der Frage sexueller Orientierung jedoch ebenso wenig Vorurteile herausgelesen werden, wie dies beispielsweise auch für konfessionelle und ethnische Angelegenheiten gilt. Insofern bestehen zwischen diesen beiden Autoren wenigstens bezüglich der Vermeidung von Vorurteilen in solchen Fragen ganz gute Gemeinsamkeiten, selbst wenn sie als Zeitgenossen wechselseitig keine Kenntnis von einander genommen haben sollten. Offenbar sind beide Männer psychisch so disponiert, dass sie gleichermaßen wenig zur Diskriminierung von abweichenden Minderheiten neigen, dafür aber grundsätzlich gegen despotischen Druck opponieren, auch wenn sie im Laufe ihres Lebens unterschiedliche Formen von Widerständigkeit entwickeln und ihre dadurch schließlich unausweichlich werdende Flucht vor der Wirklichkeit sowohl biographisch wie literarisch völlig unterschiedlich organisieren.

Dies hat aber ganz offensichtlich zu keiner spontanen positiven Rezeption dieser beiden Schriftsteller geführt, sondern dazu, dass sie – ausgenommen ganz kleiner Zirkel – zunächst aus dem Kanon der gängigen Literatur ausgeschieden werden, um erheblich später und mehr oder minder sinnenstelt wieder zum Vorschein zu kommen. Dass bei der mangelhaften Wahrnehmung Hoffmanns auch so integre Leute wie Sigmund Freud beteiligt sind, weist darauf hin, wie mächtig der moralisch restaurative Strom durchs 19. Jahrhundert fließt, der nicht nur alle politischen Veränderungsversuche hinwegschwemmt, sondern in dem auch alle Formen natürlicher und freier emotionaler Entfaltungsmöglichkeiten untergehen müssen. An deren Stelle tauchen aus ihm pseudonaturliche Beziehungsgefüge wie faule Treibhölzer auf, die vorgeblich aus den Frühstadien der europäischen Kulturgeschichte stammen, tatsächlich aber lediglich in der Lage sind, die privaten Umtriebe derer zu salvieren, die sie ersinnen. Dies gilt sowohl für die GenossInnenschaft um Friedrich von Savigny, Friedrich Creuzer und ihren Ziehsohn J. J. Bachofen etc. zu Beginn des 19. Jahrhunderts wie auch für alles, was sich – davon aber geistesgeschichtlich keinesfalls unabhängig – um Richard Wagner und seinen neomythologisch sehr effektiven Familienbetrieb schart. Zu letzterem gehört, wenn auch schließlich in ödipal - trotzige Opposition verfallend, Friedrich Nietzsche, der sich zwischen zwei sehr unterschiedlich begabten, aber gleichermaßen machtbesessenen Frauen so aufreibt, dass er schließlich in die geistige Umnachtung abtauchen muss, weil er beide gleichermaßen verloren hat.

Nietzsche scheint dabei den Zusammenhang wenigstens in Umrissen erfüllt zu haben, was ihn aber nicht daran hindert, an ihm in verschiedenen Variationsformen teilzuhaben, am dauerhaftesten mittels seiner Anbindung an die eigenen Schwester einerseits, auf der anderen Seite durch seine langjährige Verbindung zu Cosima, zu der er schließlich ein Verhältnis konstituiert, das dem zwischen Dionysos und Ariadne entsprechen soll. Diese unmittelbare Übertragung in die eigene Biographie bringt natürlich nicht nur den gigantischen mythologischen Entwurf zum Einsturz und deckt deutlich auf, was mit der Wiederkehr von Gleichem gemeint ist, sondern verweist auch auf das eher peinlich private Niveau der Auseinandersetzung mit Richard Wagner:

Wagner wirkt wie ein fortgesetzter Gebrauch von Alkohol. Er stumpft ab, er verschleimt den Magen. Spezifische Wirkung: Entartung des rhythmischen Gefühls. Der Wagnerianer nennt zuletzt rhythmisch, was ich selbst, mit einem griechischen Sprichwort, »den Sumpf bewegen« nenne. Schon viel gefährlicher ist die Verderbnis der Begriffe. Der Jüngling wird zum Mondkalb - zum »Idealisten«. Er ist über die Wissenschaft hinaus; darin steht er auf der Höhe des Meisters. Dagegen macht er den Philosophen; er schreibt Bayreuther Blätter; er löst alle Probleme im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Meisters. Am unheimlichsten freilich bleibt die Verderbnis der Nerven. Man gehe nachts durch eine größere Stadt: überall hört man, daß mit feierlicher Wut Instrumente genotzüchtigt werden - ein wildes Gebeul mischt sich dazwischen. Was geht da vor? - Die Jünglinge beten Wagner an... Bayreuth reimt sich auf Kaltwasserheilanstalt. - Typisches Telegramm aus Bayreuth: bereits bereut. - Wagner ist schlimm für die Jünglinge; er ist verhängnisvoll für das Weib. Was ist, ärztlich gefragt, eine Wagnerianerin? - Es scheint mir, daß ein Arzt jungen Frauen nicht ernst genug diese Gewissens-Alternative stellen könnte: eins oder das andere. - Aber sie haben bereits gewählt. Man kann nicht zweien Herren dienen, wenn der eine Wagner heißt. Wagner hat das Weib erlöst; das Weib hat ihm dafür Bayreuth gebaut. Ganz Opfer, ganz Hingebung; man hat nichts, was man ihm nicht geben würde. Das Weib verarmt sich zugunsten des Meisters, es wird rührend, es steht nackt vor ihm. - Die Wagnerianerin - die anmutigste Zweideutigkeit, die es heute gibt: sie verkörpert die Sache Wagners - in ihrem Zeichen siegt seine Sache... Ah, dieser alte Räuber! Er raubt uns die Jünglinge, er raubt selbst noch unsre Frauen und schleppt sie in seine Höhle... Ah, dieser alte Minotaurus! Was er uns schon gekostet hat! Alljährlich führt man ihm Züge der schönsten Mädchen und Jünglinge in sein Labyrinth, damit er sie verschlinge - alljährlich intoniert ganz Europa „auf nach Kreta! auf nach Kreta!“⁶⁶⁵

Auch wenn FN hier im Rückgriff auf einen Mythos seine Vorstellung von der ewigen Wiederkehr des Gleichen verifiziert, so trifft er bezogen auf Wagner zwar insofern den Nagel auf den Kopf, als dieser gesellschaftlich, also faktisch in Bayreuth eben das Labyrinth etabliert, was an anderen Stellen (Bachofen etc.) wenigstens bloß papierne minotaurische Vorstellungsräume bleiben, der exaltierte Duktus, in dem Nietzsche hier über den Gegenstand früherer Verehrung herfällt, weist aber eher darauf hin, dass er sich des Umstands bewusst ist, in welchem Maß er zunächst (in der Basler Zeit) in solche Unternehmungen involviert gewesen ist, um sich dann desto heftiger von ihnen zu distanzieren und beides einen doppelten Grund besitzt: einmal die Faszination des Komponisten

⁶⁶⁵ Vgl.: Friedrich Nietzsche, Der Fall Wagner, KSA, Bd. 6, S. 44 f., Hervorhebungen im Original

selbst, der er schon als Schüler erlegen ist, zum anderen aber die der Frau, der er in Tribischen zum Opfer fällt und von der er sich für den Rest seines bewusst gestalteten Lebens nicht mehr zu lösen weiß.

Dass er von einer solchen Position aus versucht, auch nach Wagners Tod noch dessen Frau und Sachwalterin Cosima zu imponieren, weist hingegen auf schon früher einsetzende mentale Problemlagen hin, als dies üblicherweise angenommen wird. FN deckt allerdings das psychologische Enigma selbst auf, indem er Cosima in seinem letzten (erhaltenen) Brief an Jacob Burckhardt als „Ariadne“ bezeichnet⁶⁶⁶ und weil es ihm nicht gelungen ist, sich dieser Dame als „Dionysos“ zu bemächtigen, zieht er sich zunächst auf die Rolle des Opfers und dann ganz in den Wahnsinn zurück.

Es scheint ganz offensichtlich, dass diese eher zeitnahe Episode aus dem Hause Wagner die fehlerhafte Projektion auf die Biographie Hölderlins im Bezug auf dessen angeblichen Wahnsinn (zumindest mit-) verursacht hat, obwohl es keine gut nachzuzeichnenden Parallelen zwischen FH und dem Frankfurter Bankhaus Gontard bzw. Friedrich Nietzsche und der Fa. Wagner in Bayreuth gibt. Nur ist das fiktive ideologische Bindeglied wieder ein „mutterrechtliches“, weil blindlings zwei Frauen unabhängig von den biographischen Gegebenheiten dafür verantwortlich gemacht werden können, dass die ihnen zugeordneten Genies per Wahnsinn und ihrem – die Genies ablehnenden – Zutun dem vorzeitigen geistigen Abgang ausgesetzt worden sind.

Der ariadnische Knäuel, den FN autobiographisch nicht durchschlagen kann, besteht darin, dass sich seine – ihm inzestuös verpflichtete – Schwester zwar in Bayreuth während einer kurzen Episode für ihn stellvertretend aufgeopfert hat, aber dann doch mit Dr. Förster nach Südamerika durchbrennt. Nietzsche scheitert also weder an Elisabeth noch an Cosima, sondern an der biographisch eingetretenen Verknüpfung dieser beiden Frauen, die er weder exo- noch endogam auflösen kann, schon deshalb, weil er es der Schwester überlässt – auch hinsichtlich anderer Anbindungsmöglichkeiten – fremde Frauen zu vertreiben, ohne dass diese zu einer offen erkennbaren Beziehung mit ihm führen würde; so bleibt es bei heimlichen Episoden zwischen den Geschwistern, aus denen sich der weibliche Teil durch eine vom Bruder verabscheute Ehe löst, während der sich emotional vergeblich an Frau Cosima hängt, die verständlicherweise den Glamour der erfolgreichen Bayreuther Musikwelt den konvulsivischen Ausbrüchen eines moralisierenden – ansonsten aber eher vagabundierenden und ziemlich häufig arbeitsunfähigen – Professors der alten Philologie (mit manchmal sehr wenigen Studenten im Hörsal) vorzieht.⁶⁶⁷

⁶⁶⁶ Nietzsche, Briefe, KSA, Bd. 8, S. 579

⁶⁶⁷ Eine Übersicht über das zu Rate stehende Personal bietet Abb. (23)

Die Geschlechtszugehörigkeit von emotionalen Störenfrieden

Während sich Hölderlin im Laufe der Arbeit am „Hyperion“ dafür entscheidet, dass sich homo- und heteroerotische Anbindungen wechselseitig ausschließen und darüber hinaus auch promiske Verhältnisse aus der Handlung eliminiert, bleibt Hoffmann in dieser Frage merkwürdig unschlüssig. Dies hängt damit zusammen, dass seine Figuren eine vielschichtige psychologische Tiefe besitzen, die den Hölderlins völlig fremd ist, da sie sich nach anderen, naiveren Mustern als psychologischen verhalten und nicht an ihren eigenen psychischen Brüchen scheitern, sondern an äußeren Verbindlichkeiten, die sie internalisieren, oder inneren Verpflichtungen, die sie fortführen, in der Regel ohne sie jeweils hinsichtlich ihrer möglichen Folgen zu reflektieren.

Wenn die von Maassen überlieferten Lesarten des „Sandmann“ richtig verstanden werden, kommt dies z. B. dadurch zum Vorschein, dass Hoffmann große Entscheidungsprobleme dabei hat, was Nathanael nun wirklich zu sehen bekommt, als ihn zum letzten Mal der Wahnsinn schüttelt, in welchem Zustand er zwar seine Verlobte töten will, schließlich aber selbst dadurch zu Tode kommt, dass sein Halbbruder zwischen ihn und Clara tritt, und diese Entscheidungsschwäche nicht ohne psychologische Bedeutung dahingehend bleibt, welche Quellen diese endgültig störende Einwirkung besitzt.

Während der endgültige Text folgende Fassung hat:

*„Sieh doch den sonderbaren kleinen grauen Busch, der ordentlich auf uns loszuschreiten scheint“, sprach Klara. - Nathanael faßte mechanisch nach der Seitentasche; er fand Coppolas Perspektiv, er schaute seitwärts - Klara stand vor dem Glase! - Da zuckte es krampfhaft in seinen Pulsen und Adern - totenbleich starrte er Klara an, aber bald glühten und sprühten Feuerströme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf wie ein gebeztes Tier; [...]*⁶⁶⁸

bilden textkritische Ausgaben folgende Entwicklungsstufen ab:

*Da standen die beiden Liebenden Arm und [] Arm auf der Gallerie, und schauten hinein in [die] ferne_n duftige_n Waldungen, und [saben durchstr.] verfolgten mit sehnsüchtigem *sehnsüchtigen* [??] blick_e Blick ..., wie der Strom in silbernen Schlangen [durchstr.] Windungen sich durch die blumen / flure *Blumenflure* schlängelte „was mag das für ein kleines [weißes] graues [zuerst: Haus ,dann: Häubchen Häuschen]⁶⁶⁹ Thürmchen *Thürmchen* seyn, was dort li_egt – ach – es bewegt sich ja – schau doch hin Nathanael? – Nathanael faßte mechanisch nach der Seitentasche – er fand Coppolas Perspektiv – er schaute seitwärts, [er faßte durchstr.] Clara stand vor dem Glase. Da glühte und zuckte es in seinen Pulsen und Adern – Feuerströme glühten [auf durchstr.] und sprühten durch die rollenden Augen – gräßlich brüllte er auf wie ein gebeztes Thier, [...]*⁶⁷⁰

⁶⁶⁸ Hoffmann, Der Sandmann, I. c., S. 410

⁶⁶⁹ Wenn der Lesart „Häubchen“ nachgegeben wird, enthält diese Textstelle eine dem Goetheschen „Morgenglanze“ ebenbürtige Obszönität, bei Hölderlin findet sich eine identische Korrektur von „Häublein“ zu „Häuslein“ in „Reh“, FA, Einleitung, S. 44

⁶⁷⁰ zit. nach: Hoffmann, Der Sandmann, Textkritik, Edition, Kommentar, hg. v. Ulrich Hohoff, Berlin / New York, 1988, zit. nach: Hoffmann, Der Sandmann, Stuttgart, 1991, S. 45, die gegenüber v. Maassen (loc. cit., S. 385 bemerkten Abweichungen sind durch ^{Hochstellungen} gekennzeichnet, sofern sie über diese Quelle hinausgehen, dort zusätzlich beobachtete Anteile sind ^{tiefgestell-}

Die beiden Textstellen stimmen zwar darin überein, dass die störende Einwirkung zunächst von der Frau wahrgenommen wird und dann dadurch auf den Mann übergeht, dass der sich des Perspektivs bedient, das er im Zusammenhang mit der Affaire um die Puppe Olimpia vom Linsenschleifer Coppola erworben hat. Während aber in der endgültigen – und es ist dabei mitzulesen: bereinigten – Version von Clara zunächst ein Busch als Symbol von Weiblichkeit wahrgenommen wird, arbeitet sich Hoffmann gemäß der beiden kritischen Ausgaben von „Haus“ über „Häubchen / Häuschen“ zu „Thürmchen / Thurmchen“ vor. Dies bedeutet: Hoffmann kennzeichnet hier Nathanael nicht als unverbesserlichen Wiederholungstäter, der (den Vater nachahmend) die kleine Schwester schändet und deshalb zur Strafe in Kastrationsphobien verfällt, als er anlässlich eines Heiratsantrags gegenüber Olimpia und angesichts der ihm in diesem Zusammenhang entgegen tretenden Nacktheit von Kastrationsängsten befallen wird,⁶⁷¹ weshalb er auch dann wieder in Raserei verfällt, als ihm die Verlobte Clara mittels seiner männlichen Wahrnehmungsmöglichkeit (dem Perspektiv des Coppola) den Weg zu ihrer Weiblichkeit weisen will, wie in der geglätteten endgültigen Fassung. Vielmehr bevorzugt Hoffmann ursprünglich einen anderen psychologischen Kontext, zu der er sich allerdings ziemlich mühevoll durchringen muss, nach dem aber Nathanael dadurch dem Wahnsinn zugeführt wird, dass Clara ihn auf seine eigenen, rege werdenden Sexualorgane aufmerksam macht, von denen er aber aufgrund seiner Vergangenheit keinen regelrechten Gebrauch machen kann, weshalb er sich von seinem (Stief-) Bruder (Kain?) (er-) schlagen lassen muss, nachdem er dem inzestuösen Begehren gegenüber seiner Halbschwester nachzugeben nicht in der Lage ist. Durch das Perspektiv des Coppola, der nicht nur wegen seiner abweichenden Sprachgewohnheiten, sondern auch aufgrund des von ihm ausgeübten Berufs ganz leicht als fiktiver Wiedergänger des frühen Aufklärers Baruch de Spinoza⁶⁷² identifiziert werden kann, erkennt Nathanael die Bedingungen seiner durch Verlobung festgelegten erotischen Verpflichtung und entzieht sich ihr eben dadurch, dass er lieber vom Turm springt, als ihr stattzugeben. Nathanael ist nach dieser Lesart also nicht lediglich Opfer eines vom Vater übernommenen Männlichkeitswahns, sondern auch das der Übertragung der mütterlichen Verweigerung des sexuellen Begehrens auf den Sohn, der den sexuellen Kontakt ablehnt oder unfähig dazu ist, weil er sich immer noch mit den Ängsten identifi-

⁶⁷¹ Auch bezüglich des hier angesprochenen Umstands fällt ein blinder Fleck Freuds auf: m. E. übersieht er nämlich, dass Nathanael, eine „Jakobsleiter“ (was er für ein Traumbild des männlich erlebten Geschlechtsverkehrs hält) erstürmend, die finale Begegnung mit der Puppe Olimpia hat, obwohl diese Begegnung an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: *Schon auf der Treppe, auf dem Flur vernahm er ein wunderliches Getöse (!); es schien aus Spalanzanis Studierzimmer herauszuschallen. – Ein Stampfen (!) – ein Klirren – ein Stoßen (!) – Schlagen (!) gegen die Tür, dazwischen Flüche und Verwünschungen.* (Hoffmann, l. c., S. 406)

⁶⁷² Schon Colerus hängt in seiner fiktiven Spinoza - Biographie von 1705 Baruch eine Affaire mit der Gelehrtentochter „Olympia van den Enden“ an, Hoffmann variiert offenbar diese Lesart, indem er die Liebesgeschichte zwischen den Generationen durch eine innerhalb einer Altersklasse ersetzt und auf seine Weise nutzt, da er sie (zu Recht) für weitgehend vergessen hält. Vgl.: G. v. Glasenapp, Spielarten jüdischer Identitätsbestimmung, in: H. Delf u. a.: Spinoza in der europäischen Geistesgeschichte, o. O., 1994, S. 297

ziert, welche die Mutter unter Zuhilfenahme der „alte(n) Frau“⁶⁷³ auf ihn übertragen hat.⁶⁷⁴

Dass sich Hoffmann durch solche gezielten Anspielungen in scharfe Opposition zu den in seinem Berliner Bekanntenkreis teilweise üblichen Beischlafgewohnheiten (die auch Geschwisterliebe zulässt) begibt, und sich darüber hinaus in Weimar höchst unbeliebt macht, ist ganz offensichtlich, ob er dabei (frei phantasierend) die allseits begehrte Bettine von Brentano für sich privat reserviert oder deren ländliches Idyll im Mecklenburgischen, das sich allerdings später auch als trügerisch erweisen wird, mit Achim von Arnim prophylaktisch aufs Korn nimmt, sei dahingestellt. Wenig zufällig ist hingegen, dass Hoffmann mit dieser zu einem verhängnisvollen Ende führenden Erzählung auch die Biographie Friedrich Hölderlins literarisch ziemlich genau trifft, weil dieser – wenn schon nicht von einem Turm gesprungen, so doch wegen der unauflösbaren Anbindung an seine Schwester – wenigstens dem von ihm selbst inszenierten Wahnsinn zum Opfer gefallen sein könnte, nachdem er vom Halbbruder im Bezug auf eine eher nahverwandtschaftliche Liebschaft zur Strecke gebracht worden ist.

Da der von Hoffmann verworfene Weg der Inzestbindung aber weder gesellschaftlich durchgesetzt noch (bis heute) faktisch verhindert werden kann,⁶⁷⁵ betreiben (auch: bis heute) ganz offensichtlich nicht nur Menschen aus wenig aufgeklärten Schichten solche Verhältnisse, sondern werden solche Anbindungen auch in eher elitären Kreisen für mehr oder minder zulässig gehalten, wenn sie ähnlich der Homosexualität nur im Verborgenen bleiben, d. h. hinreichend getarnt werden können. Ihn aufzudecken, gilt als ebenso unanständig und gefährlich wie die Anspielung auf anderer Herren „Impotenz oder Angst vor Impotenz“.⁶⁷⁶

Um davon abzulenken, dass er von ihm selbst beobachtete Verirrungen auf beiden zuletzt angesprochenen Gebieten im unmittelbaren Umfeld im Auge hat, blendet Hoffmann

⁶⁷³ Hoffmann, ed. v. Maassen, S. 354

⁶⁷⁴ Solche Bilder sexuellen Versagens sind schon den „Leiden des jungen Werthers“ zu entnehmen:

Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hause kam, daß seinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute sich nicht, etwas zu sagen, entkleidete ihn, alles war naß.

(HA, Bd. 6, S. 115)

Sie entsprechen nach Eissler für eine bestimmte Zeit der sexuellen Praxis Goethes, vor Eissler nimmt sie allerdings schon Franz Kafka auf, wenn Gregor Samsa zwar den möbelerschütternden Lärm verschläft, am nächsten Morgen aber seine Schwester „Grete“ (natürlich von Tränen, die sich bei Goethe noch mit denen der Geliebten mischen, Goethe, l. c., S. 115) benetzt und weitgehend unbedeckt an seiner Tür steht. Vgl.: Eissler, l. c., S. 161 ff.; und Franz Kafka, Die Verwandlung, in: Gesammelte Werke, hg. v. Max Brod, Bd. 5, Frankfurt, 1950, S. 64 u. 66, wo die zu Rate stehenden Frauen die hohe Literatur decouvrierend schlicht ganz einfach wieder („Anna“ und) „Grete“ heißen, was drauf hinweist, dass Franz Kafka die Freudschen Vorstellungen über Goethe viel früher literarisch exekutiert, als sie Eissler dann wissenschaftlich ausbreitet.

⁶⁷⁵ Vgl.: Süddeutsche Zeitung vom 25. 10. 2004, die sich trotz ihrer sonstigen Behäbigkeit wundert:

Inzest ist eines der letzten großen Tabus. Eben von Geschwistern sind fast überall auf der Welt verboten. Nur Mord und Kannibalismus sind noch stärker tabuisiert als der Geschlechtsverkehr zwischen engen Angehörigen. Mit zwei Jahren Haft droht das deutsche Strafgesetzbuch. Kaum noch jemandem kümmert es, wenn Männer andere Männer lieben, Frauen andere Frauen, wenn Menschen sexuelle Vorlieben aller Arten miteinander ausprobieren. Vorausgesetzt, dass beide es wollen.

⁶⁷⁶ Eissler, ibidem, vgl. dazu auch: ders., l. c., S. 64 f.

möglicherweise ihm bekannt gewordene Bruchstücke aus der Biographie Hölderlins in den „Sandmann“ ein, was ihn bei seinen Kritikern und Konkurrenten zwar nicht beliebt macht, aber immerhin dazu führt, dass er über einige Jahre hinweg ohne weitere Belästigung durch die Zensurbehörde veröffentlichen kann; erst 1822 wird er dann im „Meister Floh“ wieder so deutlich, dass sich der preußische Polizeiminister getroffen fühlt und eine Verbreitung dieser Erzählung unterbinden lässt.

Eine eindeutige geschlechtsbezogene Rollenzuweisung zu der Beziehungsstörung zwischen Clara und Nathanael ist nur dann möglich, wenn eine Gestalt wie der Wetterglashändler Coppola als außenliegende männliche Figur und eben nicht als pathogener Faktor des männlichen Partners verstanden wird, welche eindeutige Darstellung Hoffmann aber eben deshalb zurücknehmen muss, um seine Erzählung überhaupt veröffentlichen zu können. An anderen Stellen sind seine diesbezüglichen Schilderungen aber weniger zögerlich, werden aber bis heute offenbar so wenig korrekt decodiert, dass sie immer noch für beschaulich gehalten oder gar – unter Hinzuziehung der offensichtlich disgenialen Ballettmusik Peter Tschaikowskys – zur Lektüre für Kinder empfohlen werden.

Finale: Das „gelbe Rößchen“ des Paten Droßelmeier

Das Motiv des kinderschändenden Advokaten aus dem „Sandmann“, dem der 14-jährige Nathanael in der von Hoffmann getilgten Textstelle hinterdreinruft, nachdem die kleine Schwester geschändet worden ist: „Hey Hey – hey – der tolle Advokat – der tolle Coppelius [...]“, was in einen allgemeinen Aufruhr mündet und mit der vorläufigen Vertreibung des Bösewichts endet: „so rief es und stürmte von allen Seiten auf ihn ein – er floh gehezt über die Straße – [...]“,⁶⁷⁷ kommt in „Nußknacker und Mausekönig“ in abgemilderter Form vor, auch wenn dabei deutliche personelle Konstanten zu beobachten sind.

Der Pate Droßelmeier – ebenso Jurist wie Coppelius, wenn auch nicht als „Advokat“, sondern im Rang eines „Obergerichtsrats“ tätig und nebenbei ein höchst kunstfertiger Mechaniker – repariert im Hause Stahlbaum auf die oben bereits zitierte, höchst seltsame Weise defekte Uhren so, dass die kleine Marie dabei Schmerzen erfährt, letztlich aber alle wieder ihren Spaß daran zu haben scheinen. Die offensichtliche Anstößigkeit der Situation zwischen Droßelmeier und den Stahlbaumschen Kindern wird in der Erzählung insgesamt dadurch überwunden, dass Droßelmeier am Weihnachtsabend zur Einsicht kommt: „Für unverständige Kinder ist solch künstliches Werk nicht, ich will nur mein Schloß wieder einpacken“, was er dann aber natürlich nicht tut, weil er in der Mutter seiner Patenkinder eine dankbare Abnehmerin seiner manchmal zwielichtig erscheinenden Künste findet:

„[...] die Mutter trat hinzu und ließ sich den innern Bau und das wunderbare, sehr künstliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung gesetzt wurden. Der Rat nahm alles auseinander und setzte es wieder zusammen. Dabei war er wieder ganz heiter geworden [...]“⁶⁷⁸

Da die Erzählungen „Der Sandmann“ und „Nußknacker und Mausekönig“ fast gleichzeitig 1816 erschienen sind, kann davon ausgegangen werden, dass Hoffmann nicht nur sehr zeitnah an ihnen geschrieben, sondern auch offensichtlich motivähnliche Problembereiche bearbeitet hat, die mit der Übertragung von verfehlten Mutterbindungen auf dies kompensierende geschwisterliche Verhältnisse zu tun haben.

Voll Neugier über diesen Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete, was denn das für ein Mann sey, der Sandmann. „Ey Thanelchen,“ erwiderte diese, „weißt du das noch nicht? das ist ein böser Mann, der komt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett’ gehen wollen, und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herauspringen, die nim(m)t er denn wirft sie in den Sack und trägt sie in den Halbmond, [da sitzen seine Kinder durchstrichen] zur Atzung für seine Kinderchen

⁶⁷⁷ Hoffmann, ed. v. Maassen, I. c., S. 359

⁶⁷⁸ Hoffmann, Die Serapionsbrüder, in: Poetische Werke, Bd. 3, S. 256

die sitzen dort im Nest, und haben krum(m)e Schnäbel, wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf.“⁶⁷⁹

Die folgende Bemerkung aus Nietzsches „Zarathustra“ liest sich wie eine generalisierende Antwort im Sinn der sog. Neuen Mythologie auf diesen unheilschwangeren Entwurf über den von Hoffmann angenommenen, konkreten Einfluss von Märchen und Mythen auf die kindliche Phantasie:

*[...] Und ich willfahrte dem alten Weiblein und sprach also zu ihm:
Alles am Weibe ist ein Räthsel, und Alles am Weibe hat Eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft.
Der Mann ist für das Weib ein Mittel: der Zweck ist immer das Kind. Aber was ist das Weib für den Mann?
Zweierlei will der ächte Mann: Gefabr und Spiel. Desshalb will er das Weib, als das gefährlichste Spielzeug.
Der Mann soll zum Kriege erzogen werden und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles Andre ist Thorheit.
Allzusüsse Früchte - die mag der Krieger nicht. Darum mag er das Weib; bitter ist auch noch das süsseste Weib.
Besser als ein Mann versteht das Weib die Kinder, aber der Mann ist kindlicher als das Weib.
Im ächten Manne ist ein Kind versteckt: das will spielen. Auf, ihr Frauen, so entdeckt mir doch das Kind im Manne!
Ein Spielzeug sei das Weib, rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist.
Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe! Eure Hoffnung heiße: „möge ich den Übermenschen gebären!“
[...]
Das Glück des Mannes heisst: ich will. Das Glück des Weibes heiße: er will.
„Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen!“ - also denkt ein jedes Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht.
Und gehorchen muss das Weib und eine Tiefe finden zu seiner Oberfläche. Oberfläche ist des Weibes Gemüth, eine bewegliche stürmische Haut auf einem seichten Gewässer.
Des Mannes Gemüth aber ist tief, sein Strom rauscht in unterirdischen Höhlen: das Weib ahnt seine Kraft, aber begreift sie nicht. -
Da entgegnete mir das alte Weiblein: „Vieles Artige sagte Zarathustra und sonderlich für die, welche jung genug dazu sind.
„Seltsam ist's, Zarathustra kennt wenig die Weiber, und doch hat er über sie Recht! Geschieht diess deshalb, weil beim Weibe kein Ding unmöglich ist?
Und nun nimm zum Danke eine kleine Wahrheit! Bin ich doch alt genug für sie!
Wickle sie ein und halte ihr den Mund: sonst schreit sie überlaut, diese kleine Wahrheit.“
„Gib mir, Weib, deine kleine Wahrheit!“ sagte ich. Und also sprach das alte Weiblein:
„Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“
Also sprach Zarathustra.⁶⁸⁰*

Das ist eine rhetorisch ziemlich raffiniert eingefädelte, weibliche Selbstdenunziation im Sinne der Kreuzer - Bachofenschen Frauenfeindlichkeit, da die Konklusion dessen, was

⁶⁷⁹ Hoffmann, Der Sandmann, ed. v. Maassen, l. c., S. 354 f., Hervorhebung von mir, KR

⁶⁸⁰ F. Nietzsche, Also sprach Zarathustra, KSA, Bd. 4, S. 84 ff., Hervorhebung von mir, KR

Zarathustra über junge Frauen mitzuteilen hat, aus dem Munde dieser alten, erfahrenen Frau – also auch einer ödipalen Mutter oder um den Sachverhalt an die Grenze zwischen vormythologischem Zeitalter und Mythos zu verlegen: aus dem Tellurium – stammt. Die wesentliche Veränderung gegenüber dem, was Hoffmann als Botschaft der „alten Frau“ übermittelt, besteht jedoch darin, dass das sexuelle Gewaltpotential, das bei ihm als Folge einer mythologisch überlieferten Bedrohung zwischen einem Mann und einer Frau tritt, bei Nietzsche zum Mittel der männlichen Selbstbestimmung transformiert wird und deshalb nicht bloß als reaktives Element auf eine frühkindliche Beschädigung verstanden werden kann, die ihre Folgen während der gesamten Biographie des dargestellten Menschen zeitigt.

Zugleich ist damit der egalitäre Ansatz, der die Rollenzuordnung zwischen Männern und Frauen bei Hölderlin bestimmt und den Hoffmann auf sehr komplexe Weise psychologisch reflektiert, vollständig zum Verschwinden gebracht worden, da an die Stelle gegenseitiger Erwartungen und wechselseitigen Versagens ein vermutetes Dominanzstreben der Frauen tritt, dem die Männer nur entkommen können, wenn sie es verachtungsvoll erkennen⁶⁸¹ und fliehen, sondern dem nur durch ein reflexiv - gewaltsames Unterdrückungsverhalten entgegenzuwirken ist, was dadurch gerechtfertigt scheint, dass die Zuordnung zwischen den Geschlechtern ohnehin eine pragmatisch - biologistische bleibt. Damit wird die auch die in der frühen Romantik noch mögliche bisexuelle Ausrichtung von Männern vollends männergesellschaftlich - homoerotisch so eingeeengt, wie das z. B. im Kreis um Stefan George zu beobachten ist, kann aber mit wenigstens einer der wichtigen Quellen, auf die sich diese Entwicklung beruft, nicht mehr in einen angemessenen Bezug gebracht werden.

Auch wenn der Beitrag von Frauen zum Scheitern Hölderlins nicht geleugnet werden soll und selbst unter der Voraussetzung, dass E. T. A. Hoffmann bei der Gestaltung einer seiner Figuren, die im Umgang mit Frauen untergegangen ist, Anspielungen auf Hölderlins Biographie einfließen lässt: Beides rechtfertigt nicht die patriarchalischen Exzesse der Literatur des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, in der viele Frauen zu männlichem Spielzeug und / oder biologischen Brutreaktoren zugleich degenerieren. Solche Entwürfe sind eher der Umgebung des Grafen Savigny und seiner „Possenreißer“ zuzuschreiben, die zwar zeitnah zu Hölderlin tätig werden, zu denen aber keine gute inhaltliche Verknüpfung hergestellt werden kann, auch wenn die eine oder andere Spur der Kenntnisnahme vorhanden sein mag. Die Gründe für eine mangelhafte Verbindungsmöglichkeit zwischen den Inhalten der Dichtung Hölderlins und den romantischen Autoren liegen dabei nicht nur in deutlich divergierenden Unterschieden, die Metaphysik

⁶⁸¹ Vgl.: *Güte am Weib ist schon eine Form der Entartung*. (Nietzsche, in: *Ecce homo*, KSA, Bd. 6, S. 306)

betreffend, sondern vor allem im politischen Bereich, der mit Machtverhältnissen der Zeit zu tun hat, denen sich Hölderlin zu widersetzen versucht, während sich der angesprochene Teil der Romantiker eher in sie einpasst oder – wie Savigny – sie sogar repräsentiert.

Hölderlin hat also weder eskapistisch Griechenland besucht,⁶⁸² um dort die Quellen einer neuen Idealität zu finden (wie Bachofen), noch das „Land der Griechen mit der Seele“⁶⁸³ gesucht (in restaurativen Sinn wie Goethe), um die Deutschen zur richtigen Form der Liebe zu bekehren, der zum eigenen Vaterland eingeschlossen. Für ihn ist das mythologische oder historische Griechentum auch kein Reinigungsbecken für eine verblasen imaginierte, aber dennoch gefährlich im Verborgenen wirksam bleibende asiatische Ur-tümlichkeit, in dem diese zu der in Europa (was aber dann manchmal wieder auf das Gelände zwischen Maas und Memel zusammenschrumpft) zu erwartenden Kulturabilität heranreift, wie dies in den Köpfen Nietzsches und seiner Adepten bis hin zu Karl Kerényi herumspukt.

Griechenland bedeutet für Hölderlin eher als solche begrenzte und zugleich begrenzende Bezugnahme die Projektion sehr allgemeiner innerer Zustände – zwischen Emotionalität und philosophisch - theologischen Problemlagen in eine offene und sehr transparente Vorstellungswelt, die durchaus auch in heimischen Gefilden angetroffen werden könnte, wenn dieses landschaftliche Versprechen nur ideologisch und hinsichtlich der von ihm probierten zwischenmenschlichen Beziehungen auch von Mensch(Inn)en eingelöst würde. Da dem aber so nicht ist, zieht es Hölderlin in dieses metaphorische Griechenland – und darüber hinaus in den ferneren Osten, vor dem sich aber viele zu fürchten scheinen, sofern es sich nicht um die scheinbar rein introspektiv wirksamen Welten von Hinduismus und Buddhismus handelt.

Der Widerspruch zwischen FH und denen, die sich selbstmaßend in eine Reihe mit ihm stellen, besteht darin, dass sich Hölderlins Seele nach Osten ausbreitet, während sein politischer Verstand im Westen Orientierung sucht, da er die auch nach ihrem Scheitern, den Vorstellungen von französischer Aufklärung und Revolution treu bleibt, deren materialistischer Richtung er allerdings nicht folgt, weil für ihn Natur mehr ist als unbeseelte Materie.

Über den gleichen vulgären Materialismus macht sich E. T. A. Hoffmann immer wieder, am deutlichsten vielleicht im „Sandmann“ lustig, indem er eine Frau tatsächlich als me-

⁶⁸² In diesem Punkt irrt sich Fariás bezüglich Heideggers Hölderlin-Rezeption leider, denn FH schreibt nicht „Indien“ und meint damit „Griechenland“, sondern meint auch „Indien“, wenn er „Indien“ schreibt, wobei er aber natürlich nicht – wie Heidegger unterstellt – auf eine gemeinsame Quelle arischer Ethnizität abzielt, sondern ein geographisches Bild für den in der Ferne liegenden Ursprung des Dionysischen, der menschlichen Kultur etc. insgesamt sucht; Victor Fariás, Heidegger und der Nationalsozialismus, Frankfurt, 1989, S. 356 ff.

⁶⁸³ Goethe, Iphigenie auf Tauris, I, 1

chanischen Apparat erscheinen lässt, an dem ein ansonsten inzestuös fixierter junger Mann per Kastrationsangst aufläuft. Aber nicht nur deshalb: Nathanael aus Hoffmann „Sandmann“ gelingt es so wenig, die junge Frau aus den Fängen ihrer zweifelhaften Erzeuger zu befreien, wie es ihm andererseits misslingt, sich selbst von Mutter und Halbschwester zu lösen, weshalb er der Puppe Olimpia mittels des Witwenrings seiner Mutter einen Heiratsantrag zu unterbreiten versucht, was für sich genommen schon eine so massive Fehlleistung darstellt, dass dies hinreichte, um eine Verlobung von vornherein scheitern zu lassen.

Eine allgemeinere Übereinstimmung zwischen Hoffmann und Hölderlin besteht darin, dass nicht nur beide gegen den Zusammenhang zwischen Patriarchat und diktatorischen, politischen Verhältnissen opponieren, sondern diesen Kontext – wenn auch auf völlig unterschiedliche Weise – ständig bloßstellen: Hyperion scheitert, weil er sich von der Frau, die er zu lieben meint, ab- und dem Kriegsgeschäft der Männer zuwendet, weshalb sich Diotima von ihm trennen will, bevor sie vor Kummer stirbt. Hoffmann hingegen gibt uniformierte Männer nicht nur einer allgemeinen Lächerlichkeit preis, sondern stattdie heimlichen Agitatoren eines schon länger ausgehöhlten Patriarchats so aus, dass aus ihrer obszönen Fixiertheit aufs eigene Geschlecht kein Zweifel bleiben kann.

Wenn daher eine von den schönen Uhren in Stablbaums Hause krank war und nicht singen konnte, dann kam Pate Droßelmeier, nahm die Glasperücke ab, zog sein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und stach mit spitzigen Instrumenten in die Uhr hinein, so daß es der kleinen Marie ordentlich wehe tat, aber es verursachte der Uhr gar keinen Schaden, sondern sie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an recht lustig zu schnurren, zu schlagen und zu singen, worüber denn alles große Freude hatte. Immer trug er, wenn er kam, was Hübsches für die Kinder in der Tasche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Komplimente machte, welches komisch anzusehen war, bald eine Dose, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes.⁶⁸⁴

Bezüglich seiner Kleidungsgewohnheiten, was meint: den heimlichen Lastern – der Mode – nach, gleicht dieser Pate Droßelmeier über die Begabung für mechanische Instrumente hinaus dem Meister Abraham, vor dem aber – obschon sie eine gemäß seiner Grundzüge eine eher positive Gestalt ausmacht – die distanzierende Spottlust Hoffmanns auch nicht einzuhalten vermag, wenn er ihn in folgender Situation erwischt:

Da öffnete sich die Dachluke, und Meister Abraham schaute heraus in seinem gelben Schlafrock. „Murr, mein guter Kater Murr, da bist du ja - Komm hinein, komm hinein, kleiner Graupelz!“⁶⁸⁵

Dabei legt sich Hoffmann auf einen dionysischen Reproduktionsmechanismus fest, der gegen die mutterrechtliche Tradition gerichtet ist, weil zwar die Katzengeburt durch Meister Abraham nach mythischem Vorbild nachgebessert werden muss, damit ein Genie entstehen kann, Murr bleibt aber Kater, d. h. er behält seine bestialische Natur und berichtet

⁶⁸⁴ Hoffmann, I. c., Bd. 3, S. 251

⁶⁸⁵ Hoffmann, Lebensansichten des Katers Murr, I. c., Bd. 5, S. 286

aus dieser Distanz das teilweise seltsame Treiben seines Herrn und dessen kongenialen Begleiters.

Nicht zuletzt solche literarischen Merkmale sprechen dafür, dass die beiden Schriftsteller von sehr hoher Unbestechlichkeit sind – auch den von ihnen entworfenen Figuren gegenüber. Insofern hat vielleicht E. T. A. Hoffmann psychologisierend und deshalb parodierend das fertig geschrieben, was FH politisch und ideologisch – aber auch nicht immer dem heiligen Ernst verfallen, der ihm zugeschrieben wird⁶⁸⁶ – vorbereitet und teilweise nur bruchstückhaft hinterlassen hat.

Über dieses formale Komplement hinaus, stimmen sie inhaltlich zumindest darin überein, dass sie entschiedene Vertreter einer von humanitären Gesichtspunkten geleiteten Zivilgesellschaft darstellen. Diese Verpflichtung ist tiefer, als die poetischen Gemeinsamkeiten es erahnen lassen, wie sie beispielsweise im vorstehend angedeuteten gemeinsamen Hang der beiden Dichter zur Herstellung von Elementarordnungen gesehen werden können.

So weit Hölderlin und Hoffmann in einzelnen Gestaltungsmomenten ihres schriftstellerischen Werks also auseinander liegen mögen, so wenig erscheinen sie darin unterschiedlich, dass sie gleichermaßen der Vorstellung nachgehen, dass die Ordnung in den Dingen und eine akzeptable Zivilordnung untrennbar zusammengehören, selbst wenn sich letztere in den Erzählungen beider Dichter kaum durchsetzen kann, weil beide eher kulturpessimistisch gestimmt sind. Darüber sollte auch nicht hinwegtäuschen, dass Friedrich Hölderlin zwischendurch auch überschwängliche Töne anschlägt und es bei Hoffmann manchmal recht lustbetont zugeht, was aber je und regelmäßig wieder eher resignativen Grundstimmungen weicht.

Daneben ergibt aber schon ein kursorischen Vergleich von poetischen Mitteln zumindest im Bereich des oben untersuchten Wortstamms [rausch] eine völlig überraschende Übereinstimmung, der mit der Spannung zwischen „Willkommen und Abschied“ (Goethe, ex Sesenheim) oder der emotionalen Untermalung einer dieser Zustände zu tun hat. Stellvertretend für die anliegend tabellarisch aufgeführten Textstellen bei Hölderlin sei hier wenigstens wiederholt:

*Ein Rauschen aus einem Seitengange störte mich auf. -
Ach! mir - in diesem schmerzlichen Gefühl meiner Einsamkeit, mit diesem freudeleeren blutenden Herzen - erschien mir Sie; hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe stand sie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, so geistig und zart; über dem Lächeln voll Ruh und himmlischer Güte thronte mit eines Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und, wie Wölkchen ums Morgenlicht, wallten im Frühlingswinde die goldnen Loken um ihre Stirne.⁶⁸⁷*

⁶⁸⁶ z. B.: Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Philosophische Fragmente, Frankfurt, 1969, S. 163: *Baudelaire aber ist so humorlos wie nur Hölderlin.*

⁶⁸⁷ Hölderlin, Fragment von Hyperion, FA, Bd. 10, S. 51

Dieser Zusammenhang findet sich nicht nur bei Hölderlin selbst in ähnlicher Form mehrmals wieder, sondern kann auch bei E. T. A. Hoffmann an verschiedenen Stellen ohne jeden Bedeutungsunterschied aufgefunden werden, er muss nur sprachlich sensibel nachvollzogen werden. So z. B.

*In dem Augenblicke rauschte es beim Eingange des Bosketts, und aus dunkler Nacht trat. in den lichten Kerzenschimmer hinein ein wunderherrliches Frauenbild [.]*⁶⁸⁸

wobei nicht nur die akustischen Eindrücke übereinstimmen, sondern die ästhetischen Situationen insgesamt sich so ähnlich sind, dass – wofern schon nicht von synästhetischer Brüderschaft – so doch von großen gemeinsamen Empfindungsmöglichkeiten geredet werden soll.

Der Romantiker Hoffmann würde sich selbst aber untreu, wenn er eine solche Stimmungsübernahme nicht auch wieder aufzuheben bereit wäre, nicht nur weil er seiner Lust zur Parodie nachkommen will, sondern aus Gründen des grundsätzlichen Misstrauens gegenüber solchen synästhetischen Zuständen, die er zwar noch schöner auszumalen versteht als Hölderlin, an die er aber noch weniger glaubt als dieser, weil er spätestens seit seiner Begegnung mit Julia Marc weiß, dass das Geschäft der Liebe anderen Kriterien folgt als denen der ästhetisch – und in Abhängigkeit davon: der erotisch – motivierten Sympathie. Deshalb muss Hoffmann die Situation, die an FH anklingt, später auch wieder konterkarieren, indem er dem „Willkommen“ heißenden Rauschen, in dem der akustische Eindruck nur das allgemeine Gefühl der Unsicherheit widerspiegelt, den Grauen erregenden „Abschied“ entgegensetzen, in dem es akustisch aber sehr ähnlich zugeht:

*Da gellte und heulte es in schneidenden Mißtönen, und es rauschte wie mit schwarzen Rabenfittichen im Zimmer umher. - Giulietta - Dapertutto verschwanden im dicken stinkenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die Lichter verlöschend.*⁶⁸⁹

⁶⁸⁸ Hoffmann: Fantasiestücke in Callots Manier, I. c., Bd. 1, S. 393

⁶⁸⁹ Ibidem, S. 408; „Die Elixiere des Teufels“ enthalten eine mittlere synthetische Form dieses Rauschens, wenn sich Aurelia und Medardus das erste Mal begegnen, weil hier Hoffnung auf eine erotisch ergiebige Affaire und Furcht vor dem damit verbundenen Frevel unheilvoll in einander fließen:

Das Morgenlicht brach in farblichten Strahlen durch die bunten Fenster der Klosterkirche; einsam und in tiefe Gedanken versunken, saß ich im Beichtstuhl; nur die Tritte des dienenden Laienbruders, der die Kirche reinigte, hallten durch das Gewölbe. Da rauschte es in meiner Nähe, und ich erblickte ein großes schlankes Frauenzimmer, auf fremdartige Weise gekleidet, einen Schleier über das Gesicht gehängt, die, durch die Seitenpforte hereingetreten, sich mir nahte, um zu beichten. Sie bewegte sich mit unbeschreiblicher Anmut, sie kniete nieder, ein tiefer Seufzer entfloß ihrer Brust, ich fühlte ihren glühenden Atem, es war, als umstricke mich ein betäubender Zauber, noch ebe sie sprach! – Wie vermag ich den ganz eignen, ins Innerste dringenden Ton ihrer Stimme zu beschreiben. – Jedes ihrer Worte griff in meine Brust, als sie bekannte, wie sie eine verbotene Liebe hege, die sie schon seit langer Zeit vergebens bekämpfe, und daß diese Liebe um so sündlicher sei, als den Geliebten heilige Bande auf ewig fesselten; aber im Wahnsinn hoffnungsloser Verzweiflung habe sie diesen Banden schon geflucht. – Sie stockte – mit einem Tränenstrom, der die Worte beinahe erstickete, brach sie los: »Du selbst – du selbst, Medardus, bist es, den ich so unaussprechlich liebe!« – Wie im tödenden Krampf zuckten alle meine Nerven, ich war außer mir selbst, ein nie gekanntes Gefühl zerriß meine Brust, sie sehn, sie an mich drücken – vergeben vor Wonne und Qual, eine Minute dieser Seligkeit für ewige Marter der Hölle! – Sie schwieg, aber ich hörte sie tief atmen. – In einer Art wilder Verzweiflung raffte ich mich gewaltsam zusammen, was ich gesprochen, weiß ich nicht mehr, aber ich nahm wahr, daß sie schweigend aufstand und sich entfernte, während ich das Tuch fest vor die Augen drückte und wie erstarrt, bewußtlos im Beichtstuhle sitzen blieb. –

(Hoffmann, Die Elixiere des Teufel, I. c., Bd. 2, S. 47f.)

Am nächsten zur ausgebreiteten Vorstellung vom Zusammenhang zwischen „Rausch“ und regressiver Fruchtbarkeit bei Hölderlin steht allerdings die folgende Stelle aus Hoffmanns „Kater Murr“, weil hier poetische Produktion und ihr Ergebnis beispielhaft über einander blendend erscheinen und (aber nur!) deshalb zusammen zu passen scheinen:

Eine solche Dialektik der ersten Begegnung zwischen sich Liebenden und ihrem notwendig erscheinenden Ende ist bei Hölderlin implizit bereits vorhanden, wird aber erst bei Hoffmann über eine ganze Erzählstrecken hin ausgebreitet, weshalb er ausführlich darlegt, auf welche Weise das Genie Kreisler im „Kater Murr“ an seinem eigenen (aber nur:) musikalischen Talent scheitert. Ihn zwingt die ästhetische Verpflichtung zum Liebesverzicht gegenüber auch ihm verlockend erscheinenden Frauen. Dies ist viel deutlicher und besser nachvollziehbar als die verhängnisvollen Verflechtungen, die Hyperion und Diotima wieder auseinandertreiben, entspricht sich aber insofern, als in beiden Entwürfen die Unvereinbarkeit von unterschiedlichen Lebenszielen so abgebildet erscheint, dass eine formale Rubrizierung gegenüber den je spannenden ideologischen und zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen, die in den Romanen stattfinden, nachrangig erscheinen.

Die dabei zu beobachtende vielschichtige, mehrfach gerichtete und auf unterschiedliche Weise fruchtbar wirkende, jedoch über nur sexuelle ödipale Anbindungen hinausschießende Disposition sollte m. E. nach ihrem Träger „Kater - Murr - Komplex“ genannt werden. Eine Neubezeichnung scheint mir schon deshalb notwendig, weil die fruchtbare Beziehung zwischen Mina und Murr dessen geniale Entwicklung keinesfalls behindert, wohingegen Freud annimmt, dass künstlerische Fruchtbarkeit wenigstens den Verzicht auf inzestuöse Betätigung beinhaltet.⁶⁹⁰

„Und“⁶⁹¹ zu aller Letzt: E. T. A. Hoffmann und Friedrich Hölderlin haben gleichermaßen und auf höchst zu bedauernde Weise an entscheidenden Stellen ihre literarische Verspre-

Ängstlich hörte ich Mina miauen, ängstlich sie meinen Namen rufen – Ich fühlte mich von Reue, von Scham durchdrungen, ich sprang zurück in meines Meisters Zimmer, ich verkroch mich unter den Ofen. Da quälten mich die ängstlichsten Vorstellungen. Ich sah Mina, die wiedergefundene gefleckte Mutter, tröstlos, verlassen, lebend nach der Speise, die ich versprochen, der Ohnmacht nahe – Ha! – der durch den Rauchfang sausende Wind rief den Namen Mina – Mina – Mina rauschte es in den Papieren meines Meisters, knarrte es in den gebrechlichen Robrstühlen, Mina – Mina – lamentierte die Ofentüre – O! es war ein bitteres herzzersehndes Gefühl, das mich durchbohrte! – Ich beschloß, die Arme womöglich einzuladen zur Frühstücksmilch. Wie kühlender wohlthuender Schatten kam bei diesem Gedanken ein seliger Frieden über mich! – Ich kniff die Ohren an und schlief ein! – (Hoffmann, Lebensansichten des Katers Murr, I. c., Bd. 6, S. 53)

⁶⁹⁰ Otto Rank stellt den Sachverhalt in seiner Abhandlung „Der Künstler“ (Leipzig / Wien / Zürich, 1925) differenzierter und phylogenetisch orientiert, dafür aber im Sinne Nietzsches deutlich umwertend dar, weshalb für ihn das sog. Gesamtkunstwerk Richard Wagners zugleich Höhe- und Endpunkt einer möglichen kulturgeschichtlichen Entwicklung darstellt (S. 79 f.); da der gegen Ende der Überlegungen gefundene Satz:

Aber wie der „Religionsstifter“ überwunden wurde, so muß auch der künstlerische Mensch überwunden, er muß zum Arzte werden; die Schaffenden werden zu Heilkünstlern und die Empfangenden zu Neurotikern, denn nur auf diesem Wege vermag das Volk zum „Bewusstsein“ zu kommen: die Neurose ist die Basis der allgemeinen Bewusstseinerweiterung (S. 80, Hervorhebung im Zitat), zwar sprachlich den Schwung von Nietzsches „Zarathustra“ besitzt, ansonsten aber nicht gut nachvollzogen werden kann, wird zwischen Freuds und Ranks Überlegungen nichts ausgemittelt, sondern beides zugleich zur kritischen Disposition gestellt. M. E. wird an solchen Stellen aber ziemlich deutlich, warum sich Freud irgend wann einmal mit manchen seiner früheren Weggefährten überwerfen musste.

⁶⁹¹ Vgl.: Hölderlin, Hyperion, Erster Band, FA, Bd. 11, S. 647:

Und dann die Herzenslust, so traulich neben ihr zu stehn, und die zärtlich kindische Sorge, daß sie fallen möchte, und die Freude an der Begeisterung des herrlichen Mädchens [...] Hervorhebung von mir, KR.

vs. Hoffmann, Lebensansichten des Katers Murr, I. c., S. 341:

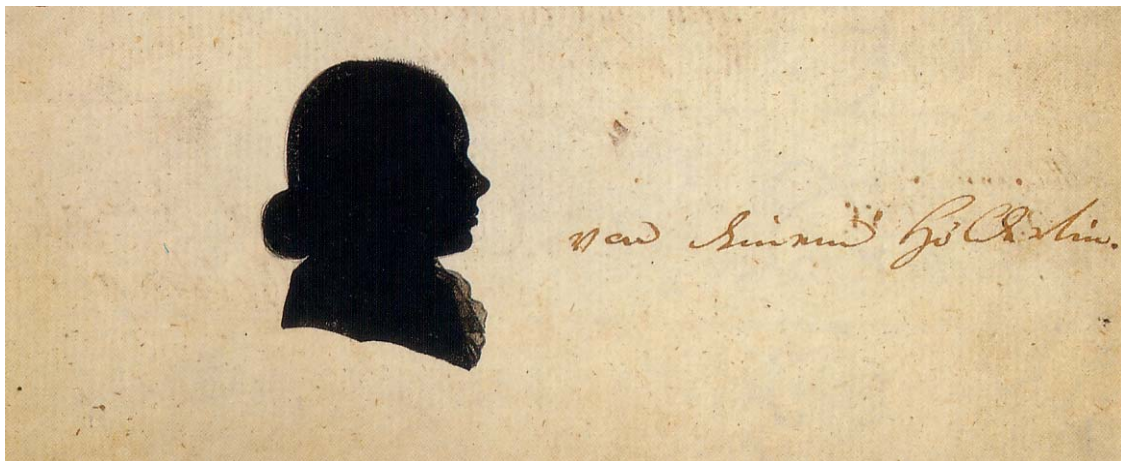
chungen nicht eingehalten, womit aber auch die hier ausgebreitete hermeneutische Phantasterei⁶⁹² ohne weiteres ihr Ende nehmen soll.

Die „Lebensansichten des Katers Murr“ enden mit dem folgenden Nachsatz:

*Der Herausgeber findet es daher der Sache nicht unangemessen, wenn er in einem dritten Bande, der zur Ostermesse erscheinen soll, dies von Kreislers Biographie noch Vorgefundene den geneigten Lesern mitteilt und nur hin und wieder an schicklichen Stellen das einschleibt, was von jenen Bemerkungen und Reflexionen des Katers der weitem Mitteilung wert erscheint.*⁶⁹³

Dies entspricht – wenn auch in sprachlicher Ausdehnung – ziemlich genau und vielleicht weniger zufällig als manche Übereinstimmungen in spezifischen Textsituationen dem oben abgehandelten, leer bleibenden

Nächstens mehr(.)



694

Prinz Hektor hatte selbst die Ohnmächtige in ein benachbartes Zimmer auf ein Sofa getragen, wo ihr die Benzoin die Stirne rieb mit irgendeinem starken Wasser, das der Leibarzt zur Hand gehabt. Dieser erklärte übrigens die Ohnmacht für einen Nervenzufall, den die Erhitzung des Tanzes veranlaßt, und der sehr bald vorübergehen werde.

Leider enthalten die hier zitierten Textstellen neben allerlei inhaltlich möglichen Analogien keine syntaktisch - formalen Entsprechungen, weil Hoffmann seine Sätze anders konstruiert als Hölderlin. Deshalb soll diese Fußnote als zur Hälfte eingeklammert gelten. An der Fiktion, dass Hoffmann wenigstens zum Teil das aufklärt, was Hölderlin nur in Umrissen thematisieren kann, wird trotz dieser sprachlich - formal mangelhaften Übereinstimmung festgehalten.

⁶⁹² Wofür aber entschuldigend ins Feld geführt werden soll, *daß diese(r, KR) Fülle der Gesichte* (Goethe, Faust I, V. 520 f.) *selbst wenn trocknes Sinnen* (ihn, selbstreferentiell: KR) *gelähmt*“ (Rudolf Steiner, Vier Mysteriendramen, Bd. 14 d. GA), Dornach, 1998, S.93) in bestimmtem Umfang nachgegeben werden muss, weil sonst die Lust an der reinen Quellenverfolgung abhanden kommt. Zur Verwechslung von „Sinn“ und „sinnen“ bei Goethe etc.: Alexander Höhne, Sprache als Spiegel (Diss.) Basel, 2004, S. 229 f., resp.: *Zum Unterschied vom Lebewesen, das die Welt auf sich bezieht, als wäre es ihr Mittelpunkt, weiß der lebendige Geist, der zur hermeneutischen Perspektive erzogen wurde, dass der Kosmos der Werte seinen Mittelpunkt außerhalb von ihm hat* (worauf dies syntaktisch oder {wert-} kosmologisch auch immer sich beziehen mag, KR): *daher bezieht er jenen Kosmos nicht auf sich selbst, als wäre er die übergeordnete Instanz, vielmehr bezieht er sich selbst auf ihn, indem er sich auf ihn als auf eine höhere Instanz einstellt.* (E. Betti, l. c., S. 746) – dem kann trotz einer deutlich spürbaren Entlehnung hinsichtlich der Gedankenführung aus Nietzsches „Zarathustra“: *(Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und Vieles ist in euch noch Wurm. (...) Euer Wille sage: der Übermensch sei der Sinn der Erde!* [KSA 4, S. 14]), Eckhard Henscheid (Immanuel Kant, Der Neger (Negerl), Frankfurt, 1985, S. 107) folgend, nur voll zugestimmt werden: *So ist es. Und nicht anders.* (Hervorhebung von mir, KR)

⁶⁹³ Hoffmann, ibidem, S. 598

⁶⁹⁴ Schattenriss und Eintrag ins Stammbuch Chr. Fr. Hillers, Württ. Landesbibliothek Stuttgart

Epilog: Des Dichters Socken

*Wo der Forscher Adlersblike beben,
Wo der Hoffnung künner Flügel sinkt,
Keimet aus der Tiefe Lust und Leben,
Wenn die Schöpferin vom Throne winkt*
[...]
Friedrich Hölderlin,

Strickt der Strumpf oder wird er gestrickt?
Georg Groddeck, Der Seelensucher

„Eidetisches, nicht lineares Denken“⁶⁹⁵

*Dafür hat er nicht weitergelebt, nicht als Narr unter Toren,
daß jetzt Einer kommt und uns weismacht, er habe sich nur verstellt.*
D. E. Sattler⁶⁹⁶

Auch wenn es seltsam anmutet, die bislang eher erahnte „schwarze Wäsche“ Friedrich Hölderlins⁶⁹⁷ findet sich schließlich doch:

*Es liebet aber der Sämann
Zu seben eine,
Die Tages schlafend über
Dem Strikstrumpf.*

Dieser „Strikstrumpf“ ist zeitlich zwischen Hölderlins zweitem Besuch in Klingenberg (April 1803) und dem angestrebten / tatsächlichen Hochzeitsdrama Eberhardine Blöst ./.. Karl Gok (18. Januar / 28. Mai 1804) in: „Die Nympe“ dokumentiert.⁶⁹⁸

Der Socken wurde nach Sattlers Darstellung zwischen Juli und August 1803 gewirkt. Warum die Hochzeit verschoben wird, ist nicht bekannt, nachvollziehbar sind aber die Gefühle, die der vormalige Liebhaber Eberhardines, Friedrich Hölderlin, angesichts des Umstands entwickeln muss, als er den plötzlichen Sinneswandel der Cousine in Erfahrung bringt; es ist aber nicht belegbar, ob / dass der wütende Bruder einen Aufschub in dieser Affaire erwirkt hat. Der Text lässt unter Einbeziehung von Nymphen, die nicht zum Heiraten für Menschen vorgesehen sind und „Cäcilie“, die dem Bräutigam entwischt, als sie die zur Hochzeit gehörende Musik spielen hört, nicht nur einen literaturgeschichtlich möglichen Bezug zu Herders „Andrastea“

⁶⁹⁵ P. Bertaux

⁶⁹⁶ D. E. Sattler, 144 fliegende Briefe, 1981, S. 348, Friedrich Hölderlin, FA, Bd. 8. S. 712 und ib., Homburger Folioheft, S. 116, Bertaux hat im Übrigen die hier von Sattler unterschobene Behauptung nie aufgestellt, Hölderlin sei ein Simulant gewesen.

⁶⁹⁷ s. o., S. 110

⁶⁹⁸ BA, Bd. 10, S. 77 / FA, Bd. 8, S. 733

zu, obwohl nicht geklärt werden kann, ob und wann Hölderlin diesen Text zur Kenntnis genommen hat⁶⁹⁹ und Nymphen und Musen eher weitläufige Verwandte darstellen, sondern auch den zum eigenen „Verzicht“ (Sattler) auf Frau Blöst – einer offenbar eher unheiligen Cäcilie.

Leider bilden weder „Frankfurter“ noch „Bremer Ausgabe“ die entsprechende Textlandschaft vollständig so ab, wie sie im „Homburger Folioheft“ betrachtet werden kann. Dort ist die Seite 307 / 90 fast durchgängig mehrspaltig beschrieben, aus denen Sattler auswählt. Seine Vorgehensweise ist im achten Band der FA nicht mehr sehr gut und in der BrA überhaupt nicht mehr zu erkennen, obwohl sie bei einer möglichen Erklärung von poetischer und biographischer Situation behilflich sein könnte.

Eine editorische Fiktion

Um seiner Vorstellung von einem „lyrisch zärtlichen Abschied“⁷⁰⁰ zwischen Eberhardine und Friedrich nachgehen zu können, muss Sattler das komplexe Gefüge des auf den hier knapp anderthalb Seiten des „Homburger Foliohefts“ Abgebildeten in eine lineare Anordnung übertragen und auf einen Produktionszeitraum von mehreren Monaten verteilen.

An letzterem kann nicht mit Notwendigkeit gezweifelt werden, eher aber daran, dass Hölderlin nicht ganz absichtsvoll die Blätter im „Folioheft“ so beschrieben hat, wie sie in der entsprechenden Anlage zur „Frankfurter Ausgabe“ gut zu besichtigen sind, wovon aber spätestens in der „Bremer Ausgabe“ nichts mehr zu sehen ist.

Um den Widerspruch zwischen biographisierender und ideologischer Interpretation bearbeiten zu können, wird vorgeschlagen, den Begriff eines von Hölderlin erzeugten Textfelds zu akzeptieren, womit gemeint sein soll, dass FH zwar fortlaufend Vorstellungen aufgeschrieben hat, daneben oder nebenher davon abzweigende Texte entwickelt, die allgemeinerer Natur sind, als dies aus der bekannten oder zu erschließenden biographischen Situation hervorgeht. Folglich müssen diese Texte Hölderlins „flächig“ gelesen werden und nicht „linear“, nur den Entstehungsstufen entsprechend.⁷⁰¹ Ihre Bedeutung geht nicht nur aus der Symbolik einzelner, von einander abgrenzbarer und syntaktisch erfassbarer Schreibstufen hervor, sondern auch aus der Ikonizität der beschriebenen Seiten insgesamt, auf denen sich wie bei einer Graphik zwar einzelne Gestalten erkennen

⁶⁹⁹ Sattler legt einen Zeitraum nach dem Januar 1804 nahe, begibt sich damit aber in Widerspruch zu dem von ihm selbst angenommenen Entstehungsdatum der „Nymphe (FA, Bd. 8, S. 776)

⁷⁰⁰ BA, Bd. 10, S. 76

⁷⁰¹ vgl.: P. Bertaux, Eidetisches, nicht lineares Denken, in: P. Bertaux, Friedrich Hölderlin, S. 355

lassen, deren Bedeutungsumfang aber insgesamt das übersteigt, was je einzeln erkennbar scheint.

Inhaltlich wirken die poetischen Problemlagen auf die biographischen Situationen ebenso zurück wie die damit zusammenhängenden mythologischen Kenntnisse des Dichters. Dabei können durchaus – im Sinne sich selbst erfüllender Wünsche und Ängste – tatsächliche Zustände durch mythologische Kenntnisse so auf ein Verhältnis projiziert werden, dass sie lebenswirklich auch eintreten und im Sinn eines Vor-Urteils die Kontinuität des poetischen Werks sichern. Dass solche künstlichen Projektionsverhältnisse irgendwann einmal zusammenbrechen und zwischenmenschliche Katastrophen (Abbruch von Beziehungen / Ehescheidungen etc.) auslösen müssen, darf als bekannt voraus gesetzt werden. Aber gerade deshalb ist es ziemlich spannend, mit welcher Intensität FH im Buhlen um E. Blöst die Rivalität von Karl Gok gesucht hat – um dabei so tragisch zu scheitern, als wollte er gerade hier wieder einmal seinen Untergang finden und wie er dieses Scheitern dadurch zu überwinden versucht, dass er es unter Bezugnahme auf mythologische Stoffe absichert.

Bevor aber mit einem solchen, vielleicht seltsam dialektisch anmutenden und waghalsigen Unterfangen begonnen wird, soll die sentimentale Anekdote, die Sattler diesbezüglich in der „Bremer Ausgabe“ einflucht, ein wenig entmythologisiert werden.

Sattler leitet seine textkritische Abschichtungsarbeit damit ein, dass er bemerkt:

Die Nympe 3: Die Nympe. / aber es haben ... (p. 91.92) Vor Übertrag des Brauttage-Entwurfs Die Nympe 2-2 aber es haben ... ins Foliobest wurde Hölderlin, wie auch immer, zum Verzicht auf Eberhardine Blöst genötigt. Seine erste Reaktion ist sichtbar in der mehrfach über jener Seite ausgeschleuderten, tintenvollen Feder.⁷⁰²

[...]

Die Nympe 4: Auf falbem Laube ... (p.90) Auf der dem Beginn von die Nympe 3 links gegenüberliegenden Seite werden jetzt, nachzählbar, die beiden Eingangstropfen konzipiert: ein lyrisch zärtlicher Abschied. Auch der Namen der Braut erscheint, wie auf dem Bettzeug gestickt, in dem übergroßen, drei Zeilen umspannenden Initiale E. Und wie in den verborgenen Botschaften in den Briefen an Imanuel Nast gibt es absichtliche Fehler: Erst eindeutig Stikstrumpf – dann, nachträglich, durch ein winziges Häkchen angedeutet – die Normalität des Strickstrumpfs.

Dabei greift er insofern in die Textanordnung ein, als er die – zunächst tatsächlich widersprüchlich erscheinende – Überschriftenfolge *Die Nympe / Mnemosyne* auflöst und den ersten Teil einer anderen Textspalte und einem erst später erscheinenden Inhalt als „Mnemosyne“ zuordnet:

⁷⁰² Hier findet sich nicht mehr als das folkloristisch zusammengeschiedete Lauffener Denkmal wieder, in dem Schreib- und andere „Federn“ in Einem zusammenschnurren, weil sie sich (in beiderlei Sinn) angeblich immer wieder vergeblich auszudehnen versucht haben.

*Der Brauttag, bange sind wir aber
der Ehre wegen. Denn Furchtbar gehet [...].*

An anderer Stelle versetzt Sattler „Die Nymphe“ gar als Überschrift auf die vorherige Seite 307 / 90 und subsumiert darunter die beiden Strophen „Auf falbem Laube ruhet [...]“ bis „Nicht will wohllauten / Der deutsche Mund / aber lieblich / Am stechenden Bart rauschen / die Küsse“, die er ganz unmittelbar auf die Blöst - Affaire bezieht.

Mir scheint eine solche, den Text verändernde Vorgehensweise zwar in der Tradition vieler Hölderlin - Herausgeber zu stehen, aber dennoch nicht angemessen zu sein, auch wenn sie nur dazu verleitet, wenige Zeilen zu überspringen oder umzustellen, da sie den Dichter erneut – im Wortsinn – bevormundet, weil ihm auf diese Weise zumindest Wankelmütigkeit bei der Thematisierung der poetischen Problemlage unterstellt wird. Der Herausgeber erstellt hier einen Leitfaden, mit dessen Hilfe sich die Leser in einem textuellen Irrgarten zurechtfinden sollen, den ein Dichter hinterlassen hat und ohne den angeblich keine Orientierung gefunden werden kann.

Dies ist um so befremdlicher, als Sattler selbst bei der ursprünglichen Herausgabe des „Folioheftes“ vorschlägt, diesen beschriebenen Heftbogen einen „konzeptuellen Kunstcharakter“ zuzuerkennen, was notwendigerweise mit einschließt, dass an ihrer Unveränderlichkeit festgehalten werden muss. Sattler unterstreicht auch diesen Gedanken selbst, wenn er abschließend bemerkt: „Deswegen ist nichts an diesen Papieren bedeutungslos, nichts an ihnen zufällig.“⁷⁰³

Auf dem Weg der Nachbesserung des von Hölderlin hier entworfenen Kunstwerks entdeckt der Herausgeber darüber hinaus einen angeblich im Nachhinein eingefügten Schriftbogen, der einen unterstellten „Stikstrumpf“ zum philologisch korrekten „Strickstrumpf“ erhebt und verknüpft damit einige Vermutungen über die Imitation von Bettlaken der Eberhardine Blöst, die mit ihren Initialen bestickt gewesen sein könnten. Diese Vermutung geht aber nicht erst unter der Lupe verloren, weil das „r“-Häkchen zwar tatsächlich sehr klein geraten ist, aber an einen Aufwärtsschwung angehängt erscheint, der dem Schriftfluss nach durchaus vorgesehen war, auf den dann ein völlig normales kleines „i“ folgt, was dem kleinen graphologischen Scherz Sattlers die Pointe raubt. Diese Lesart zielt auch auf kein semantisch sinnvolles Gebilde, weil Sti(r)ikstrümpfe lexikalisch kaum nachweisbar sind und auch bei eingeweihten LeserInnen eher keine verschlüsselnswerte Assoziationen hervorrufen. Sattler bemerkt

⁷⁰³ FA, Homburger Folioheft, S. 19 f., Hervorhebung von mir, KR

zwar richtig, dass Hölderlin an dem Wort herumgeflickt hat, liest aber selbst zunächst (auch richtig) „Stri(st)kstrumpf.“, wie aus der anliegenden Abschrift hervorgeht.⁷⁰⁴

Aus „tintenvoller Feder ausgeschleudert“

Darüber hinaus ist ebenfalls richtig, dass Martin Luther, der in der Umgebung der inkriminierten Textstelle eine nicht untergeordnete Rolle spielt,⁷⁰⁵ wenigstens der Legende gemäß mit dem Tintenfass nach dem ihm angeblich auf der Wartburg erschienenen Teufel geworfen haben soll; die Spuren davon waren Jahrhunderte lang – wenn auch unter regelmäßigem Restaurationsaufwand – an Ort und Stelle zu besichtigen. Nicht richtig erscheint mir aber anzunehmen, dass Friedrich Hölderlin ein Gleiches auch nur geistweise mit Frau Blöst anstellt, indem er prophylaktisch – oder kompensativ – den Strahl seiner „tintenvollen Feder“ aufs Blatt Papier richtet und dies in der von Sattler beschriebenen Weise besudelt. Auch ohne Lupe ist nämlich zu sehen, dass das auf den ersten Blick etwas unmotiviert auf der Seite 90 herumlungernde Wort „fleißig“ vom Abdruck einer Rotweinflasche umrandet wird,⁷⁰⁶ den der Dichter so kommentiert – ob ante oder post festum sei der weiteren Anekdotenbildung überlassen, einiges spricht aber dafür, dass diese Spur mit einem Durchmesser von etwa 9 Zentimetern während der Textproduktion auf das Papier geraten sind, da ein Teil der frühesten Schreibschrift vom Rotwein beeinträchtigt worden ist. Die großen und kleineren Flecken an dieser Stelle scheinen mir neben den entsprechenden Verwischungen im Text sowohl der Farbgebung als auch dem sarkastischen Kommentar nach eher der – auch an anderen Stellen zu beobachtenden – Gewohnheit Hölderlins zuzuordnen zu sein, seine Weinflasche auf dem noch zu beschreibenden oder schon beschriebenen Papier (wie das hier der Fall ist) abzustellen und dies dann selbstironisch zu kommentieren, als einem Wutausbruch über die treulose Eberhardine, weshalb jedenfalls aus dem von Sattler erzeugten Umstand keine zeitliche Zuordnung zwischen Textlage und der Kenntnisnahme davon hergestellt werden kann, dass die „Braut“ (Sattler) lieber mit dem karrierebewussten Halbbruder Karl Gok als mit dem manchmal unrasiert durch die Gegend wandernden Dichter zu Bett geht, dessen Tücher sie – wie Sattler weiterfabuliert – mit ihren Initialen be„stikt“ hat.

⁷⁰⁴ Vgl.: Abb. (24)

⁷⁰⁵ vgl.: *ibidem*, S. 109

⁷⁰⁶ Ich danke J. J. Schmidt, der den Abdruck entdeckt hat, für diesen Hinweis, auf Festplatten sind solche Ränder erzeugenden Spuren leider nicht mehr zu dokumentieren; das Motiv des Tintenstrahls findet sich untersucht in: Georg Groddeck, *Manuskriptedition und Materialien zum Buch vom Es*, hg. v. Samuel Müller, Frankfurt, 2004, S. 205 f., wo auch ersichtlich wird, welches psychische Problem Luther angehängt wird, wenn er auf der Wartburg angeblich gegen den Versucher kämpft: *Das Tintenfaß mit seinem gäbnenden Schlund, der in dunkelschwarze Tiefen führt, ist ein Muttersymbol, stellt den Schoß der Gebälerin dar.* (S. 205) Der dem entsprechende „Tintenstrahl“ enthält eine phallische Symbolik, die Hölderlin mehr unterstellt werden muss, als sie aus dem Text selbst hervorgeht, sie fällt also auf den Herausgeber zurück.

Damit soll D. E. Sattler aber keinesfalls an seinen verdienstvollen philologischen Kragen gegangen werden. Es geht nur darum, eine Textstelle von der angeblich eindeutigen Zuordnung zu einer biographischen Situation zu befreien, damit sie so differenziert gesehen werden kann, wie dies das im Folioheft vorliegende Kunstwerk vom Betrachter verlangt, auch wenn dies nur ins Konzept geschrieben worden ist.

Wenn dem Vorschlag der FA⁷⁰⁷ gefolgt wird, die Überschrift „Die Nymphe“ nach Seite 307 / 90 über den Text *Schön ist / Der Brauttag* zu versetzen, unterstellt dies, Hölderlin habe „Nymphe“ hier im Sinn des dort vorliegenden Kontexts verwendet, der die gefühlte Nähe von „Blumen auch Wasser“ und „Gott“ suggeriert. Dem steht die allgemein angenommene Bedeutung dieser langlebigen, aber dennoch sterblichen Göttinnen nicht entgegen, die eben dem breiten Strom des mythologischen Verständnisses nach für idyllische Liebesverhältnisse im entsprechenden natürlichen Ambiente zuständig gewesen sind, selbst aber nicht von Menschen geheiratet werden durften, bzw. so extrem sensibel gewesen sein sollen, dass an eine konkrete Beziehung zwischen diesen Fabelwesen und einem irdischen Mann kaum gedacht werden kann, vor allem dann nicht, wenn dieser mit dem Jähzorn eines Friedrich Hölderlin begabt sein sollte.⁷⁰⁸

Die Assoziation zu der Frau, die eine bestimmte Zeit lang während des Jahres 1803 an den Gestaden des Neckars als „Nymphe“ des Liebhabers Friedrich Hölderlin geharrt hat, der sie zweimal in Klingenberg besucht, um ihn zunächst zu umcircen, sich seinen ungestümen Armen dann aber wieder zu entwinden, ohne dass hierfür ein konkreter Anlass kolportiert werden kann, drängt sich also geradenach auf. Nur – und hier beginnt sich dieser Entwurf einzutrüben – Frau Blöst verlässt den Dichter nicht etwa wie Fouqués „Undine“ nach langem, jammervollem Gesang, unter dessen Klängen sie sich in die Welt der feuchten Geister zurückkehrt,⁷⁰⁹ sondern um sich ganz unverzüglich und zielstrebig in den Hafen der Ehe zu begeben, allerdings – wie bereits bekannt ist – mit dem Halbbruder Hölderlins, Karl Gok. Im Gegensatz zu den flüchtigen Brunnengöttinnen ist diese Frau denn auch zu einer ganz stabil geführten Ehe fähig, nur eben nicht mit Friedrich Hölderlin, welche Gründe auch immer ihrem Dafürhalten nach gegen eine ständige Verbindung mit ihm gesprochen haben mögen.

Wenn aber die Deutung „der Nymphen“ herangezogen wird, die Hederichs Lexikon auch bietet, nach der sie, einer phönizischen Tradition folgend, „Seelen der Verstorbenen wären“,⁷¹⁰ kann auf eine Umordnung von Überschriften und Texten verzichtet werden, da

⁷⁰⁷ FA, Bd. 8, S. 732

⁷⁰⁸ Vgl.: P. Bertaux, Ein Choleriker, in: Friedrich Hölderlin, I. c., S. 268 ff.

⁷⁰⁹ vgl.: E. T. A. Hoffmann, Undine (1816), Musik-CD, Gütersloh, 1994(?)

⁷¹⁰ B. Hederich, Gründliches mythologisches Lexikon, Sp. 1749

der erste Titel in diesem Sinne lediglich eine gewisse Doppelung des zweiten, „Mnemosyne“, beinhaltet, die durch ein zwifach notwenig gewordenes Gedenken im fraglichen Zeitraum unschwer erklärt werden kann.

Denn in unmittelbarer zeitlicher Nähe des von Sattler angenommenen Entstehungsdatums, am 22. Juni dieses Jahres, stirbt nicht nur der von ihm so sehr verehrte Wilhelm Heine, sondern jährt sich auch der Todestag Susette Gontards zum ersten Mal – ein Ereignis, über das sich Hölderlin wohl in Klingenberg am Neckar hat hinwegtrösten lassen wollen, was aber gründlich daneben gerät, indem ihm Eberhardine Blöst als Undine der erstgenannten, schwer heiratbaren Art entschwindet, worin aber noch lange kein Grund dafür gesehen werden kann, eine Neuordnung der Textlage in der von Sattler vorgeschlagenen Form vorzunehmen.

Letzter Seitenhieb, „querfeldein“

Die angebliche Berechtigung, auf diese Weise mit den zweifellos komplexen Texten umzugehen, die aus der Mitte des Jahres 1803 stammen, leitet sich unter anderem aus der Darstellung Friedrich Schellings ab, der in dieser Zeit in (Kloster) Murrhard[t] weilt, wohl um seine frisch gewonnene Braut Caroline Schlegel (geb. Michaelis, verw. Böhmer) bei den – pietistisch strenggläubigen – Eltern einzuführen. Dieses Unterfangen dürfte wegen des Personenstandes dieser Frau nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen sein, weshalb nachvollziehbar erscheint, dass sich Schelling viele Jahre später nicht sehr deutlich an Einzelheiten des Besuches durch seinen früheren Freund Friedrich während dieses Aufenthalts erinnert. Das erklärt auch, warum ihm aus einer zeitlichen Distanz von etwa 45 Jahren die Darstellung der Symptome von Hölderlins angeblichem Wahnsinn widersprüchlich erscheint und die Befürchtungen hinsichtlich des offenbar schon zuvor bekannten psychischen Status nicht wirklich auftreten, bzw. fast ein Bedauern dahingehend zum Vorschein kommt, dass ein erwartetes unanständiges Betragen ausbleibt, das nach Schelling unmittelbar mit geistiger Zerrüttung einhergeht. Nur ein Faktum durchzieht die Schilderungen des fast etwa 75 - jährigen Philosophen mit auffälliger Stereotypie: Hölderlin ist seiner Überzeugung nach „querfeldein“ von Tübingen bzw. Nürtingen „durch Instinct getrieben“ in Murrhardt gestrandet, um dann (vermutlich über Sulzbach) weiter nach Klingenberg am Neckar – eben zu Cousine Blöst – weiter zu trudeln.

Stellvertretend für drei vorliegende Dokumente, in denen der späte Schelling sich erinnert, sei eine seiner Äußerungen gegenüber Christoph Theodor Schwab zitiert:

Als H. schon wahnsinnig war, lief er von Nürtingen gradaus querfeldein in außerordentlich kurzer Zeit nach Murrhard, wo er Schelling wußte; er blieb bei Schellings Aeltern über Nacht, speiste mit ihnen, nahm, wo ihn das Gespräch anregte, daran Theil, sprach Einiges Vernünftige, fiel dann a-

*ber, nachdem er 20, 30, Worte gesprochen, ins Irrereden, in den Unsinn, das Auffallendste war, daß er gar nichts Unanständiges that.*⁷¹¹

Dieser Umstand der stereotypen Erinnerung erlaubt erhebliche Zweifel an ihrer Echtheit, die sich zumindest in einem entscheidenden Punkt von der zeitnahen Darstellung Schellings gegenüber Hegel unterscheiden.⁷¹² Während er seinerzeit von der „ekelhaften“ äußeren Erscheinung Hölderlins auf ein verwahrlostes Inneres schließt, verfährt der alte Schelling nahezu genau umgekehrt: Der erinnerte, ans Tier gemahnende Instinkt, von dem Hölderlin angeblich querfeldein mit unheimlicher Geschwindigkeit durch das schwäbische Mittelgebirge getrieben wird, lässt den weisen Greis nachträglich vor Grauen schauern und wirft die Frage in ihm auf, warum dieser grausige Gast – mehr triebiges Tier als vernunftbegabter Mensch in seinem Sinne – eigentlich nicht auch noch nächstens aufs Parkett geschissen habe.⁷¹³

Diese ziemlich grobe und mittels offensichtlichen Wiederholungszwangs der Unglaubwürdigkeit überführbare Erinnerung unterstützt allerdings die Lesart von Sattler, der sich schließlich auch von Pierre Bertaux seine Perspektive auf den verrückten Hölderlin nicht verleiden lassen will,⁷¹⁴ und die von ihm benutzte Technik der Textanordnung, die zwar Umsortierungen notwendig macht, ansonsten aber nicht darauf eingeht, in welchem Umfang auf den letzten Seiten des „Homburger Folioheftes“ erlebte Gefühlslagen und bearbeitete poetische Situationen ganz dicht und deshalb teils nur fragmentarisch zusammengefasst erscheinen. Als Beleg dafür sei auf dem Kern dieser Betrachtung etwas entfernt liegende Stellen hingewiesen, in denen Hölderlin an die

⁷¹¹ FA, Bd. 8, S. 737, bei dieser Quelle fällt vor allem die sprachliche Distanziertheit auf, die der Schilderung innewohnt. FH hat demnach nicht bei seinem Freund übernachtet, sondern bei dessen Eltern; es ist kaum anzunehmen, dass die daraus resultierende Entfremdung einer eigenen Initiative Ch. Th. Schwabs entspringt, sondern der späte Schelling selbst betont, die Begegnung mit dem früheren Freund sei eine eher indirekte gewesen, womit er ihn verleugnet.

⁷¹² Schelling an Hegel, Schmidt, Hölderlin, Briefe, S. 647

⁷¹³ Nach J. Teboul (l. c. S. 102) gehört das Onanieren zu den „unanständigen“ Gewohnheiten des verrückt gewordenen Hölderlin, was auf Waiblinger zurückgeht (vgl. BA, Bd. 12, S. 103); von dieser Vorstellung wird aber nicht nur Abstand genommen, da sie eine zu einfache Übertragung des kleinen Fritz von Kalb auf seinen Lehrer Friedrich Hölderlin bedeutet, sondern schon deshalb, weil sich aus der Darstellung Waiblingers eine Konkurrenzlage zwischen diesem und Hölderlin – Charlotte Zimmer betreffend (vgl. BA, Bd. 12, S. 93) – ergibt, in die sich Waiblinger auf Anhieb (aber erfolglos) verliebt zu haben scheint, weshalb er eine mögliche sexuelle Betätigung Hölderlins auf diesen selbst begrenzt. Vgl. zum psychologischen Hintergrund dieser Begegnung Schellings mit Hölderlin: Claude Lévi – Strauß, *Das Ende des Totemismus*, Frankfurt, 1969, S. 9:

Es ist kein Zufall, dass Frazer (in: Totemism and Exogamy, 4. Bde, London, 1910, KR) aus dem Totemismus und der Unkenntnis der physiologischen Vaterschaft ein Amalgam machte: der Totemismus rückt den Menschen und das Tier aneinander, und die angebliche Unkenntnis der Vaterrolle bei der Zeugung ersetzt dann schließlich den menschlichen Erzeuger durch Geister, die den Naturkräften noch näher stehen. Diese „Naturzugehörigkeit“ wurde zu einem Probestein, mit dessen Hilfe es gelang, sogar innerhalb der Kulturen den Wilden von dem Zivilisierten zu isolieren. (...) Der Totemismus ist zunächst das Hinauswerfen von Geisteshaltungen aus unserer Welt, gleichsam eine Hexenaustreibung von Geisteshaltungen, die unvereinbar sind mit der Forderung einer Diskontinuität zwischen Mensch und Natur. (Hervorhebungen von mir, KR)

Einen ganz eindrucksvollen Überblick darüber, wie schwer es auch heute noch Geisteswissenschaftlern fallen kann, abweichendes Verhalten – auch von Dichtern – zu akzeptieren, bietet der Aufsatz von Roger Paulin, *Künstlerbiographie, Hagiographie und persönliches Schicksal*, in: *Resonanzen*, Festschrift für Hans Joachim Kreutzer, Würzburg, 2000, S. 329 ff., wo das suizidale Verhalten von Poeten und ihren Sujets zwischen „Werther“ (sic!) und Günderrode / Kleist sich zusammen gebunden finden. Was hier leider keine Berücksichtigung findet, ist der Umstand, nach dem ein ähnlicher Zusammenhang teilweise bereits seit längerem belletristisch in Christa Wolf: *Kein Ort. Nirgends*, Berlin / Weimar 1979 verbraucht worden ist.

⁷¹⁴ D. E. Sattler, *Friedrich Hölderlin, 144 fliegende Briefe*, Bd. 1, S. 11

Toten des Trojanischen Krieges erinnert, wobei er aber die Möglichkeit einflücht, „mit eigener Hand“ zu sterben, welchem Umstand er in Übereinstimmung mit Susette Gontard – wohl schon deshalb, weil er ihn verworfen hat – genaue Aufmerksamkeit widmet:

[...] *und es starben*
Noch andere viel. Mit eigener Hand
Viel traurige, wilden Muths, doch göttlich
Gezwungen, zuletzt, die anderen aber
Im Geschike stehend, im Feld.

Dabei muss der feinsinnigen Unterscheidung zwischen dem göttlich erzwungenen Suizid und der schicksalhaften Ergebnisheit, den Heldentod auf dem Feld (später: „der Ehre“) zu sterben, nicht weiter nachgegangen werden, weil der einfache Hinweis darauf genügt, dass der psychoanalytische Beleg für die Nähe des einen Umstands zum anderen erst ungefähr hundert Jahre später bei Sigmund Freud gefunden wird,⁷¹⁵ um nachvollziehen zu können, warum ein Mann wie Friedrich Schelling im Nachhinein sich daran erinnert, Hölderlin habe über weite Teile seiner Unterhaltungen mit Irrreden bestritten, welcher Gedankengang nicht zuletzt die angeblichen Wiederentdecker Hölderlins im Umkreis von Stefan George in erhebliche Schwierigkeiten gebracht haben dürfte und woran sich trotz des akademischen Fortschritts durch die psychoanalytische Arbeit Freuds vor allem in konservativen Kreisen wohl bis heute nicht viel geändert hat.

Komplementär dazu ist der Tod von (Waffen-) Brüdern zu bearbeiten, deren einer „am Feigenbaum“ gestorben ist, während sich ein anderer sterbend in die nymphischen Umgebungen zurückgezogen hat:

Am Feigenbaum ist mein
Achilleus mir gestorben,
Und Ajax liegt
An den Grotten, nahe der See,
An Bächen, benachbart dem Skamandros.

Der Kontext von Eros und Thanatos kann dabei ebenso wenig übersehen werden wie der persönliche, in den dieses dem Mythos entlehene Bild gestellt wird, wo der Tod der Helden zwischen zwei sehr unterschiedliche Ausdrucksformen des Erotischen erscheint, wenn die Passage mit dem „Feigenbaum“ beginnt und den nymphischen Stätten am Skamander endet.

⁷¹⁵ z. B. in: S. Freud, Totem und Tabu, StA, Bd. 9, S. 437, Fußnote 1

Weichbild einer Seelenlandschaft

Die Isoliertheit dieses flüchtigen Gedankens lässt aber den Schluss zu, dass der Rückgriff auf die Darstellung des Todes eines antiken Männerbundes im Krieg oder durch Selbstmord auf keine kontemporären, konkreten Personen zielt, sondern eine spezifische psychische Situation widerspiegelt, die aus den Biographien und / oder Charaktereigenschaften der benannten Figuren, Achilleus, Ajax und – ergänzend – Patroklos, hergeleitet werden kann. Einen biographischen Bezug ausschließlich zu Achilleus zu suchen, wie er beispielsweise bei Sattler unterstellt wird, scheint mir trotz der „Brieffragmente über den Charakter Achills“⁷¹⁶ biographisch und psychologisch ziemlich holprig zu sein, weil hier zu viele Merkmale selektiert werden müssen, um eine Analogie noch rechtfertigen zu können.⁷¹⁷

Aus den entsprechenden Einträgen in Hederichs Lexikon lässt sich extrahieren:

- Achilleus fällt nicht nur dadurch auf, dass er von seiner Mutter Thetis überbehütet worden ist, sondern auch durch einen exzessiven Verbrauch von Frauen – und einen fast unzählbaren Jähzorn. Um ihn davor zu schützen, zum Kriegsdienst gegen Troja herangezogen zu werden, steckt ihn Thetis in Mädchenkleider, durch eine Waffenprobe kommt aber seine Identität zum Vorschein, weshalb er schließlich doch zu den Soldaten muss. Am Feldzug selbst nimmt er den erschlagenen Feinden nach sehr erfolgreich, innerlich aber eher distanziert teil. Um ein Haar wechselt er der Liebe zur trojanischen Königstochter Polyxena wegen die Kriegspartei; als er sie während einer Kampfpause heiraten will, wird er von Paris im Tempel des Apollon meuchlings ermordet.
- Ajax überlebt zwar die Kampfhandlungen des Trojanischen Krieges, vor allem den Zweikampf mit Hektor, mit dem er anschließend Schwert und Gürtel tauscht, stirbt aber trotzdem an ihm, weil er sich in das von Hektor überlassene Schwert stürzt, nachdem er aufgrund einer von Odysseus angezettelten Intrige, in der es um Rüstung und Waffen des Achilleus geht, in geistige Umnachtung fällt, während der er eine ganze Herde von Schafen niedermetzelt, die er für feindliche achäische Angreifer hält.
- Patroklos schließlich stirbt in der Rüstung des Achilleus durch unmittelbaren Eingriff des Gottes Apollon in das Kampfgeschehen des Trojanischen Krieges, der ihn zunächst seiner Rüstung beraubt, um ihm schließlich Hektor auszuliefern; anschließend tobt eine erbitterte Auseinandersetzung um seinen Leichnam und die Rüstung, die von den Griechen erst zurückerobert werden können, nachdem Achilleus in den Kampf zurückgekehrt ist und Hektor getötet hat.

Die drei Helden verbindet über ihre Teilnahme am Trojanischen Krieg hinaus der Umstand, dass sie angeblich unverwundbar sind, deshalb vielleicht die gleiche Rüstung tragen

⁷¹⁶ FA, Bd. 14, S. 75 ff.

⁷¹⁷ Sattler, l. c., S. 103, z. B.: „Wie diesem (Achill, KR) wird ihm die Geliebte genommen“, dies kommt aber im Vergleich so nicht hin, denn vermutlich spielt Sattler auf die Briseis - Affaire zwischen Achilleus und Agamemnon an, wo allerdings im Gegensatz zum regelmäßigen Damenverlust Hölderlins die Geliebte zurückerstattet wird.

/ tragen wollen und schließlich so von Apollon, Ajax von dessen Schwester Athene „geschlagen“ werden,⁷¹⁸ wie das Hölderlin während seiner unglücklich abgebrochenen Reise nach Bordeaux auch von sich behauptet.⁷¹⁹ Achilleus wird in Apollons Tempel gelockt und findet dort den Tod, während Ajax, sich um dessen Rüstung betrogen fühlend, den Verstand verliert, was ihn in der Selbstmord treibt, und Patroklos stirbt in dieser Kluft, die offenbar – selbst wenn sie ihre jeweiligen Träger in den Tod stürzt – sehr begehrt gewesen sein muss. Dies ist zwischen Achilleus und Patroklos noch eher nachvollziehbar, da sie neben ihrer umfangreichen Beschäftigung mit Frauen auch ein Verhältnis untereinander betrieben haben sollen, wie beispielsweise Plato behauptet.⁷²⁰ Das diesbezügliche Begehren des Ajax nach eben der gleichen Rüstung passt aber nicht sehr gut in dieses unter Verliebten häufig verbreitete Spiel mit einem am Körper getragenen Fetisch, den das Kleidertauschen beinhaltet.⁷²¹ Da die vom subolympischen Schmied Hephaistos auf Verlangen von Thetis wiederholt gefertigte Kampfmontur ihren Trägern kein Glück bringt, sondern jeweils mehr oder minder unmittelbar den Tod beschert und Ajax überdies auch mit dem trojanischen Prinzen Hektor Gürtel gegen Schwert tauscht, kann unterstellt werden, dass die triadische Verknüpfung Achilleus, Ajax und Patroklos aus der Perspektive Hölderlins nicht positiv, sondern verhängnisvoll gesehen wird. Die Zuneigung untereinander geht hier jedoch über das Tragen einer gemeinsamen Rüstung nicht hinaus, obwohl oder gerade weil sie von der zur Überbehütung neigenden Mutter eines der Helden stammt.

Handwerkliche Fehler bei der Immunisierung gegen die Sterblichkeit ergänzen diesen leidigen Umstand unabhängig davon, welche Elementarkraft einen solchen Vorgang bewerkstelligen soll. Nach manchen Lesarten hält Thetis ihren Sohn an der Ferse fest, als sie ihn im Styx untertaucht, um ihn mittels dieser Taufe unverwundbar werden zu lassen, nach anderen Quellen holt ihn der Vater Peleus zu früh aus dem Feuer, in dem die Mut-

⁷¹⁸ Diese Alternative scheint mir von erheblicher Bedeutung für eine biographische orientierte Interpretation der entsprechenden Textstellen bei Hölderlin zu sein, weil entschieden werden müsste, ob ihn ein eifersüchtiger Liebhaber oder „die (dessen?) Schwester“ dazu veranlasst hat, vollends zu resignieren und an den Ursprungsort seiner geistigen Aktivität, der mit dem ersten nachweisbaren Anbindungsversuch an die Schwester zusammenfällt im Sinne eines Wiederholungszwanges nach Tübingen zurückzukehren.

⁷¹⁹ An Casimir Ulrich Böhlendorff, Schmidt, Hölderlin, Briefe, I. c., S. 466, die rezeptive Ungenauigkeit besteht ganz unstrittig darin, dass Achilleus und Patroklos von Apollon hinterrücks ermordet wurden, während nur Ajax, der eher abseits dieses Brüderpaars zu stehen kommt, von Athene mit Wahnsinn geschlagen wurde, weshalb die Deutung, Hölderlin habe sich selbst gegenüber Böhlendorff dahingehend geäußert, er sei von Apollon auf diese Weise bedacht worden, einigermaßen seltsam anmutet.

⁷²⁰ Plato, Symposion, 179 d f., auch: Hederich, Sp. 38

⁷²¹ Zu Recht hebt Bertaux hervor, dass Ajax nicht in die Triade dieser griechischen Helden passt und handelt diese Figur sehr sorgfältig an Hand der Übersetzungsarbeit Hölderlins aus dem Griechischen ab, ich bin aber fest davon überzeugt, dass der Dichter inhaltlich nicht identisch ist mit dem Übersetzer Hölderlin, da dieser sich bei aller Freiheit, die er sich gegenüber den zu übersetzenden Vorlagen herausnahm, ihnen bei dieser Arbeit mehr verpflichtet fühlt als beim Erarbeiten originärer poetischer Entwürfe. Vgl.: Friedrich Hölderlin, Drei Segmente aus Ajas, FA, Bd. 16, S. 435 f., wie nahe dieses erotische Motiv des Kleidertauschens an dem des Austausch von „Loken“ liegt (s. o., S. 59 ff.), ist zu trivial, um gesondert abgehandelt werden zu müssen. Wichtig scheint nur, dass Hölderlin diese Fetischbildung literarisch in unterschiedlichen Variationen beherrscht und sie jeweils negativ besetzt, weil hierdurch die Wirksamkeit körperlich - erotischer Anbindungsmöglichkeiten deutlich begrenzt erscheint.

ter ihn stählen möchte, weshalb Thetis wutentbrannt die Familie verlässt. Beim jungen Ajax wird mit dem Löwenfell des Herakles auf ähnlich mangelhafte Weise umgegangen, deshalb stürzt er ausgerechnet an der Stelle seines Körpers in das von Hektor überlassene Schwert, die von diesem Fell nicht berührt worden ist.

Apollon durchschaut diesem Mythos nach nicht nur die Tarnungen, mit denen sich die Helden dadurch zu bedecken suchen, dass sie sich wechselseitig die Uniformen ausleihen, i. e.: ihre Identitäten übereinander projizieren, sondern unterbricht auch die Tradition, nach der die Mütter ihre schützende Hand über ihre Söhne halten können, sei es dadurch, dass sie diese vor der Aushebung zur Armee zu schützen versuchen, sei es durch das nur unvollständig einlösbare Versprechen, sie hätten sie durch Gebrauch alchimistischer Prozesse, also die Anwendung vorwissenschaftlicher Kenntnisse hinsichtlich der Wirkung von Elementarkräften (Feuer / Wasser, was in der christlichen Vorstellung der Konkurrenz zwischen Pfingstwunder und Taufritus als grundlegender Teilhabe an der Gemeinde entspricht) unverwundbar gemacht.

Im Zentrum dieser Beobachtung steht für Hölderlin allerdings er selbst, der auf diesem Weg offenbar versucht, sein eigenes Identitätsproblem zu bearbeiten. Dies geht aus der Konzentration des Achilleus auf die syntaktisch verdichtete erste Person *Singularis* hervor, wenn er in „Mnemosyne“ schreibt:

Am Feigenbaum ist mein
Achilleus mir gestorben [...].⁷²²

Die Ursachen für die in Bordeaux gewonnene Erkenntnis, er sei auf die hier beschriebene Weise von Apollon mit der Einsicht geschlagen worden, dass sowohl Brüderschaften unter dem Vorzeichen mütterlicher / elterlicher Protektion wie auch andere Formen der Kohabitation – z. B. inzestuöser Natur – unter gleichen Bedingungen eher nichts taugen, müssen aus einem anderen, der Textlage aber nicht sehr entfernt liegenden Umstand gewonnen werden. Das dabei gewählte Bild darf allerdings ebenso wenig zur Annahme führen, ein solcher Prozess sei „auf einem Schlag“ zu bewerkstelligen, wie eine damit verbundene – und ganz sicher von außen erkennbare – Persönlichkeitsänderung nicht den Schluss zeitigen muss, es handle sich dabei um einen Eintritt in geistige Umnachtung, wie das auch Sattler, Schelling hierin folgend, annimmt.

Bertaux stellt entgegen solcher Unterstellungen richtig fest, dass aus den Textproduktionen der fraglichen Zeit keinerlei Anzeichen geistiger Beeinträchtigungen zu beobachten sind, wohl aber Indizien für intensive psychische Veränderungen, die – wie ich meine – nicht nur mit der Bewältigung der Gontard - Affaire und deren Aufdeckung durch die Familie zu tun haben, sondern mit der Bearbeitung einer grundsätzlicheren seelischen

⁷²² Hervorhebungen von mir, KR

Situation, die durch Hölderlins emotionale Anbindung an seine Schwester gegeben ist. Beide Problemkreise sind aber dadurch verbunden, dass der Familie die Frankfurter Verhältnisse unverschlüsselt zur Kenntnis gebracht werden, indem seine Mutter – die Intimsphäre des Sohnes grob verletzend – die Briefe Susettes liest, weil dadurch Friedrichs Untreue gegenüber der Schwester offensichtlich und unbestreitbar geworden ist.

Dass auch Heinrike zwischenzeitlich anderweitig verheiratet ist, spielt dabei nicht nur deshalb eine untergeordnete Rolle, weil die Beziehung zwischen den Geschwistern ohnehin asymmetrisch angelegt ist, was sich allerdings erst aus Dokumenten herleiten lässt, die aus der Zeit nach 1806 stammen, sondern auch wegen des linguistischen Spiels, das Hölderlin mit dem Namen „seiner Diotima“ (Karl Gok) treibt. Denn meiner Ansicht nach passt „Diotima“ weder sehr gut in den erzählerischen Kontext des „Hyperion“, noch lässt sich die Existenz dieser weiblichen Figur in der Tübinger Studentenzeit erklären, die konsequent in den unterschiedlichen Stufen des „Hyperion“ fortentwickelt wird, wenn er ausschließlich dem Umfeld der philosophischen Dialoge Platons zugeordnet bleibt.⁷²³

Selbst wenn diese Quelle in einem Brief an Neuffer ausgiebig berücksichtigt wird, stellt sie einen weiteren Beleg dafür dar, wie Hölderlin im Laufe von Textproduktionen versucht, sich in eine zunehmende Distanz zu biographischen Situationen zu bringen, die konkret bearbeitet werden müssen, aber schon aus Gründen der Diskretion einer erheblichen Abstraktion bedürfen, womit sie aber zugleich verdrängt werden und – wie aus einem Vergleich mit der Situation in Jena (1794/95) hervorgeht, wo Sophie Mereau nicht erkannt und deshalb auch nicht genannt werden kann – Wiederholungszwänge hervorrufen, weshalb diskreter und erfolgloser Liebhaber bisweilen in einander fließen.

Ich fand bald, daß meine Hymnen mir doch selten in dem Geschlechte, wo doch Herzen schöner sind, ein Herz gewinnen werden, u. dies bestärkte mich in meinem Entwurfe eines griechischen Romans. Laß Deine edlen Freundinnen urteilen, aus dem Fragmente, das ich unsrem Ständlin heute schicke, ob mein Hyperion nicht vielleicht einmal ein Plätzchen ausfüllen dürfte unter den Helden, die uns doch ein wenig besser unterhalten, als die wort- und abenteuerreichen Ritter. Besonders ist mir an dem Urteil der Person gelegen, die Du nicht nennst.⁷²⁴

Diese Beobachtung stellt ein zusätzliches Indiz gegen die gängige Annahme dar, nach der „Diotima“ mit zweifelsfreier Eindeutigkeit Susette Gontard gleichzusetzen sei. Deshalb

⁷²³ Die Annahme einer unmittelbaren Nähe von Hölderlins Vorstellungen zu den Platonischen Dialogen geht auf Karl Rosenkranz' Hegelbiographie von 1844 zurück, wo dargestellt wird, wie die Tübinger Kompromotionalen zusammen den griechischen Philosophen lesen, ohne dass hierfür eine Quelle genannt wird; tatsächlich übersetzt Hegel um 1790 Plato, während dessen Hölderlin eher Homer überträgt – und sich intensiv mit den Quellen der Aufklärung (Spinoza, Lessing, Jacobi, aber auch Leibniz und Mendelssohn) beschäftigt. Tatsächlich ist das Verhältnis zu Plato komplexer, weil Hölderlin ihn teilweise über Heine, also im Bezug auf die Figur der Diotima mit deutlich erotischer Einfärbung rezipiert hat, wie Bertaux (l.c., S. 468 ff.) feststellt.

⁷²⁴ Nr. 61, An Neuffer, Schmidt, l. c., S. 102 f., Hervorhebung von mir, KR; zum Bezug zwischen der Hetäre Glycera (Tübingen), der Nympe Melite (Waltershausen / Jena) und „Diotima“ (Frankfurt / Homburg), deren Identität noch ermittelt werden muss: Kommentar von J. Schmidt zu diesem Brief, ibidem, S. 795 f. und FA, Bd. 10, S. 41.; beide Hinweise beziehen sich auf die Eros - Lehre Platons, wie sie Sokrates von der mantineischen Priesterin Diotima übernommen hat, was m. E. aber einen vereinfachten Rezeptionsweg darstellt.

erscheint es angemessen zu sein, wenn nach einer anderen weiblichen Person gesucht wird, die während der Entstehungszeit der fortgeschrittenen Fassungen des „Hyperion“ in geringerer Unmittelbarkeit zu Hölderlins emotionalen und erotischen Abenteuern mit Frau Gontard in den letzten fünf Jahren des 18. Jahrhunderts steht, denen die Textstufen entstammen, in welchen Hyperions Geliebte „Diotima“ heißt.

Die damit gelegte Spur kann dadurch vertieft werden, dass anstelle der Sattlerschen Lesart des Stuttgarter Foliobuches in der Bremer Ausgabe,⁷²⁵ wo eine geschwisterliche Widmung von Entwürfen für Textüberschriften umrahmt wird, die entsprechende Umgebung insgesamt so gesehen wird, wie Knaupp sie abbildet:

Die Rose

holde Schwester!

Wo nehm ich, wenn es Winter ist

Die Blumen, daß ich Kränze den Himmlischen winde?

Dann wird es seyn, als wüßt ich nimmer vom Göttlichen,

Denn von mir sei gewichen des Lebens Geist;

Wenn ich den Himmlischen die Liebeszeichen

*Die Blumen im kahlen Felde suche und dich nicht finde(),*⁷²⁶

wo nicht nur bereits einiges aus der „Hälfte des Lebens“ zu lesen ist, sondern auch so gut ein syntaktischer Bezug zwischen der angesprochenen *holde(n) Schwester!*,⁷²⁷ den wie winters im „kahlen Felde“ vergeblich gesuchten „Liebeszeichen“ und dem schließlich beschworenen „Du“ hergestellt werden kann, dass zu unterstellen ist, bei der „Hälfte des Lebens“ handle es sich um einen durch mehrjähriges Liegenlassen psychologisch extrem ausgedünnten und damit philosophisch auffüllbaren Versuch, zugleich die Trauer um eine verloren gegangene Geliebte zu bearbeiten und die Anbindung an die Schwester zu erneuern, indem letzterer die Versicherung zugedacht ist, die Liebe zu ihr sei anderer, nämlich „himmlischer“ Natur. Was aber noch lange nicht heißen muss, diese Beziehung sei von nur sog. platonischer Art gewesen, da die Zuordnung von Rose und Schwester syntaktisch - formal unmittelbar und inhaltlich hoch erotischer Natur ist. Im harmlosesten Fall muss hier die Vorstellung eines siamesischen Paares entfaltet werden, das – anders als der Bezug zur exogam Geliebten – durch die Übereinstimmung von Verwandtschafts- und Liebesverhältnis untrennbar und kategorial überhöht zum Ausdruck kommt, was schon dadurch legitimiert scheint, dass „Friedrich“ und „Heinrike“ Teile eines vermeint-

⁷²⁵ Bd. 9, S. 9: *Die Rose / holde Schwester*, s. dort auch: S. 99

⁷²⁶ MA, zit. nach der Lizenzausgabe, Darmstadt 1998, Bd. 1, S. 264

⁷²⁷ Um hierbei sprachlich auf die Schwester zu zielen, muss noch nicht einmal auf die längst abgegriffene Nähe von „hold“, „holder“ und (hier aber Heinrike) „Hölderlin“ verwiesen werden, es ist nur die Textlage selbst wörtlich zu nehmen. Damit stimmt auch überein, dass sich Heinrike mittels Übertragung auf einen Kinderwunsch den Bruder herbeisehnt, wenn sie ihm mitteilt, ihr sieben Monate alter Sohn erfreue sich in besonderem Maß an dem Bild, das er ihr zur Hochzeit geschenkt hat. Im Verweis auf die gemeinsame Namenslage von Friedrich und Heinrike muss hingegen die Verdrängung eigener inzestuöser Wunschvorstellungen der entsprechenden Interpreten bzw. die Projektion eines in dieser Hinsicht unerfüllbaren Wunsches gesehen werden.

lich zusammengehörigen Ganzen darstellen, weil der Namen ihres Vaters gleichmäßig auf sie verteilt worden ist, weshalb sie die schmerzliche Trennung vom gemeinsamen Erzeuger nur im privaten *Εν και παν* wieder aufheben können, in dem sie zu einander finden wollen,⁷²⁸ was aber auch an anderen Orten von – im Beispiel aber stark rationalistisch eingefärbter – Lyrik seinen Niederschlag findet:

*Denn Liebe ist die Zahl, die Einheit heißt.*⁷²⁹

Dieser Versuch von Geschwisterliebe misslingt aber weniger, weil die Partner der Konvention nach sich auch außerhalb der eigenen Familie emotional verpflichten oder ein Stiefbruder solche familiären Binnenbeziehungen zu stören weiß, sondern auf Grund des Umstands, dass Hölderlin selbst einem solchen biographischen Entwurf keine Möglichkeit zur Verwirklichung mehr einräumt, seit im Nürtinger Zuhause der volle Umfang der Beziehung zu Susette Gontard bekannt geworden ist, deren Scheitern er nicht mehr im Umgang mit der Schwester kompensieren kann, woraufhin er – letztlich aber auch erfolglos – auf eine Verwandte geringeren Grades ausweicht.

Im sog. Nachtgesang⁷³⁰ eröffnet sich folglich nicht nur ein pessimistischer sprachphilosophischer Entwurf, sondern liegt auch eine Liebeserklärung an die Schwester verschüttet, von der Hölderlin aber später sich (vermutlich sechs Jahre nach dem ersten Entwurf) durch eine Verschiebung des erotischen Kerns „Rose“ in ein diesbezüglich noch höher aufgeladenes, naturaliter jedoch nicht sehr stimmiges Ensemble von „Birnen und Rosen“ und die vollständige Tilgung der Widmung zugleich distanziert. Dabei muss der psychologisch bedeutsame Gehalt des Textes, der in der – den Verlust des Liebesobjekts kompensierenden – Überfrachtung einer sich auf den Bereich sekundärer Merkmale ausdehnenden Symbolbildung besteht. Dieser formal ausufernde, aber zugleich den Inhalt abmildernde, weil die sinnliche Wahrnehmung ablenkende Sachverhalt muss schon dieser Anstößigkeit wegen ohne psychoanalytische Zugriffsmöglichkeit regelmäßig überlesen werden, die in der Erweiterung primärer Genitalität („Rose“) um das Bild von den Birnen

⁷²⁸ Zur Verbreitung des Inzests zum fraglichen Zeitraum, aber in Ermangelung von Quellen, die geographisch näher Liegendes behandeln: L. Davidoff, Eins sein zu zweit (sic!, KR). Geschwisterinzeß in der englischen Mittelschicht des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 13 (2002), 1, S. 29-50.

⁷²⁹ Max Bense, Hadamards 'Vergiß - Funktoren', in: *Nacht - Euklidische Verstecke*, Baden - Baden, 1988, zit. nach: *Ausgewählte Schriften*, Stuttgart - Weimar, 1997, Bd. 1, S. XXXIX

⁷³⁰ Zur leichteren Vergleichbarkeit werden die gemeinten Textabschnitte einander gegenüber gestellt:

Die Rose

holde Schwester!

Wo nehm ich, wenn es Winter ist

Die Blumen, daß ich Kränze den Himmlischen winde?

Dann wird es seyn, als wüßst ich nimmer vom Göttlichen,

Denn von mir sei gewichen des Lebens Geist;

Wenn ich den Himmlischen die Liebeszeichen

Die Blumen im kahlen Felde suche und dich nicht finde.

Hälfte des Lebens

[...]

Woh mir, wo nehm' ich, wenn

Es Winter ist, die Blumen, und wo

Den Sonnenschein,

Und Schatten der Erde?

Die Mauern stehn

Sprachlos und kalt, im Winde

Klirren die Fabnen.

zu sehen ist.⁷³¹ Dies löst eine Vermeidung des entstehungsgeschichtlichen Zugangs und die Flucht in ausschließlich poetologisch - philosophische Deutungen des Textes aus,⁷³² deren Objektbereiche in fast beliebig große Distanz zum ursprünglichen Thema gebracht werden können. Damit verschwindet aber zugleich auch der Tabubruch, in dem hier gemäß der erhalten gebliebenen Textsedimente einer geliebten Schwester nachgetrauert wird, die einmal die andere Hälfte der „Dichterliebe“ (Heine / Schumann) dargestellt hat.

⁷³¹ Diese Verschiebung stimmt damit überein, dass Adams Apfel, den Luther noch eine „Frucht“ nennt, ursprünglich eine Feige gewesen sein muss, die das primäre weibliche Genital nicht symbolisiert, sondern abbildet; davon bleibt seit der Renaissance zunächst in der Malerei und dann bis heute dem Sprachgebrauch nach nur das die Scham verbergende Blatt erhalten. Vgl. aber auch: Georg Groddeck, *Buch vom Es*, I. c., S. 172, wo die Ersetzung der Frucht durch die fünffach gefiederten Blätter des Feigenbaums als Verschiebung der genitalen Betätigung Liebesspiele mit der Hand erklärt wird, welche Groddeck ohnehin für das wichtigste Sexualorgan (des Mannes) hält.

⁷³² Vgl. hierzu: Jørn Erslev Andersen, *Hölderlins Nachtgesänge im Bereich der modernen Dichtung*, Vortrag, Bad Homburg, Gotisches Haus, den 21. August 1996, Arbeitspapier nr. 7, Institut für Literaturhistorie, Aarhus Universität, aus dem Dänischen übersetzt von Michael Penzold, Tübingen, wo der philosophische Anspruch des Textes sehr subtil herausgearbeitet worden ist.

Der Feigenbaum

Die biographischen / psychologischen Analogien zwischen Achilleus und Friedrich Hölderlin sind ziemlich deutlich zu erkennen, selbst wenn eine inhaltlich ausgedünnte lexigraphische Darstellung genutzt wird, wie beispielsweise die, die Hederichs „Gründliches mythologisches Lexikon“ anbietet. Sie sind gleichermaßen verwöhnte Muttersöhnchen und (deshalb?) gewohnt, sich in ungezügelmtem Jähzorn durchzusetzen, im Umgang mit Frauen werden sie wohl aus dem hier zu besprechenden Figurenkreis nur von Apollon übertroffen, der lt. Hederich zwar keine standesgemäße Heirat zuwege, es dafür aber auf fast vierzig Konkubinen bringt, die zumindest jeweils ein Kind von ihm haben. Offensichtlich ist dieser Gott aber (wie viele ganz irdische Männer) bei der Einschätzung des eigenen Verhaltens generöser als bei dem anderer Leute. Anders ist kaum zu erklären, warum Apollon den Paris dazu verleitet, dessen potentiellen Schwager beim Versuch, sich ins trojanische Königshaus einzuheiraten, hinterrücks zu ermorden. Begünstigt wird dieser Mord nicht nur durch die Braut, die Achilleus in den Tempel lockt, in dem der Meuchelmörder auf ihn wartet, sondern auch durch die hybride Annahme des Achilleus, er sei unverwundbar, die er mit Ajax teilt und die sich Patroklos wohl dadurch versprochen hat, dass er sich in der Montur des Achilleus auf die trojanischen Feinde stürzt.

Die intime Verbindung zwischen Achilleus und Patroklos trübt natürlich das übliche Bild des Weiberhelden deutlich ein und wird aus der traditionellen Erklärung homoerotischer Neigungen noch bestärkt, nach der Knaben, die von ihren starken Müttern im Kindesalter in Mädchenkleider gesteckt werden, von diesen zur Homosexualität verleitet würden.⁷³³ Eine solche Lesart wird jedoch schon vom Mythos selbst geleugnet, der davon berichtet, dass Deiodamia, in deren Gemächer er auf der Flucht vor den griechischen Werbem einquartiert wird, ihm einen ersten Sohn (Pyrrhus) gebiert. Es muss ja nicht unbedingt an der Ambrosia gelegen haben, mit der dieser Held großgezogen worden ist, dass er auch auf dem weiten Feld der erotischen Betätigung für schier unwiderstehlich gehalten wird, das er offenbar sehr frühzeitig zu beackern beginnt. Vielmehr ergänzt diese Eigenschaft nur das Bild der ihm anhaftenden Hybris einer allgemeinen Unbezwingbarkeit, für die er schließlich von Apollon bestraft wird.

Selbstverständlich passt der Kampfanzug eines solchen überdimensionalen Helden keinem anderen Mann, weshalb Patroklos und Ajax unmittelbar dafür zur Rechenschaft gezogen werden, dass sie in sein Waffenhemd zu schlüpfen versuchen. Dabei muss der Wahnsinn, in den dieser Held verfällt, bevor er sich selbst entleibt, nicht in übertriebene Nähe zum Schicksal Hölderlins gestellt werden, da auch der andere Aspekt zur Abrun-

⁷³³ Vgl. u. a.: R. M. Rilke, in dessen Biographien dieser Zusammenhang immer wieder hergestellt wird, obwohl er trotz der schon zitierten Figur, die Heine im Bezug auf v. Savigny benutzt, psychologisch kaum einleuchtet.

dung seiner Affinität zu diesem Triumvirat ganz plausibel erscheint. Denn es ist ganz gut zu belegen, dass er während des Ausklings der Gontard - Affaire – vielleicht sogar mit der Geliebten zusammen – Selbstmordgedanken hegt, diese aber beiderseitig wieder verworfen werden.

Offenbar spielt der Kontext solcher Selbstreflexion und der damit assoziativ verknüpfte Rückbezug auf den griechischen Mythos eine tragende Rolle, wenn Hölderlin die Textpassagen entwirft, die Sattler „Die Nymphe“ und „Mnemosyne“ überschreibt. Der dort ausgewiesenen Quellenlage nach gelingt es ihm im Laufe der Bearbeitung zunehmend, von den persönlichen Bezügen Abstand zu gewinnen, die aber schon deshalb nicht ganz verloren gehen, weil sie ikonisch im Entwurf erhalten bleiben. Welchen symbolischen, interpretierbaren Wert sie besitzen, muss hingegen offen bleiben, weil sich die Anspielung auf den Feigenbaum, an dem aus der Perspektive Hölderlins Achilleus stirbt, auch im Gedicht „Andenken“ – eben der ins Deutsche übersetzten Form von „Mnemosyne“ – findet, das auf einer Erinnerung an die Zeit in Bordeaux zu beruhen scheint. Wenn diesem – wie das bei Thorsten Valk der Fall ist – Zusammenhang eine erotische Konnotation zugemessen wird, kann auch dem „Feigenbaum“, der den Tod des Achilleus markiert, eine solche Bedeutung nicht genommen werden.⁷³⁴ Da dieser Baum bei Hölderlin nur und nur im Zusammenhang mit der Reise nach Bordeaux vorkommt, ist es aber eher wahrscheinlich, dass er dieses Bild mit seelischer Arbeit dort verknüpft als mit einer missratenen erotischen Expedition nach Klingenberg am Neckar.

Der allgemein angenommene Eindruck, Hölderlin sei 1802 geistig verwirrt aus Frankreich zurückgekommen, enthält die Möglichkeit, dass er dort seiner Verletzlichkeit und zugleich der Verletztheit bewusst wird, der er politisch und privat die Jahre zuvor ausgesetzt gewesen ist, der hier die Unterstellung hinzugefügt werden soll, er sei in beiden Aspekten zu einem resignativen Entschluss gekommen, den umzusetzen er aber noch einige Jahre brauchen wird.

Diese Annahme widerspricht nur partiell der Hypothese von Bertaux, Hölderlin sei aus Bordeaux überstürzt abgereist, weil er von einer unheilbaren Krankheit S. Gontards erfahren habe. Wenn meine Überlegung richtig ist, dass Heinrike die – den Bruder psychisch stabilisierende – Frau im Hintergrund darstellt, auf die er sich in Krisen mit anderweitigen Geliebten stützen kann, potenzierten sich die Auswirkungen der Einsicht in den Verlust der Schwester und die unheilvolle Nachricht aus Frankfurt gegenseitig so, dass FH tatsächlich in größte seelische Schwierigkeiten geraten muss, ohne dass dabei

⁷³⁴ Thorsten Valk, Friedrich Hölderlin, Andenken, in: Olaf Hildebrand (Hg.), Poetologische Lyrik, Köln / Weimar / Wien, 2003, S. 100 ff.

schon davon zu reden ist, er sei durch diese Krise (dem Wortsinn nach) „wahnsinnig“ geworden.

Erst 1806 gerät er z. B. durch die verschärfte Auseinandersetzung mit der französischen Okkupation, der auch die Verhaftung Sinclairs – die nach Bertaux einen Verrat unter Freunden beinhaltet⁷³⁵ – zugeschlagen werden muss, aber auch auf Grund ausbleibender beruflicher Erfolge und die von ihm selbst erkannte Unfähigkeit, sich wie die Jugendfreunde aus der Studentenzeit politisch angepasst zu benehmen, so unter Druck, dass er sich demonstrativ und endgültig dorthin zurückzieht, wo heute der sog. Tübinger Turm steht. Da er sich in dieser kritischen Situation nicht mehr an die Schwester anlehnen kann, weil er bereits 1803 erkannt hat, dass der emotionale Rückkehr in die Familie psychologisch auf mehrfache Weise versperrt ist, bleibt ihm kein anderer Ausweg mehr als diese vollständige Regression. Die entsprechenden Bewusstseinsprozesse arbeitet er dadurch auf, dass er das Bild in „Andenken“ entwirft:

*Noch denket das mir wol und wie
Die breiten Gipfel neiget
Der Ulmwald, über die Mühl',
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum. [...],⁷³⁶*

nachdem er bereits zuvor / zumindest aber zeitnah⁷³⁷ den Tod des Achilleus „am Feigenbaum“ konzipiert hat. Die Nähe von erotischen und Todesgedanken ist hier ebenso zu bemerken wie der poetische Fluss vom ersteren her zu letzterem hin, wenn Hölderlin in der nächsten Strophe fortfährt:

*Es reiche aber,
Des dunklen Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,
Damit ich ruhen möge; denn süß
Wär' unter Schatten der Schlummer.
Licht ist es gut, | Nicht
Seellos von sterblichen
Gedanken zu seyn. Doch gut
Ist ein Gespräch und zu sagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
Von Tagen der Lieb',
Und Thaten, welche geschehen.⁷³⁸*

⁷³⁵ Wofür die weitere Karriere Sinclairs spricht, der sich schließlich für den österreichischen Militärdienst im Kampf gegen Napoleon entscheidet, vgl.: FA, Bd. 9, S. 15 und oben, Fußnote 26

⁷³⁶ FA, Bd. 8, S. 805

⁷³⁷ Eine ganz genaue Datierung der entsprechenden Entwürfe scheint mir problematisch, ich folge hier aber der Darstellungsweise der FA so, als enthielte sie eine chronologische Reihenfolge.

⁷³⁸ FA, ibidem

Falls die letzte syntaktische Ellipse in der Zeitstufe des Perfekts gelesen wird, neigte sich der Ulmenwald dann allerdings nicht über die Mühle als heimeligen Ort der freien Liebe, wie Valk meint, sondern verbeugte sich trauernd und zugleich die Trauer verbergend gemeinsam mit dem Dichter beim Abschied von einem missglückten Selbstentwurf. Mit dem „Karfreitagsbrief“ von 1802 wird dieser Schritt gegenüber der Familie im Sinne eines affektiven Bruchs vollzogen,⁷³⁹ was aber noch weniger mit dem Halbbruder Karl Gok zu tun hat, der ihn später hinsichtlich der gemeinsamen Geliebten hintergehen soll, sondern mit den „Feigenbäumen“, an die er sich bislang angelehnt hat: Eine für übermächtig erachtete Mutter⁷⁴⁰(Thetis / Johanna [Gok]) und die von ihm für süß gehaltene Schwester Heinrike [Breunlin] / Deiodamia,⁷⁴¹ derer er sich wenigstens der Phantasie nach zeitweilig so bemächtigt hat, dass er sich erdreistet, ihr zur Hochzeit mit Prof. Breunlin ein Gemälde von sich selbst zu stellen zu lassen.⁷⁴²

Von diesem Teil seiner Biographie trennt sich Friedrich Hölderlin von Bordeaux aus, was auch immer konkreter Anlass oder innere Beweggründe gerade zu diesem Zeitpunkt dafür gewesen sein mögen:⁷⁴³ Er braucht aber wenigstens die große räumliche Distanz, den Anblick exotischer Schönheit(en) und die Abwesenheit aller privat beteiligter Personen dort, um eine Lösung von diesen verhängnisvollen familiären Anbindungen insgesamt einleiten zu können, auch wenn er nach einer vorübergehend produktiven Phase eben von der eigenen Familie endgültig zum Verstummen gebracht worden sein sollte – und:

Hölderlin benötigt dazu eine, dieses Enigma auflösende Symbolsprache, in welcher der aus dem Mythos herbeigeholte, am Feigenbaum⁷⁴⁴ sterbende Achilleus eine ebenso entscheidende wie unzweifelhafte Rolle spielt – nicht nur der Mutter wegen, sondern eben wegen der unter ihrer Obhut scheinbar gleichgeschlechtlich großgezogenen, frühen geschwisterlich /

⁷³⁹ Schmidt, l. c., S. 465, die Feststellung des Sachverhalts stammt von Pierre Bertaux, Hölderlin, S. 569

⁷⁴⁰ Bertaux (l. c., S. 552) weist ausdrücklich auf deren „starke Persönlichkeit“ hin, was sie aber nicht unbedingt zugleich sympathisch machen muss.

⁷⁴¹ Mir fehlt völlig die Begabung, mit solchen Assonanzen zu spielen, der Gleichklang zwischen diesem Namen der früh fruchtbaren Kinderspielin des Achilleus, mit dem sich FH wenigstens partiell identifiziert hat, und dem Namen einer angeblich einzigen & endgültigen Geliebten ist aber so aufdringlich, dass er zur weiteren Spekulation freigegeben wird, der ich allerdings hiermit & zunächst selbst nachgehen werde.

⁷⁴² Vgl.: Abb. (11), Mitte

⁷⁴³ Wenn Karl Gok – wie Bertaux angibt – sich auf einen resignierenden Brief von Frau Gontard an Hölderlin nach Bordeaux beziehen kann, der nicht erhalten ist, ist davon auszugehen, dass noch weitere Post aus diesem Zeitraum verschollen ging, auf welche eine Retoure wie der „Karfreitagsbrief“ antworten könnte. Deren Inhalt erschließen zu wollen, ist aber völlig unmöglich. Vgl. jedoch: Bertaux, Hölderlin, S. 83 ff. und S. 535 ff. und die Verweise dort, wo eine spezifische Stimmungslage bei Hölderlin vermutet wird, ohne bestimmte Ereignisse zu unterstellen.

⁷⁴⁴ Ein noch zu klärender Problemrest besteht m. E. darin, dass dabei nicht nur ein – hiermit aufgelöstes – Enigma vorliegt, sondern ggf. auch das Vorhaben, überhaupt nichts mehr mit Frauen zu tun haben zu wollen, woran sich Hölderlin aber natürlich ebenso wenig gehalten hat wie an andere Versprechen auch, die er gegenüber sich und anderen abgegeben hat, obwohl er hier sehr generalisierend über den Tod am Feigenbaum redet. Es ist bedauerlich, dass der Psychoanalytiker Jean Laplanche zwar zur Erkenntnis kommt, Hölderlin habe nicht zuletzt mit der Produktion des „Hyperion“ narzisstische Bedürfnisse bearbeitet, aber völlig blind für den Umstand bleibt, dass er diese Disposition mittels einer Bindung an die Schwester unter mütterlicher Obhut auszuleben versucht hat. Vgl.: Laplanche, l. c., S. 86 u. 160, wo FH der Mutter und eben nicht der Schwester zugeordnet erscheint.

schwestergleich geliebten Deiodamia, einer „Diotima“ also, deren Identität seit der ersten Tübinger Zeit festliegt und die eines Tages bemerkt, wie sich ihr Bruder aus ihrer Umklammerung löst, um in Folge davon ein eigenständiges, wenn auch ziemlich eigenbrötlerisches Leben in einer zweiten Tübinger Zeit zu führen. Diese Diotima hat dann aber so wenig mit der aus Platons „Gastmahl“ zu tun, wie die aus dem „Hyperion“, aber auch nichts mit der Dichterin Sappho, wie neuerdings gelesen werden kann.⁷⁴⁵

Selbst auf die Gefahr hin, dass dann so gebräuchliche Zitate wie „Wem sonst als Dir“ völlig neu, nämlich (ggf. mehrfach) ironisch gebrochen zu lesen sind, sollen die damit apostrophierten, eher aberrativ wirkenden Erklärungsmuster dadurch ins Abseits der spekulativen Versuche gestellt werden, sich Hölderlin anzunähern, dass abschließend noch einmal einer seiner Briefe an die Schwester in die Debatte geworfen wird, der aber auch nicht frei von (selbst-)ironischen Tönen zu sein scheint, was aber an dieser Stelle eher als Versicherung von Gefühlslagen gehalten wird, die ganz selbstverständlich positiv sind, als dafür, dass an ihrer Gewissheit gezweifelt werden muss.

Darüber hinaus ist aber diese Tonlage sicherlich ein Eingeständnis dahingehend, dass sich hier sehr heimlich ein verbotenes Liebesverhältnis verbirgt. Friedrich Hölderlin schreibt etwa im Februar 1799 an seine Schwester:⁷⁴⁶

Liebste Schwester,

Ich habe fast das Recht auf Dein Andenken verloren; so lang ists, daß ich gegen Dich stillgeschwiegen habe. Aber es ist oft so, daß man aus lauter Bedürfnis zu schreiben gar nicht schreibt. Ich will dann immer eine recht gelegene Stunde abwarten, wo es mir von Herzen gehen soll, und darüber versäum ich die Zeit, wo ich vielleicht nicht so ganz unzerstreut von anderen Gedanken und Beschäftigungen, aber doch immer so viel geschrieben hatte, dass Du meine unveränderliche Liebe zu Dir daran hättest erkennen mögen. [...]

Solche schönen Brief - Overtüren kann nur jemand schreiben, der auch über längere Zeiten des Triebverzichts hinaus wirklich jemanden liebt – und, wie er wenigstens meint, schon immer geliebt hat – auch oder gerade, weil es die Schwester ist und eine solche Liebe von anderen, aber letztlich zu vernachlässigenden Abenteuern unterbrochen wor-

⁷⁴⁵ W. Menninghaus, *Hälfte des Lebens*, Frankfurt, 2006, S. 68 ff.; Georg Groddeck (l.c., S. 172) interpretiert das geträumte Auftauchen der Frucht / des Apfels als Ausdruck eines Kinderwunsches. Diesem Gedanken folgend, kann die Erweiterung des erotischen Motivs der Rose um die Frucht (hier: der Birne) in der „Hälfte des Lebens“ gegenüber der Liebeserklärung „An meine Schwester“ als verspätetes Erscheinen eines solchen, zunächst verdrängten Wunsches gegenüber der Schwester bezeichnet werden, das aber erst nach Abklingen der Affaire selbst artikuliert wird, während es sich in der aktuellen Situation der Versprachlichung entzieht. Das linguistische Vexierspiel zwischen *Deiodamia* und *Diotima* kann also psychoanalytisch abgedeckt werden, auch wenn der Wunsch nach Kindern unter Männern nicht sehr weit verbreitet sein sollte. Vermutlich hat die verschiedentlich – auch bei Menninghaus, (*Hälfte des Lebens*, l. c., bes. S. 45 ff.; vor allem die Rezension von Menninghaus durch R. Luckscheiter in der FAZ v. 22. 12. 2005 versteht dies auch in meinem Sinn) – zu lesende Spekulation über eine sog. Metrosexualität Hölderlins ihre Quelle in solchen Abweichungen, die aber befriedigender mit dem Hinweis erklärt werden können, dass die Schwester die Kinder aus ihrer Ehe mit Breunlin zur Übertragung eigener Wünsche nutzt, wodurch sie die entsprechenden Begehrlichkeit beim Bruder weckt, während Hölderlin den Nachwuchs der Schwester (z. B. aus Waltershausen gegenüber seinem Schwager) offen als Vaterstellvertreter okkupiert und erst später die (ihm allerdings selbst verborgen bleibenden) erotischen Bedürfnisse nach eigenen Kindern mit der Schwester generiert, die dann in der „Hälfte des Lebens“ durch eine die Symbolik verflachende Verschiebung in den Bereich sekundärer weiblicher Merkmale unversehens wieder erscheint.

⁷⁴⁶ Nr. 175, An die Schwester, Schmidt, l. c., S. 342, Hervorhebung von mir, KR

den ist. Folgerichtig macht Hölderlin in diesem Brief Heinrike ganz indiskret darauf aufmerksam, dass er wieder ohne Geliebte ist, so wie sie auch, weshalb nach seiner Meinung zu einer von ihm erinnerten, früheren Gefühlslage zurückgekehrt werden kann. Der Schwester – und nur ihr – kann er mitteilen, dass es in seiner Wesensart liegt, (wegen ihr) alleinstehend bleiben zu müssen, weil (nur) sie weiß, warum das so ist, bevor er dann ganz offen an die Gefühlslage appelliert, die auch seine Schwester nach seinem Dafürhalten für ihn bewahrt haben muss. Der scheinbaren Symmetrie der biographischen Verläufe wegen kann er sogar den Hinweis riskieren, dass Heinrike in ihrer Jugend ihrem Bruder sehr zusetzen war. Rhetorisch ziemlich geschickt macht sich der große Bruder dabei, ihr Wohlwollen erheischend, ganz klein:

Es ist meine Natur und mein Schicksal, und dies sind die einzigen Mächte, denen man den Gehorsam nie aufkündigen darf, und ich hoffe bei diesen Gesinnungen Deiner stillen treuen Liebe am Ende noch recht würdig zu werden.

Und wie jeder verzweifelte Liebhaber, der seiner ersten Jugendliebe wieder begegnet, greift Hölderlin zumindest um eine Dimension daneben, wenn er sich in diesem Brief – eine freundliche Antwort herbei beschwörend – von der Schwester verabschiedet:

*Lebe wohl. Schreibe mir nun auch bald. Empfehl mich überall. Ewig
Dein
treuer Bruder
Hölderlin.⁷⁴⁷*

An der Echtheit dieser Gefühlslage muss nicht gezweifelt werden, wohl aber daran, dass die Witwe Breunlin noch einmal auf dieses Drängen ihres Bruders eingegangen ist.⁷⁴⁸ Irritierend dabei ist lediglich der Umstand, nach dem einerseits von den Briefen, die Heinrike ganz sicher an ihren Bruder geschrieben hat, nur drei kurze Ausschnitte⁷⁴⁹ erhalten geblieben

⁷⁴⁷ Hervorhebungen von mir, KR

⁷⁴⁸ Eine sehr seltsame Asymmetrie der Beziehung zwischen Friedrich Hölderlin und Heinrike geht aus der späten Korrespondenz hervor. Während Friedrich beispielsweise scheinbar unmotiviert und damit seine Gefühlslage offenbarend den Namen der Schwester in einen Brief an die Mutter (Schmidt, Nr. 293, l. c., S. 497) wie einen Stoßseufzer einflücht: „Die Heinrike.“ (Hervorhebung von mir, KR), enthält die Todesanzeige der Familie vom 12. Juni 1843 (BA, Bd. 12, S. 244) insofern eine späte und aufschlussreiche Verleugnung ihres Bruders, als diese dort unterschreibt als „Henriette, Wittve des Professors Bräunlin, geb. Hölderlin.“ (Hervorhebung von mir, KR). Ungeachtet solcher Einschränkungen wird von dieser Warte aus gesehen, die Beobachtung Gaiers, schon in der Beziehung zu L. Nast habe Eifersucht eine wesentliche Rolle gespielt unversehens wieder richtig, sie bezieht sich aber jetzt nicht mehr auf eine biographische Leerstelle, sondern auf die Schwester Friedrichs.

Allerdings gibt auch Hölderlin den Versuch, mit der Schwester in freundlichem Briefwechsel zu bleiben, anderthalb Jahre nach dem Tod der Mutter auf, nachdem die von seiner Schwester erhaltenen Briefe von der Art gewesen zu scheinen, dass er sich endlich mit äußerst distanzierender Ironie von ihr verabschieden muss:

Habe ferner die Güte, mich ferner mit Deinem Wohlwollen zu beehren und sei versichert, daß ich mich mit wahrer Ehrfurcht nenne Deinen ergebensten Bruder Hölderlin.

(Schmidt, Nr. 312, l. c., S. 505).

Offenbar war die positive Beziehung Hölderlins an Heinrike also nicht nur an die Existenz der Mutter gebunden, sondern wussten sich die Geschwister auch über die Zäsur von 1806 hinaus so zu verletzen, wie das sonst eher von länger verheirateten und (dann manchmal) geschiedenen Ehepartnern bekannt ist.

Die Beziehung zwischen Friedrich und Heinrike war aber zumindest im letztgenannten, negativen Aspekt symmetrisch, was schon darauf schließen lässt, dass sie auch einmal beiderseitig Glück bringend gewesen sein muss.

⁷⁴⁹ Stellvertretend sei verwiesen auf: *Mein Fritz* (mutmaßlich das Patenkind Hölderlins, KR) *ist voller Freude, wenn es nur Dein Porträt erblickt und weiß den Platz, wo solches hängt, schon recht gut, wenn ich ihn nach seinem Onkel frage* (FA, Bd. 19, S. 320). Die zeitlichen Zuordnungen stammen von „Fritz“ Breunlin selbst und gehen auf Äußerungen gegenüber Chr. Th. Schwab aus dem Jahr 1870 zurück;

ben sind, die sich zwar zwischenzeitlich in der Frankfurter Ausgabe, nicht aber bei Schmidt finden lassen, weil hier die an Hölderlin gerichteten Briefe nur teilweise wiedergegeben sind.⁷⁵⁰ Darüber hinaus scheint befremdlich, dass Christoph Th. Schwab zwar die entsprechende Post zur Kenntnis gebracht bekommt, sie aber in seinem „Lebensabriß“ nicht einmal erwähnt, während er beispielsweise einen Brief aus Jena ausführlich würdigt, der an den Halbbruder Karl Gok gerichtet ist.⁷⁵¹ Dieser Umstand bestimmt nicht nur die Schwab folgende Sicht der Dinge bis heute, sondern lässt auch den Schluss zu, hier sei höchst Genierliches zu berichten.

Die drei Briefausschnitte, deren Existenz „Fritz“ (d. i.: Karl Heinrich Friedrich) Breunlin Schwab mitteilt, beziehen sich alle und nur auf das Hochzeitsgeschenk des Bruders an Heinrike, sein Portrait also, das die Schwester ihr Leben lang begleiten soll.

Zweimal wird dabei einem Kleinkind, der 1 ½ jährigen Schwester am 1. März 1795 nach Jena, bzw. dem 7 ½ Monate alten Sohn Fritz Breunlin im August 1798 – die Gontard – Affaire befindet sich kurz vor ihrer Auflösung – von ihrer Mutter zugetraut, den Onkel Friedrich auf dem Hiemerschen Bild identifizieren zu können und die helle Freude daran zu entwickeln. Diese entwicklungspsychologisch völlig unwahrscheinliche Darstellung – vor allem ein Kind von wenig mehr als einem halben Jahr kann noch keine solchen kognitiven und damit verknüpften emotionalen Leistungen erbringen – lässt nur die Deutung zu, dass die Mutter, also Friedrich Hölderlins Schwester, in diesen freilich extrem fragmentarisch erhaltenen Briefauszügen ihre eigene Gefühlslage auf ihre Kinder überträgt, also dem Bruder indirekt mitteilt, wie willkommen ihr seine Anwesenheit wäre.⁷⁵²

Am 9. Mai 1795 wird Heinrike noch deutlicher, wenn sie schreibt:

„Du lieber Bruder fehltest uns, und nur dein l. Portrait, dem aber auch nach der guten Großmutter Beurteilung viel zur Aehnlichkeit fehlt, war eine kleine Schadloshaltung!“⁷⁵³

Zwar ist auch hier die Sehnsucht nach dem Bruder allgemein und indirekt ausgedrückt, es kommt aber unmittelbar zum Ausdruck, dass der leibhaftige Friedrich seinem Bild vorgezogen würde, was ein sog. platonisches Verhältnis ziemlich deutlich ausschließt. Darüber

offenbar wurde eben um diese Briefe von den Nachlassverwaltern zu lässig aufgeräumt, weshalb die – wem auch immer – peinlichen Verhältnisse im Hause Hölderlin nicht völlig verschwunden sind.

⁷⁵⁰ Weil gegenüber Chr. Th. Schwab noch 1870 aus Briefen zitiert werden konnte, die trotz des damals wieder verstärkten Interesses für Hölderlin nach diesem Zeitpunkt verschwunden sind, muss an die Brandstiftung auf dem Zimmerschen Anwesen von 1875 erinnert werden, bei der natürlich nicht diese Dokumente verloren gegangen sind, aus welchem Zusammenhang aber die bis heute andauernde Brisanz der Ereignisse erschlossen werden kann.

⁷⁵¹ FA, Bd. 19, S. 19

⁷⁵² Wegen der angesprochenen entwicklungspsychologischen Unwahrscheinlichkeit wird explizit die Möglichkeit verworfen, Frau Breunlin habe ihre beiden ehelichen Kinder so auf das Bild des hübschen Onkels konditioniert, dass sie statt auf den Schoß des Vaters nur noch dort hin gekrabbelt seien, wo der Onkel an der Wand zu hängen kam – obwohl auch eine solche Darstellung am Sachverhalt nichts ändern würde, er wäre nur nicht zu erschließen gewesen.

⁷⁵³ FA, Bd. 19, S. 224

hinaus kann aus einer der Großmutter unterschobenen Gefühlslage entnommen werden, dass diese mehr noch auf deren Enkelin zutrifft. Da dieser geschwisterliche Ruf ans Ende der von Sattler vorgenommenen Datierungsspanne des Textes fällt, der „(an) eine Unerkannte“ gerichtet ist und m. E. auf Sophie Mereau zielt, ist einmal die Vorstellung von einer plötzlichen Flucht aus Jena dahingehend abzumildern, dass Hölderlin ggf. auch von dort weggelockt worden sein kann, zum anderen aber scheint wichtig:

Die Liebe zwischen Friedrich und Heinrike war keine bloß einseitig vom Bruder imaginierte, sondern ein wechselseitiges Verhältnis, das sich auch über die Zeiträume anderweitiger, exogamer Anbindungen hinweg erhalten hat. Auch wenn diese jeweils nur kurzen Zeilen die einzigen Dokumente dafür darstellen, dass nicht nur Friedrich die Schwester geliebt hat, sondern auch diese dem Bruder sehr zugetan war, so erscheinen sie doch beachtenswert genug, um ein bislang verborgen gebliebenes Band der Liebe um die Geschwister schlingen zu können.

Durch diese fragmentarischen Fundstücke wird die Sichtweise auf die länger andauernde Anbindung Hölderlins an seine Schwester bestätigt, die mittels einer mythologischen Assoziation so offensichtlich in sein Seelenleben und dadurch auch mittelbar in das dichterische Werk eingegangen ist, dass selbst Frau Gontard auf dem Höhepunkt ihrer Beziehung zu Friedrich Hölderlin den Namen „Diotima“ für sich okkupieren muss, auch wenn es ihr damit nicht dauerhaft gelingt, die Schwester aus dem Herzen ihres Liebhabers zu verdrängen. Diese psychische Arbeit hat Friedrich Hölderlin selbst verrichten müssen, er hat sie mit größter Wahrscheinlichkeit während seines Aufenthalts in Bordeaux geleistet und zwischen den Jahren 1803 und 1806 so umgesetzt, dass er sich nach einer kritischen Übergangszeit wenigstens bei der Familie Zimmer noch einmal ganz gemütlich und dauerhaft authentisch einrichten kann – allerdings unter Verzicht darauf, einen bedeutenden Dichter oder Philosophen zu spielen.

Ein solcher, bewusst herbeigeführter Identitätswechsel mag seltsam anmuten, er sollte aber im Rahmen tolerabler psychischer Verschiedenheiten akzeptiert werden, ohne fortwährend mit der Ver - rücktheit dieses Dichters so herumzuspielen, dass in die Lücken, die in seinem Werk zweifellos zu bemerken sind – unabhängig davon, wer dies zu verantworten hat – die Notwendigkeit eingeblendet wird, sie seien auf eine autogene, pathologisch veranlagte und / oder durch Drogengebrauch verursachte Minderung der geistigen Leistungsfähigkeit Hölderlins herbeigeführt worden.

Nach meiner Überzeugung trifft ein Zeitgenosse Hölderlins die Notwendigkeit bezüglich dieses letztlich moralisch immer gefühlten, aber bis heute offensichtlich strittigen oder weithin kaum einsehbaren Umstands eine Entscheidung treffen zu müssen, ganz gut, wenn er – wohlthuend abstrakt, ohne jede Anspielung auf die extravaganten Lebensge-

wohnheiten des Dichters und zugleich alle hermeneutischen Umstände überspringend – meint:

*Auch der Geist des Tons kann gut und böse sein. Der Ton ruft uns hervor, wie irgend ein Wort, ein Befehl. Aber wir müssen unterscheiden, ob wir ihm dienen dürfen, und wo wir ihn meiden müssen.*⁷⁵⁴

Ein semantisch derart verdünnter Zugriff auf eine poetische Hinterlassenschaft macht es wenigstens möglich, die kühle Distanz zu einem von vielen fremden Händen zensierten Werk zu finden, die für eine vorurteilsfreie Beschäftigung mit ihm notwendig erscheint, da hier wenigstens die Position enthalten sein kann, nach der das poetische Objekt, sein Erzeuger und die jeweiligen Betrachter/innen hinreichend von einander unterschieden werden können.

⁷⁵⁴ Johann Wilhelm Ritter, zitiert nach P. Bertaux, Friedrich Hölderlin, l. c., S. 323, vgl. auch: Abb.(25); dabei bleibt allerdings auch offen, in welchem Umfang Ritter über die Verbotszonen informiert ist, in denen sich Hölderlin getummelt hat.

Anhang I (a): Entwurf zu einer Ontologie Friedrich Hölderlins

Ansatz:

Fr. Hölderlin:

„Es gibt zwei Ideale unseres Daseins: einen Zustand der höchsten Einfalt,

wo unsere Bedürfnisse mit sich selbst,
und mit unseren Kräften,

und mit allem, womit wir in Verbindung stehen,

durch die bloße Organisation der Natur,

ohne unser Zutun,

gegenseitig zusammenstimmen,

und einen Zustand der höchsten Bildung,

wo dasselbe stattfinden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stand sind.“

Abstrakter Zustand:

Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt)

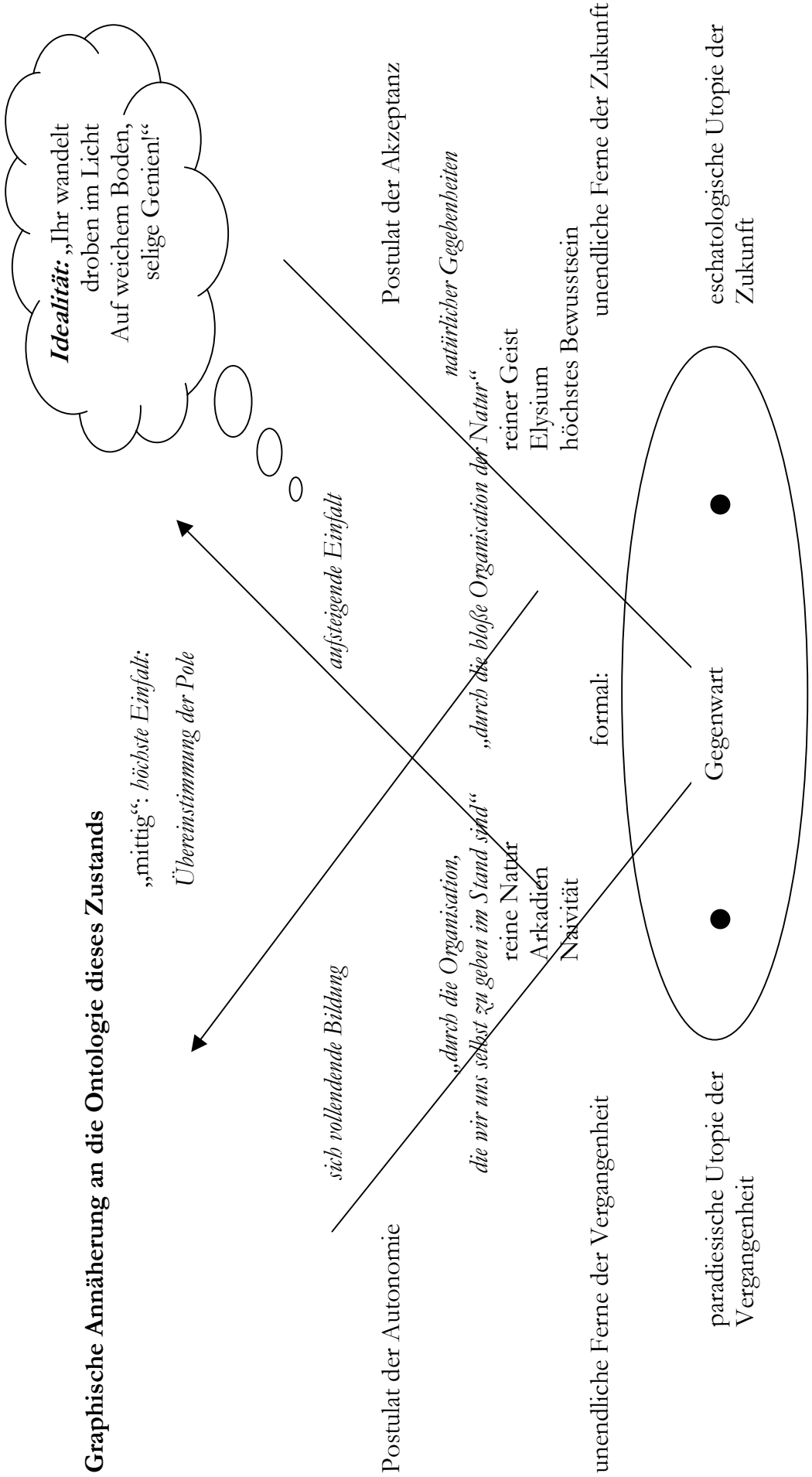
zum anderen (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft,

scheint sich,

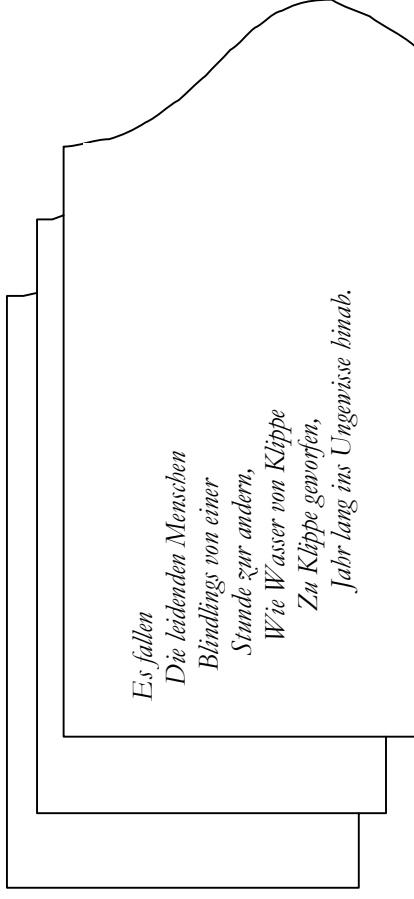
(nach ihren wesentlichen Richtungen)

immer gleich zu sein.

Graphische Annäherung an die Ontologie dieses Zustands



Dem steht aber die Realität entgegen:



Existentielle Bedeutung:
 Das Fortschreiten in der formalen
 Bedingung der Zeit erzeugt die
 Wahrnehmung einer permanenten
 Niederlage, weil die Utopie der Zu-
 kunft weniger sicher ist als der Verlust
 der paradiesischen Utopie der Ver-
 gangenheit

Erste Schlussfolgerungen:

Realität und Idealität sind ontologische und keine Wert - Zustände

Nicht nur Vergangenheit und Zukunft werden als formale Zuordnungen gedacht,

sondern auch: reine (theoretische) Natur [,Physik“] und reiner Geist

„Arkadien“ und „Elysium“

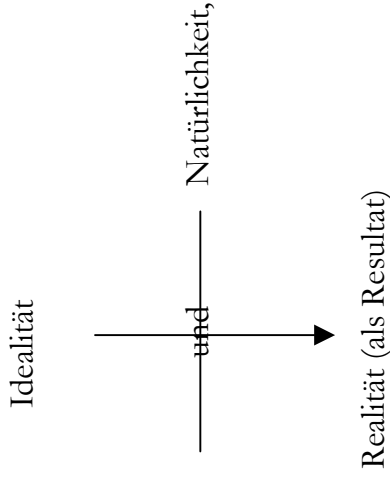
Naivität und höchstes Bewusstsein

Diese Vorstellungselemente

sind symmetrisch angeordnet;

ihre Progression wird durch (inhaltliche und formale) Bildung und Widerspruchsfreiheit gewährleistet, die in ihrer höchsten Ausbildung eine Einheit darstellen.

Voraussetzungen für die Ausbildung einer solchen Synthese ist die Erreichung der Ideale von elementarer



die den vergesellschafteten, denaturierten und unterdrückten Menschen der erlebten

in die Lage versetzen, wenigstens geistig nach Arkadien und / oder ins Elysium aufzubrechen, um von dort aus die Aufhebung einer polarisierten Welt zu betreiben. Im Gegensatz zu Heine ist Hölderlin aber realistisch genug, um die Erreichung eines solchen Ziels für illusionär zu halten, er hält es jedoch für legitim, im Roman das entsprechende Gedankenspiel treiben zu dürfen. Allerdings bleibt „So dacht ich.

Nächstens mehr.“

(was formal auch symmetrisch ist, weil das eine aus der Vergangenheit kommt und das andere in die Zukunft weist) eine leere Versprechung, was dafür spricht, dass FH den illusionären Charakter seines Entwurfs im Lauf der Romanproduktion erkennt:

In Folge davon: Nicht nur Hyperion verstummt, sondern (bezogen auf die gesamte Lebenszeit) wenige Jahre darauf der Dichter selbst.

Die Mitteilung FHs, er habe das zitierte Vorwort aus dem „Hyperion“ entfernt, weil es zu abstrakt sei, ist offensichtlich eine Schutzbehauptung, weil die Postulate von natürlicher und autonomer Organisation des Menschen den Verfasser des „Hyperion“ völlig eindeutig als Anhänger Rousseaus und damit im Verständnis seiner Zeitgenossen als Agenten der französischen Revolution ausgewiesen hätten, was wohl

auch am Hofe der Gontards nicht gut angekommen wäre, wo nicht nur der reaktionäre hessische Adel ein- und ausging, sondern in völliger Verkehrung der feudalen Ordnungen teilweise subalterne Rollen zu spielen hatte. Vielleicht war ein nettes Verhältnis zu einer hessischen Adligen zu kaschieren – oder wenigstens darauf Rücksicht zu nehmen.

Der hier vorgetragene Vorstellung nach war FH alles andere als ein Idealist. Er konstruierte eben nicht, dass die Ideale von oben her über die Menschen kommen, sondern war vielleicht einer der Erfinder von literarischen Figuren, die sich nach Idealen sehnen, weil sie alle Illusionen in eine Verbesserung der Wirklichkeit verloren haben. Insofern gibt es einen Bezug zu F. Nietzsche, der nicht nur wie FH über eine hervorragende althilologische Bildung verfügte, sondern wie FH durch Nachvollzug der klassischen Antike die Unmöglichkeit der Übereinstimmung zwischen traditionellen Wertordnungen und „moderner“ Wirklichkeit zu kompensieren versucht.

(1) Der hauptsächlichste Widerspruch zu den Weimarer Klassikern (Schiller / Goethe) besteht bei Hölderlin darin, dass er seine Affinität zu den Vorstellungen der französischen Aufklärung (und Revolution) zwar verbirgt, inhaltlich aber nie aufgibt, während die Herren aus dem Weimarer Olymp zwar im französischen Modus zu promovieren versuchen (Goethe) oder populistisch erfolgreich sind (Schiller), aber ziemlich schnell nach 1789 feststellen, dass der Wind in Deutschlandland lieber von oben nach unten als von links nach rechts weht, während FH einen ziemlich konsequenten eigenen Weg einschlägt, auf dem er sich (auch politisch) wenigstens selbst treu zu bleiben versucht.

(2) Ein Indiz dafür ist der verhängnisvolle Briefentwurf an SG, in dem er ankündigt, sie als Geliebte zu verlassen, weil er sich an ihrem Domizil als Literat nicht verwirklichen zu können glaubt, da ihn seine Freunde im Stich gelassen hätten. Ein vereinzelter Literat kann mit den Zeugnissen seiner produktiven Niederlagen keine Lebensgemeinschaften bilden. Aber andererseits: Er äußert sich als Verlierer, weil er seiner Geliebten – und vielleicht der vertrackten Situation wegen, (schon wieder) eine verheiratete Frau und daneben (eine?) andere Geliebte am Hals zu haben.

Ein Literat darf seiner Geliebten aber auch keinen Roman widmen, in dem ein Entwurf für die Zukunft gelehnet wird. No future ist (vor allem in gesellschaftlich angepassten Umgebungen noch schlimmer als „no dope – no hope“. Programmatisch für diesen Realismus steht:

Nach (1) „Es fallen“ –

Nach (2) „Es schwinden“

Die leidenden Menschen

Blindlings von einer

Stunde zur andern,

Wie Wasser von Klippe

Zu Klippe geworfen,

Jahr lang ins Ungenisse hinab.

Eine positive Idealität kann nur in Angriff genommen werden, wenn die Realität schmerzlich empfunden wird; die Dialektik zwischen positiver Gedachtheit und negativer (lebenswirklicher) Erfahrung löst aber den Impuls aus, das Ganze (als idealen Zustand) im positiven Bereich zu vermuten; daraus folgt die Hoffnung: „Nächstens mehr.“ Dieses Versprechen bleibt allerdings dem Diesseits verhaftet und enthält keine metaphysischen Spuren, außer denen einer gemeinsamen (aufs Schreiben begrenzten) Zukunft.

Aber auch das hat FH an keiner Stelle seines Leben (und ich glaube auch seines literarischen Werkes) wirklich eingehalten. Dies ist jedoch kein Beleg zwischenmenschlicher Unzuverlässigkeit, sondern enthält nur einen pessimistischen Verzicht auf diesseitige Verwirklichung, der es Hölderlin unmöglich macht, mit irgend einem anderen Menschen eine gemeinsame, konkrete Zukunft zu entwerfen. Hölderlin war aber realistisch genug, diese Haltung selbst ziemlich unbefriedigend zu finden.

(Zur Strafe muss er deshalb die Ellipse: „Nächstens mehr“ (wovon eigentlich?) hinschreiben, aber schon auch, weil er Frauen [selbst seiner Schwester] immer wieder mehr verspricht, als er aufgrund seiner ideologischen Zweifel, die mit einem psychischen Hang zur Regression zusammenfallen, einzuhalten in der Lage ist.)

NB: Diese Nachbildung ist ziemlich spekulativ, was aber dadurch verursacht wird, dass FH keine deutlicheren philosophischen Spuren hinterlassen hat.

Grundsätzlich ist aber zu fragen: 1. Gibt es (außer Sokrates natürlich) einen Philosophen ohne (philosophisches) Œuvre?

2. Darf man über Hölderlin so schreiben, wie Platon das von Sokrates getan hat?

3. Warum werden ab und an Nihilisten in Irrenhäuser weggesteckt und / oder enden schließlich bei den Töchtern von Schreinem?

I (b) Zu: Hölderlin, Wenn der Dichter ...

(Grundlage: Hölderlin, Bremer Ausgabe, Bd. 8, S. 132 ff.)

oder (leserlicher): FA, Bd. 14, S. 303 ff.)

[Der Text ist Gegenstand Hegelscher Polemik („Im Traum geboren“, Vorw. zu Phän. d. G.), was aber nur eine Reaktion auf FHs Angriff gegen Hegel im „Vulkan“ darstellt („Dem Manne laß sein Sinnen, und sein Geschäft,“ etc.)]

Das poetische „Hen kai pan“ ist (von Spinoza und Lessing herkommend) bestimmt von

- freier Bewegung, harmonischem Wechsel und gleichsinnigem Fortstreben

als Folge des „Widerstreits“ zwischen den ästhetischen Bedingungen des Geistes (Verwandtschaft der Teile) und der fortschreitenden Konkretisierung thematisch sich verändernder Poesie (Wechsel aller Teile)

- dem Widerspruch zwischen Verweilen und Fortstreben des Geistes, wobei sich der ästhetisch-verweilende Aspekt aufgrund der stofflichen Veränderungen reflexiv auch wandelt im Sinne von „harmonischem Wechsel“;

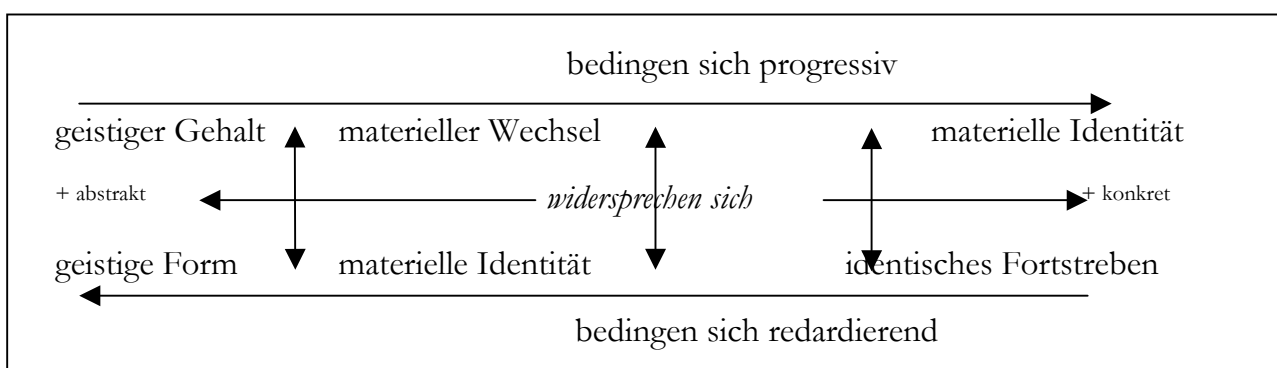
das erzeugt

- den Widerspruch zwischen materiellem Wechsel und materieller Identität, der durch den „geistigen Gehalt“ gelöst wird,

- und den Verlust an materieller Mannigfaltigkeit zugunsten konkretisierender materieller Identität, der durch den harmonischen Gehalt und das identische (kontinuierliche) Fortstreben des Geistes.

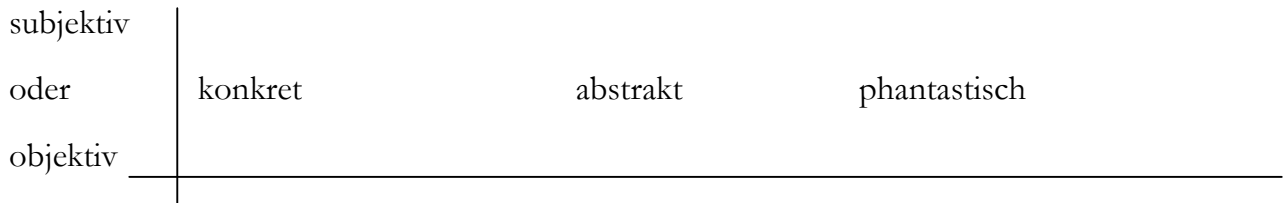
Der Geist steht bei FH nicht für sich selbst, Poesie ist das „Vehikel des Geistes“, der Dichter ist aber nicht nur Vehikel des Geistes, weil er selbst tätig wird.

Die mehrfache Widersprüchlichkeit in Hölderlins poetologischen Entwürfen:

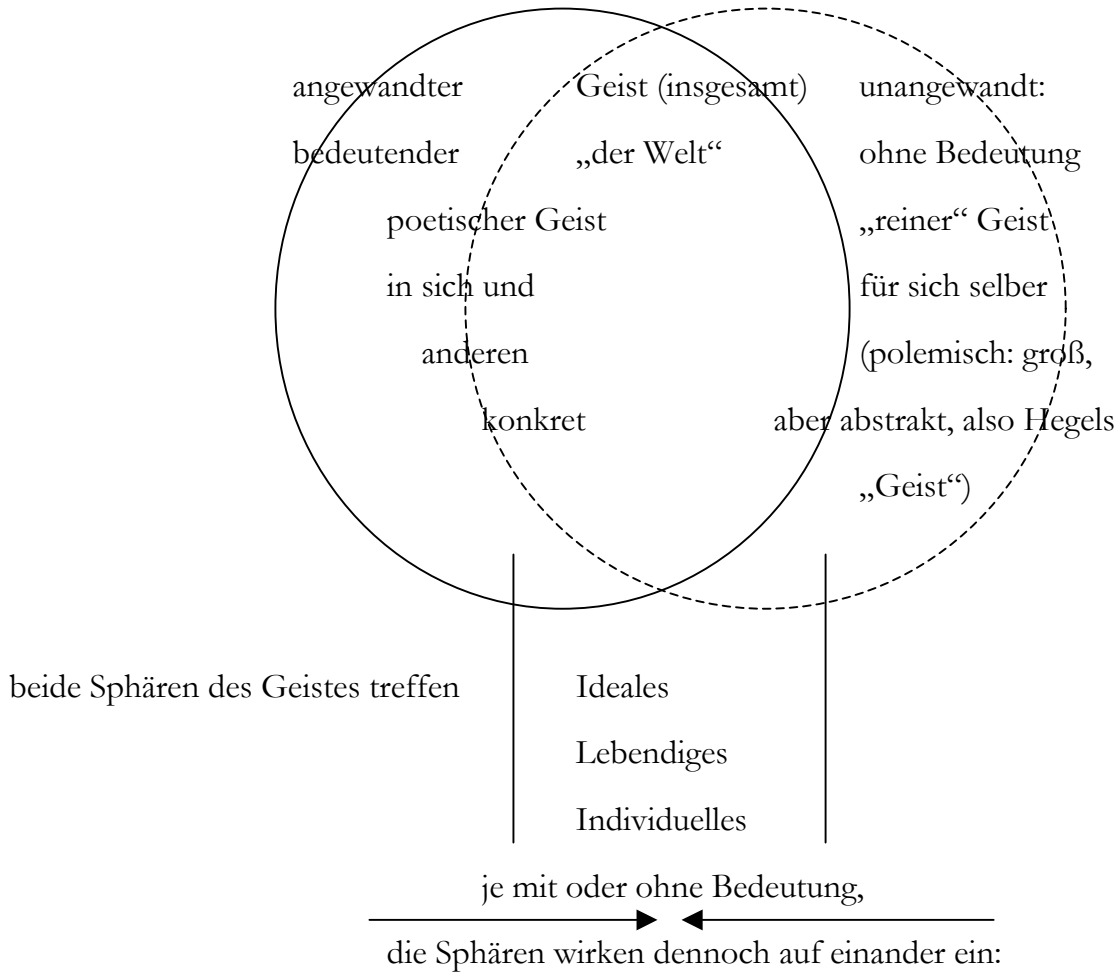


Widersprüche und Bedingung müssen aber zugleich eintreten, damit ein *stufenweiser* (sic!) Fortschritt von Bildung stattfinden kann.

Poetischer Stoff ist nach Hölderlin



muss aber unabhängig von diesen Kategorien begründet sein, also einen Grund im Sinne der Substanz Spinozas haben.



Es muß sich aber zeigen, wie dieses Widerstreits ungeachtet, in dem der poetische Geist bei seinem Geschäft mit dem jedesmaligen Elemente und Wirkungskreise steht, dieser dennoch jenen begünstige, und wie sich jener Widerstreit auflöse, wie in dem Elemente, das sich der Dichter zum Vehikel wählt, dennoch eine Rezeptivität für das poetische Geschäft liege, und wie er alle Forderungen, die ganze poetische Verfabrungsweise in ihrem Metaphorischen, ihrem Hyperbolischen, und ihrem Charakter in sich realisiere in Wechselwirkung mit dem Elemente, das zwar in seiner anfänglichen Tendenz widerstrebt, und gerade entgegengesetzt ist, aber im Mittelpunkte sich mit jenen vereiniget.

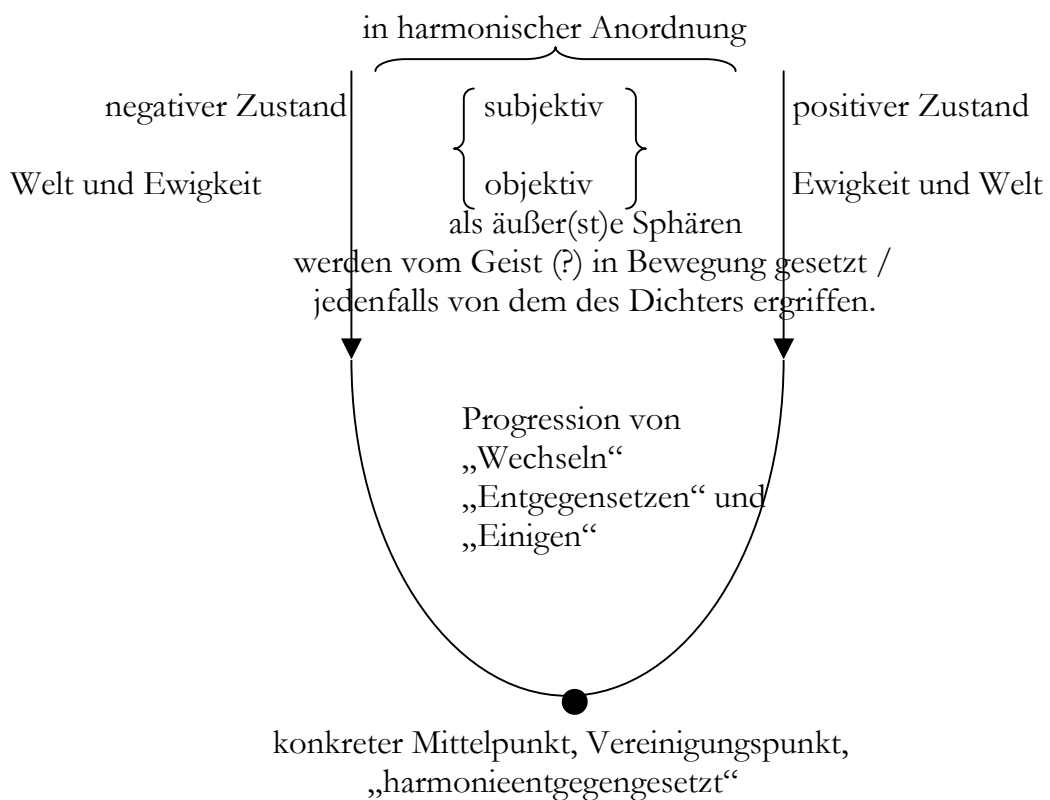
Zwischen dem Ausdrucke (der Darstellung) und der freien idealischen Behandlung liegt die Begründung und Bedeutung des Gedichts.

Grundlagen der poetischen Tafeln:

allgemeine Ideen	erfüllbare Vorstellungen	realisierbares Geschehendes
idealische	naive	heroische Dichtung

Diese Kategorien können kombiniert werden, sie stellen keine „reinen“ logischen oder ontologischen Größen dar, sondern sind diskrete, aber ggf. dynamische Gewissheitsgrade der Erkenntnis.⁷⁵⁵

Der parabolische Prozess:



aber in Wechselwirkung zur harmonisch gedachten ontologischen Anordnung; der Künstler schafft sich seine eigene Welt, was nur in Freiheit / Individualität und „setzend“ (→ C. S. Peirce: „Alle Zeichen sind gesetzt.“) geht.

Folgerung: Kunst kann nicht durch sich selbst begriffen werden; im Gegensatz z. B. zum selig in sich selbst scheinenden Kunstwerk Mörikes („Auf eine Lampe“)

[Die Kunst] ist also nie bloß Entgegensetzung des Einigen, auch nie bloß Beziehung Vereinigung des Entgegengesetzten und Wechselnden, Entgegengesetztes und Einiges ist in ihr unzertrennlich. Wenn dies ist, so kann sie in ihrer Reinheit und subjektiven Ganzheit, als ursprünglicher Sinn, zwar in den Akten des Entgegensetzens und Vereinigens, womit sie in harmoniscentgegengesetztem Leben wirksam ist, passiv sein, aber in ihrem letzten Akt, wo das Harmoniscentgegengesetzte als Harmonisches entgegengesetztes, das Einige als Wechselwirkung in ihr als Eines begriffen ist, in diesem Akte kann und darf sie schlechterdings nicht durch sich selbst begriffen, sich selber zum Objekte werden, wenn sie nicht statt einer unendlich einigen und lebendigen Einheit, eine tote und tötende Einheit, ein unendlich positives Gewordenes sein soll; denn wenn Einigkeit und Entgegensetzung in ihr unzertrennlich verbunden und Eines

⁷⁵⁵ Mereologie, von Stanislaw Lesniewski, zw. 1916 u. 1927 entwickelt (Lothar Ridder, Mereologie, Frankfurt, 2002); zu prüfen bleibt, ob diese Zustände bei Hölderlin auch graduierend dargestellt werden können, wie das Max Bense hinsichtlich der Zeichenklassen von Peirce nachgewiesen hat.

Anhang II: Aus dem Steinbruch in die Wüste – Der Hölderlin - Verschnitt Elfriede Jelineks⁷⁵⁹

Wer Hölderlins Gedichte liebt, wird diese Profanisierung und sprachliche Brutalität beängstigend finden und zumindest spontan einen Impuls zur Verteidigung Hölderlins fühlen.
E. Polt - Heinzl

Die Technik ist aus der Schreibstube von St. George & Consorten bekannt, in der schon poetische Texte Hölderlins ad libitum so lange zergliedert und neu zusammengesetzt worden sind, bis sie zwar nicht mehr in den ursprünglich gegebenen Kontext, dafür aber um so besser in den neu zu arrangierenden Kram passen. Zwar verweist Evelyne Polt -Heinzl in ihrem umfangreichen Nachwort nicht nur auf eine vorgebliche „Verwandtschaft“ zwischen „Hölderlins Kompositionstechnik“ und „Jelineks eigener Verfahrensweise“,⁷⁶⁰ es wird aber dort so wenig dargestellt, mit welcher Intention die massiven Deformationen an Hölderlins Hymnen vorgenommen werden, wie dies aus Jelineks Bearbeitungen selbst unmittelbar hervorgeht.

Der Versuch, Hölderlin inhaltlich von der verhängnisvollen Tradition abzugrenzen, in der er zwei Jahrhunderte lang missverstanden wird, indem er von Jelinek karikierend auf ähnliche Weise wie dort verunstaltet wird, ist selbst missverständlich, weil sie sich metasprachlich des gleichen Bezugs bedient wie die rechten Exegeten Hölderlins. Polt – Heinzl verweist in ihrem Beitrag auf Äußerungen Jelineks, in denen diese den Rhythmus von Hölderlins Sprache als „Herzschrittmacher oder ein Metronom“ für ihre eigene Produktion bezeichnet,⁷⁶¹ was sich dem Sprachverständnis nach kaum von der aufs Korn genommenen Tradition unterscheidet, in der z. B. Karl - Michael Komma ein „Urmelos“ in der Sprache Hölderlins zu verspüren glaubt.

⁷⁵⁹ Die folgenden Seiten sollen dem Nachweis dafür dienen, dass nicht nur Hölderlins Texte selbst, sondern auch damit zusammenhängende Literatur als Unterrichtsgegenstand im Allgemeinbildenden Gymnasium (selbst in Baden - Württemberg) dienen können. Sie beziehen sich auf: Elfriede Jelinek, *Wolken*. Heim., Göttingen, 1990 und Stuttgart, 2004; die Quellennachweise beziehen sich auf die letztgenannte Ausgabe. Die tabellarischen Übersichten entstanden im Rahmen eines Unterrichtsprojekts. Ich danke vor allem den Schülerinnen N. Hauk, A. Hintz, C. Lumpp, L. Springer und A. Stegmaier für die freundliche Zusammenarbeit. Die Erklärungen, die während meines Unterrichts von diesen Schülerinnen gesucht wurden, sind gemäß der von ihnen erarbeiteten Originale in den folgenden Tabellen abgedruckt. Zur Differenziertheit dieser Betrachtung ist vergleichend heranzuziehen: Uwe Schütte, *Die Poetik des Extremen, Ausschreitungen einer Sprache des Radikalen*, Göttingen, 2006, S. 134 ff., wo nicht darauf eingegangen wird, wie Jelinek Texte Hölderlins verändert, welche „sprachlichen Ausschreitungen“ also gegenüber einem Dichter erst vorgenommen werden müssen, um ihn ins „Extreme“ verfrachten zu können.

⁷⁶⁰ Jelinek, S. 51

⁷⁶¹ *ibidem*, S. 52

Auch wenn diese Kritik kleinkariert zu sein scheint, so weist sie doch auf ein grundsätzliches Problem hin, das Jelinek mit ihrer Montage nicht bearbeiten kann: Im „Gesang des Deutschen“ besitzt der Begriff eben noch nicht die Bedeutung, die er schon wenige Jahre später durch Fichtes „Reden an die Deutsche Nation“ von 1807 / 08 erhält, die zu Recht als Beginn der abgrenzenden, national - chauvinistischen Interpretation des in dieser Hinsicht zunächst offenen, aber soziale und Bildungsgrenzen einziehenden Begriffs vom Deutschen bezeichnet werden. Mit der erst im 19. Jahrhundert eintretenden Verengung hat Hölderlin schon deshalb nichts zu tun, weil er den personal wahrgenommen Deutschen, z. B. im „Hyperion“ eher kritisch gegenübersteht.

Abgesehen davon, dass in diesem Bereich die Paraphrase Jelineks zumindest beklagenswert undeutlich ist, kommen bei sorgfältiger Betrachtung allerlei Vergrößerungen von Sprachformen und Denkfiguren Hölderlins zum Vorschein, die eher für ein flaches Eindringen in seine Poesie sprechen als dafür, dass Jelinek ihn eben gegenüber denjenigen zu verteidigen versucht, in deren Umgebung er eben fälschlicher Weise gestellt wird oder die sich zu Unrecht auf ihn beziehen: „Hegel, Heidegger, Fichte Kleist und (...) RAF“.⁷⁶² Insofern kann Polt - Heinzl nur partiell zugestimmt werden, wenn sie meint: „In [...] Montage- und Überlagerungstechniken demaskiert die Autorin die hinter Klischees, Stereotypen und sprachlichen Gemeinplätzen verborgenen Machtverhältnisse und (historischen) Hintergründe.“ Denn dies mag zwar für die nicht untersuchten literarischen Zusammenhänge (Hegel, Heidegger, Fichte Kleist und (...) RAF) stimmen, für die aus dem Hölderlinschen Werk herangezogenen Belegstellen kann aber behauptet werden, dass die von Jelinek unterstellte Trivialität, die zugleich mit einer politischen Schiefelage daherkommt, erst von ihr hergestellt werden muss, um dann allerdings eher plakativ wirksam als politisch oder geistesgeschichtlich plausibel zu sein. Selbst Quellen wie Heideggers Hölderlin - Exegesen sind schärfer zu umreißen als mit einer Verschiebung des poetischen Individuums (Hölderlins „Ich“) in ein national hypertrophiertes oder anderweitig entgleistes „Wir“, das aber auch nicht generell so in den gleichen Topf zu rühren ist, wie das Jelinek im „Wolken. Heim.“ probiert, es sei denn, der Nachweis gelänge, die nationalistische Verirrung, die später zur Barbarei der NS - Diktatur sich steigerte, hätte die gleichen geistigen und / oder sozialpsychologischen Wurzeln wie die terroristische Bandenbildung der „Roten Armee Fraktion“, was aber denn doch die Vertauschung der

⁷⁶² Ibidem, S. 36

(subjektiv wenigstens so gemeinten) Aberrationsrichtungen (von „rinks“ und „lechts“ [Ernst Jandl]) über Gebühr vorantreiben würde.⁷⁶³

Letztlich bedient sich Jelinek auf sehr ähnliche Weise der verkürzenden und damit vereinfachten Wahrnehmung Friedrich Hölderlins, die sie anzugreifen meint. Da diese Vorgehensweise zumindest einer intensiven Exegese bedarf, um nicht falsch verstanden zu werden, bzw. die post festum den Verdacht ausräumen muss, auch sie stelle FH dort hin, wo er gemäß seiner Dichtung nicht hingehört, kann in der Textmontage *Wolken.Heim.* kein sonderlich geglückter Versuch einer Neuverortung gesehen werden. Besonders ärgerlich an diesem Stück ist darüber hinaus, dass – ganz ähnlich wie in der Paraphrasierung durch George – dort entstellende Verkürzungen zu beobachten sind, wo vollständige Zitate die tatsächliche Dimension der Gedankenführung Hölderlins besser darstellen könnten; deshalb ist Jelineks Zugang zu Friedrich Hölderlin als Irrweg zu bezeichnen.

Unterrichtsergebnisse:

Arbeitsabschnitt I: Zur Methodik technikgestützter Textuntersuchung:
 Um Texte zu vergleichen, können heute häufig Dateien verwendet werden, in denen Texte digital gespeichert vorliegen.
 Weil elektronische Systeme sehr genau arbeiten, werden auf diese Weise selbst geringfügige Textähnlichkeiten und kleine Unterschiede zum Vorschein gebracht.
 Die durch diese Methode eingesparte Zeit kann dann für eine besonders gründliche Arbeit beim Textvergleich eingesetzt werden.
 Die folgende Tabelle zeigt einen weitgehend automatisch erzeugten Textvergleich zwischen Dichtungen Friedrich Hölderlins und der Textmontage von Elfriede Jelinek „*Wolken.Heim.*“
 Die Tiefe der Untersuchung geht bis zur Ebene einzelner Worte, aus deren Umgebung dann der Bedeutungsunterschied der jeweiligen Schriften abgeleitet werden kann.
 Das Dokument zeigt dabei erste, aber sehr genaue Bearbeitungsspuren durch die mit dieser Arbeit beauftragten SchülerInnen.

Friedrich Hölderlin, Dichtungen	Elfriede Jelinek, <i>Wolken.Heim</i>
Jetzt aber tagts! Ich harrt und sah es kommen, Und was ich sah, das Heilige sei mein Wort. Denn sie, sie selbst, die älter denn die Zeiten Und über die Götter des Abends und Oriens ist, Die Natur ist jetzt mit Waffenklang erwacht, Und hoch vom Aether bis zum Abgrund nieder Nach festem Gesetze, wie einst, aus heiligem Chaos gezeugt, Fühlt neu die Begeisterung sich, Die Allerschaf- fende, wieder. Wie wenn am Feiertage Gedichte 1800-1804, S. 148 ff.	Wir sind bei uns. Nach festem Gesetze, wie einst, aus heiligem Chaos gezeugt, fühlt neu die Begeisterung sich, die Allerschaffene wieder. WH S.11
Aber mir in schauernder Brust die beseelende Sonne, Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Strahlen der Nacht, Ach! und nichtig und leer,	Es reißt uns hinauf, und nichtig fallen wir wie- der zurück in Gefängniswände, doch hier sind wir. <u>Egal, was über den Köpfen uns hängt.</u>

⁷⁶³ Eine solche Verwechslung betreibt systematisch Uwe Schütte in seinem (aber nicht als Zitat gekennzeichneten) Kapitel „Das Zeitalter der Extreme“ in: *Die Poetik des Extremen* (Göttingen, 2006, S. 403 ff.), wenn er dort die literarische Tätigkeit von Rainald Goetz beschreibt.

<p>wie Gefängniswände, der Himmel <u>Eine beugende Last über dem Haupte mir hängt!</u> Gedichte 1800-1804, S. 83</p>	<p>WH S.11</p>
<p>Schöpferischer, o wann, Genius unsers Volks, Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands, Daß ich tiefer mich beuge, Daß die leiseste Saite selbst Mir verstumme vor dir, daß ich beschämt Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor dir Enden möge mit Freuden, Wenn sie alle, mit denen ich</p> <p>Vormals trauerte, wenn unsere Städte nun Hell und offen und wach, reineren Feuers voll Und die Berge des deutschen Landes Berge der Muse sind,</p> <p>Wie die herrlichen einst, Pindos und Helikon, Und Parnassos, und rings unter des Vaterlands Goldnem Himmel die freie, Klare, geistige Freude glänzt.</p> <p>Wohl ist enge begrenzt unsere Lebenszeit, Unserer Jahre Zahl sehen und zählen wir, Doch die Jahre der Völker, Sah ein sterbliches Auge sie? Gedichte 1800-1804, S. 8 ff</p> <p>Soll es sein, so vergiß dein Heil, und schlumme- re klanglos! Aber doch quillt ein Laut hoffend im Busen dir auf, Immer kannst du noch nicht, o meine Seele! noch kannst du Nicht gewöhnen, und träumst mitten im eisernen Schlaf! Gedichte 1800-1804], S. 80.</p>	<p>Haben wir sie verkürzt, daß sie tiefer sich beugen, daß die leisesten Saiten ihnen verstummen vor uns? Daß enden mögen mit Freuden sie vor uns? Oder geduldig auch wohl im furchtsamen Bann wohnen, vor uns?) Wenn sie alle, mit denen wir vormals trauerten, wenn unsre Städte nun hell und offen und wach, reineren Feuers voll sind [und es auf andre werfen, wo einst die Muse waren. Wir sind wir.] Zu eng begrenzt unsre Lebenszeit, zu enge Grenzen, wir schießen hervor, wir quellen wie laut aus der Brust, wir gönnen den andern keine Blicke.</p> <p>WH S.11</p>
<p>Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr ver- traulich! - Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nötige Sinn für Freiheit. Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Des- potie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Unge- rechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen. Hyperion oder der Eremit in Griechenland, S. 121/122</p>	<p>Die Orientalen wissen es nicht. Sie wissen nur, daß Einer frei ist, aber ebendrum ist solche Freiheit nur Willkür, Wildheit, Dumpfheit und Leidenschaft, und die Milde ein Zufall. WH S.12</p>
<p>Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die stillen Lebenswege nicht auch? Es sind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbst! wir aber kennen sie nicht. Hyperion oder der Eremit in Griechenland, S. 164.</p>	<p>Wir aber wir aber wir aber. WH S.12</p>

<p>aber es haben Zu singen</p> <p>Blumen auch Wasser und fühlen, Ob noch ist der Gott. Denn schön ist Der Brauttag, bange sind wir aber Der Ehre wegen. Denn furchtbar gehet Es ungestalt, wenn Eines uns Zu gierig genommen. Gedichte 1800-1804, S. 238.</p> <p>Viel hat von Morgen an, Seit ein Gespräch wir sind und hören vonein- ander, Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Ge- sang. Gedichte 1800-1804, S. 185.</p> <p>Wir aber sind es, die gefallen, Die sträflich deiner Güte Strahlen In Grimm verwandelt, Heil verscherzet, Durch das der Hölle Tod nicht schmerzet. Gedichte 1784-1800, S. 4</p>	
<p>O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht sprechen mögt von menschlicher Be- stimmung, die ihr auch so durch und durch ergriffen seid vom Nichts, das über uns waltet, so gründlich einseht, daß wir geboren werden für Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben ans Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mäh- lich überzugehen ins Nichts - was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen, wenn ihrs ernstlich bedenkt?</p> <p>Hyperion oder der Eremit in Griechenland, S. 65. / Gedichte 1784-1800, S. 245.</p>	<p>[Wir aber wir aber wir aber.] Wir Lieben!</p> <p>WH S.12</p>
<p>So, ihr Lieben! auch mir, so will es scheinen, und niemand / Kann von der Stirne mir neh- men den traurigen Traum</p>	<p>[Wir Lieben!] Auch uns, so will es scheinen, kann niemand von der Stirne nehmen den Traum!</p> <p>WH S.12</p>

<p>Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch und Sporn Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt, Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid Tatenarm und gedankenvoll.</p> <p>Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt, Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald? O ihr Lieben, so nimmt mich, Daß ich büße die Lästerng.</p> <p>Gedichte 1784-1800, S. 329</p> <p>Spottet nimmer des Kinds, wenn noch das alberne Auf dem Rosse von Holz herrlich und viel sich dünkt, O ihr Guten! auch wir sind Tatenarm und gedankenvoll!</p> <p>Aber kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt, Aus Gedanken vielleicht, geistig und reif die Tat? Folgt die Frucht, wie des Haines Dunklem Blatte, der stillen Schrift?</p> <p>Und das Schweigen im Volk, ist es die Feier schon Vor dem Feste? die Furcht, welche den Gott ansagt? O dann nimmt mich, ihr Lieben! Daß ich büße die Lästerng.</p> <p>Schon zu lange, zu lang irr ich, dem Laien gleich, In des bildenden Geists werdender Werkstatt hier, Nur was blühet, erkenn ich, Was er sinnet, erkenn ich nicht.</p> <p>An die Deutschen, Gedichte 1800-1804, S. 8 ff</p>	<p>Aber wir Guten, auch wir sind tatenarm und gedankenvoll! Wir! Aber kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt , aus Gedanken vielleicht, geistig und reif die Tat? Folgt die Frucht, wie des Haines dunklem Blatte, der stillen Schrift? Und das Schweigen im Volk, ist es die Feier schon vor dem Fest? Oder die Ruh vor dem Sturm? Oder der Wind, der vom Gewitter herfliegt? Oder wer scheucht uns hier fort, wir sind hier zuhaus! Wir sind hier zuhaus.</p> <p>WH S.12</p>
<p>Jedesmal wandelt an meinen tausendjährigen Eichen Mit entblößtem Haupt der Jäger vorüber, dann also Heischet die ländliche Sage; denn unter den stattlichen Reihen Schlummern schon lange gefallene Helden der eisernen Vorzeit. An die Deutschen Gedichte 1784-1800, S. 40/41</p>	<p>Vernehmlich sind wir laut, nie schlummern wir hinunter. Es gehört uns. Ohne Namen und unbeweint sind die andern. [Wir sind hier zu Recht!]</p> <p>WH S.12</p>
<p>Und die Künftigen auch, sie, die Verheißenen, Wo, wo siehest du sie, daß du an Freundeshand Einmal wieder erwärmest, Einer Seele vernehmlich seist?</p> <p>Klanglos, ists in der Halle längst, Armer Seher!</p>	




<p>bei dir, sehnend verlischt dein Aug Und du schlummerst hinunter Ohne Namen und unbeweint. An die Deutschen Gedichte 1800-1804], S. 8 ff</p>	
<p>In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf Zum Leben, deine Wellen umspielten mich, Und all der holden Hügel, die dich Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir. [im weiteren wird von Ionien und dem Wunsch, dort hin zu kommen erzählt, mittels des Neckars] Der Neckar Gedichte 1800-1804, S. 16 ff</p>	<p>In unsren Tälern wacht unser Herz uns auf zum Leben. Wir Wanderer, doch wir kommen wieder! WH S.12</p>
<p>Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen Sich gern aufs Haupt, und zanken um Herrschaft sich, Den Nachbar fürchtend, und es hat auf Eigenem Boden der Mann nicht <i>Segen</i>. Und unstät wehn und irren, dem Chaos gleich, Dem gärenden Geschlechte die Wünsche noch Umher und wild ist und verzagt und kalt von Sorgen das Leben der Armen immer. Du aber wandelst ruhig die sichre Bahn, O Mutter Erd, im Lichte. Dein Frühling blüht, Melodischwechselnd gehn dir hin die Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche! Der Frieden Gedichte 1800-1804, S. 5 ff</p>	<p>[Wir sind, unser gewohnt, weiter gegangen als wir wollten, doch wir kommen zurück.] Wir blicken hinüber, den Nachbarn nicht fürchtend, wir treten ihm aufs Haupt. Wild ist und verzagt und kalt von Sorgen das Leben der Armen, und doch sind sie zuhaus. Es gehört ihnen, sie gehen ruhig ihre Bahn. Und die Zeit wächst. WH S.12</p>
<p>In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf Zum Leben, deine Wellen umspielten mich, Und all der holden Hügel, die dich Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir. Der Neckar Gedichte 1800-1804, S. 16 ff</p>	<p>In unsren Tälern wacht unser Herz uns auf zum Leben. Wir Wanderer. WH S.12</p>
<p>Und haben endlich wohl genug den Üppigen Schlummer gebüßt die Völker? <i>Wer hub es an?</i> wer brachte den Fluch? von heut Ists nicht und nicht von gestern, und die zuerst Das Maß verloren, unsre Väter Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie. Der Frieden Gedichte 1800-1804], S. 5 ff</p>	<p>[...ungeheuersten Opfer gebracht worden sind.] Wer hat es begonnen? Wer brachte den Fluch? Die zuerst das Maß verloren, unsre Väter, sie wußten es nicht, aber sie wollten es, es trieb ihr Geist sie. WH S.13</p>
<p>Und unstät wehn und irren, dem Chaos gleich, Dem gärenden Geschlechte die Wünsche noch Umher und wild ist und verzagt und kalt von Sorgen das Leben der Armen immer. [...] Und wie mit andern Schauenden lächelnd ernst Der Richter auf der Jünglinge Rennbahn sieht, Wo glühender die Kämpfenden die Wagen in stäubende Wolken treiben,</p>	<p>Unstet (sic!) wehn, dem Chaos gleich, dem gärenden Geschlecht die Wünsche umher. Und sie treiben mit ihnen herum, schlau lächelnd. Die Hand strecken wir nach dem Nachbarn aus, um seine Wege in sträubenden Wolken zu lenken und uns an seine Stelle zu setzen und auszuruhen. [Wir brauchen Raum. Wir brauchen Ruhm!] WH S.13</p>

<p>So steht und lächelt Helios über uns Und ein- sam ist der Göttliche, Frohe nie, Denn ewig wohnen sie, des Aethers Blühende Sterne, die Heiligfreien.</p> <p>Der Frieden Gedichte 1800-1804], S. 5 ff</p>	
<p>Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom <i>Von fernen</i> Inseln, <i>wo</i> er geerntet hat; Wohl möcht auch ich zur Heimat wieder; Aber was hab ich, wie Leid, geerntet? -</p> <p>Ihr <i>bolden</i> Ufer, die ihr mich auferzogt, Stillt ihr der Liebe Leiden? ach! gebt ihr mir, Ihr Wälder meiner Kindheit, wann ich Komme, die Ruhe noch Einmal wieder?</p> <p>Die Heimat Gedichte 1784-1800, S. 324</p>	<p>[Wir sind noch nicht fertig.] Es gehört uns, wir sind nicht von gestern. Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom, von Inseln fernher, wenn er geerntet hat. So kommen wir zur Heimat, und hätten wir auch Güter so viele wie Leid geerntet. Ihr teuern Ufer, ganz gehört ihr uns, und ein goldener Herbst verwandelt dem armen Volk in Gesänge die Seufzer. [Wir sind bei uns daheim. Und die Selbstsucht steht am ruhigen Ufer und von da aus sicher genießt sie des fernen Anblicks ver- worfene Trümmermasse.]</p> <p>WH S.13</p>
<p>Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen Sich gern aufs Haupt, und zanken um Herr- schaft sich, Den Nachbar fürchtend, und es hat auf <i>Eigenem Boden</i> der Mann nicht <i>Segen</i>.</p> <p>[...]</p> <p>Unschuldiger! sind klüger die Kinder doch Beinahe, denn wir Alten; es irrt der Zwist Den Guten nicht den Sinn, und klar und Freudig ist ihnen ihr Auge blieben.</p> <p>Der Frieden Gedichte 1800-1804], S. 5 ff.</p>	<p>[...Trümmermasse.] Die anderen haben auf eigenem Boden nicht das <i>Sagen</i>. (sic!) Wir spülen sie fort mit unseren Schläuchen. Schlau sitzen wir auf ihren Plätzen und klar sind unsere Augen. Es gehört uns.</p> <p>WH S.13</p>
<p>Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus Und liebender Geschwister Umarmungen <i>Begrüß ich</i> bald und ihr umschließt <i>mich</i>, Daß, wie in Ban- den, das Herz <i>mir</i> heile, Ihr treugeblieben!</p> <p>Die Heimat Gedichte 1800-1804, S. 18 ff</p>	<p>Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus und liebender Geschwister Umarmungen begrüßen uns bald und ihr umschließt uns, daß, wie in Banden, das Herz uns heile.</p> <p>WH S.13</p>
<p>So kommst du aus Luisiums Hainen auch, Aus heilger Schwelle dort, wo geräuschlos rings Die Lüfte sind und friedlich um dein <i>Dach die</i> <i>geselligen Bäume</i> spielen,</p> <p>Aus deines Tempels Freuden, o Priesterin! Zu uns, wenn schon die Wolke das Haupt uns beugt Und längst ein göttlich Ungewitter ... über dem Haupt uns wandelt.</p> <p>O teuer warst du, Priesterin! da du dort Im Stillen göttlich Feuer behütetest, Doch teurer heute, da du Zeiten <i>Unter den Zeitlichen</i> segnend feierst.</p>	<p>Das Dach der Bäume umschließt unsre geselli- gen Füße. Tag und Nacht gehen über uns still hinweg, wir kauern uns zusammen und be- trachten uns und was andre uns brachten. Wir erfreuen uns an der Nachbarn dämmerigen Ges- talt. Drum steigen wir in unsre Busen nieder, gleich einem Schacht, vieltausendfacher Schrei, und graben, kalt wie Erz, uns ein vernichtendes Gefühl hervor. Da sind sie, die andern! Jagt sie, bis seliger Tage Erinnerung sie gewesen sein werden.</p> <p>Sie sollen das Zeitliche segnen!</p> <p>WH S.13/14</p>

<p>Denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher Ist da der Geist, und offen und heiter blühn Des Lebens <i>dämmernde Gestalten</i> Da, wo ein sicheres Licht erscheint.</p> <p>Und wie auf dunkler Wolke der schweigende, Der schöne Bogen blühet, ein Zeichen ist Er künftger Zeit, ein Angedenken Seliger Tage, die einst gewesen,</p> <p>So ist dein Leben, heilige Fremdlingin! Wenn du Vergangnes über Italiens Zerbrochnen Säulen, wenn du neues Grünen aus stürmischer Zeit betrachtetest.</p> <p>An eine Fürstin von Dessau Gedichte 1784-1800, S. 400 ff</p>	
<p>Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das Abendlicht im Dunkel der majestätischen Eiche spielt und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tags.</p> <p>Hyperion oder der Eremit in Griechenland, S. 190</p>	<p>Wie leergetrunken Flaschen träufeln auf unsren Boden, der uns aufnimmt und, Untote, wieder ausspuckt.</p> <p>WH S.14</p>
<p>Wie wenn am Feiertage, das Feld zu sehn, Ein Landmann geht, des Morgens, wenn Aus heißer Nacht die kühlenden Blitze fielen Die ganze Zeit und fern noch tönet der Donner, In sein Gestade wieder tritt der Strom, Und frisch der Boden grünt Und von des Himmels erfreu- endem Regen Der Weinstock trauft und glän- zend In stiller Sonne stehn die Bäume des Hai- nes:</p> <p>[...]</p> <p>Und daher trinken himmlisches Feuer jetzt Die Erdensöhne ohne Gefahr. Doch uns ge- büht es, unter Gottes Gewittern, Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen, Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigener Hand Zu fassen und dem Volk ins Lied Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen. Denn sind nur reinen Her- zens, Wie Kinder, <i>wir</i>, sind schuldlos unsere Hände,</p> <p>Des Vaters Strahl, der reine, versengt es nicht Und tieferschütterter, die Leiden des Stärkeren Mitleidend, bleibt in den hochherstürzenden Stürmen Des Gottes, wenn er nahet, das Herz doch fest.</p> <p>Wie wenn am Feiertage⁷⁶⁴</p>	<p>Fern noch tönt unser Donner. Wir sind hier. Dort sind die andern. Aber wir nicht, wir nicht! Wir gehören uns. Und immer wieder, wie Kin- der, schuldlos sind unsre Hände.</p> <p>WH S.14</p>

⁷⁶⁴ Gedichte 1800-1804, S. 148 ff.⁷⁶⁴

Arbeitsabschnitt II: Geschichte einer Begriffsverwendung, z. B.: Die „Knechtsgestalt“

		<p>Der Brief des Paulus an die Philipper. nach: Martin Luther, Biblia, Das ist: Die ganze Heilige Schrift: Deudsch, 1545 (Nachdruck, Berlin, 1998)</p> <p><i>ein jglicher sey gesinnet / wie ihesus christus auch war / Welcher / ob er wol in göttlicher gestalt war / hielt ers nicht für einen Raub / Gotte gleich sein / Sondern eussert sich selbs / vnd nam Knechts gestalt an / ward gleich wie ein ander Mensch / vnd an-geben den als ein Mensch erfunden / Ernidriget sich selbs / vnd ward gehorsam bis zum Tode / ja zum tode am Creutz; Darumb hat jn auch Gott erhöhet / vnd hat jm einen Namen gegeben / der vber alle namen ist / Das in dem namen Jhesu sich bengen sollen / alle der Knie / die im Himel vnd auff Erden vnd vnter der Er- den sind / vnd alle Zungen bekennen sollen / Das Jhesus Christus der HErr sey / zur ehre Gottes des Vaters.</i></p>
	<p>Friedrich Hölderlin: Wie wenn am Feiertage nach: Frankfurter Ausgabe, hg. v. D. E. Sattler, Frankfurt, 1972 ff., Band 8, Seite 557 f.</p> <p><i>Und wie im Aug' ein Feuer dem Manne glänzt, Wenn hobes er entwarf; so ist Von neuem an den Zeichen, den Thaten der Welt jetzt Ein Feuer angezündet in Seelen der Dichter. Und was zuvor geschah, doch kaum gefühlt, Ist offenbar erst jetzt, Und die uns lächelnd den Aker gebauet, In Knechtsgestalt, sie sind erkannt, Die Allebedigen, die Kräfte der Götter.</i></p>	<p>Elfriede Jelinek, Wolken.Heim Stuttgart, 2004, S. 10</p> <p><i>Zu Hans sein, wenn Hobes wir entwerfen, so ist von neu den Tatenden Taten der Welt jetzt ein Feuer angezündet Und wir, in Knechtsgestalt, doch Herren, aus denen der quillt wir sind erkannt. Zubaus sein, von dort die ande stumpfen Stirnen, begraben im Boden wie Gold, Untote, wo wir himmeln zwischen Himmel und Erd und un erste. Des gemeinsamen Geistes sind, still enden, in uns Wir bezeugen uns: wir sind hier. Und gehören uns.</i></p>

<p>Der Text enthält mögliche Anspielungen auf den griechischen Mythos, indem behauptet wird, die Gottgleichheit von Jesus sei keine Folge von Selbstüberheblichkeit (Hybris), sondern resultiere aus dem Gehorsam gegenüber seinem Vater bis zum Tode. Die extreme Erniedrigung führt zur Erhöhung und (darauf folgend) zu einer Verehrung durch alle Menschen.</p>	<p>In Anlehnung an das Bild aus dem Paulus – Brief behauptet Hölderlin im Wirken der Menschen, selbst im Tun des kleinsten Bauern, aber insbesondere der Dichter göttliche Kräfte wiedererkennen zu können. Die Apotheose des Jesus wird durch seine Demokratisierung ersetzt.</p> <p>In der Textumgebung wird aber zugleich geprüft, ob dieser Gedanken keine Überheblichkeit (Hybris) enthält. Die Hymne bricht mit der Warnung ab: <i>Ich sei genabt, die Himmlischen zu schauen, / Sie werfen mich tief unter die Lebenden, / den falschen Priester, ins Dunkel, daß ich / Das warnende Lied den Gebrühen singe. / Dort</i></p>	<p>Jelinek zitiert die erste Textstelle aus dem Feiertage, meint aber weder die erste, noch die zweite Textstelle aus dem Hyperion. Beide Stellen trifft sie nicht korrekt, da sie die „Knechtsgestalt“ nicht im biblischen Sinne wie Paulus versteht – auf welche sich FH ja erstmals bezieht, da die Gestalt Gottes nicht erwähnt wird, bzw. keine Rolle spielt.</p> <p>Durch das Lösen der Zitate aus ihrem ursprünglichen Kontext entstehen politische, religiöse und ggf. ästhetische Überhöhungen, welche in Wolken.Heim keine kritische Überprüfung der eigenen Position („uns“) finden, so wie im Feiertagsgedicht. Auch lässt sie die Kritik an den Deutschen im Hyperion außer Acht. Dadurch wird FH den übrigen zitierten Autoren (Hegel, Fichte, Heidegger usw.) und deren national-konservativem Verständnis zugeordnet und nicht von ihnen unterschieden.</p>
	<p>Friedrich Hölderlin, Hyperion oder der Eremit in Griechenland, FA, Band 11, Seite 643</p> <p><i>Wir sind, wie Feuer, das im dünnen Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie nügen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend empormalt über der Asche, ha! wo uns ist, als kehrte der entfesselte Geist, vergessen der Laien, der Knechtsgestalt, im Triumph zurück in die Hallen der Sonne.</i></p>	
	<p>Diese Textstelle kann ausgeschrieben werden, da hier der Begriff „Knechtsgestalt“ nicht im Sinne des Philippbriefs verwendet wird. Dies geht schon daraus hervor, dass die Vorstellung der im Menschen zu erkennenden Gestalt Gottes keine Rolle spielt.</p>	

Arbeitsabschnitt III, Beobachtung: Textbearbeitung als Zerstörung eines poetischen Zusammenhangs		
HÖLDERLIN	Erklärung hierzu	JELINEK
<p>Wohl tut Die Erde. Zu kühlen. (Der Einzige)</p>	<p>Der Text ist Teil einer Reflexion über Herkules, Bacchus und Christus, in der Hölderlin zu klären versucht, wer nun das richtige Vorbild sei. Insgesamt heißt die Textstelle, nach der das Gedicht aber abbricht:</p> <p><i>Jene Drei sind aber das, daß sie unter der Sonne Wie Jäger der Jagd sind oder Ein Akersmann, der athmend von der Arbeit Sein Haupt entböset oder Bettler. Schön und lieblich ist es zu ver- gleichen. Wohl tut Die Erde. Zu kühlen. Immer aber</i></p>	<p>Wohl tut die Erde, zu kühlen. (WH S.16)</p>
<p>Nah ist Und schwer zu fassen der Gott. Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Im Finstern wohnen Die Adler, und furchtlos gehen Im Tagwerk die Söhne der Alpen über den Abgrund weg Auf leichtgebaute Brücken. (...) O Fittige gieb uns treuesten Sinns</p>	<p>Die Söhne gehen furchtlos über den Abgrund → weil bei Gefahr die Rettung auch nicht weit ist (Gottvertrauen). Es besteht die Hoffnung auf Rettung.</p>	<p>Änderung der Interpunktion, wodurch die Bruchstückhaftigkeit der Gedankenführung nicht mehr zu erkennen ist, der Text bekommt einen Sinnzusammenhang, den er bei Hölderlin nicht hat. (Zum Verhältnis von Herakles / Dionysos / Jesus: s. Anlage)</p> <p>Hölderlin wollte sich weder auf mythologische, noch auf religiöse Grundsätze stützen. Himmel als religiöses Symbol und Dionysos, als der Feuergeborene → die Gegensätze dazu („die Erde, zu kühlen“) werden als „wohl tuend“ beschrieben.</p>
		<p>Durch Ausdünnung verliert der Text seine anschauliche Nachvollziehbarkeit und den Sinngehalt: Die elementare Verknüpfung zwischen den Adlern und den Söhnen der Alpen ist nicht mehr erkennbar, wenn aus Brücken Straßen werden. Hier kann nur noch von Zerstörung eines Textes geredet werden.</p>

<p>Hinüberzuehn und wiederzukehren. (Patmos- Dem Landgrafen von Homburg [Ansätze zur letzten Fassung])</p>	<p>Trennung, Hoffnung auf Wiederkehr, Vereinigung.</p>	<p>Drum, da gehäuft sind rings die Gipfel der Zeit, und die Liebsten nah wohnen, ermattet auf getrenntesten Bergen, so gib unschuldig Wasser,... (WH S.16)</p>	<p>um Klarheit → -- : Durch das Auslassen emotionaler Adjektive verliert der Text seinen Gefühlsbezug. Durch die Umwandlung des Wortes „ermattet“ (Adjektiv) zu „ermattend“ (Partizip) wird die Beschreibung eines Zustands (der Liebsten) zur Beschreibung des Vorgangs des Ermattens. ... Satz wird auf unterschiedliche Weise beendet → Sinnentzug</p>
<p>Im Zwielicht, {Menschen ähnlich,} da ging ich, Der schattige Wald Und die sehnsüchtigen Bäche Der Heimat; nimmer kannt ich die Länder, Doch bald, in frischem Glanze, Geheimnisvoll Im goldenen Rauche, blühte Schnellaufgewachsen, Mit Schritten der Sonne, Mit tausend Gipfeln duftend, Mir Asia auf, ...</p>	<p>Die Gedanken an die vertehrte Heimat, wird abgelöst durch die Beschreibung des Neuen, welches „geheimnisvoll“, also auf eine bestimmte Weise interessant und anziehend wirkt.</p>	<p>Wir dauern fort, im Zwielicht, da wir gingen, im schattigen Wald, durch die Bäche der Heimat. Sie gehört uns. Wir! Nimmer kennen wir die Länder, doch bald, in frischem Glanze, geheimnisvoll im goldenen Rauche, blüht schnellaufgewachsen, eines, das wir nicht kennen. (WH S.16)</p>	<p>Jelinek macht aus dem „Ich“ ein „Wir“, dadurch wird ein zuvor subjektiver Bezug zu etwas Allgemeinem. (insgesamt umfassender) Das Ersetzen von „Der“ schattige Wald durch „im“ schattigen Wald (s. auch „Und die“ → „durch die Bäche“) wird aus der Beschreibung eines Zustandes, die Beschreibung einer Bewegung.</p>
			<p>Das Wort „sehnsüchtig“ wird zu „sie</p>

<p>(Patmos- Dem Landgrafen von Homburg; {Patmos dem Landgrafen von Homburg [Bruchstücke der späteren Fassung]; Patmos- Dem Landgrafen von Homburg [Ansätze zur letzten Fassung]})</p>			<p>gehört uns“, dadurch wird der Ausdruck eines Gefühls zum Ausdruck eines Besitzanspruchs. Jelinek macht aus Präteritum Präsens und setzt die Handlung somit ins „Jetzt“. ...unterschiedliche Satzendung → Sinnentzug</p>
<p>Uns Gipfel und Boden entzündet. (Friedensfeier)</p>	<p>Eine Auswegslose Situation, die das Gefühl von Eingenung und Gefangenheit vermittelt. Man ist von oben und unten bedroht.</p>	<p>Schon längst ist uns der Boden entzündet,... (WH S.17)</p>	<p>Hier handelt es sich wiederum um Ausdünnung des Textes, aber gleichzeitig auch um Erweiterung: Das Wort „Gipfel“ fehlt in Jelineks Text, wodurch Die Begrenzung nach oben aufgehoben wird. Außerdem fügt sie „schon längst“ hinzu und setzt zeitlich etwas voraus. „Auf“ wird durch „an“ ersetzt. Wenn ein Teilsatz zu einem Satz erweitert umgeformt wird, wird ein offener Kontext zu einem geschlossenen.</p>
<p>Doch uns ist gegeben, Auf keiner Stätte zu ruhn, ... (Hyperion, FH 11, 761)</p>	<p>Differenz zwischen göttlichem und menschlichem Schicksal</p>	<p>Doch uns ist gegeben, an keiner Stätte zu ruhn.</p>	

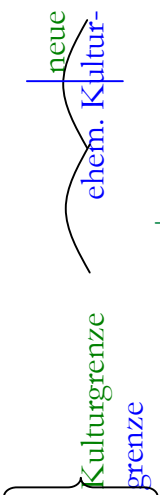
Quellen:
Hölderlin, Kleine Stuttgarter Ausgabe, Bd. 2, S. 174 ff.
Elfriede Jelinek, Wolken.Heim., Stuttgart, 2000

Arbeitsabschnitt IV: Kommentierender Textvergleich

Friedrich Hölderlin Gesang des Deutschen (vielleicht 1799)	Erklärung das ist ein Genitiv von „das Deutsche“ und nicht von „der Deutsche“	E. Jelinek	Textunterschiede Wolken.Heim. (Göttingen, 1990)
<p>O heilig Herz der Völker, o Vaterland! Alldulnd, gleich der <u>schweigenden Mutter Erd</u>; Und allverkannt, wenn schon aus deiner Tiefe die Fremden ihr <u>Bestes</u> haben!</p>	<p>O ... O ... weist auf eine Gleichstellung hin Def: Vaterland, hl. Herz der Völker, gilt für alle, ist kein besonderes deutsches Merkmal; das entspricht der Vorstellung von Kants Schrift „Zum ewigen Frie- den“, wo verlangt wird, global müssten alle Territorien für alle Menschen offen- stehen, denn das Vaterland ist die „schweigende Mutter Erde“ die alle beherbergen muss „Bestes“ besteht aus 4 Elementen: Bildung, Frieden, Liebe, Natürlichkeit</p>	<p>O Vaterland, ...</p>	<p>Bei Jelinek geht Hölderlins Bedeu- tung von „Vaterland“ ganz verloren. Der Begriff gilt nun nicht mehr für alle Menschen gleichermaßen, son- dern nur noch für angeblich Auser- wählte, die Deutschen. Folglich steht nur ihnen, und sonst nieman- dem, dieses Vaterland zur Verfü- gung. Somit wird Hölderlin seiner universal orientierten Besinnung beraubt.</p>
<p><u>Sie</u> ernten den Gedanken, den Geist von dir, <u>Sie</u> pflücken gern die Traube, doch höhnen sie, daß du Dich, ungestalte Rebel! <u>Schwankend</u> den Bo- den und <u>wild umirret</u>.</p>	<p><u>Sie</u> ist syntaktisch bezugslos, am ehesten verweist es auf „Fremde“, was hier be- schrieben wird, gilt also auch für alle. „Schwankend“, „wild umirrt“: die Un- sicherheit kommt daher, dass „sie“ zwar „erndten“ aber nicht „pflegen“, dies lässt sich inhaltlich leicht auf „Mutter Erd“ beziehen, ein Bezug zu Vater- oder Deutschland hingegen erscheint eher schwierig</p>	<p>... <u>sie</u> ernten den Gedanken, den Geist von dir. Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie dich, ungestalte Rebel!</p>	<p><u>sie</u> wird übernommen und gilt auch hier für alle. Durch das Auslassen von „daß du Schwankend den Boden und wild umirret“ geht die beschriebene Un- sicherheit verloren, hat also keine Folgen für „Mutter Erd“.</p>
<p>Du Land des hohen ernste-</p>	<p>„Genius“: Genie, himmlische Einge-</p>	<p>Du Land,</p>	<p>J. ersetzt „ich“ durch ein wir“ verla-</p>

<p>ren <u>Genius!</u> Du Land der Liebe! bin ich der deine schon, Oft zürmt` ich weinend, daß du immer Blöde die eigene Seele läugnest.</p>	<p>bung; die globale Liebeserklärung wird kausal erweitert, ihre Erdgebundenheit darf die Menschen nicht davon abhalten, für metaphysische Eingebungen offenzustehen („blöde“ meint: wahrnehmungsunfähig wie blind, taub,...) Vermutlich trauert Hölderlin hier darüber, dass es keine ihm gleichgesinnten Genies auf dieser Erde gibt, eine Einschränkung in nationalem Sinn ist hier nicht zu erkennen</p>	<p>wo wir zuhaus sind! Unterm <u>Boden gefesselt</u>, wir sind der Sockel, der die <u>Stauten der Sieger trägt</u>. Du Land der Liebe! Sind wir die Deinen schon, oft zürnen wir weinend, dass du immer blöde die eigene Seele leugnest.</p>	<p>gert dadurch die eigentliche Bedeutung Wir wird verengt auf: wir Deutsche Vgl. Gedicht: „Der gefesselte Strom“; Die Vorstellung des gefesselten Stroms wird nicht verstanden, sondern von der einer Bodenständigkeit im 19 Jhr. ersetzt, in der die Denkmalverehrung eine große Rolle spielte. Wir` steht für die eine deformiert orientierte Gesellschaft, z. B. der Soldaten.</p>
<p>Doch magst du manches Schöne nicht bergen mir, Oft stand ich überschauend das holde Grün, Den weiten Garten hoch in deinen <u>Lüften</u> auf hellem <u>Gebirg`</u> und sah dich.</p>	<p>Dem Dichter kann die elementare Schönheit der Natur nicht verborgen werden: Er sieht (Element des „Lichts“, siehe nächstes Feld) den Garten in den (elementaren) „Lüften“ auf dem Gebirge (Element der Erde, des Festen) und ging des „Strömen“ (Element des Was-sers) entlang; durch die Verankerung der poetischen Vision im elementar – irdischen bekommt sie ein festes, materielles Fundament,</p>	<p>Oft standen wir überschauend das holde Grün, den weiten Garten hoch in deinen Lüften auf hellem Gebirg und sahn dich.</p>	<p>Auch hier ersetzt J. „ich“ durch ein wir, das universell beheimatete Individuum verwandelt sich vollends in eine lokal / national fixierte Gruppe. Damit vollzieht J. die Okkupation nach, die im 20. Jahrhundert bei Dilthey, Spranger oder Simmel beobachtet werden kann, wo behauptet wird, Hölderlin sei ein „Künder der Deutschen“</p>
<p>An deinen <u>Strömen</u> gieng ich und dachte dich, Indes die Töne <u>schüchtern</u> die <u>Nachtgall</u> Auf <u>schwanker Weide</u></p>	<p>die zusätzlich dadurch abgesichert wird, dass eine sehr romantische Liebeserklärung an die Natur in einen Zustand der inneren Ruhe überführt wird. Ganz sicher ist sich der Dichter aber doch</p>	<p>An deinen Strömen gingen <u>wir</u> und dachten dich und warn zuhaus.</p>	<p>J. verzichtet auf die ästhetische Umgebungs, den Ruhezustand. Damit wird die Natur ihrer Ruhe zugunsten folkloristischer Heimeligkeit beraubt.</p>

<p>sang, und still auf Dämmerndem Grunde die Welle welte.</p>	<p>nicht, denn er singt „auf schwanker Weide“, deren Unzuverlässigkeit seit Shakespeares „Hamlet“ einen bekannten literarischen Gegenstand darstellt, der Ruhezustand dieser ästhetischen Umgebung ist ein Produkt von subjektiver Perspektive („dachte dich“) und objektivem Naturzustand: (Nachtigall, Weide, Welle), die sich gegenseitig bedingen ...</p>	<p>Indes die Töne schüchtern die Nachtigall auf schwanker Weide sang. Und wir darunter, unsre Sprache ist tief, und wir sprechen die Sprache der Tiefe.</p>	<p>Der Zusatz „und warn zuhaus“ zeigt die Ortszugehörigkeit des lyrischen Ich an, die Jelinek entgegen der Aussage Hölderlins bestimmt, die nationalistsich missverständlich erscheint. Vgl. die Philosophische Tiefe, den Abgrund aus „Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt“ von Wilhelm von Humboldt, bei Hölderlin fehlt diese metaphysische Tiefe</p>
<p>Und an den Ufern sah ich die Städte blühen, Die Edlen, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt, Die Wissenschaft, wo deine Sonne Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.</p>	<p>... und eine realistische Sichtweise auf die Zivilisation ermöglichen, die allerdings um Arbeit und Wissenschaft ausgedünnt erscheint, die aber auch nicht notwendig sind, weil die Sonne (der Erkenntnis) leuchtet, die das Feuer des Hephaistos und damit verknüpfbare alchimistische Experimente überflüssig macht.</p>	<p>Gehobene Schätze, thronen wir plötzlich auf der Spitze des Berges. Überschaun das Feld, auf das wir, blutiger Same der Geschichte, gestreut sind, um wiedergeboren zu werden. Der Wille zum Wesen der deutschen Universalität ist der Wille zur Wissenschaft als Wille zum geschichtlichen geistigen Auftrag des deutschen Volkes als eines in seinem Staat sich selbst wisensenden Volkes. Wissenschaft und deutsches Schicksal müssen zumal im</p>	<p>Jelinek verzichtet vollständig auf diese Strophe. Sie setzt aber dort, wo bei Hölderlin die Wissenschaft zugunsten der Poesie schweigt, einen nationalistischen Gedanken aus der Philosophie Johann Gottlieb Fichtes ein, der Hölderlin völlig fremd ist, obwohl er 1795 manchmal dessen Vorlesungen in Jena gehört hat. Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ (auf die sich J. bezieht) stammen aus dem Jahr 1808, einer Zeit also, zu der sich Hölderlin längst aus dem geistigen Leben seiner Zeit zurückgezogen hat.</p>

<p>Kennst du <u>Minervas Kinder</u> /Volk? sie wählten sich Den <u>Ölbaum</u> früh zum Lieblinge; kennst du sie? Noch lebt, noch waltet der Athener Seele, die sinnende, still bei Menschen,</p>		<p>Wesenswillen zur macht kommen. Und sie werden es dann und nur dann, wenn wir einmal die Wissenschaft ihrer innersten Notwendig- keit aussetzen und wenn wir zum anderen dem deutschen Schicksal in seiner äußersten Not standhalten.</p>	
<p><u>Minerva</u>, Göttin Athene, Göttin der Weisheit, der Wissenschaften; Elementar- forschung Hölderlin: Götter sind der Natur nach- geordnete Erscheinungen, also weder deren Schöpfer noch ihre Beherrscher (vgl. hierzu: des Vaters Stral“ (siehe un- ten und im Hymnus „Wie wenn am Feiertage“) „Ölbaum“ ist Symbol von Weisheit u. Frieden; im Alten Testament auch des Bundes zwischen Gott und den Men- schen „Minervas Kinder“: Damit sind alle Menschen sind gemeint, die durch Bil- dung, Friedfertigkeit und Liebe mit der natürlichen Ordnung, die auch eine wei- se göttliche ist, übereinstimmen</p>			 <p>Fehlt alles → Keine Religion mehr D Griechenland ferner Osten: vorhanden Kaukasus Indien usw. Jeli- nek scheidet hier ab</p>
<p>Wenn <u>Platons</u> frommer Garten auch schon nicht mehr Am alten Strome grünt</p>	<p>Hier geht Hölderlin offensichtlich auf Distanz zur Vielschreiberei eines Philo- sophen wie Platons, den er arbeiten sieht, der aber nur noch in der Asche</p>	<p>Wenn Platons frommer Gar- ten auch schon nicht mehr am alten Strome grünt und</p>	<p>Jelinek übernimmt die gesamte Strophe von Hölderlin.</p>

<p>und der dürftige Mann Die Heldenasche <u>pflügt</u> und <u>scheu</u> der <u>Vogel der Nacht</u> auf der Säule <u>trauert</u>.</p>	<p>der griechischen Heldensage herum- wühlt, während Minerva (die häufig durch den Nachtvogel Eule symbolisiert wird) im Verborgenen trauert, denn: „Die wahre Bildung ist die des Herzen“, wie nicht nur Blaise Pascal bereits wuss- te, sondern was auch der pietistischen Überzeugung mancher theologischer Lehrer Hölderlins in Tübingen ent- sprach.</p>	<p>der dürftige Mann die Heldenasche pflügt, und scheu der Vogel der Nacht auf der Säule trauert.</p>	
<p>O heiliger Wald! o Attika! traf Er doch Mit seinem furchtbarn Strale dich auch, so bald, Und eilten sie, die dich belebt, die Flammen entbunden zum Aether über?</p>	<p>Zur Strafe dafür liegt die Athen umge- bende Landschaft „Attika“ heute in Ruinen, „Er“ (Gott, Zeus) duldet es nicht, wenn die Menschen sich einseitig intellektuell betätigen, das Feuer des Intellekts beraubt die ganzheitliche E- lementarordnung um die weichen As- pekte (Luft / Wasser) und des bleibt das steinerne Gerippe der Ruinen übrig. Das bedeutet: die Auflösung der Kultur durch die göttlichen Strahlen.</p> <p>Aber in der Zerstörung der alten Kultur und der Vertreibung</p>	<p>O heiliger Wald, wir sind bei dir zuhaus.</p>	<p>„Attika“ fehlt hier ganz, folglich verschwindet die gesamte griechi- sche Kultur vollständig. Bei Jelinek ist das Zuhause nur noch der hl. Wald, der aber kulturlos durch sie geworden ist. Unterstellung ideologisch begrenzter Heimatkunde: nur in der Heimat ist es schön (Cosima Wagner unterstellt Hölderlin auch, ein Bukoliker zu sein, also für Naturlyrik aus dem 18. Jahrhundert zu stehen)</p>

<p>Doch, wie der Frühling, wandelt der Genius Von Land zu Land. Und wir? ist denn (e)Einer auch Von unsern Jünglingen, der nicht ein Ahnden, ein Rätsel der Brust, verschwiege?</p>	<p>steckt auch die Möglichkeit zu einem Neubeginn: Der Heimatlose kommt überall herum und deshalb bekommt jeder etwas von seiner Erinnerung ab In Folge davon ist die Kultur nicht mehr an Griechenland gebunden, sie kann jetzt überall vorkommen - nur eben dort nicht, wo sie verschwiegen wird Wenn diese beiden Strophen miteinander verknüpft werden, entsteht kein sehr freundliches Bild von den Deutschen weil die von den „Jünglingen verschwiegenen Rätsel“ ohne weiteres als die politischen Über- zeugungen decodiert werden können, die z. B. die jungen Wilden (Hegel, Hölderlin usw.) in Tübingen geheim- bündlerisch diskutiert haben, die aber dann wieder aufgegeben werden und der Dank an die (jetzt kommt der Beg- riff endlich zum Vorschein!) deutschen Frauen ist (so gelesen) blanke Ironie, weil sie sich keinesfalls in den (aller- dings heiß begehrteten) Liebeshandel ein- lassen, sondern sich als jungfräuliche Vestalinnen (Hüterinnen / Priesterin- nen des Hl. Feuers) betätigen.</p>	<p>Und wir? Ist denn einer auch von unsern Jünglingen, der nicht ein Ahnen, ein Rätsel der Brust, verschwiege?</p>	<p>Jelinek verzichtet auf den `Heimat- losen`, der die griechische Kultur verbreitet. Deshalb kann hier keine Kultur vorkommen, da sie ver- schwiegen wird.</p>
<p>Den deutschen Frauen danket! sie haben uns Der Götterbilder freund- lichen Geist bewahrt, Und täglich süht der holde klare Friede das böse Ge- wirre wieder.</p>		<p>Wer will nicht, durch Tun oder Denken, ein Samenkorn steuern zu unendlicher im- mer fortgehender Vervoll- kommnung seines Ge- schlechts, etwas Neues, und vorher nie versiegende Quel- le werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde, und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig Dauernden?</p>	<p>Jelinek verzichtet auf diese Strophe und ersetzt sie durch Ge- danken Fichtes(vgl. Fichte, Reden an die deutsche Nation, in: Werke, Bd. 7, S. 384)</p>

<p>Wo sind jetzt Dichter, denen der Gott es gab, Wie unsern Alten, freudig und fromm zu sein, Wo Weise, wie die unsre sind? die Kalten und Kühnen, die Unbestechbarn!</p>	<p>Eine solche Erklärung steht nicht nur in Übereinstimmung mit Hölderlins „Hyperion“ in dem behauptet wir, Deutschland könne man wegen offensichtlicher Kulturlosigkeit nur möglichst schnell wieder verlassen, sondern auch mit dem Wortlaut der letzten beiden Strophen, in denen beklagt wird, dass es in Deutschland keine Spuren der antiken griechischen Kultur gibt.</p>	<p>Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, das hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über dem Staat im gewöhnlichen Sinn des Wortes.</p>
<p>Nun! sei begrüßt in deinem Adel, mein Vaterland, Mit neuem Namen, reifste Frucht der Zeit! Du letzte und du erste aller Musen, Urania, sei begrüßt mir!</p>	<p>Diese beiden Strophen zitiert F. Nietzsche in: Nachgelassene Schriften Frühjahr – Herbst 1873, KSA Bd. 8, S. 608, was darauf hinweist, dass Nietzsche sich ungefähr 70 Jahre später dieser Kritik Hölderlins anschließt. Allerdings zieht Nietzsche andere Schlussfolgerungen als Hölderlin, weil er keine Verbindung zur französischen Aufklärung sucht, sondern im Anschluss an Creutzer und Ba-</p>	<p>Nun sei begrüßt, in deinem Adel, mein Vaterland, mit neuem Namen, reifste Frucht der Zeit! [<i>Mit unserm Blut getränkt, verliert der Boden sein Gedächtnis...</i>]</p>
<p>Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk, Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild, Das einzig, wie du selber, das aus Liebe geboren und gut, wie du, sei -</p>	<p>Zusammenfassung: Elfriede Jelinek verwendet unter anderem Texte von Hölderlin für Wolken. Heim. Sie benutzt dieses fremde Sprachmaterial als Bausteine für ihr Werk. Dazu bedient sie sich an Hölderlins Lyrik und verändert diese fast nach Belieben. Durch ihre Kürzungen und Veränderungen am Text entsteht ein neuer Sinn der nicht dem ursprünglichem entspricht, aber durchweg eine nationalistische Einfärbung erhält, die den Ausgangstexten fremd sind.</p>	<p>Sie nimmt bei ihren Spielereien mit Hölderlins Lyrik hin, dass der</p>

<p>Wo ist dein Delos, wo dein Olympia, Daß wir uns alle finden am höchsten Fest? - Doch wie errät der Sohn, was du den Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?</p>	<p>chofen in vor - mythologische Schichten eintaucht, um die Quellen der europäischen Kultur zu finden, was so spekulativ ist, dass es kaum mehr nachvollziehbar erscheint.</p>	<p>ursprüngliche Sinn sich ändert oder sogar ins Gegenteil verkehrt wird. Der neue Kontext entsteht dadurch, dass Jelinek allgemeine Sachverhalte, die in der Lyrik Hölderlins beschrieben werden, an einen bestimmten Ort (Deutschland) verlegt und häufig „ich“ durch „wir“, ersetzt, was eine Entgrenzung der denkenden, fühlenden Person zur Folge hat, die nicht mehr als Individuum empfunden, sondern als Mitglied einer nicht näher bestimmten Gruppe, von der aber unterstellt werden kann, dass sie „deutsch“ ist. Folglich ist es zulässig, Jelineks Bearbeitung als nationalistische Deformation zu bezeichnen. Obwohl sie behauptet ihn „wie ein Herzschrittmacher“ zu gebrauchen, ist hier eine Dichtung Hölderlins kaum angemessen behandelt worden.</p>
<p>Zusammenfassung der Schülerinnen: Dieser Gesang ist kein Loblied auf deutsche Tugenden, sondern eher ein Klagegedicht darüber, dass zur Zeit in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, die meisten Ideale, denen sich die Dichter im Umfeld der französischen Aufklärung und Revolution angeschlossen hatten, wieder aufgegeben wurden. Ein solcher Text macht nicht nur deutlich, warum Friedrich Schiller, der immerhin ein Stück wie „Die Räuber“ geschrieben hat, ziemlich schnell zu Hölderlin auf Distanz ging, nachdem er sich am Hof zu Weimar etabliert hatte, sondern auch G. W. F. Hegel sich als Professor in Berlin (der Hauptstadt dessen, was Georg W. Bush heute „Schurkenstaat“ nennen würde) nur sehr gelegentlich an seinen früheren Freund erinnerte.</p>		

Zusammenfassung

Stellvertretend für viele andere Passagen, an denen gezeigt werden könnte, auf welche Weise Elfriede Jelinek Textfragmente Hölderlins in ihre Montage einbaut, soll hier nur auf zwei, besonders deutlich erscheinende Beispiele hingewiesen werden, aus denen nicht nur ein „spontaner Impuls zur Verteidigung Hölderlins“ (E. Polt - Heinzl) abgeleitet werden kann, sondern grundsätzlich zu sehen ist, welchen Operationen „Hölderlin“ – wer nun das auch immer aus der Perspektive Jelineks sein mag – ausgesetzt werden muss, um in ihr Verständnis von deutsch - österreichischem Wesen zu passen.

Über das Wortspiel, das zum Titel „Wolken.Heim.“ führt, muss hier weniger geredet werden, als über das von Jelinek angeblich beobachtete „übersteigerte Wir - Gefühl“, das kontinuierlich „vom deutschen Idealismus über den Nationalsozialismus bis in die deutsche Gegenwart“ nicht nur ein politisch bedeutsames Element darstellt, sondern auch geistesgeschichtlich bestimmend sein soll. Hölderlin kann Jelinek dabei nur mittels einer ziemlich durchgängigen Textmanipulation für ihre Zwecke beanspruchen, die darin besteht, dass sie die Personalpronomina z. B. der 1. Person im Singular („ich“) und der dritten Person im Plural („sie“) zur 1. Person Pluralis verändert. „Wir / uns“ erscheint tatsächlich ziemlich häufig vor allem in den Gedichten des jungen Hölderlin, findet aber eher seltener seine Verwendung in dem von Jelinek angesprochenen Sinn. Häufig subsumiert Hölderlin unter der Pluralform der 1. Person nämlich auch individuelle Paarbeziehungen, was nicht notwendigerweise auf eine neurotische Wir - Gefühligkeit oder durch leeren Patriotismus getarnte Ich - Schwäche schließen lässt.

Wie gravierend eine solche Textveränderung bedeutungsverändernd wirken kann, soll an einer Phrase demonstriert werden, die ganz offensichtlich sehr nah am titelspendenden „Wolken.Heim.“ liegt und verschiedentlich in Jelineks Text vorkommt:

Jetzt sind wir zuhaus⁷⁶⁵

Unter der Voraussetzung, dass die Arbeitsweise Jelineks hiermit hinreichend genau erfasst worden ist, lässt sich dieses Zitat der folgenden Textstelle aus Hölderlins Hymne „Der Rhein“ zuordnen:

*Die Liebenden aber
Sind, was sie waren, sie sind
Zu Hause, wo die Blume sich freuet
Unschädlicher Glut und die finsternen Bäume
Der Geist umsäuselt, [...]*⁷⁶⁶

⁷⁶⁵ Jelinek, l. c., S. 9 usw. (auch in syntaktisch abweichenden Formen)

⁷⁶⁶ Hölderlin, KSA, Bd. 2, S. 155

wobei Hölderlin zwar ein gewisses Bedürfnis nachgesagt werden kann, den erotischen Zustand mit dem natürlichen zusammenzuführen, von der bei Jelinek angenommenen nationalchauvinistisch eingefärbten Wir - Gefühllichkeit ist aber eben nichts zu beobachten. Dies gilt auch dann, wenn die nähere Textumgebung bei Jelinek berücksichtigt wird, in der sich nicht liebende Menschen in einer elementaren Übereinstimmung mit der Natur befinden, sondern schwer zu identifizierende Individuen so mit ihrer Umgebung verstrickt sind, dass sie sich nur noch an sich selbst, bzw. an einer fiktiven Gruppe von ihresgleichen aus- und aufrichten können.

Da können sich noch so viele Schienen überkreuzen, wir liegen übersichtlich vor uns und den anderen Wanderern, gute markierte Wege. Jetzt sind wir zubauss und erheben uns rubig.

Wohlgermerkt: An der Kritik solcher ich - schwachen geschichtlichen Figuren und ZeitgenossInnen ist nichts auszusetzen, nur ist Jelinek mit ihrem Verweis auf Hölderlin falsch orientiert, was sie überhaupt nicht übersehen haben kann, als sie „*Wolken.Heim.*“ aufgesetzt hat, weil sie nicht Texte von Hölderlin nutzt, um ihr Bild vom deutschen Idealismus, dem Hölderlin nur sehr begrenzt zugeschlagen werden kann, zu belegen. Vielmehr erzeugt sie sich selbst durch massive Eingriffe in die Textlage zu diesem Zweck ein eigenes literarisches Bild von diesem Dichter. Dazu zerschlägt sie Zitate bis zur Unkenntlichkeit und scheut auch nicht davor zurück, bestimmte Aussagen in ihr Gegenteil zu verkehren. Beispielsweise wird aus

*Ein Gott will aber sparen den Söhnen
Das eilende Leben und lächelt,
Wenn unenthaltensam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.⁷⁶⁷*

aus der Rhein - Hymne bei Jelinek: „Keiner will sparen uns das eilende Leben,“ was zwar auch wieder ganz treffend die Perspektivlosigkeit aufs Korn nimmt, die häufig hinter chauvinistischem Feldgeschrei(be) sich verbirgt, aber auch solche Haltungen sind anders zu verorten und literaturgeschichtlich herzuleiten als ausgerechnet aus Hölderlins Gesängen.

Eben weil Jelinek so offensichtlich und massiv sinnenstehend in die von ihr verwendeten Texte eingreift, wird sie weder deren Inhalt gerecht, noch kann sie angemessen den Umstand bearbeiten, nach dem Hölderlin tatsächlich während eines bestimmten Zeitabschnitts von seinen rechten Exegeten missbraucht worden ist. Denn eine solche Arbeit ist selbstverständlich nur dann zu leisten, wenn die Texte so belassen werden, wie sie sind, und der Gang der Literaturgeschichte nicht auf den Kopf gestellt wird.

⁷⁶⁷ Hölderlin, KSA, Bd. 2, S. 151

Anhang III schaut ins Feuilleton, oder: Die „Hälfte des Lebens“⁷⁶⁸ – neu gevierteilt

Wenn thematisch offene Zusammenhänge bearbeitet werden, ist aus leicht nachvollziehbaren Gründen die Versuchung groß, ständig neue Sequenzen zu (er-)finden, die auch noch zum Thema gehören oder wenigstens in seiner Nähe angesiedelt werden können. Wenn ich trotz dieser Einsicht zunächst einmal einen Strumpf weiterstricke, von dem noch nicht ganz herausgefunden worden ist, ob er sich, wie Georg Groddeck meinte, gestrickt wird, oder sich doch selber strickt, hat das mit der Prominenz neuerer Fälle – Hölderlin betreffend – zu tun, die mir aus unterschiedlichen Gründen (z. B. wg. mangelhafter Aufmerksamkeit auf film- oder musikwissenschaftlichem Feld) noch nicht in den Blick geraten waren, bzw. vor Abschluss meiner Arbeit der Bedeutung nach nicht abgeschätzt werden konnten.

Der Reihe nach:

Zunächst ist mir zum Serapionstag 2007 von der unermüdlichen Katharina K. der DEFA-Film „Hälfte des Lebens“ von 1985 überstellt worden (ich danke ihr für diese freundliche Provokation!), aus dem hervorgeht, dass Pierre Bertaux' Hölderlin-Biographie auch in der DDR gelesen und (ganz gut) verstanden worden ist, sie erschien tatsächlich dort im gleichen Jahr wie der Film – etwa ein Jahrzehnt nach der Herausgabe bei Suhrkamp in Westdeutschland – im Aufbau - Verlag.⁷⁶⁹

Der Film wäre schon wegen der prekären Situation zwischen den HauptdarstellerInnen Mühe und Gröllmann einer gesonderten Darstellung wert, weil sichtbar wird, dass es nicht nur kein richtiges Leben im Falschen gibt, sondern unter den betreffenden Um-

⁷⁶⁸ oder: 44 – 8 = 36:

Zur pointierten Überblendung von Textüberschrift und Biographie Hölderlins gehört unübersehbar der Umstand, dass Friedrich Nietzsche sein 36. Lebensjahr (also 1880 / das Lebensjahr, in dem FH angeblich dem Wahnsinn zum Opfer gefallen ist) in „Ecce homo“ (1888, KSA, Bd. 6, S. 255 ff.) als den Tiefpunkt seiner Biographie bezeichnet, weil es ihm zu diesem Zeitpunkt besonders schlecht gegangen sei, was sich aber bei näherem Hinsehen sowohl gemäß der sehr sorgfältigen Biographie von Janz (l. c., Bd. 2, S. 9 ff.: *Die Krankheit als geistiger Antrieb*) als auch nach der „Chronik zu Nietzsches Leben“ (KSA, Bd. 15, S. 97 ff.) so nicht aufrecht erhalten lässt. Der gesundheitliche Niedergang Nietzsches beginnt früher (lt. Janz 1879, während der mentale Zustand erst später wirklich bedenklich erscheint, da sich Nietzsche dann nicht nur mit eigentlich allen Personen überwirft, die ihm zuvor nahegestanden haben, vor allem auch mit seiner Familie, sondern auch jener „Parousie“ verfällt, die später Menninghaus Hölderlin zuschreiben wird. Der geistige Verfall Nietzsches hat m. E. ganz wesentlich damit zu tun, dass er sich um rund vierzig Jahre verspätet mit seinem Vater zu identifizieren beginnt – ein Umstand, den seine Schwester mangels psychoanalytischer Kenntnisse nicht bemerken konnte, weshalb sie beispielsweise an einer solchen Stelle nicht editorisch eingegriffen hat:

Auch noch in einem anderen Punkte bin ich bloss mein Vater noch einmal und gleichsam sein Fortleben nach einem allzu frühen Tode.

Zur Editionsgeschichte von „Ecce homo“: KSA, Bd. 14, S. 470 ff.

Otto Rank beschreibt den Krankheitszustand, in dem Nietzsche sich hier befindet, sehr treffend in: *Der Doppelgänger*“ (Leipzig / Wien / Zürich, 1925, S. 102):

In Zusammenhang mit der paranoischen Verfolgung steht ein anderes Thema, das noch Hervorhebung verdient. Wir wissen, daß die Person des Verfolgers oder dessen Ersatz (Bruder, Lehrer usw.) vertritt (...), wozu ich den Wiedereintritt des Vaters in das autobiographische Selbstverständnis bei Nietzsche hinzufügen möchte.

Nur kann eben diese paranoide Situation nicht von Nietzsche auf Hölderlin zurück übertragen werden, weil dieser – ausgenommen des Jugendgedichts von 1786 „Die Meinige“ – einen direkten Bezug auf seinen Erzeuger eher vermeidet, dafür aber keiner eingebildeten, sondern sehr konkreten Nachstellung durch den (Halb-) Bruder Karl Gok ausgesetzt ist.

⁷⁶⁹ Der Film nutzt Bertaux' „Hölderlin“ ganz offensichtlich der Suhrkamp-Ausgabe nach vor allem S. 477 ff.

ständen auch kein überdurchschnittlich gutes cineastisches Kunstwerk entstehen kann, selbst wenn die *Frankfurter Rundschau* sel. Andenkens seinerzeit in diesem Film eine bemerkenswerte „Anregung zu literarischer Weiterbildung“ gesehen hat.

Nur wenige Tage später hat mir eine Hörbuchfassung von Uwe Timms „Am Beispiel meines Bruders“ den Hinweis auf Jean Améry's Aufsatz „An den Grenzen des Geistes“ zugespielt, den die „Neue Sammlung“ 2002 nachgedruckt hat und von allem, was das Feuilleton zwischen Geist und Erziehung damals adelte, kommentieren ließ; allen voran betrieb Hartmut von Hentig diese Wiederveröffentlichung. Und dann kam plötzlich beim Blättern in alten Zeitungen eine zwar wohlmeinende, aber sowohl musikhistorisch wie politisch einigermaßen verheerende Hommage an Luigi Nono aus der Wochenzeitung „Freitag“ zum Vorschein, in der sich alle Komponisten in einen Topf gerührt fanden, die in jüngerer Zeit mit Vertonungen von Texten Friedrich Hölderlins befasst waren. Dieser (Un-) Fall musste also aus mehreren Gründen zusätzlich bearbeitet werden:

Erstens wegen des dort zu lesenden, aber m. E. wenig zutreffenden Hinweises, auch dieser Eskapismus habe seine Ursachen in der Verflachung von Kunst und Kultur auf Grund dessen oder wenigstens zeitlich nach dem, was heute unter „1968“ so alles verkleistert wird,

zweitens wg. Herrn Menninghaus, dessen „Versuch über Hölderlins Poetik“⁷⁷⁰ sich wesentlich weniger originell liest, wenn man György Ligetis „Phantasien nach Friedrich Hölderlin“ im Ohr hat. Beide – Ligeti und Menninghaus – sind natürlich hervorragende Artisten ihres Fachs, aber auch sie bekommen die „Hälfte des Lebens“, diesen „Meteoriten verglühender Jugend“ (wie in einer Zeitungskritik von 2003 über Ligetis Vertonung zu lesen ist) nur dadurch in den Griff, dass sie ihn – um im Bild zu bleiben – jeweils zu Sternenstaub zerbröseln, um ihn dann – wie das an anderen Stellen der Hölderlin - Rezeption auch schon der Fall war – zu Neuem Mythos oder neu sinnstiftend, jedenfalls aber ziemlich eigenwillig wieder zusammensetzen und

drittens D. E. Sattler zu Ehren, der zu solchen Unternehmungen immer wieder die Begleitmusik spielt.⁷⁷¹

⁷⁷⁰ Dank sei meiner Gattin, der Schreinerstochter, dafür gesagt, dass sie mir dieses Büchlein nicht auf den weihnachtlichen Gabentisch legte, wie das damals von der FAZ empfohlen wurde, es fand sich dann aber ziemlich zeitnah in der ansonsten nicht sehr aktuellen Schulbibliothek des Gymnasiums in ***.

⁷⁷¹ Zur Kritik an der Editionstechnik Sattlers: Wolfram Groddeck, Gunter Martens, Roland Reusz, Peter Staengle: Gespräch über die Bände 7 & 8 der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe. In: Text. Kritische Beiträge, Heft 8 (2003), S. 1 ff.

I. Ligeti Hölderlin – Vertonung:⁷⁷² Das Spielmaterial

Der Zugriff Ligeti auf den sprachlich komplexen Text ist eindeutig und ziemlich grob, da dieser nicht nur seiner syntaktischen Korrektheit und damit der Kausalität beraubt wird, sondern auch seines kategorial - ontologischen Gehalts und der mit dieser einhergehenden mythologisch - psychologischen Stimmigkeit.

Der erste Hinweis ist unmittelbar ersichtlich, bedürfte also keiner weiteren Erläuterung, soll aber trotzdem unterstrichen werden, weil er später noch eine entscheidende oder auch: noch zu entscheidende Rolle spielen wird. Ich will nur schon hier darauf aufmerksam machen, dass dort, wo der zweiten Hälfte der ersten Strophe das Agens fehlt, grundsätzlich die Möglichkeit verstellt wird, dass zwischen dem ersten Bild, in dem von Hölderlin Birnen, Rosen vom Land in den See gehängt werden, in dem dann die Schwäne zu schwimmen kommen, und der Klage der zweiten Strophe noch eine sinnvolle Verknüpfung möglich ist. Wer aber die Streichung vornimmt oder auf keiner möglichen ursächlichen Wirkung zwischen den beiden Strophen beharrt, genießt den Vorteil, jeden noch so beliebigen Zusammenhang zwischen den beiden dargestellten Sphären herstellen zu können.

Die Darstellung der kategorialen und ontologischen Zustände ist etwas komplizierter, da nicht nur bemerkt werden muss, dass sich Birnen und Rosen als Pflanzen mit den Schwänen als Tieren zu einem Naturganzen zusammenfügen lassen, sondern auch beim Übergang von unbeseelter Flora zur (wie allgemein angenommen wird) beseelten und an wichtigen mythologischen Stellen erscheinenden Welt der Fauna eben der Widerspruch zwischen Trunken- und Nüchternheit einstellt, der die verhängnisvolle Entwicklung im Gedicht verursacht:

*Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.*

⁷⁷² „Zwei Zeilen (rot von mir markiert, KR) von Ligeti getilgt“: Nachweis.: <http://www.recmusic.org/lieder/1/ligeti.html>, Stand: 4. 12. 07:

*Hälfte des Lebens
Mit gelben Birnen hängt
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr bolden Schwäne,
Und trunken von Küssen
.....
.....
Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Farnen.*

Das eine verbietet dabei das andere, nicht nur dem psychologischen oder drogentechnischen Zustand nach, sondern eben auch unter Berücksichtigung des Mythos vom Narziss, der besoffen von sich selbst oder (unter Berücksichtigung bestimmter biographischer Daten Friedrich Hölderlins) seiner männlichen (Schein-)Erfolge zur Einsicht gekommen ist, in einen unauflösbaren Widerspruch zwischen Lebensführung und Aussicht auf dichterischen Erfolg geraten zu sein, weil die eine Welt die andere nicht mehr trägt und – falls die Ausschweifung erlaubt sein sollte – hier ist ein Abschied von Dionysos enthalten, der jedoch nicht gleich den Zwischenruf hervorrufen muss, der Dichter habe sich bereits zwei Jahre zuvor von Apoll geschlagen gefühlt, weil schon auch andere Formen denkbar sind, wie einer zu Vernunft kommt, als Prügel von übergeordneten Instanzen zu beziehen, eine Vorstellung, die schon an einem früheren Ort von Hölderlins Biographie – Waltershausen – falsifiziert werden musste.

Wenn die ziemlich nymphenhaltige Inszenierung des Textes zur Kenntnis genommen und der Datierung von Sattler Folge geleistet wird, die den Januar 1804 als Entstehungsdatum angibt (die KStA geht von einem Spielraum zwischen 1799 und 1803 aus), gehört das Gedicht „Hälfte des Lebens“ mit zu den Texten, die in dem Zeitraum entstanden sind, in denen sich nicht nur eine inzestuöse Anbindung an die Schwester aufgelöst hat, sondern auch der Versuch, deren Verschiebung in ein verwandtschaftlich weitläufigeres Verhältnis scheitert, weil der Halbbruder Karl Gok die entsprechende Base heiratet.

Uneingedenk solcher zeitnahen und deshalb ganz plausiblen Zuordnungsmöglichkeiten kommentiert D. E. Sattler:

(15) des: das aus zwei siebenzeiligen, der stimmung nach gerade entgegengesetzten strophen gebaute gedicht 'Hälfte des Lebens' erinnert in seiner biographischen bestimmtheit an den gluecklichen sommer 1796, mit suzette gontard-borckenstein, hoelderlins diotima, am kasseler lac unter dem hercules, und es faszt, mit dem blick auf die zweite, winterliche lebenshaelfte, zugleich auch die 'frostige Nacht' einer kuenstigen, noch jetzt andauernden zeit ins auge; ihrer kontradiktorischen form nach sind jene beiden aus der betrachtenden lebensmitte, erinnernd und hinausschauend, wahrgenommenen lebenshaelften dichterisches beispiel fuer das hoechste, vom dichter selbst bei gelegenheit dieses gedichtes formulierte denkgesetz, dasz 'Erkenntniß nur durch Entgegensezung möglich ist' in györgy ligetis 1982 entstandenen 'Drei Phantasien nach Friedrich Hölderlin' fuer 16stimmigen gemischten chor a cappella - hier mit der groupe vocal de france unter der leitung von guy reibel - steht 'Hälfte des Lebens' an erster stelle; wie Sie hoeren werden, scheint die sprache gleichsam in der tonflut zu ertrinken; zugleich ist sie aber movens einer konsequenten, besonders fuer diesen komponisten charakteristischen erweiterung und dichten anwendung der musikalischen mittel, hier jener des chors; wenn auch das expressive 'Weh mir' am beginn oder die nachbildung von 'im Winde' gegen ende des zweiten segments unmittelbar das gedichtete verstaerkt, ueberlagert die eigengesetzlichkeit der komposition diktation und gesetz des gedichts; ich bemerke dies ohne zu werten, denn selbstredend hat der kuenstler bei seiner adaptation eines anderen kunstwerks, die doch immer auch den charakter der hommage traegt, die freie wahl der mittel; und wir haben in unserer hoeren betrachtung nur zu unterscheiden, in welcher proportion sich jeweils wort und ton zueinander verhalten, ob das eine oder das andere die prioritaaet innehat, oder ob beide etwa gleichgewichtig zueinander stehen.

Sattler verliert also kein Wort darüber, dass Ligeti den Text der Sprachsubstanz nach verkürzt, und verschwendet keinen Gedanken daran, inwieweit dieser dadurch verändert oder zerstört wird, sondern kehrt in seiner Rundfunkrede ohne weiteren Übergang zum Original zurück, was der rigorosen Vierteilung „(...) des Lebens“ durch Ligeti nur mangelhaft gerecht wird:

(17) Hälfte des Lebens

.
*Mit gelben Birnen hängt
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.*

*Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*

(18) györgy ligeti, 'Drei Phantasien nach Friedrich Hölderlin', 1: 'Hälfte des Lebens'⁷⁷³

⁷⁷³ Quelle: d e sattler - entwerfe publikationen / im rundfunk / 'und der Stimme so vieler Vögel' hoelderlin in zeitgenoessischen kompositionen (1997) unter: www.hoelderlin.de/materialien/html/mit-der-stimme.html, Stand: 4. Dezember 2007, die Nummerierung gibt offenbar die Reihenfolge der aufgenommenen Tonspuren an.

Zum „Geist“ dieser Veränderungen

In einer umfangreichen Besprechung in Feuilleton des „Freitag“ steht einerseits:⁷⁷⁴

Luigi Nono (1924-1990) gehört zum Kreis der Komponisten, die nach dem 2. Weltkrieg nach neuen, zeitgemäßen ästhetischen Formen gesucht haben. Wichtiges Zentrum der musikalischen Diskussion waren die Darmstädter Ferienkurse für Neue Musik. Hier bezeichnete Luigi Nono 1959 es als Aufgabe der Musik, politisch Stellung zu beziehen. Damit ging er konform mit Hans Werner Henze und gleichzeitig auf Konfrontationskurs zu Komponisten wie Pierre Boulez und Karl-Heinz Stockhausen, denn er erklärte die aktuellen Kompositionstechniken der kontrollierbaren und rein ästhetisch im Sinne der L'Art pour L'Art funktionierenden Systeme wie Serialismus - die Determination aller musikalischen Parameter - und Aleatorik - die Aufgabe der Determination zugunsten des Zufalls - als nicht hinreichend. Nono fühlte sich als Künstler gesellschaftlich verantwortlich, wollte "als Musiker wie als Mensch Zeugnis ablege[n]". Dieses Bedürfnis, seinen Standpunkt deutlich zu machen, war geprägt durch die spezifische Erfahrung der Resistenza in Italien. Als Mitglied der politischen Kommission des Zentralkomitees der KPI war ihm Engagement für den sozialistischen Klassenkampf selbstverständliche Notwendigkeit; so auch in seiner Musik, die sich - so war es seine Idee - nicht nur an das elitäre Neue-Musik-Publikum wenden sollte. Bis in die siebziger Jahre verwendete er daher vor allem aktuelle politische Texte. So sind Briefe zum Tode verurteilter europäischer Widerstandskämpfer die Textgrundlage für das Stück Il Canto sospeso, uraufgeführt 1956 in Köln.

(...) Zum Ende der siebziger Jahre überdenkt Nono, nicht zuletzt aufgrund einer persönlichen Sinnkrise, sein musikalisches Konzept. Wendepunkt ist sein Streichquartett Fragmente - Stille. An Diotima, uraufgeführt 1980 in Bonn. Hölderlin-Auszüge liegen fragmentarisiert der Musik zugrunde. Sie erscheinen jedoch nur in der Partitur, sind nicht-gehörte Ebene - es erklingt kein Wort.

Andererseits ist an der gleichen Stelle auch zu lesen:

*Die Tendenz der "Privatisierung" der Kunst ist ein Phänomen der Nach-68er. Politisches Engagement wird nach der Zeit der Umwälzung neu überdacht. Enttäuschung und Resignation nach dem Scheitern von Hoffnungen und Ideen leiten, besonders in der Literatur, eine Phase der so genannten "neuen Subjektivität" ein. Diese Entwicklung ist vielfach auch Reaktion auf die Tendenz einer vereinfachenden Propaganda und einer instrumentalisierten Kunst während der Studenten-Revolution. Auffällig ist, dass in dieser Phase der subjektiven Rückbesinnung der Dichter Hölderlin, der Einzelgänger, der politisch Engagierte, der an seiner Sensibilität und dem Druck der Gesellschaft scheitert, eine hohe Rezeption erfährt. Allein in der musikalischen Landschaft finden sich hierfür zahlreiche Beispiele: Heinz Holligers (*1939, KR) Scardanelli-Zyklus (1975-85), Wolfgang Rihms (*1952, KR) Hölderlin-Fragmente (1977), Hans Zenders (*1936, KR) denn wiederkommen (1979) oder György Ligetis (1923 - 2004) Drei Phantasien nach Friedrich Hölderlin (1982).*

Um die Problemlage a tergo aufzurollen:

Künstler wie Nono und Ligeti passen weder biographisch - politisch noch künstlerisch an einander – und haben je mit dem '68er - Syndrom sehr unterschiedlich zu tun. Am augen-

⁷⁷⁴ Anna Stark, Schonungslos: Die MusikTriennale Köln würdigt den Komponisten Luigi Nono, der in diesem Jahr 80 geworden wäre, in: Freitag, 16, 2004

scheinlichsten ist der Unterschied hinsichtlich der politischen Haltung der beiden Komponisten:

Nono tritt 1952 der KPI bei, bekleidet bei ihr hohe Funktionen und bereist (1960 ff., d. h. unter den sich mäßigenden Bedingungen der diktatorischen Verhältnisse dort) wiederholt den Ostblock, um auch in diesen Ländern künstlerisch tätig zu sein. Bis zu seinem Rückzug in innere Gefilde, bei dem er sich tatsächlich u. a. Friedrich Hölderlin zuwendet, sind die Verbrechen des Faschismus ein zentrales Thema seines Schaffens. Ligeti hingegen verlässt 1956 das in den Stalinismus zurückfallende Ungarn aus politischen und künstlerischen Gründen, bleibt sein Leben lang neurotischer Antikommunist und siedelt sich seit Beginn seiner kompositorischen Tätigkeit in einem esoterisch / formalen Bereich an, der mit dem politisch – agitatorischen Anspruch Nonos und deren musikalischer Umsetzung nun wirklich nicht zu vergleichen ist.

Auch wenn das auf die Einschätzung von „1968“ in Deutschland pejorativ wirken sollte: Ohne so aufrichtige und im guten Wortsinn umfassend wirksame revolutionäre Antifaschisten wie Nono hätten die damaligen Auseinandersetzungen einen anderen Verlauf genommen, wofern sie überhaupt hätten stattfinden können, da sie trotz ihrer kommunistischen Überzeugungen so wenig mit der Stalin - Diktatur und dem ihr nachfolgenden Chruschtschow - Regime in Beziehung gebracht werden konnten, dass ihnen auch in den finstersten Zeiten des Kalten Krieges weder künstlerische Anerkennung noch politische Glaubwürdigkeit versagt bleiben durfte. In beiden letztgenannten Aspekten spielt Ligeti überhaupt keine Rolle, da er sich künstlerisch im Gegensatz zu Nono nur an eine kleine, avantgardistische Elite wandte, die musikalisch hinreichend gebildet war, um die mikroästhetischen Nachbildungen traditioneller Formen und deren Weiterentwicklungen nachvollziehen zu können. Auch wenn das Bild einigermaßen abgegriffen sein mag: Ligeti hat den Elfenbeinturm der absoluten Musik nie verlassen, in dem er mit einer handwerklich fast beängstigenden Perfektion arbeitete, in den er sich aber nicht erst nach '68 zurückziehen musste, wie das bei Nono der Fall war, nachdem nicht nur zunehmend die tatsächlichen Schwächen des sowjetischen Herrschaftssystems zum Vorschein kamen, sondern auch (wegen dessen unterschiedlicher Einschätzung?) die Einigung der europäischen Linien bis heute nicht gelingen mochte / mag.

Wenn sich in ungefährer Zeitnähe Nono (1980) und Ligeti(1982) mit Texten Hölderlins beschäftigen, so kommen sie aus völlig unterschiedlichen Richtungen auf den Dichter zu und gehen auf kaum vergleichbare Weise mit ihm um. Nono – das Schicksal Schumanns kennend, der sich als Gescheiterter in der Abgeschiedenheit von Eendenich FH intensiv zuwendet – versieht die Partitur des Streichquartetts „Fragmente – Stille, an Diotima“ mit Fragmenten aus Hölderlins Dichtung, die aber während der Aufführung nicht zu Gehör

gebracht werden dürfen – eine Darstellungsweise, die zumindest seit einigen Klavierstücken Schumanns (z. B. die ABEGG - Variationen, op. 1) und Brahms' erster Klaviersonate bekannt ist, aber dennoch an Obskuranz unüberbietbar scheint, da die jeweiligen Komponisten keinesfalls mit diesen literarischen Beigaben ihren Notentext erläutern wollen, sondern davon ausgehen, dass der geistig - emotionale Gehalt des geschriebenen Worts unausgesprochen den Hörer mittels der ihm zugänglichen Musik erreicht. Als Medium solcher Seancen dienen die mit der Aufführung betrauten Musiker, die bestenfalls halbwegs⁷⁷⁵ in die spiritistischen Umtriebe eingeweiht sein können, da die entsprechenden Musikstücke neben der hier zu bemerkenden metaphysischen Exklusivität regelmäßig auch extreme Herausforderungen an ihre Virtuosität stellen.

In diesem letztgenannten Aspekt besteht noch die beste Übereinstimmung zwischen den hier genannten Komponisten, keinesfalls aber darin, dass sich Ligeti in einen rational kaum zu durchschreitenden esoterischen Raum zurückgezogen habe, wie der privat und politisch resignierende Nono; seine „Phantasien nach Friedrich Hölderlin“ rufen beispielsweise folgende, m. E. ganz zutreffende Rezension hervor:

Die ureigene Tradition des RLAS Kammerchores konnte sich voll in der Klangmalerei von György Ligetis Drei Phantasien nach Friedrich Hölderlin entfalten - in sechzehnstimmiger "Mikropolyphonie". Hölderlin, Grenzgänger am Rande des Wahnsinns, inspirierte Ligeti zu diesen drei lautmalerischen Meteoriten verglühender Jugend. Reuss war voll gefordert, diese vokaltechnisch geradezu akrobatische Leistung zu koordinieren - gewaltige, sich in chromatischen Schritten aufschichtenden Klangflächen, unterbrochen von Verzweiflungslauten des lyrischen Ichs, vom Wehen des Windes und dem Klirren der Wetterfabnen. Klangfarben wurden sichtbar, fast unheimlich türmten sich purpurne Wolken, Reuss schien ein vokales Orchester zu dirigieren, achtete wenig auf die Aussprache: "Haben die nun in deutscher oder russischer Sprache gesungen?" fragte am Ende ein Hörer.⁷⁷⁶

Sattler charakterisiert die Komposition ähnlich, wenn er meint:

(...) wie Sie hören werden, scheint die Sprache gleichsam in der Tonflut zu ertrinken; zugleich ist sie aber movens einer konsequenten, besonders für diesen Komponisten charakteristischen Erweiterung und dichten Anwendung der musikalischen Mittel, hier jener des Chors; wenn auch das expressive 'Weh mir' am Beginn oder die Nachbildung von 'im Winde' gegen Ende des zweiten Segments unmittelbar das Gedichtete verstärkt, überlagert die eigengesetzlichkeit der Komposition Diktion und Gesetz des Gedichts; ich bemerke dies ohne zu werten, denn selbstredend hat der Künstler bei seiner Adaptation eines anderen Kunstwerks, die doch immer auch den Charakter der Hommage trägt, die freie Wahl der Mittel; und wir haben in unserer hörenden Betrachtung nur zu unterscheiden, in welcher Proportion sich jeweils Wort und Ton zueinander verhalten, ob das eine oder das andere die Priorität innehat, oder ob beide etwa gleichgewichtig zueinander stehen.

Beide Besprechungen berücksichtigen aber nicht, dass Ligeti den von Kausalität freien Raum, in dem er seine virtuose Installation errichten kann, erst gegen die Textlage bei

⁷⁷⁵ Bei Robert Schumann gehörte die (spätere) Ehefrau Clara zum Kreis der Eingeweihten, weshalb sie op. 1 ihres Geliebten weitgehend ungespielt liegen ließ: das Werk war einer Konkurrentin zugedacht worden. Zum Gebrauch spiritistischer Praktiken im Hause Schumann: Eva Weisweiler, Clara Schumann, Eine Biographie, München, 1992

⁷⁷⁶ www.klassik-in-berlin.de/seiten/nachlese/2003-de/rias-031130-de.html, Stand: 6. Dezember 2007

Hölderlin dadurch ausbreiten muss, dass er massiv in diese eingreift, wenn er zwei Zeilen aus dem Text streicht, die ganz einleuchtend erklären, warum Wetterlage und Stimmung in diesem Gedicht umschlagen, um schließlich ein Ganzes zu geben (das Sattler nicht einklagt!), was bis heute auch philosophisch eine offenbar hart zu knackende Nuss darstellt.

Und eben das, was in der ersten Rezension explizit ausgesprochen wird und bei Sattler immer auch mitschwingt, scheint mir das Ärgerliche auch bei dieser Vertonung der „Hälfte des Lebens“ durch Ligeti zu sein: Der „Grenzgänger am Rande des Wahnsinns, (der) Ligeti zu diesen drei lautmalerischen Meteoriten verglühender Jugend (inspirierte)“, wird mittels – ich meine hier wenig subtilem – chirurgischem Eingriff in einen Text der Möglichkeit enthoben, folgerichtig Ursachen und Wirkungen miteinander zu verknüpfen und sich dabei auf einen mythologischen Sachverhalt zu beziehen, der diese Gedankenführung legitimiert. Dass gerade das herausoperiert wird, was unter Bezugnahme auf den Mythos auch psychologisch ganz einleuchtend erscheint, verweist auf die irrationalistische Intention des Zugriffs durch dieses hochkomplexe Artefakt Ligetis, der näher am Messmerismus eines Justinus Kerner, der Familie Robert und Clara Schumann oder auch: der Berliner Romantiker anzusiedeln ist als in der Nähe Friedrich Hölderlins.

Wenn also Nonos und Ligetis Umgang mit Hölderlin überhaupt einen gemeinsamen Nenner besitzen, so ist es die Ausgrenzung einer rational oder ggf. auch mythologisch - psychologisch nachvollziehbaren Verkettung von Lebenszuständen, die heute besser nicht mehr Schicksa(a)l des Menschen genannt werden sollten, auch wenn FH eine solche Formulierung noch gewählt hätte. Das sind (bei Nono) methodische und (auf Ligeti bezogen) inhaltliche gleichermaßen unangemessene Umgangsweisen, weil sie Hölderlin, ihn zuförderst obskuren Prozeduren unterwerfend, entpolitisieren, sofern die Suche nach historischen und mythologischen Bezugssystemen, stabilen kategorialen Ordnungssystemen und psychologischen Begründungsweisen – wie das José Brunner hinsichtlich Freuds hermeneutischen Erklärungsformen meint – als politischer Umgang mit den Ereignissen bestimmt werden darf.⁷⁷⁷ Das gilt auch gegen den möglicherweise vorzubringenden Einwand, Hölderlin sei noch nicht im historisierenden oder psychologisierenden Zeitalter angekommen, da die Protoformen dieser Denkweisen in seinen mythologischen Herleitungen nicht übersehen werden können.

⁷⁷⁷ José Brunner, *Psyche und Macht, Freud politisch lesen*, Stuttgart, 2001

II. Jenseits der „Grenzen des Geistes“⁷⁷⁸: Ich

Zu den bemerkenswerten Fortschritten der sog. Aufklärung gehört die Überzeugung, dass die menschliche Psyche und der Intellekt keine Transzendentalität besitzen, auch in dem Sinne des vorhergehenden Abschnitts nicht, sondern – an den Körper gebunden – dem Diesseits verhaftet sind.⁷⁷⁹ Ich sehe in diesem Ansatz ein wesentliches, im 18. Jahrhundert wieder zum Vorschein kommendes Erbe arabisch – jüdischen Denkens, in dem Philosophie (Logik und Metaphysik) als rationale und auf Erfahrung begründete Wissenschaft und Naturwissenschaften (zunächst: Physik und Medizin) möglichst widerspruchsfrei miteinander verknüpft werden. Männer wie Salomon Maimon oder Marcus Herz haben diese Tradition nicht nur akademisch weiterverfolgt, sondern auch biographisch nachzubilden versucht, was von Moses Maimonides im 12. Jahrhundert begonnen worden ist, in dessen Lektüre Moses Mendelssohn bereits als Kind eingeführt worden sein soll.⁷⁸⁰ Es ist zwar rührend, wenn die Spuren der Kabbala, gegen deren Vorformen Maimonides zu Felde zog, inzwischen selbst in Hölderlins Dichtung aufgezeigt werden konnten,⁷⁸¹ die Gegenprobe aber immer noch nicht erfolgt ist, die überprüfen müsste, in welchem Umfang auch er eine Harmonisierung von naturwissenschaftlicher Erkenntnis und Metaphysik vorantreiben wollte,⁷⁸² die eben auch damit zu tun hat, dass einer Vorstellung von der „Transzendenz des Ego“ nicht länger gefolgt wird, wie sie Sartre postuliert, der hier Husserls und Heideggers erkenntnistheoretischen Modellen folgt, die aber psychologisch kaum zu verifizieren sind.

Diese etwas umständlich klingende und vielleicht zu weit in die Geschichte der Philosophie ausholende Erklärung ist notwendig, um sich einem weiteren Versuch zu nähern, der Hölderlin in Beschlag nehmen will, ohne ihn unbeschädigt lassen zu können. Ich meine Jean Améry's Vortrag „An den Grenzen des Geistes“, bei dem sich ein größerer Verriss des historischen Kontexts wegen verbietet, obwohl bei dessen Lektüre einem nicht nur wegen des auf den Verfasser selbst zugeschnittenen Bildungsbegriffs die Haare zum Stehen kommen können, sondern auch wegen der Sanftmut gegenüber dem *Völkischen Beob-*

⁷⁷⁸ Jean Améry, An den Grenzen des Geistes, in: Neue Sammlung, Heft 1 / 2002, S. 105 ff., ich verzichte auf die Wiederholung aller Einwendungen, die m. E. zu Recht (v. a. von K. Rutschky) gegen die Überlegungen Améry's vorgebracht worden sind.

⁷⁷⁹ Bernhard Meyer, Ein Leben im Geist der Aufklärung, Der Arzt und Philosoph Markus Herz (1747–1803), in: Berlinische Monatsschrift, 1, 1997, S. 30 - 35.

⁷⁸⁰ Menachem Kellner, Maimonides' Confrontation with Mysticism. Oxford (The Littman Library of Jewish Civilization) 2006.

⁷⁸¹ Hans Dieter Zimmermann, Kabbalistische Einflüsse bei Friedrich Hölderlin? in: Eveline Goodman-Thau, Gert Mattenklott und Christoph Schulte (Hg.), Kabbala und die Literatur der Romantik. Zwischen Magie und Trope, (Conditio Judaica, 27) Tübingen, 1999, S. 223 ff., der Beitrag geht aber wenig über das hinaus, was in den letzten Jahren zur pietistischen Umgebung Hölderlins geschrieben worden ist, da kaum Bezug auf andere frühe Formen der Mystik genommen wird, die in der christlichen Tradition auch verankert sind.

⁷⁸² Ausweislich des Jahrbuchs der Tübinger Hölderlin-Gesellschaft 2006/7 wird dort inzwischen der Zusammenhang erahnt, aber immer noch nicht konkret auf den Dichter selbst bezogen sondern ausgegrenzt auf zeitgenössische Autoren.

achter in dieser Quelle, wenn in diesem NS - Organ nur die richtigen Themen behandelt wurden oder hinsichtlich Ernst Bertrams,⁷⁸³ wodurch sich Améry – nicht nur Hölderlin betreffend – in äußerst zweifelhafte Gesellschaft begibt. Wegen der solchermaßen historisch und bis heute politisch vielschichtigen und problematischen Gemengelage soll hier die Beobachtung ganz streng auf das begrenzt werden, was Améry bezogen auf diesen Dichter sagt und eine allgemeine ideologische Kritik möglichst vermieden werden.⁷⁸⁴

Nach offenem, aber höflich umhüllten Unverständnis darüber, dass sein Freund Nico Rost im KZ Dachau neben Hölderlin, den katholischen Kirchenvätern und Herder eben auch Maimonides lesen konnte – besser gesagt: musste, um die unmenschlichen Bedingungen der Lagerhaft dort überstehen zu können – und allerlei Mutmaßungen über den Unterschied zwischen dieser Stelle des Grauens und Auschwitz, vor allem Ordnung und Chaos betreffend, aber auch nach der erneuten Darstellung, dass er unter den KZ – Häftlingen keinen adäquaten intellektuellen Partner finden konnte, blendet Améry die Erinnerung an einen winterlichen Marsch in Auschwitz mit der an Hölderlins „Hälfte des Lebens“ übereinander:

(...) So nahm langsamerhand in Auschwitz alles Geistige eine zwiefach neue Gestalt an: Es wurde einerseits, psychologisch, zu etwas ganz und gar Irrealem und andererseits, sofern man es in sozialen Begriffen definiert, zu einer Art von unerlaubtem Luxus. Manchmal erlebte man diese neuen Tatsachen in tieferen Schichten, als jene es sind, in die man beim Schlafstrohgespräch gelangen kann: dann verlor der Geist urplötzlich seine Grundqualität, die Transzendenz.

Ich erinnere mich eines Winterabends, als wir uns nach der Arbeit im schlechten Gleichschritt (sic!, KR) unter dem entnervenden „Links zwei, drei, vier“ der Kapos vom IG-Farben-Gelände ins Lager zurückschleppten und mir an einem halbfertigen Bau eine aus Gott weiß (!, KR) welchem Grunde davor wehende Fahne auffiel. „Die Mauern stehn sprachlos und kalt, im Winde klirren die Fahnen“, murmelte ich assoziativ-mechanisch vor mich hin. Dann wiederholte ich die Strophe etwas lauter, lauschte dem Wortklang, versuchte dem Rhythmus nachzuspüren und erwartete, dass das seit Jahren mit diesem Hölderlin-Gedicht für mich verbundene emotionelle und geistige Modell erscheinen werde. Nichts. Das Gedicht transzendierte die Wirklichkeit nicht mehr. Da stand es und war nur noch sachliche Aussage: so und so, und der Kapo brüllt „links“, und die Suppe war dünn, und im Winde klirren die Fahnen. Vielleicht hätte sich das im psychischen Humus verkapselte Hölderlin-Gefühl eingestellt, wäre da ein annähernd gleichartig gestimmter Kamerad gewesen, dem ich die Strophe hätte zitieren können. Das Schlimmste war, dass man den guten Kameraden⁷⁸⁵ nicht hatte, in der Kommandoreihe (? ,KR) nicht – und wo im ganzen Lager? (...)⁷⁸⁶

⁷⁸³ Améry, S. 110

⁷⁸⁴ Vgl. aber: Maja Suderland: Territorien des Selbst. Kulturelle Identität als Ressource für das tägliche Überleben im Konzentrationslager. Frankfurt/M.; New York; 2004 und dieselbe: Bildung und Habitus im Konzentrationslager, in Shoa, 21. Juli 2005; auf die ambivalente Rolle der Funktionslagerhäftlinge im Konzentrationslager Dachau und deren mangelhafte historische Aufarbeitung wird hingewiesen in: Knut Bergbauer u. a., Denkmalsfigur, Biographische Annäherung an Hans Litten, Göttingen, 2008, S. 278 f.

⁷⁸⁵ den Ludwig Uhland definiert hat:

Der gute Kamerad

*Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.*

Hier konkretisiert sich unversehens der elitäre Bildungsbegriff, den Katharina Rutschki zu Recht, aber mit anderer Begründung angreift, als ich sie benutze, weil im Text von Améry der mimetische Missbrauch eines nur symbolisch zu verstehenden Textes zugleich zur rein ikonisch begriffenen Erläuterung einer spezifischen, wenn auch grauenhaften Situation, die aber bei FH eben weder gemeint noch abgebildet ist und damit zu einer Art Abzählvers verrutscht, der vom Befehl des (oder der) Kapos begleitet wird.

Vielleicht sind solche Hinweise wegen der traumatischen Erlebnisse, die Améry durchleiden musste, zu spitzfindig und insofern unangemessen; es muss aber noch auf einen weiteren Zusammenhang verwiesen werden.

Offenbar empfindet Améry den Marsch unter den Kommandos von „Berufskriminellen“ nicht nur als besonders schmachvoll, wie er die „Kapos“ der Lager an anderer Stelle nennt, wodurch er diese Sorte von Kollaborateuren sozial und hinsichtlich ihrer unbestreitbaren Mittäterschaft von denen absetzt, die zwar die gleichen Aufgaben erfüllt haben, aber aus anderen Gründen inhaftiert waren, sondern leidet auch unter dem „schlechten Gleichschritt“ der Gefangenen, was zielgenau aber auf völlig absurde Weise dort mündet, wo er einen „guten Kameraden“ vermisst, der überhaupt kein anderer sein kann, als der aus Ludwigs Uhlands sentimentalem Lied, in dem ein Leib zwar stellvertretend (?) der Kugel des Feindes zum Opfer fällt, für dessen transzendentalen (oder Seelen-) Teil aber die Aussicht auf eine gute Kameradschaft im „ew’gen Leben“ aufrecht erhalten bleibt.

Damit kehrt Améry fast 20 Jahre nach Ende des großen verbrecherischen Krieges zu der verhängnisvollen Denkweise zurück, die es jüdischen Beamten, Offizieren oder Professoren als unvorstellbar vorkommen ließ, dass sie aus (rational nicht nachvollziehbaren) ethnischen Gründen plötzlich der Verfolgung ausgesetzt sein sollten, obwohl sie bis zum Einbruch der NS-Herrschaft alle gesellschaftlichen und ideologischen Merkmale mit ihrer (in der Regel: reaktionären) bürgerlichen Umgebung – eben mit Ausnahme eines gegen

*Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
Im gleichen Schritt und Tritt.*

*Eine Kugel kam geflogen:
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen
Als wär's ein Stück von mir.*

*Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!*

⁷⁸⁶ Jean Améry, l. c., S. 110, Hervorhebungen von mir, KR

sie gerichteten Antisemitismus – teilten. Selbst in und „nach Auschwitz“ (Adorno) beansprucht Améry noch Tugenden, die auch seine Verfolger okkupiert haben und versteht den Zusammenhang nicht, nach dem inhaltlich entleerte Ordnungsvorstellungen die nicht zu begründenden, also tatsächlich „unbegreiflichen“ Ursachen dafür abgeben können, Menschen zu verfolgen oder zu töten. Dass eine der fehlerhaften Quellen für solche, letztlich immer in der Barbarei endenden politischen, ethnischen oder religiösen Irrwege in einem – auch nicht rational zu begründenden – elitären Dünkel liegen, übersieht Améry dabei auch zwei Jahrzehnte nach der Shoa geflissentlich, obwohl er – längst im Kalten Krieg angekommen – hinreichend Anschauungsmaterial zur Verfügung gehabt hätte, dass aus dem Faschismus keine oder meist nur die falschen Lehren gezogen worden sind.

Nicht umsonst begrenzt Améry seinen Begriff der geistigen Elite – noch engere Kreise ziehend – auf den Bereich der ästhetischen und analytischen Disziplinen der Philosophie, deren Ausgangspunkt die nach Mitteleuropa immigrierten jüdischen Denker oder deren Nachfahren (Spinoza, Mendelssohn) bilden, die sich aber gerade unter den expliziten Hinweisen auf Moses Maimonides in diesem einen Vorläufer ihrer Bemühungen um eine Harmonisierung von Erfahrungswissenschaft und (in der Regel) spekulativ - metaphysischen Vorgaben gesehen haben, die sich jedoch wechselseitig ausschließen, da Wirklichkeit nur symbolisch in Sprache und mittels traditioneller Festlegungen übersetzt werden kann, also schon aus linguistischen Gründen nirgends in ihr Abbildung findet.⁷⁸⁷

Der Versuch Amérys, das Grauen von Auschwitz mit Hilfe der von ihm in Anspruch genommenen ästhetischen Perspektiven zu bearbeiten, muss misslingen, da diese überhaupt nicht zur Bearbeitung solcher unvorstellbarer, von außen aufgezwungener Sinnkrisen ausgebildet wurden, sondern – wie dem sog. „Chandos“- Brief“ Hugo von Hofmannsthal entnommen werden kann⁷⁸⁸ – noch nicht einmal hinreicht, um innere, künstlerische, also vergleichsweise harmlose Situationen zu bewältigen, was aber auch nicht ohne Bezug zu Hölderlins Sprach- und Kulturpessimismus gesehen werden kann. Denn einmal fühlt Hofmannsthal / Chandos deutlich den „brückenlosen Abgrund“ (was auch auf Hölderlin zurückgreift⁷⁸⁹) zwischen sich und den literarischen Aufgaben, die er sich vorgenommen hat, zum anderen begibt sich der „Brief“ dort dem Bild nach in die Nähe der „Hälfte des Lebens“, wo es heißt:

⁷⁸⁷ vgl.: Elisabeth Walther, Allgemeine Zeichenlehre, Stuttgart, 1974

⁷⁸⁸ Hugo von Hofmannsthal, Ausgewählte Werke in zwei Bänden, Stuttgart / Hamburg, 1966, Bd. II, S. 337 ff.

⁷⁸⁹ z. B. „Patmos“, welches Bild von Hofmannsthal aber aufgegeben wird.

Ich spielte auch mit anderen Plänen. Ihr gütiger Brief lässt auch diese heraufschweben. Jedwelter vollgesogen mit einem Tropfen meines Blutes, tanzen sie vor mir wie traurige Mücken an einer düsteren Mauer, auf der nicht mehr die helle Sonne der glücklichen Tage liegt.⁷⁹⁰

Und drittens: Der Rausch als Ausnahmezustand, in den Améry angesichts einer Schüssel gesüßten Grießbrei gerät,⁷⁹¹ findet sich auch im sog. Chandosbrief wieder, wo dieser Zustand, allerdings: andauernder Trunkenheit,⁷⁹² dadurch hervorgerufen wird, dass dem Verfasser „das ganze Dasein als eine große Einheit“ ohne einen „Gegensatz zu bilden“ erschien. Der dazu gehörige Kater, den auch bei Améry der Rausch nach sich zieht,⁷⁹³ besteht bei Hofmannsthal / Chandos darin, dass er „ein unerklärliches Unbehagen (empfand), die Worte ‚Geist‘, ‚Seele‘ oder ‚Körper‘ nur auszusprechen“⁷⁹⁴. Dieser Bezug zwischen Améry und Hofmannsthal ist jedoch eher dem Einfluss in diesen Fragen zweideutig agierenden Friedrich Nietzsche und eben nicht dem Hölderlins zu verdanken, obwohl das an manchen Stellen so gesehen wird. Vor allem kann bei Hölderlin die Beschreibung der negativen Aspekte von „Rausch“ nicht gefunden werden, da der entsprechende Wortstamm bei ihm nicht ausschließlich die Folge von Drogengebrauch meint, sondern auch den fruchtbaren Zustand poetischen oder philosophischen Schaffens zu umreißen versucht.

Neben einer ungenauen philologischen Bezugnahme zu Hölderlin ist an der eher mühelos nachvollziehbaren Verknüpfung zwischen Hofmannsthal und Améry der Gewalttritt peinlich, in dem die leicht dekadent wirkenden Reflexionen des ersteren vom letzteren der Botschaft und den gewählten Bildern nach auf das Grauen von Auschwitz projiziert erscheinen, wofür schließlich Hölderlins Sprachpessimismus als Quellbezug herzuhalten hat, der aber weder von Hofmannsthal noch von Améry auch nur in Ansätzen durchdrungen wird, weil sie sonst hätten bemerken müssen, dass der größte deutsche Dich-

⁷⁹⁰ Ibidem, S. 339, über das in diesem Zusammenhang von Hofmannsthal aufgegriffene „Was ist der Mensch, ...“, das sich, von Goethe (Werther, 1774) und / oder Heine (Ardinghello, 1787) herkommend auch im „Hyperion“ ausbreitet, ließe sich vermutlich hinsichtlich Interpunktion und Bedeutung genau so trefflich wie folgenlos debattieren wie über die Sentenz „Wem sonst als Dir“, worauf aber hier unter Hinweis auf den heiklen Kontext selbst verzichtet werden soll.

⁷⁹¹ Améry, l. c., S. 111, die aus dem Grimmschen Märchen hervorgehende Phobie ist offensichtlich, da sie nicht nur mit dem erlittenen Hunger zu tun hat, sondern auch der erlebten Ohnmacht entspringende Omnipotenzgelüste nicht nur sexueller Genese offenbart:

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau, die mußte seinen Jammer schon und schenkte ihm ein Töpfchen, zu dem sollt es sagen: »Töpfchen, koches, so kochte es guten, süßen Hirsebrei, und wenn es sagte: »Töpfchen, steb«, so hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter beim, und nun waren sie ihrer Armut und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei, sooft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da sprach die Mutter: »Töpfchen, koches, da kocht es, und sie ist sich satt; nun will sie, daß das Töpfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immerzu, die Küche und das ganze Haus voll und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze Welt satt machen, und ist die größte Not, und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim und spricht nur: »Töpfchen, steb«, da steht es und hört auf zu kochen, und wer wieder in die Stadt wollte, der mußte sich durchessen.

⁷⁹² Was wieder an die Einschätzung Hölderlins durch die mit ihm befassten Psychiater erinnert, ihn aber weit verfehlt.

⁷⁹³ ibidem, S. 112: „Wie alle Räusche ließen sie ein ödes, katzenjammerhaftes Gefühl der Leere und Scham zurück“

⁷⁹⁴ Hofmannsthal, l. c., S. 340 f.

ter⁷⁹⁵ von ihnen ebenso zu Unrecht in Anspruch genommen wurde wie von den braunen Zeitgenossen, denen Améry allerdings auch Gutes abzurufen weiß, da FH den politischen Folgerungen aus der philosophischen Aufklärung viel näher stand als er selbst, der, ohne eine Zeile aus der „Hälfte des Lebens“ begriffen zu haben, kurz nach der Erinnerung an sie niederschreibt: „Der Wert des Geistes erhärtet sich nur schlecht an (den Räuschen, KR)“, was nach Hölderlin auf zweierlei Weise unstimmig ist.

Denn einerseits vertragen sich schon „Rausch“ und „heilige Nüchternheit“ nicht, was ohne weiteres Nachsinnen akzeptiert werden sollte, andererseits aber ersterben Seele und Geist nach Hölderlin eben daran, dass sie – zu Sprache geformt – „erhärtet“ oder: in Form gebracht werden sollen.

Mag Hölderlin auch an solchen Aporien manchmal unflätig laut werdend, andererseits auch verstummend gescheitert sein, was aber je wg. der unklaren biographischen Situation nach 1806 von mir tunlichst immer wieder angezweifelt wird, so gibt das jedoch noch lange keinen Grund dafür her, ihn sinnpruchmäßig als Abziehbildchen ins Poesiealbum des Grauens einzufügen, wie das Améry vorgelesen / -gelegt hat; allerdings schützt offenbar vor derlei Missgriffen auch die Strafe früher Geburt nicht. Denn darin stimmen Hofmannsthal und Améry unstrittig überein: Beide wissen ihr Verstummen wort- und oft auch ganz kenntnisreich zu beschreiben und weisen sich dadurch der selbst bestimmten Elite zu, von der Hölderlin zumindest in der zweiten „Hälfte des Lebens“ sich abgeschieden hat.

Wenn Améry Hölderlin nicht nur auswendig gelernt, sondern sich wenigstens einfühlsam oder so analytisch mit ihm beschäftigt hätte, wie er das für sich in Anspruch nimmt, wäre ihm aufgefallen, dass sie beide gleichermaßen der Tortur ausgesetzt worden sind, der eine in Auschwitz - Monowitz und der andere in der Tübinger Klinik von Autenrieth.⁷⁹⁶ Insofern desavouiert sich hier der bürgerliche Bildungsbegriff von selbst, weil er die Gemeinsamkeiten körperlicher Leiden gegenüber der Zugehörigkeit zu einer wie auch immer gearteten Elite hintanstellt. Ein solcher Widerspruch ist aber nur dann zu bearbeiten, wenn

⁷⁹⁵ im Sinne des entsprechenden Sprachspiels von Adolf Muschg (mdl. Mitteilung)

⁷⁹⁶ Die psychiatrischen Folgen für das Folteropfer Hölderlin sind m. W. bislang unbeachtet geblieben; um dabei aber der Gefahr einer Relativierung der unterschiedlichen historischen Ereignisse zu entgehen, wird hingewiesen auf Martin Blumentritts Aufsatz „Nach Auschwitz“ von 1998:

Auschwitz lässt sich nicht bloß als Schlachtbank begreifen, an deren Ende doch das Weltgericht steht. Adornos kritische Philosophie des Nicht-Identischen stammt aus dieser Erfahrung: "Man kann nicht Auschwitz auf eine Analogie mit der Vernichtung griechischer Stadtstaaten bringen als bloß graduelle Zunahme des Grauens, der gegenüber man den eigenen Seelenfrieden bewahrt. Wohl aber fällt von der nie zuvor erfahrenen Marter der Erniedrigung der im Viehwagen Verschleppten das tödlichgrelle Licht noch auf die fernste Vergangenheit, in deren stumpfer und planloser Gewalt die wissenschaftlich ausgeheckte teleologisch bereit mitgesetzt war. Die Identität liegt in der Nichtidentität, dem noch nicht Gewesenen, das denunziert, was gewesen ist."

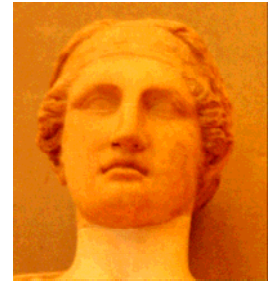
Adorno hat in den letzten fünfundsiebenzig Jahren seines Lebens sein Augenmerk auf das Fortleben des Nationalsozialismus gelegt. Aus dem Bewusstsein der Gegenwart von Auschwitz wurde das Bewusstsein notwendigen Erinnerns. Ohne die Aktualität könnte darin bestehen, dass die Arbeit des Erinnerns traditionsbildend wirkt. "Erfahrung wäre die Einbeit von Tradition und offener Sehnsucht nach dem Fremden.. Aber ihre Möglichkeit ist selber gefährdet." Über die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung ist gesprochen worden: Auschwitz lässt nichts unberührt. (Hervorhebung von mir, KR)

an den revoltierenden Geist als Alternative zum elitären gedacht wird, der aber ausweislich der Überlegungen von Albert Camus die Grundbedingung der Solidarität enthält,⁷⁹⁷ was bei Jean Améry allenfalls einfordernd vorkommt, während „Brüderlichkeit“ bei Hölderlin als Anspruch auf ein politisches und privates, wechselseitiges Vertrauensverhältnis gar nicht übersehen werden kann.⁷⁹⁸

⁷⁹⁷ Albert Camus: *Der Mensch in der Revolte*, Reinbek, zuletzt: 2006

⁷⁹⁸ Vor allem in der Walterhäuser Zeit scheint mir diese Disposition in Briefen (z. B. v. 21. August 1794, An den Bruder, Nr. 87, Schmidt, S. 150 oder v. 25. August 1794, An Neuffer, Nr. 88, Schmidt, S. 152 ff) ganz stark ausgeprägt zu sein, in diesem Sommer ist es freilich der Selbsteinschätzung nach FH besonders gut gegangen, während seine Pathographen die ersten Anzeichen psychischer Aberration dort hin verlegen.

III. Aufs Versmaß verdünnt



Sappho⁷⁹⁹

Auf der sicheren Seite literaturwissenschaftlicher Beschreibung sich wissend, liest auch Winfried Menninghaus Hölderlin von Goethe her, sieht ihn u. a. in dessen Erbfolge und hängt ihm zwar keine unglückliche Liebe zu Frau Gontard, aber doch eine „vergebliche“ zu diesem „Dichterstürzen“ an.⁸⁰⁰ Da eine unmittelbare Begründung dieser hübschen Spekulation auf Grund der lückenhaften Quellenlage nur schwer möglich ist – es gibt nur den Entwurf eines Bittschreibens Hölderlins,⁸⁰¹ das unter Umständen an den Weimarer Geheimrat gerichtet sein könnte, auf der anderen Seite aber den einigermaßen niederträchtigen Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, in dem auch Hölderlin verächtliche Erwähnung findet⁸⁰² – muss Menninghaus einerseits auf die problematische Konstruktion zurückgreifen, FH zwischen Goethe und den Romantikern, v. a. Friedrich Schlegel anzusiedeln, andererseits aber dadurch mögliche Verknüpfungen zu erzeugen, dass er mit großer Akribie den Versfüßen nachhört, die bei den von ihm selektierten Textstellen vorkommen und eine Interpretation zulassen.

An der Korrektheit eines solchen Vorgehens soll natürlich überhaupt nicht gezweifelt werden, wohl aber an der Relevanz der Ergebnisse, da – wie Menninghaus selbst richtig bemerkt – sich die entsprechenden Rhythmen insgesamt ganz gut in die Morphologie der deutschen Sprache einpassen, weshalb nur dann gewichtige Bezüge zwischen den von Menninghaus herangezogenen Textstellen berücksichtigt werden könnten, wenn darüber hinaus bedeutende inhaltliche Übereinstimmungen gefunden würden. Eine Falsifizierung seiner Vorstellungen ist aber auch nicht möglich, weil zu solch einem Unternehmen der Fundus der deutschsprachigen Lyrik insgesamt auf Adoneen, Sapphen etc. unter Berücksichtigung der jeweiligen Inhalte zu untersuchen wäre, was von vorne herein als aussichts-

⁷⁹⁹ Ich danke Jean Paul Schmidt für die (auf verbotene Weise entstandene) Photographie dieser römischen Kopie der verschollenen griechischen Plastik aus den Uffizien in Florenz.

⁸⁰⁰ W. Menninghaus, *Hälfte des Lebens, Versuch über Hölderlins Poetik*, Frankfurt, 2005, S. 30; diese Einschätzung widerspricht der oben zitierten durch W. Benjamin diametral, löst das Missverhältnis zwischen Goethe und Hölderlin aber im Gegensatz zu dort hierarchisierend zu Lasten des letzteren auf.

⁸⁰¹ Schmidt, Nr. 188, An Goethe (?), Homburg, im Juli 1799, S. 378

⁸⁰² Schmidt, *ib.*, S. 630 ff.

loses Unternehmen erkannt werden muss, auch wenn Menninghaus darauf verweist, dass der Adoneus bei Rilke und Bobrowski vorkommt.⁸⁰³

Um diese Schwierigkeit weiß Menninghaus natürlich und dehnt deshalb seine Vorstellung maximal dorthin aus, wo inhaltliche Merkmale von Dichtung besonders befriedigend konstatiert werden können, wenn sie durch formale Beobachtungen abzusichern sind.

Die Frage ist nur, ob das den Prämissen und Ergebnissen nach im Einzelnen auch so hinkommt.

Um im Kleinen anzufangen:

1. Auf Seite 121 seines „Versuchs“ weist Menninghaus zu Recht darauf hin, dass die Bilder der ersten Strophe von „Hälfte des Lebens“ keinen natürlichen Ensembles entsprechen, nur erwischt er diesen Umstand am falschen Zipfel, weil der Verstoß gegen den „Naturalismus“ weniger in der Vermeidung von „unmittelbarer Nähe“ der Rosenbüsche und Birnbäume zu Seen besteht (vor allem wilde Birnbäume mögen allerdings keine sog. Staunässe im Boden⁸⁰⁴), als vielmehr in der Ungleichzeitigkeit der Blüte bzw. Fruchtbarkeit von Birnen und Rosen, wie ich mich anhand einer (Hölderlin zu Ehren?) angelegten Anpflanzung von – freilich nur verwilderten – Rosen, Stein- und Kernobst um einen kleinen See alljährlich von Neuem überzeugen muss, was natürlich auch nicht dagegen spricht, den Text allegorisch zu verstehen, nur wird von mir nicht behauptet, „gelbe Birnen“ und „wilde Rosen“ stünden bei FH wegen der sie verbindenden Konjunktion in einem zeitlich – spitzfindig ausgedrückt: doppelt – falschen Verhältnis, weshalb sich der metaphorische Charakter besonders aufdränge.

Solche Missgriffe im Kleingedruckten werfen aber ein deutliches Licht auf die Tradition, in der dieser Arbeit „über Hölderlins Poetik“ steht, in der je nur ein Bruchteil des ohnehin ausgedünnten Quellmaterials benutzt, dieses aber dann mit absolutem Anspruch ausgeweitet wird. Zum Beispiel die übereinstimmende Schönheit von Poet und Poem betreffend, um daran dann eine einigermaßen halsbrecherische Konstruktion zwischen Hölderlin und Frau Gontard zu knüpfen:

Dass FH als junger Mann besonders hübsch gewesen ist, kann als erwiesen gelten. Über den Erhalt dieses Umstandes nach 1806 liegen unterschiedliche Aussagen vor, von denen Menninghaus aber nur die vorstellt, die vom weiterhin schönen, wenn auch demont gewordenen Hölderlin berichten. Damit ist dann in seiner Untersuchung die mythologisch - psychologische Übereinstimmung mittels Versform „Adoneus“ und deren Reflexion bis hin zur Transsexualität des Dichters verbunden, die schließlich ihren Höhepunkt in der

⁸⁰³ Menninghaus, l. c., S. 118

⁸⁰⁴ Ich danke der örtlichen Forstverwaltung (Heilbronn) für diese Auskunft vom 13. 12. 2007.

Mutmaßung findet, Frau Gontard sei eben so ein Opfer dieses hübschen Knaben geworden, wie nach meiner Sicht der Dinge die Gräfin Almaviva gegenüber dem Cherubino in Mozarts „Figaro“ schwächelt oder die entsprechenden mythologischen Vorbilder ähnliche Verhaltensmuster entwickeln.⁸⁰⁵

Obwohl diese Konstruktion zwar nach dem traditionellen literaturwissenschaftlichen Muster ganz gut funktioniert, nach dem Formen und Inhalte nur wirklich plausibel übereinstimmen und sich mit der Überlegenheit des Literaturwissenschaftlers lustvoll verbreiten lassen, weil er intellektuell das Spiel mit den Worten, Formen etc. durchschaut, hinter dem sich der Dichter gegebenenfalls zu verbergen sucht, soll sie hier unter Hinweis auf die Zerleder-Affaire, innerhalb der sich Frau Gontard auf die Erscheinung des jungen Genies vorbereiten konnte und sich vorbereitet hat, weshalb ihr Mann die heftigsten Einwendungen gegen die Anstellung Hölderlins gehabt haben soll, einfach als falsch bezeichnet werden.

2. Auf eine solche grobe Polemik könnte verzichtet werden, wenn Menninghaus nicht in einem anderen, mir noch zentraler erscheinenden Punkt nur so tut, als gehe er zur einseitig die Demenz Hölderlins hervorhebenden Hölderlin-Forschung auf vorsichtige Distanz, indem er den von ihm selbst im Zusammenhang mit der Frankfurter Affaire ins Spiel gebrachten Begriff einer möglichen *midlife - crisis*⁸⁰⁶ relativiert, ohne darauf hinzuweisen, dass FH zu diesem Zeitpunkt, zu dem auch der von Menninghaus zitierte Brief an den Bruder stammt, noch keine (angeblich) muntere 26 Jahre zählte und das Gedicht, das er zu besprechen hat, nach der Sattlerschen Zählung noch ganze sechs Jahre auf sich warten lässt.

Trotzdem hat Hölderlin Recht, wenn er in der Frankfurter Zeit darüber nachdenkt, den Zenit der Jahre bereits überschritten zu haben, genauer: Er erweist sich auch in dieser Frage als Optimist, und keinesfalls als in sich selbst verliebter Hypochonder, wenn das durchschnittliche Lebensalter seiner Zeitgenossen betrachtet wird.⁸⁰⁷

Damit ist's allerdings nicht genug, denn Menninghaus gibt die vorsichtige Distanz zur sog. Pathographie des Dichters, die er ab und an durch Anführungszeichen und andere sprachliche Abmilderungen diskret zu unterstreichen scheint, ziemlich abrupt auf, wenn es um die Produktionsbedingungen der „Hälfte des Lebens“ geht, da er sich im entschei-

⁸⁰⁵ Vgl. Abb. (12)

⁸⁰⁶ Diese – von jedem/r leicht erfahrbare – Verstimmung erscheint medizinisch ähnlich anderen Erscheinungen wie beispielsweise *burn-out* oder *ADHS* diagnostisch schwerer zu fassbar zu sein als therapeutisch und entspricht deshalb wenigstens ungefähr und in abgemilderter Form den psychiatrischen Bildern, die post festum Hölderlin zugeordnet wurden.

⁸⁰⁷ Mitteilung der DKV vom 13. 12. 07: *Der medizinische Fortschritt sorgt dafür, dass die Menschen in Deutschland immer älter werden. Betrug die mittlere Lebenserwartung im Jahr 1800 gerade mal 35 Jahre, im Jahre 1900 etwa 45 Jahre, so liegt sie heute bei über 75 Jahren (Männer) bzw. über 81 Jahren (Frauen).*

denden Moment nicht nur an Laplanches Untersuchungen anhängt,⁸⁰⁸ sondern noch draufsetzt:

Eine halbwegs stabile Balance von Nähe und Ferne gelingt nicht (Was schon Jakobson bemerkt hat,⁸⁰⁹ KR) Laplanche hat darin ein Schizophrenie - affines Grundmuster gesehen; im Rahmen neurotischer Pathologien kann von einem manisch-depressiven Wechselbad euphorischer Parusie - Momente⁸¹⁰ und katatonischer Scheiterns und Absenzerfahrungen gesprochen werden (,)

um sich dann aber elegant die Hintertüre zu öffnen, weil der Erkenntniszustand eintritt, den er sich durchs Lexikon zuspätspielen lässt, der Dichter habe neben manischen Depressionen, Schizophrenie auch noch unter religiös - philosophischem Größenwahn gelitten, was aber insgesamt nur dann nahe liegt, wenn Menninghaus darin Folge geleistet wird, dass er sich auch den Blick darauf nicht verstellen lassen will, Hölderlin könne von Nietzsche her ganz gut gelesen werden.⁸¹¹ Er dringt allerdings auch hier nicht tiefer in die Materie ein, als dies beispielsweise schon in der Umgebung Stefan Georges der Fall gewesen ist, welcher Tradition Menninghaus aber ohnehin dadurch terminologisch verpflichtet bleibt, dass er beispielsweise immer wieder vom Dichter - Seher redet.⁸¹²

3. In einem Punkt seiner Gedichtbeschreibung möchte ich Menninghaus allerdings explizit beitreten, auch wenn er sich hier sprachlich nicht unbedingt deutlich ausdrückt.

(D)ie Schwäne (Hölderlins, KR) passen nahtlos in ein hochindividuelles Landschaftsbild, und es fällt dem unvoreingenommenen Lesen (?, KR) kaum ein, in den Plural-Schwänen⁸¹³ noch irgend etwas anderes als eben „Schwäne“ zu sehen.

⁸⁰⁸ Menninghaus, l. c., S. 66f.

⁸⁰⁹ R. Jakobson, Hölderlin Klee Brecht, Zur Wortkunst dreier Gedichte, Frankfurt, 1976. Wenn hier die strukturalistische Betrachtungsweise nicht näher besprochen wird, hat dies ganz wesentlich damit zu tun, dass sie in den entscheidenden Fragen keine Alternative zu früheren Zugriffen auf Hölderlin darstellt, auch wenn die „atomistische“ (Barthes) Vorgehensweise zunächst genauer zu sein scheint als der konventionelle Holismus. Neben den bekannten Einwänden gegen den Strukturalismus, auch nur eine eklektizistische Methode zu sein, sei darauf verwiesen, dass Jakobson eben nicht ohne biographisches und – damit verknüpft – pathographisches Vorwissen auskommt (v. a. S. 83 ff.), wobei wenigstens ein Hinweis darauf zu erwarten wäre, in welchem Umfang Laplanche bereits vorhandenes Material nutzt, um seine Diagnose anzuschließen, da hier nicht nur in bedeutendem Umfang auf die 70 Jahre ältere Besprechung durch Lange zurückgegriffen wird, sondern auch auf Nietzsche, wie oben (S. 52) bereits gezeigt werden konnte. Überdies rezipiert Jakobson nicht nur die ihm zur Verfügung stehende Pathographie Hölderlins unkritisch, sondern steht so stabil in der Tradition von Heidegger, dass dem Verdacht von Habermas stattgegeben werden muss, auch hier handle es sich um eine postmoderne, also konservative Wahrnehmungslinie, in: Jürgen Habermas, Heidegger, Werk und Weltanschauung, Vorwort zu V. Farias, Heidegger, Frankfurt, 1989 und ders., Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt, 1985

⁸¹⁰ **Parusie** (*parousia*) heißt nach PLATO (*Phaed.* 100 C) die Gegenwart, Anwesenheit der Ideen (s. d.) in den Dingen, welche an jenen teilhaben (»Methexis«). ARISTOTELES lehrt die *parousia* der Form im Stoffe (*De an.* II, 79). *to men aition pareinai*: bei den Stoikern (*Stob. Ecl.* I, 13). Der Begriff der Parusie erhält theologische Bedeutung im Neuen Testament (vgl. Paul., *Thess.* II, 2, 8). - JUSTINUS spricht von der Parusie Christi als dessen Wiederkunft auf die Erde (*Apol.* I, 52 f.), womit der Chiliasmus, das »tausendjährige Reich«, beginnt (*Contr. Tryph.* 58). Vgl. IRENAEUS (*Contr. haer.* IV, 22), HIPPOLYTUS CLEMENS, ATHANASIUS. - MICRAELIUS erklärt: »*Parousia est praesentia, quando quid alteri coram se sistit*« (*Lex. philos.* p. 797 f.). Vgl. TEICHMÜLLER, *Gesch. d. Begriffs der Parusie, Aristotel. Forsch.* III, 1874. (Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 1904, Hervorhebung von mir, KR – aber Hand aufs Herz: Wer hat's gewusst oder wenigstens anlässlich der Lektüre von Menninghaus' Buch „nach“ - gelesen?)

⁸¹¹ Menninghaus, l. c., S. 101

⁸¹² ib., S. 52

⁸¹³ die „Plural-Schwäne“ finden sich entgegen der Untersuchungsrichtung von Menninghaus über das einzelne Tier dieser Gattung bei Hölderlin auch an anderer Stelle und dann vor allem auch bei E. T. A. Hoffmann, unter anderem im Weihnachtszimmer des Medizinalrats Stahlbaum, wo es in ein Bild eingebaut ist, das auf die begrenzte schöpferische Kraft des Onkel Drosselmeier hinweist, weil er weder einen Garten Eden erschaffen, noch das Leben mit dem Tod verbinden kann; vgl.: E. T. A. Hoffmann, Nussknacker und Mausekönig, in: Werke, 2. Band, Frankfurt, 1967, S. 297; um den von Menninghaus unterstellten erotischen

Dennoch evozieren auch Hölderlins Schwäne mehr als nur residuale semantische Energien, die in das Bedeutungsfeld idealer Fülle passen. Das Küssen der Schwäne – ein in der Topik des Schwans kaum je benutztes Element – bestimmt die erste Strophe unzweideutig als eine Zeit der Liebe. Das Attribut „hold“ unterstützt mittels der Bedeutung des Zugeneigt-Seins diese erotische Denotation der Schwäne. Zugleich enthält „hold“ eine diskrete Anspielung auf Hölderlins eigenen Namen (...).⁸¹⁴

Um dieser vielleicht überraschenden Zustimmung die Pointe zu rauben, muss – wiederholend – darauf verwiesen werden, dass die „Hälfte des Lebens“ wegen des zu großen zeitlichen Abstands in keinem Zusammenhang damit gesehen werden kann, dass FH in Frankfurt 1797 ff. (vielleicht) dem Inbegriff dessen begegnet ist, was ihm an weiblicher Schönheit oder begehrenswerter Mütterlichkeit vorschwebte, die entsprechende Figur auch zu küssen bekam, liebte &c., was die Frankfurter Zeit zwar zu einer der Liebe macht, weshalb die im Plural sich eintauchenden Schwäne auf diese Weise nicht gut einer Erklärung zugeführt werden können, die auch in eher schlechtem Kontext dazu steht, dass S. Gontard bereits 1802 gestorben ist.

Die zeitlichen Abstände zwischen lebenswirklichen Katastrophen und den poetischen Reaktionen auf sie sind zu groß und die dazwischenliegenden Ereignisse zu mannigfaltig, um solche eindeutigen Zuordnungen vornehmen zu können, weshalb ich vorschlage, auf sie zu verzichten, auch wenn sich bezüglich der „Hälfte des Lebens“ und des mutmaßlichen, jedenfalls von Sattler angegebenen Entstehungszeitraums dadurch eine Zuordnungsmöglichkeit ergibt, dass 1803/04, zu der Zeit also, in der das Gedicht gedanklich vorbereitet und aufgeschrieben worden ist, biographisch durch die Maria Blöst - Affaire bestimmt wurde. Nicht nur die Mehrzahl der (sich?) küssenden Schwimmvögel in nymphischer, aber geographisch genau zu dokumentierender, tatsächlich singulärer Umgebung (Kirchhausen am Neckar), also der erotische (Mehrfach-)Bezug kann hier als Indiz dafür gelten, sondern auch der katatonische Endzustand ist damit ganz unenigmatisch zu umreißen, was aber die philosophische Tiefe des Textes nicht verflachen soll, sondern ganz im Gegenteil:

Die Genialität des Gedichts „Hälfte des Lebens“ besteht eben in ihrer Ambiguität zwischen banaler Situationsbeschreibung, wie sie jedem normalen Menschen seit der Puber-

Topos ein wenig abzudämpfen, lohnt sich ein flüchtiger Blick auf die Konnotationen, in denen die „Plural-Schwäne“ bei Hölderlin ihre Häuse auch recken.

Aber wir, unschädlich gesellt, wie die friedlichen Schwäne, [...] wandelten(...). (Elegie, KSt, Bd. 2, S. 76)

Ich hatt am Fuße des Bergs übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrten, unter den Dülften des Ladanstranuchs, wo in der goldnen Flut des Paktolos die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchternen Geist, ins helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergestürzt zu ihren Füßen. (Hyperion, KSA, Bd. 3, S. 21)

M. E. muss die Perspektive von Menninghaus aufs Sujet schon aus Gründen der inhaltlichen Vollständigkeit erweitert werden um die der friedlichen Geselligkeit und den thanateischen Aspekt, der bei Hoffmann (aber auch im „Leben eines Taugenichts“ von Eichendorff) wenn hier auch in völlig anderem Zusammenhang wieder zum Vorschein kommt.

⁸¹⁴ Menninghaus, l. c., S. 50, das linguistische Spiel mit FHs Namen war offenbar in dessen Umgebung allgemein üblich, weshalb gerade hieraus keine psychologische Ableitung möglich scheint.

tät gewärtig ist, seit dem Zeitpunkt also, wo er geliebt und wieder verlassen (werden) kann, beides aber zuweilen auch gleichzeitig hofft und fürchtet einerseits und dem philosophischen Bezug andererseits, mit dem solche Grundbefindlichkeiten von Hölderlin versehen werden, der aber von so unbestechlicher Ehrlichkeit ist, dass der Verfasser bis heute mit der doppeldeutigen Aura von Dichter - Seher und Wahnsinnigem umgeben werden muss, um die LeserInnen von der Verlegenheit zu befreien, die dann und wann eintritt, wenn jemand der Nagel allzu genau auf den Kopf getroffen hat.

In diesem Zusammenhang soll über folgende Parallelität jedoch nicht geredet werden:

*Hängen – Stehen - Schweben*⁸¹⁵ / *Blasen. Globen. Schäume.*⁸¹⁶

⁸¹⁵ ib., S. 107

⁸¹⁶ Peter S., Frankfurt, 2004; vgl. hierzu: *angedrehte Erinnerung an ihr* (der gesellschaftlich Benachteiligten, KR) *Leiden darunter bringt die Eigentlichkeit samt ihrem Jargon zum Gären. Seine Blasen lassen das wahre Objekt des Leidens verschwinden (...)*. (Theodor W. Adorno, Jargon der Eigentlichkeit, in: Gesammelte Schriften, Band 6, S. 445)

Das erste Zitat ist nur deshalb literarisch besser, weil es die politisch verbrannten Pünktchen vermeidet, mit den S. herumspielt. Dieser müsste sich fragen lassen, ob sich Heraklits *πάντα ῥεῖ* (alles ist im Fluss) überhaupt durch Interpunktionszeichen, geometrische Grenzen etc. unterbrechen lässt, während an Menninghaus die Frage zu richten wäre, warum er hier eine Dialektik der Mittigkeit erzeugt, die zwar der des schulischen Mittelstufenaufsatzes entstammt, aber so wenig mit der Hegelschen Dialektik in Verbindung zu bringen ist, wie sie eben aus diesem Gedicht abgeleitet werden kann.

IV. Wie man (sich wechselseitig) Liebe vortäuscht.

Brief von Susette Gontard an Friedrich Hölderlin:

Den 14ten März (1799, KR)

Die Landschaft habe ich gefunden, Lieber! Ich wollte mich nach unserer ersten Trennung, dem ganzen Schmerz darüber, nicht entziehen er war mir lieb und willkommen, ich gieng zwey Tage nach Deiner Abwesenheit, noch einmal in dein Zimmer, wollte mich da recht ausweinen und mir einige liebe Reste von dir sammeln, ich schloß deinen Schreibpult auf fand noch einige Stückgen Papier, ein wenig Siegellack, einen kleinen weißen Knopf, und ein hartes stück schwartzbrod, ich trug das alles lange wie Reliquien bey mir,. Eine Schublade vom Comode war in's Schloß gesprungen ich konnte sie nicht aufbringen ich gieng zurück, vor der Tühre, begegnete mir Henry, er sagte wehmütig „aus diesem Zimmer hast du schon viel verlohren! Erst deine Mutter, und dann auch deinen Hölder! Du magst es gewiß nicht mehr leiden! - - 817

Diese Szene ist in dem DEFA-Film „Hälfte des Lebens“ außerordentlich detailgetreu abgebildet worden – aus der ihr entsprechenden Briefstelle geht eindeutig hervor, dass die Beziehung zwischen Susette und Friedrich innerhalb der Familie Gontard bekannt und in ihrer Eindeutigkeit auch ansprechbar gewesen ist. Neben der filmischen Zitation des „Eisgangs“ im Vorspann ist dies eines der Merkmale, die zeigen, mit welcher Sorgfalt hier ein Spielfilm inszeniert worden ist, der neben biographischen Hinweisen und in Bilder umgesetzten poetischen Anspielungen natürlich auch triviale Elemente einer sentimental nachvollzogenen Liebesaffaire enthält.

Warum innerhalb dieses Films eben der gleiche Hund herumspringt wie in meiner eigenen Vorstellung von den Familien, die sich um und im Anschluss an Friedrich Hölderlin gebildet haben, also z. B. in der Nähe des Münchener Modisten Mooshammer, sollte dabei eben so offen bleiben und keinesfalls unter irgendwelchen Formen von Kongenialität vermerkt werden wie der Umstand, dass die Hauptdarsteller dieser „Hälfte des Lebens“ sich eben so wie Susette und Friedrich lebenswirklich auch nur als Artefakte inszenierten, die je dem Anderen verborgen bleibende Spiele mit betrieben haben.

Demjenigen aber, der die Mühe / Gröllmann - Geschichte und ihre (später auch gerichtliche) Aufarbeitung kennt, kann beim Ansehen des Films nur das kalte Grausen kommen – also keinesfalls nur der schlechten Masken wegen – sondern einfach, weil hier die Bedingungen erfüllt sind, nach denen Form und Inhalt hier mit dem Gegenstand des Stücks übereinstimmen, das sie in „Hälfte des Lebens“ gegeben haben. Es stimmt einfach – bei aller im Film sichtbar werdenden Liebe zum biographischen Detail – der Ton nicht, mit dem hier eine Episode aus dem Leben des Dichters in Szene gesetzt worden ist.

⁸¹⁷ FA, Bd. 19, S. 359

Ich meine also nicht bestimmte inhaltliche Freizügigkeiten, die beispielsweise dazu führen, dass schließlich Susette in den Armen des Geliebten vercheidet, während der Ehemann einen kleinen Moment zu spät ans Sterbelager der Gattin tritt etc., was des dramatischen Effekts wegen und unter Berücksichtigung der entsprechenden Überlegungen, die Bertaux hinsichtlich der Wanderungen Hölderlins im entsprechenden Zeitraum anstellt, noch ganz gut nachvollzogen werden könnte. Es geht auch nicht um die psychologisch wenig überzeugende, weil zu unmittelbar vorgenommene Verknüpfung der Ereignisse im Jahr 1802 und denen von 1806, mit welchem Jahr dann den Bildern nach die numerische Mitte von Friedrich Hölderlins Leben erreicht ist, um schließlich den Rest seiner beklagenswerten Existenz in einer Schautafel abzuhandeln.

Vielmehr: Im Film behauptet der kleine Henry Gontard, das Zimmer seines Privatlehrers nicht mehr leiden zu können, während er ausweislich eines Briefes von Susette an Hölderlin⁸¹⁸ empathisch der Mutter gegenüber sagt:

*aus diesem Zimmer hast du schon viel verlohren! Erst deine Mutter, und dann auch deinen Hölder!
Du magst es gewiß nicht mehr leiden! - - ⁸¹⁹*

Diese scheinbar kleine perspektivische Verschiebung von der zweiten Person in die erste ist deshalb bedeutend, weil sie der Leugnung des konkreten Liebesverhältnisses zwischen Susette und Friedrich beiträgt, obwohl der Film vorher ganz anderes zeigt, um das auch der Sohn der Familie Gontard weiß und an dem er positiv teilnimmt, weil er zur Mutter und ihrem Liebhaber ein gleichermaßen positives Verhältnis hat. Gleichzeitig wird damit die im Film selbst dargestellte Manifestation eines erotischen Verhältnisses zwischen Friedrich und Susette (historisch korrekt in Bad Driburg) wofern nicht aufgehoben, so doch ganz maßgeblich relativiert.

⁸¹⁸ Briefe von Susette Gontard an Hölderlin <6>, Den 14ten März, Schmidt, l. c., S. 557

⁸¹⁹ FA, Bd. 19, S. 359



Schlecht geschminktes und „sackdumm“ (E. Henscheid) sich inszenierendes Liebes-, resp. auch betrügendes Ehepaar, aber:

(...) *Oft sinnt, über den Fußtritt,
Ein groß Schicksal
Bereit, an übrigem Orte.*⁸²⁰

Wenn es auch während der Zeit der Trennung zwischen Hölderlin und Susette zu Spannungen innerhalb der Familie Gontard gekommen ist, in der „Kobes“ nur noch eine gruppenspezifisch nachgeordnete Rolle gespielt hat (die Mutter beschwert sich über einen frech werdenden Sohn und die Verrohung der Töchter, sinniert aber immer wieder darüber nach, wie sie der Situation insgesamt entkommen kann und behauptet, den Annäherungsversuchen ihres Gemahls kühl gegenüberzustehen),⁸²¹ der sich die Bankiersgattin nur formal unterordnet, ohne noch wirklich an ihr teilhaben zu wollen, gibt es keine sonderlich guten Belege dafür, dass die schwäbischen Honoratiorenfamilie, in welcher dem Halbbruder Karl Gok wenigstens ein gesellschaftlicher Aufstieg bis in die Nähe von Fürstenthronen gelingen kann, ein geringeres Interesse an der Vertuschung dieser verhängnisvollen Affaire hat als die der Frankfurter Bankiers, denen während der moralisch eher muffigen Jahre des insgesamt restaurativen 19. Jahrhunderts natürlich auch nicht kommod zu stehen kommt, auf welche Weise eine ihrer Ahninnen nicht nur die Kunst

⁸²⁰ Friedrich Hölderlin, Der Winkel von Hardt, FA Bd. 8, S. 758, das Gedicht geht auf die Sage zurück, nach der Herzog Ulrich von Württemberg (1487 - 1550) während einer seiner vielen Auseinandersetzungen mit den Reichsstädten (Esslingen, Reutlingen Ulm etc.) Zuflucht in der so genannten Felsschlucht suchte und dort seinen Verfolgern entkommen konnte, weil die enge Spalte von Spinnweben bedeckt war. In der Biographie Hölderlins ist der Winkel von Hardt von Bedeutung, weil er dort Karl Gok Gedichte von Klopstock vorgelesen hat (FA, Bd. 9, S. 405). Kirchengeschichtlich ist Ulrich wichtig, da er trotz seiner militärischen Niederlagen den Reformatoren Brenz, Alber und Frecht Asyl gewährt hat. Von anhaltender Bedeutung für die politische Entwicklung Württembergs waren Ulrichs „Tübinger Vertrag“ (1514) mit den Ständen, die gegen langfristige Bezahlung Mitbestimmungsrechte erhielten, und die Einführung der Reformation (1534). Heute ist dieser literarisch bedeutsame Ort leider nicht mehr zu besichtigen, weil er inzwischen von einer Müllkippe bedeckt worden ist.

⁸²¹ *ibidem*, S. 554: *An Henry, ärgert mich am meisten, dass weil er so auf einmal sich frei fühlte, er so gerne den Herrn spielt, immer vorlaut ist, mit so großem Eifer, an allem Sinnlichen hängt, und übrigens in seiner Arbeit, etwas faul und nachlässig ist, man muss ihn beständig treiben, und aller Ehrgeiz scheint ihn verlassen zu haben.* Auch: S. 552: *In der Mitte des Mai, kömmt mein Bruder (...)*

liebt, sondern ganz konkret wenigstens einen der dazu gehörenden Künstler, weshalb offenbar der Versuch unternommen wird, die Erinnerung an sie vollständig zu tilgen.

Susettes Witwer Jakob Gontard, der erst zwei Monate vor Hölderlin (am 9. April 1842) stirbt, hat hinreichend Zeit, sich von der Erinnerung an seine Frau zu lösen und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass ihr Nachlass vollständig beseitigt wird, zu dem auch einige Briefe von Hölderlin gehören dürften. Gustav Schlesier behauptet aber andererseits, sich auf Gustav Schwab beziehend, auch die Witwe Breunlin – Hölderlins Schwester also – weigere sich, Briefe des Frankfurter Liebespaares herauszugeben, weil sie den Ruf der Gontards schützen wolle. Offenbar hat er sich dabei zunächst Hoffnungen gemacht, dort auch Briefe zu finden, die von Hölderlin stammen:

(Den 30. Okt. 1844). G. Schwab wollte wissen, der Briefwechsel Hölderlins mit Diotima oder wenigstens die Briefe der Letzteren befänden sich bei der Schwester in Nürtingen; diese wolle aber durchaus nichts davon aus der Hand geben, aus Rücksicht wahrscheinlich auf die Familie in Frankfurt.⁸²²

Angesichts dieser allseitigen Umarmung von eifersüchtigen Familienangehörigen ist es nicht weiter verwunderlich, dass der Briefwechsel nur sehr unvollständig erhalten ist. Die übrig gebliebenen Briefe bedürfen dann aber keiner weiteren inhaltlichen Ausdünnung, wie sie in Zschoches „Hälfte des Lebens“ vorgenommen wurde.

Ich ordne diesen Eingriff einer inneren Zensur als moralischer Instanz zu, die auf (selbst-) trügerische Weise nicht zulassen kann, dass schon elfjährige Söhne bewusst wahrnehmen, wie sich ihre Mutter neben dem Vater einen jugendlichen Liebhaber hält und deshalb mit ihr zusammen trauern, wenn ihnen dieser abhanden kommt.

Insofern ist dieser filmische Zugriff auf die Biographie Hölderlins auch keine ernsthafte Alternative zum breiten Strom der Überlieferung, die FH allerdings bereits ante festum im „Hyperion“ kommentiert hat:

Die Tugenden der Alten sei'n nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da lebt' noch ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutschen sind aber ein glänzend Übel.⁸²³

Was von Hölderlin zu lernen ist.

⁸²² Schlesier, l. c., S. 151; Schlesier macht sich aber offenbar dennoch Hoffnungen, aus der Familie Gontard Material über Hölderlin zu erhalten, denn er führt „Henri“ in der Liste der möglichen Informanten; vgl.: dort, S. 159

⁸²³ FA, Bd. 11, S. 775

Anhang IV: Zwei zusätzliche Ortsangaben als Zusammenfassung⁸²⁴



*Tibbets was more than just the pilot
of the Enola Gay, the propeller-driven,
four-engine bomber, named for his mother,
that dropped the bomb on Hiroshima
on Aug. 6, 1945.*

(Postkarte von der Insel Tinian)

„Tinian“ gehört zu den Begriffen, die an verschiedenen Stellen der hölderl. Dichtung herumlungern, ohne dass immer ohne weiteres ein sinnvoller Bezug zur Textumgebung hergestellt werden kann. Sattler neigt in der Frankfurter Ausgabe dazu, „Tinian“ je als

⁸²⁴ ad Jakobson, Hölderlin Klee Brecht, l. c.: Die dort als pathologisches Indiz gesehene wechselwirksame Wahrnehmung von Nähe und Ferne, auf die z. B. später Menninghaus zurückgreift, ist ausweislich Goethes naiver Dialektik von Enge und Weite in der Faustdichtung kein Merkmal von Schizophrenie, (vgl. hierzu: oben, S. 40, und: Paul Requadt: Goethes Faust I, Leitmotivik und Architektur, München, 1972); die Frage ist eher, ob sich dieser „russische Linguist“ bewusst war, welche Form von eugenischer Poetologie er betreibt, wenn er FH betreffend ohne weiteres Laplanche und Lange folgt. Auch bei Foucault riecht es nach einem faulen Kompromiss, wenn er behauptet, Werk und Wahnsinn verhielten sich im Falle Hölderlins asymptotisch, wofern nicht der einigermaßen halsbrecherischen Vorstellung Lacans gefolgt wird, Poesie sei analog anderer psychischer Vorgänge ein subjektloser Prozess, weshalb man sich dann ohne weitere Konsequenzen wechselseitig für verrückt halten kann, weil sich mit den schrägen Subjekten zugleich die Irrenhäuser auflösten. Wofern aber historische Zustände gemeint sind, in denen dem nicht so ist und in denen sich die Wirklichkeit noch nicht insgesamt dekonstruktivistisch aufgelöst hat, müssen schon ernsthaftere Indizien für „Schizophrenie“, „Wahnsinn“ etc. vorgelegt werden, als dies bei Jakobson (l. c., S. 77 ff.) der Fall ist, wo die kommunikative Situation so stark „verdichtet“ (Jakobson) erscheint, dass tatsächlich der Eindruck entsteht, FH habe seine Sinne nicht ganz beieinander gehabt, nur unterlaufen Jakobson eben die konstruktiven / die Quellen über einander blendenden Lesefehler, die diesen Schluss erst aufdrängen.

Beleg:

- T₍₁₎ *Endlich wagt' ich ihn (Hölderlin, KR) zu bitten, daß er mich auf sein Zimmer führe, wozu er sich gleich bereit zeigte, er machte die Türen auf: „Spazieren euer königliche Majestät nur zu“; ich trat hinein und lobte die Aussicht, womit er einverstanden schien. Nun musterte er mich und sagte leis ein paar Mal vor sich hin: „Es ist ein General“; dann wieder: „Er ist so schön angezogen“ (ich hatte zufällig eine seidene Weste an). (Hölderlin, Briefe, ed. Schmidt, S. 681 f.)*
- T₍₂₎ *Nachdem er (Hölderlin, KR) eine Weile gespielt hatte, sollte er uns in sein Zimmer führen. Schwab präsentierte ihm erst eine Zigarre von Ph.; er nimmt es zuweilen an, schien es auch diesmal zu wollen, aber plötzlich wollte er scheu hinauslaufen. Nur daß ich sehr höflich sagte: „Ihre Aussicht soll so schön sein“ – das bewog ihn uns hinauf zu führen. Man sieht aus den Fenstern auf den Neckar, auf kleine Hügel und hübsche Baumgruppen. Wir sabten hinaus, er stand schein an den Ofen gedrückt, es war ein trauriger Anblick. Ihm selbst war so ängstlich, und uns war es auch so gegenseitig, wir giengen gleich wieder fort. Ich sagte zu ihm: „Sie haben hier eine schöne Aussicht.“ Er antwortete: „Man kann gut aussehen.“ (ibidem, S. 688, nach der Lektüre des ganzen Dokuments erscheint zweifelhaft, ob es inhaltlich unabhängig vom vorstehenden zu lesen ist oder – zumindest der kommunikativen Situation nach – auf der Schilderung dort basiert.)*
- T₍₃₎ *Als Chr. T. Schwab im Januar 1841 in Hölderlins Zimmer trat und die Aussicht lobte, musterte ihn der Dichter und sagte leise vor sich hin: „Er ist so schön angezogen.“ Ende Juli desselben Jahres notierte eine neue Besucherin, Marie Nathusius, in ihrem Tagebuch: „Ich sagte zu ihm: „Sie haben eine schöne Aussicht.“ Er antwortete: „Man kann gut aussehen.“ Das semantische Feld des Verbstammes wird in beiden Fällen offenbar verdichtet und reduziert (rsp. im ersten Fall ein anderes, wodurch diese Argumentation in sich selbst zusammenbricht, KR; Jakobson, Hölderlin, Klee, Brecht, S. 82).*

Vgl. hierzu: Stefan Wunderlich, Michel Foucault und die Frage der Literatur, o. O., 2000, S. 92 ff., aber auch: Uwe Schütte, Die Poetik des Extremen, Göttingen, 2006, Hervorhebungen in den Zitaten von mir, KR.

Überschrift zu geplanten, aber nicht ausgeführten Dichtungen zu verstehen, weist aber dennoch unterschiedliche Fragmente aus den Handschriften der Insel zu, die geographisch in den Marianen des mittleren Pazifiks liegt (in Mikronesien), obwohl sie zunächst in der Umgebung von „Archipelagus“ also der Kykladen im dritten Band der FA zu lesen ist.⁸²⁵,⁸²⁶ Ähnliche Zuordnungen wie für „Tinian“ hier und in der Umgebung von „Sapphos Schwanengesang“ finden sich bezüglich der „überschriftähnlichen Notiz Oceaniden“⁸²⁷ in der Umgebung von „Brod und Wein“ im sechsten Band der FA, obwohl schon Bertaux der Nachweis gelingt, aus welcher Quelle sein korrektes geographisches Wissen bezogen hat.⁸²⁸

Um dieser zunächst verwirrenden Gemengelage von Ortsangaben zwischen sehr entfernt liegenden Inselgruppen in der Ägäis einerseits und den Marianen auf der anderen Seite des Globus ein wenig näher zu kommen, soll darauf verwiesen werden, dass letztere zu den exotischen Ortschaften gehört, die Magellan im frühen 16. Jahrhundert entdeckt und der Herrschaft der spanischen Krone zugeführt hat, worauf die Vorstellung zurückgeht, in diesem Weltreich sei damals schon die Sonne nie untergegangen. Diesem Wissen, das auch Hölderlin unstrittig zur Verfügung stand,⁸²⁹ wird Sattler dadurch gerecht, dass er unter der gedoppelten Überschrift: „Tinian. Der Schiffer“ rekonstruiert:

⁸²⁵ Fundorte für „Tinian“: handschriftlich in: FA Bd. 3, S. 150, Bd. 4, S. 251 (zweimal), durch den Hg.: Bd. 5, S. 744 und Bd. 8, S. 769

⁸²⁶ **Archipelagus.** *Damen - Conversations - Lexikon von 1834: So nennt man im Allgemeinen jede Inselgruppe, wie z. B. der indische Archipel, der australische Archipel etc. Den Namen ohne Beisatz führen zwei Inselgruppen, welche zwischen Griechenland und Kleinasien liegen: die Sporaden und die Cykladen. Letztere, näher bei Europa, bilden einen Kreis (cyclus, daher der Name) um das große Delos. Die größte derselben ist Naxos, im Alterthume berühmt und durch die schönen Mythen von Theseus, Ariadne und Bacchus (s. d.) verberrlicht. Der Marmor gibt dem von Paros wenig nach, er verhärtet an der Luft und wird dadurch fast unverwüsthlich. – Paros selbst ist halb so groß wie Naxos (4 Quadrat Meilen), hat den trefflichsten Marmor und ist mit Alterthümern der merkwürdigsten Art angefüllt. – Nahe an Paros liegt die Insel Antiparos mit der merkwürdigen Höhle, welche die Aufmerksamkeit vieler tausend Reisenden auf sich gezogen hat. Sie ist der Geburtsort der beiden größten Bildhauer Phidias und Praxiteles (s. d.). – Delos, das Vaterland des Apollo und der Diana, soll, wie die Mythe sagt, mitten aus dem Meer entstanden und in die Cycladen getrieben worden sein, um der Latona einen Zufluchtsort vor der zürnenden Juno zu bieten. – Melos ist gleichfalls reich an Alterthümern, worunter sich die schönste unbescheidenste Venus befindet, ein Meisterwerk erster Größe. – Nicht minder interessant sind die Sporaden, Scio oder Chios, das Vaterland Homer's; Samos, der Ort, wo die Sage, welche Schüler im »Ring des Polykrates« behandelt, entsprang; Patmos, wo Johannes der Heilige im Exil unter einem Baume lebte, welcher noch steht. Da, wo der Apostel die Offenbarung schrieb, sind jetzt Kaffeehäuser, Bäder, eine Moschee, bedeckt von denselben Zweigen, welche dem Propheten Schatten gaben. Kos gegenüber dem beiteren Gnidus, das Vaterland des Hippokrates. Rhodus (s. d.), durch die Mönchsritter, Rhodiser und das Wunderwerk der Welt, den Koloß, berühmt und Lesbos, das Asyl des Aristoteles. – Sie alle gehören zu der großen Inselgruppe, welche vorzugsweise den Namen Archipelagus führt. Unter dem glücklichsten Himmelstriche gelegen, nicht zu sehr durch die Sonnengluth verbrannt, weil der Schooß des Meeres sie kühlbt und doch durchwärmt von ihrem milden Athem, erzeugen sie Alles, was der Mensch nur Köstliches wünschen kann.*

⁸²⁷ Sattler, FA Bd. 5, S. 743

⁸²⁸ vgl.: Pierre Bertaux, Hölderlin-Variationen, I. c., S. 202

⁸²⁹ Vgl. *Damen - Conversations - Lexikon von 1834:*

Ladronen, Diebsinseln oder **Diebsinseln**, auch **Lazarusinseln** und **Marianen**, 25 an der Zahl von 60 M. Flächeninhalt, gehören zu den nördlichen Inselgruppen des stillen Oceans, wurden schon 1521 durch den ersten Weltumsegler Magelbaen entdeckt, von dem sie auch wegen der kindischen Diebesliste ihrer damaligen Bev. den Namen erhielten, und stehen seitdem unter der Bothmäßigkeit der Spanier. Die Eingebornen sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag von sanftem und gutmüthigem Charakter. Die Frauen genießen eine Macht und ein Ansehen, wie es nur bei civilisirten Nationen gefunden wird, und sind in Folge dessen von außerordentlicher Schönheit. Doch ist die Einwohnerzahl von 150,000 auf 5000 geschmolzen. Sie kleiden sich wenig; die Männer in weite Hosen und Hemden, die Weiber nur in diese von den feinsten Stoffen. Ihr Haar ist wohlgeordnet und auf dem Scheitel geflochten. Hals und Arme schmücken sie mit Bernsteinketten und Korallenbändern, die sie von den Europäern eintauschen. Bei ihrer geringen Einwohnerzahl liegen die schönen Marianen öde und wüste, wiewohl ihr üppig wuchernder Erdboden von der Fülle der tropischen Inselwelt strotzt. Nichts gleicht den Wohlgerüchen, mit welchen die Orangenwälder, die eingeführten Fruchtbäume, der prachtvolle Pisang, die Wunderpflanzen Asiens und Australiens etc. die Lüfte erfüllen. Dieser offenbar noch von keiner Neuen Mythologie eingetrübte Eintrag in ein Lexikon ist zu vergleichen mit etwa Nietzsches – auf Euripides fußenden Beitrag: (...) *viele Frauen haben sich an Tannenstämme gelehnt, [...] das Rehfell*

Der Sturm am Vorgebirge,

dort
der Palme Frucht.

Tinian⁸³⁰,

da ausweislich des auch heute zur Verfügung stehenden geographischen Materials, sowohl Lage als auch Beschaffenheit der marianischen Insel von Hölderlin ganz gut getroffen worden wären.

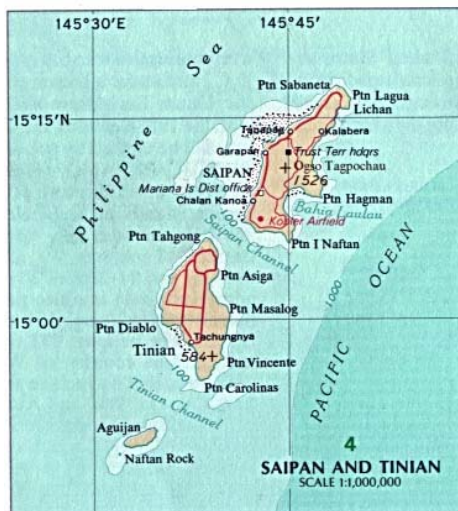
Die Beschreibung der südlichen Marianen ist wegen deren gebirgiger Beschaffenheit ohne weiteres zu verifizieren. Die von Sattler abgespeckte Lesart erscheint aber dann philologisch einigermaßen magersüchtig, wenn berücksichtigt wird, dass der auf Seite 251 im 4. Band der FA abgebildete Text sehr ähnliche Vorstellungen enthält wie die 1834 im „Damen - Conversations - Lexikon“ bemerkte Verwüstung dieser Inseln, die an „zornge“, aber leider auch „todte“, „Helden“, „die Inseln der Liebe“, „Zeiten der Schönheit“, und untergegangene „Städte“ erinnert.



Brockhaus-Atlas von 1834: Tinian liegt südlich der Insel Saipan

wird in Ordnung gebracht, wenn im Schlafe die Bänder und Schleifen sich gelöst haben. Man umgürtet sich mit Schlangen, die vertraut die Wangen lecken, einige Frauen nehmen junge Wölfe und Rebe auf den Arm und sängen sie (etc.), damit entschieden werden kann, wo / wann der asiaphobe Wahn entstanden ist, der den geistesgeschichtlichen Nährboden für den Völkermord im 20. Jahrhundert darstellt. Ganz offensichtlich schwingt nämlich in diesem Bericht ein Bedauern darüber mit, dass diese Südsee - Bevölkerung trotz ihrer Zivilisiertheit seit der Zeit ihrer Kolonisierung, die auch die der Christianisierung war, systematisch durch Ausrottung und Umsiedlung dezimiert worden ist.

⁸³⁰ FA, Bd. 5, S. 744



Neuere Seekarte von Saipan und Tinian

Dieses Merkmal – und kein geologisches – haben die benannten Stätten der Südsee gemeinsam mit denen der erloschenen ägäischen Kultur, die FH vielleicht für eine trojanische gehalten hat, die später zu einer griechisch - christlichen wurde, bevor sie der Welt des Islam zufiel, um schließlich wieder wenigstens halbherzig „Europa“ zugeschlagen zu werden, deren „geistige Quelle“ Kleinasien vielleicht auch ist, selbst wenn Troja an anderer Stelle liegen sollte, wie Raoul Schrott ganz überzeugend dargestellt hat.⁸³¹

Offenbar hat FH beide kulturellen Sphären so gut im Kopf, dass er sich traut, sie – zum Zweck seiner poetischen Mitteilungsbedürfnisse – zu verknüpfen, weil es ihm – die Kirchengeschichte ganz gut kennend, die seit dem Altertum auch eine Eroberungsgeschichte ist – darum geht darzustellen, was diese kulturelle Entwicklung für destruktive, die Vernichtung anderer Kulturen betreffende Folgen nach sich zog. Auch daher rührt die Nähe von „Heiligen“, „zornigen Helden“ und (untergegangenen) Städten zu Tinian, dessen Tempel- und Siedlungsreste leicht lexikalisch nachgewiesen werden können,⁸³² weshalb er den Blick nicht nur auf den vermeintlichen Quellbereich der griechischen Religion lenkt, sondern auch darauf, dass im Pazifik eine Kultur verschwunden ist, die eigentlich eine hohe Wertschätzung verdient.

Ob Hölderlin an zwei, produktionsgeschichtlich unterschiedlichen Stellen tatsächlich Spuren von Textplanungen hinterlassen hat, wie Sattler das meint, oder zur Selbstvergewisserung die exotischen Ortschaften hinzufügte (wie ich – Bertaux folgend – vorschlage) kann letztlich nicht mit Sicherheit entschieden werden, wohl aber der Umstand, dass er

⁸³¹ R. Schrott, Homers Heimat, München, 2008

⁸³² Meyers Konversations-Lexikon, 1888: **Marianen** „(...)Zu ihnen gehören die südlichste und größte, Guam (s. d.), Rota, Tinian (mit Überresten alter Tempel und Paläste) und Saipan.“ Zeitnah zu diesem Eintrag hat Jules Vernes in *Découverte de la Terre / Les Premiers Explorateurs* die Eroberung dieses pazifischen Bereichs dargestellt, wo den „Ladronen“ ein Kapitel gewidmet ist.

den ursprünglichen Namen des ozeanischen Archipels „Ladronen“ (d.h. Diebsinseln) im Stuttgarter Foliobuch ganz ausgiebig abhandelt, wenn er darum bittet:

*Ihr waichen Thränen, löschet das Augenlicht
Mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtniß doch,
Damit ich edel sterbe, lasst ihr
Trügrischen, Diebischen, mir nachleben.*

Eine solche (positive) Zuordnung bietet nicht nur den Vorteil, dass der Textoberfläche mit einem befriedigenden Ergebnis ohne weitere Eingriffe in Lage der Handschriften gefolgt werden kann, sondern wird darüber hinaus dem Postulat gerecht, nach dem viele Texte Hölderlins mehrschichtig angelegt sind, also allgemeine (philosophische, religionsgeschichtliche etc.) und sehr persönliche Mitteilungen zugleich enthalten, zu denen unübersehbar gehört, dass FH sich von seiner Umgebung regelmäßig für übervorteilt hält. Was – ohne seine Biographie schönen zu wollen – für eine angemessene Selbsteinschätzung gehalten werden muss.

Wenn das zunächst etwas enigmatisch wirkende, in den Text mehrfach eingestreute Wort „Tinian“ gemäß meiner Überlegungen entschlüsselt wird, bietet sich die Möglichkeit, das Rätsel auf ähnliche Weise untergegangener Kulturen zu lösen und zu bedauern, ohne dass darüber der geschichtliche Fortgang vergessen werden müsste, für den die Insel auf verhängnisvolle Weise auch steht, aber auch ohne angesichts der entsprechenden Texte die angesagte Himmelsrichtung ändern zu müssen, was von wechselseitigem Vorteil sein dürfte.⁸³³

Das gleiche Spiel lässt sich mit der (Halb-) Insel Mo(o)rea durchführen, die dadurch Gegenstand einer möglichen geographischen Spekulation wird, dass Hölderlin während der Arbeit am Gedicht „Der Rhein“ die Zeile *Und an den Küsten des Meeres* durch Überschiebung ersetzt: *Und an den Küsten Moreas*(,)⁸³⁴ um schließlich sich festzulegen auf *Und fernhin an die Küsten Morea's*.⁸³⁵

Sattler vermutet dieses „Morea“ ausweislich seiner biographisch orientierten Einführung in den 7. Band der Frankfurter Ausgabe im Tessin, weshalb er den Versuch unternimmt, eine Reise Hölderlins in der riskanten Zeit zwischen dem 7. Juni und dem 2. Juli 1802 dorthin zu rekonstruieren. Er erahnt den Dichter also zum Zeitpunkt des Todes von Susette Gontard in der Schweiz – im Gegensatz zu Bertaux, der die Möglichkeit reflektiert, der Dichter habe sich in der Nähe der sterbenden Geliebten aufgehalten – während den Fakten nach weder die Suche nach ihr noch die Flucht vor diesem furchtbaren Ereignis

⁸³³ Vgl.: Friedrich Hölderlin, hesperische Gesänge, textausgabe, herausgegeben von D E Sattler, Bremen, 2001 und Romano Gardini, Hölderlin und die Landschaft, Tübingen / Stuttgart, 1946.

⁸³⁴ FA, Bd. 7, S. 160 u. Bd. 8, S. 617 ff.

⁸³⁵ ibidem, S. 634

nahe liegt. Man weiß einfach nicht, wo sich FH in diesem Zeitraum aufgehalten hat, sondern nur, dass er am 7. Juli 1802 den Rhein bei Kehl überschritten hat und Anfang Juli entweder in Stuttgart oder Nürtingen wieder auftaucht.

So sorgfältig Sattler die Stationen einer Reise des Dichters durchs Tessin zu belegen versucht, so bleibt er eben in diesem Aspekt der Tradition verpflichtet, die FH dem Wahrnehmungs- und Wirkungskreis nach ideologisch verengt „indogermanisch“ versteht, wie sie „Hölderlins Erdkarte“ von Rudolf Pannwitz zeichnet.⁸³⁶ Denn ein Ort Namens „Morea“ kann in den Alpen beim besten Willen nicht gefunden werden, vor allem keiner, der an den Gestaden welchen Meeres auch immer zu finden wäre, das durch „Morea“ ersetzt worden ist. Wenn Hölderlin aber nicht unterstellt wird, er habe – im Sinne Georges – nur (seelische?) Klänge zu Gesängen geformt oder um dem Spiel Jakobsohns mit den Morphemen zu entgegnenzustreten, muss nach historischen oder geographischen Orten gesucht werden, die den entsprechenden Namen tragen, obwohl unstrittig *an den Küsten Moreas* schon für sich genommen wesentlich besser klingt als *an den Küsten des Meeres*.

Zunächst bietet sich hierfür die griechische Halbinsel Peloponnes an, die ab dem 13. Jahrhundert als byzantinisches Despotat „Morea“ heißt, weil damit auf ganz befriedigende Weise ein etwas unsicher zu bestimmender Begriff mit der Ausrichtung Hölderlins auf griechische Kultur und Geschichte verknüpft werden kann. Nur ist so nicht zu erklären, warum Hölderlin bei einer späteren Überarbeitung des Textes dadurch die geographische Bezeichnung „Morea“ sehr weit wegrückt, dass er sie durch die Ortsangabe „fernhin“ ergänzt, weil „Peloponnes“ eher innerhalb seiner Vorstellungswelt liegt als in deren Ferne.⁸³⁷

Mo(o)rea liegt in Polynesien. Und Hölderlin weiß das, wie ihm durch die entsprechenden Textveränderungen unterstellt werden darf,⁸³⁸ obwohl nach dieser Lesart ein dehnendes [o] in die Ortsbezeichnung eingefügt werden muss.

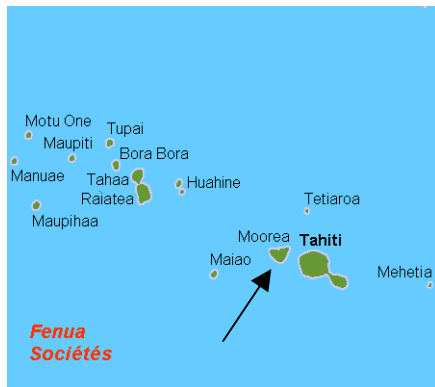
Nur: Auch dieses „Mo(o)rea“ ist bei Hölderlin kein empirischer oder „erfahrener“ Ort des Dichters im Sinne einer Neuen Mythologie Bachofens, den Sattler biographisch in neomythologischem Sinn dadurch zu verifizieren versucht, dass er ihn in die italienische

⁸³⁶ SDHG, Bd. 3, 1961, S. 276 ff.; nach Pannwitz „kommen Hölderlins Ströme vom Himmel und kehren zum Himmel wie Goethes allgemeines Wasser“, faktisch erscheinen sie aber auf jene geographischen Zonen begrenzt, die der Ideologie vom Arischen nach von der sog. Völkerwanderung durchzogen wurden und heißen bei Pannwitz dann neben „Ganges“ auf schöne suebozentrierte Weise als „Hauptströme“ vor allem: „Rhein“, „Donau“ und „Der Neckar“, bzw. „die Erms“.

⁸³⁷ Leider fühlt sich auch Nägele eher den exzentrischen Bahnen von Kometen gemäß Kants Kosmologie verpflichtet als der geographischen Wirklichkeit, weshalb er der Sattlerschen Legende unkritisch folgt, freilich ohne das prekäre Datum zu erwähnen, zu dem FH an einen solchen Ort geflohen sein soll; es bleibt aber unklar, wo sein „Morea“ schließlich zu liegen kommt, da er sich zwischen dem südlichen Alpenrand und Griechenland nicht zu entscheiden vermag, in: Rainer Nägele, l. c., S. 41 und 44.

⁸³⁸ Er hat hinreichend vielen Seefahrern Texte gewidmet, um ihm auch eine solche Sehnsucht nach der Ferne unterstellen zu dürfen; der Roman, warum Hölderlin vom Seehafen Bordeaux aus nicht in die Ferne gefahren, sondern nach Hause zurückgekehrt ist, enthielte aber eben die Geschichte von Heinrike und Fritz, die sich bis heute keiner zu erzählen traut.

Schweiz verlegt, sondern nur ein gedachter oder erlesener, der nur „fernhin“ zu finden wäre, aber gemäß der von mir unterstellten, realistischen Selbsteinschätzung Hölderlins von ihm so wenig erreicht werden kann wie der südliche Rand der Alpen.⁸³⁹



Diese poetische Kartographie dient FH dazu, eine innere, also geistige und zugleich psychische Landschaft zu versprachlichen, die zwischen erlebter Heimat und ersehnter Exotik⁸⁴⁰ sich ausbreitet, wobei außer Betracht bleiben kann, in welcher geographischen Entfernung die jeweiligen Mittelpunkte dieser Exzentrik zu einander liegen. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass die meisten dieser Orte dann auch auf Land- oder Seekarten gefunden werden, wie eben das pazifische „Mo(o)rea“.

Bleibt schließlich, auf eine grausige Duplizität allerdings nur ungefähre Umstände aus der Neuesten Geschichte hinzuweisen: Zwanzig Jahre nach der Rolle, die Tinian im Zweiten Weltkrieg spielt, von wo aus der erste atomare Massenmord seinen Ausgang nahm, dient der Archipel in der Südsee, dem der zweite hier besprochene Ort zugeordnet wird, seinem französischen Mutterland bis 1996 als Übungsplatz für Atombomben. Die daraus resultierenden ökologischen Schäden haben einen bedeutenden Umfang und sind irrepa-

⁸³⁹ FA, Bd. 8, S. 620:

*Im dunkeln Ephen saß ich, an der Pforte
Des Waldes, eben, da der goldene Mittag,
Den Quell besuchend, herunterkam
Von Treppen des Alpengebirgs,
Das mir die göttlichgebaute,
Die Burg der Himmlischen heißt
Nach alter Meinung, wo aber
Geheim noch manches entschieden
Zu Menschen gelangt; von da
Vernahm ich ohne Vermuthen
Ein Schicksaal, denn noch kaum
War mir im warmen Schatten
Sich manches beredend, die Seele
Italia zu geschweift
Und fernhin an die Küsten Moreas.*

⁸⁴⁰ Bertaux meint, Hölderlin habe von diesen exotischen Landschaften geträumt, indem er zitiert: *Süß ist's zu irren / In heiliger Wildnis* (FH, Tinian, um 1804), was wenigstens nicht ausschließt, dass er auch von ihnen gelesen hat.

rabel. So sind bis heute Touristen, die irrwitziger Weise dieses Gebiet besuchen, Jodtabletten zu verabreichen, um sie angesichts der immer noch massiv wirksamen radioaktiven Strahlung wenigstens subjektiv in Sicherheit zu wiegen.

Eine solch „harte (ich meine aber: inhaltliche, KR) „Fügung“ (v. Hellingrath)⁸⁴¹ muss ausgehalten werden; sie rechtfertigt sich aus dem Umstand, nach dem bis heute Hölderlins Dichtung als „dichterische Stiftung: die des heroisch - musisch - humanen Kulturreligions - Mysteriums für Deutschland“⁸⁴² gesehen wird, was den Blick auf einen Dichter verstellt, der die von ihm seine, oft „hyperrealistische“ (Bertaux) Weise wahrgenommene Wirklichkeit so zu bearbeiten versteht, dass sie eben als solche, gegebene und nicht ihres mythisch - mysterischen Gehalts wegen bis heute bedeutsam geblieben ist.⁸⁴³

Dieser poetisch - philosophischen Kraft, die zugleich auch immer eine politische beinhaltet, hat nicht nur Gustav Landauer seine Aufmerksamkeit gewidmet, sondern auch der „rote“⁸⁴⁴ Pierre Bertaux – der sich vor allem auch unter letzterem Aspekt mit dem Dichter identifiziert. Und: Beide Interpreten stimmen mit Friedrich Hölderlin nicht zuletzt wegen des hohen Grades an Authentizität und daraus resultierender Glaubwürdigkeit mit ihm überein.

Wenn dagegen FH in konservativen Kreisen auf die ihre häufig sehr weltabgewandte Seite gezogen wird, ersparen diese sich zumindest die Debatte, in der heute die entsprechenden konkreten (privaten / politischen) Problemlagen (und ihr Kontext) zu besprechen wären. Ansätze hierfür liegen bei Hölderlin hinreichend vor, sie müssen nur entsprechend aufgegriffen und fortgeschrieben werden.

⁸⁴¹ Zit. nach: Günther Mieth, Friedrich Hölderlin, Dichter der bürgerlich - demokratischen Revolution, Würzburg, 2001, S. 230; allerdings bezieht bereits R. Nägele den Begriff auf inhaltliche Zusammenhänge (l. c., S. 44).

⁸⁴² Pannwitz, l. c., S. 285, vgl. aber auch: *Nach ihrem unmittelbaren Ideengehalt stellt die Freundschaft mit Alabanda Hölderlins (l, KR) wichtigste Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution dar, grundsätzlich formuliert: mit dem Versuch, die Welt durch gewalthaftes Handeln zu ändern und zu verbessern.* (Jochen Schmidt, [Hölderlin] Sämtliche Werke in drei Bänden, Frankfurt a. M., 1992, Kommentar Bd. 2, S. 950) unkritisch zitiert von / nach Luzia Thiel, Freundschaftskonzeptionen im späten 18. Jahrhundert, Würzburg, 2004, S. 92; es bleibt also nicht nur: *Susette ist Diotima*, sondern auch: *Hyperion ist Hölderlin*, etwa in der strukturalistischen Analyse von Jakobson, (Hölderlin Klee Brecht, S. 32) oder auch in Freiburger / Tübinger Lesart, die ihn hinterrücks wieder dadurch entpolitisiert, dass völkerrechtswidrige Angriffskriege und das Grundrecht auf (auch bewaffneten) Widerstand gegen tyrannische Herrschaftsformen gegeneinander verrechnet werden und schließlich eine Entscheidung zu Lasten des letzteren Freiheitsrechts fällt.

⁸⁴³ In die hiermit angegriffene Tradition sind folgerichtig auch Untersuchungen einzubeziehen, wie sie in der Nachfolge Heideggers und den von ihm abhängigen dekonstruktivistischen Unternehmungen vorliegen, z. B. bei Philippe Lacoue - Labarthe, Die Zäsur des Spekultativen, in Hölderlin - Jahrbuch 22, Tübingen 1981, weil sich hier zwar hoch intelligent formulierte, aber ganz unverhohlenen irrational sich gerierende Umgangsweisen mit Hölderlin finden, aus welcher Rezeptionslinie er eben zu entfernen ist, um „wieder lesbar“ zu werden, wie Dahlke richtig bemerkt, auch wenn sie ansonsten einer konservativen Wahrnehmungslinie verpflichtet scheint (Karin Dahlke, Äußerste Freiheit. Wahnsinn / Sublimierung / Poetik des Tragischen der Moderne. Lektüren zu Hölderlins Grund zum Empedokles und zu den Anmerkungen zum Oedipus und zur Antigonä Epistemata, Würzburg, 2007 und dieselbe: Der „Tod des Einzelnen“ im Zeichen der Zäsur, in: Uwe Beyer, l. c.). Vor allem in letztgenannter Schrift kommt unüberlesbar wieder der sog. Daseinsentwurf zum Tod, der von Heidegger stammt, über Hölderlin, was zumindest dessen „Empedokles“ aus deutlich verkürzter Perspektive erscheinen lässt, da hier der Quellkonflikt der Tragödie vernachlässigt erscheint, der über den mythologischen Gehalt hinaus neben einer psychologischen Problemlage (die zwei Väter der Panthea) eine deutlich herausgearbeitete politische Dimension enthält.

⁸⁴⁴ Das Prädikat stammt von P. B. selbst – allerdings in Anwendung auf Friedrich Hölderlin.



Atomare Explosion über dem Mururoa-Atoll:

*In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts()*⁸⁴⁵

das damit entfesselt wurde. Was festgehalten werden muss, auch wenn dem Dichter Friedrich Hölderlin ausweislich seiner einschlägigen Ausführungen im „Hyperion“ nur ungefähr schwante, welche destruktive Kraft die Kultur, der er sich entzogen hat, noch entwickeln sollte.

Da aber auch der schärfste philologische Widersacher Schmidts⁸⁴⁶ – Rainer Nägele – nicht nur für Hölderlin, sondern auch bezüglich seiner eigenen Arbeit religiös - mythologische Legitimationsstrukturen sucht, ebnen sich die diesen Dichter betreffenden akademischen Unterschiede teilweise *mysterisch* wieder ein, was den Genuss an der philologisch überaus minutiös angelegten Arbeit Nägeles einigermaßen vergällt. Denn dort wird auch expliziert, das erste Kapitel („Das Gesetz des Gesangs“) „sei ohne Vermuten“ (!, KR. ...) „an einem Pfingstsonntagmorgen“ begonnen worden und das christliche Fest schließe an das jüdische *Shavuot*, dem Gedenken also an die Gesetzgebung durch Moses an, gerade so, als sei der Hl. Geist, dem FH eher misstrauisch gegenübersteht, wofern nicht der neutestamentliche Exekutor des mosaischen Gesetzes, so doch dessen – wahrscheinlich spirituelle – Fortführung, was allerdings schon seit Freuds vergleichenden Beobachtungen zu den beiden Religionen kaum mehr so aufrecht zu erhalten scheint.⁸⁴⁷

Die Entfernung Hölderlins aus diesem irrational - mystischen Umfeld, das dann erst im poetologisch - handwerklichen Sinn wieder zur Besinnung gebracht wird (wobei hier Nägele zu Recht eine gute Übereinstimmung zu entsprechenden Überlegungen Goethes

⁸⁴⁵ F. Hölderlin, Der Rhein

⁸⁴⁶ Neue Züricher Zeitung vom 22. März 2006

⁸⁴⁷ Nägele, l. c., S. 31, Fußnote 1

sieht), kann aber auch Nägele nicht gelingen, da die Hinwendung des Dichters zur eigenen Arbeitsweise zu spät und nicht grundsätzlich genug angesetzt wird.⁸⁴⁸ Denn nicht erst der Sophokles – Übersetzer FH findet in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss Kants die Vorstellung einer poetischen „Mèchanè“, wie Nägele meint, sondern bereits der Tübinger Student in den 1790er Jahren, wenn er Spinoza, Mendelssohn und Leibniz zugleich rezipiert und dabei die Vorstellung von der Seele als *automates spirituelles* entdeckt, woraus Jacobi die von Hölderlin abgeschriebene und wohl auch inhaltlich übernommene Schlussfolgerung zieht: *Das Denken ist nicht die Quelle der Substanz; sondern die Substanz ist die Quelle des Denkens*,⁸⁴⁹ was nicht nur zur landläufig gewordenen Wendung führt, nach der *von nichts auch nichts komme* (Hölderlin⁸⁵⁰), sondern auch theologischen Institutionen wie dem sog. Hl. Geist⁸⁵¹ so wenig Spielraum lässt wie der Fixierung Hölderlins auf den dt. Idealismus – auch nicht in der ideologisch gemäßigten Form der sog. Aufklärung eines Immanuel Kant,⁸⁵² wie das immer wieder so stupend wie *à la mode* versucht wird.

Hölderlin weiß aber, wie gefährlich eine offenkundige Anlehnung an den jüdischen Zweig der Aufklärung für ihn werden kann und kennt die seine Zeit überdauernden Argumente gegen atheistische Haltungen aus dieser Quelle, weshalb er seiner Abschrift von Jacobis Briefen an Moses Mendelssohn als Fußnote hinzufügt:

*Von jener Wendung, womit die Deterministen dem Fatalismus auszuweichen meynen, mangelte Spinoza keineswegs der Begriff. Sie schien ihm aber von so schlechtem philosophischen Charakter, daß ihm das Arbitrium indifferentiae, oder die Voluntas aequilibrüi sogar noch lieber war. Man sehe, unter andern im i. th. der Ethick, das 2te Schol. der 33ten Prop. am Schlusse. Ferner im III. Theile das Sch. Der 9ten Prop. und vornehmlich die Vorrede zum IV. Theile.*⁸⁵³

⁸⁴⁸ ib., S. 141

⁸⁴⁹ FA, Bd. 17, S. 92; Fritz Mauthner kennt die hier gemeinte positive Besprechung Hölderlins nicht, wenn er davon ausgeht, Spinoza sei am Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht einmal zitationsfähig gewesen, was zwar für Goethe zutrifft, bei dem er in der „Italienischen Reise“ sprachlich verfremdet *Sakontala* heißt oder durch Asteroide anonymisiert wird, aber eben nicht für Hölderlin (F. Mauthner, Spinoza – Ein Umriss seines Lebens und Wirkens, Zweite, erweiterte Auflage, Dresden, 1921).

⁸⁵⁰ *a nihilo nihil fit* (urspr. Parmenides, der vielfach für den Vater des Materialismus gehalten wird und damit eine Protoform des Satzes von der Erhaltung der Energie formuliert hat), FA, Bd. 17, S. 108, Hervorhebung im Original

⁸⁵¹ weitab also von dem, was heute noch diesbezüglich im Umlauf ist, z. B. in Freiburg: *Die Sprache ist der Weg des geschlechtlichen Wesens Mensch zum übergeschlechtlichen Wesen Gott, ein Weg, der zugleich der Weg vom übergeschlechtlichen Gott zum geschlechtlichen Menschen ist.* (Bruno Liebrucks, Sprache und Bewusstsein, Frankfurt, 1964, zit. nach: B. Schneider aus Ihringen, l. c., Hervorhebung von mir, KR)

⁸⁵² Ausweislich des Kommentars zu Hölderlins Briefen (l. c., S. 736) von Schmidt stimmen er und Nägele zumindest in dem Aspekt der Fixierung Hölderlins auf Kant und den auch in der Philosophie sog. dt. Idealismus völlig überein – und müssen sich deshalb so heftig befenden. Dies kommt etwa dadurch zum Vorschein, dass sich Nägele fast ausschließlich auf die FA Sattlers bezieht, deren Mangelhaftigkeit die Schmidt - Schule je explizit nachzuweisen versucht hat; vgl. zu letzterem B. Schneider, l. c., S. 297.

⁸⁵³ FA, Bd. 17, S. 108; zur Veranschaulichung: *Die menschliche Ohnmacht, die Affekte zu mäßigen und zu hemmen, nenne ich Knechtschaft; der Affekten unterworfenen Mensch ist nämlich nicht Herr seiner selbst, sondern unterliegt dem blinden Geschick, in dessen Gewalt er so sehr steht, daß er oft gezwungen ist, dem Schlechteren zu folgen, selbst wenn er das Bessere sieht.* (Baruch de Spinoza, Vierter Teil der Ethik, Von menschlicher Knechtschaft oder von den Kräften der Affekte, in: Werke, Bd. 1, Hamburg, 2006, S. 189). Wie vorsichtig schon der junge Hölderlin sein muss, wenn es um die Behandlung von Spinoza geht, ist dem oben (S. 60, Fußnote 144) erwähnten Umstand zu entnehmen, nach dem er in Kenntnis einer entsprechenden Äußerung Spinozas doch lieber auf Ovid zurückgreift, obwohl er sich gerade inhaltlich intensiv mit der jüdischen Linie der Aufklärung befasst. Zum interreligiösen Spannungsfeld ist neben dem von

Das ist angesichts der fast überschwänglichen Besprechung von Jacobis Briefen aber keine Ausflucht, sondern vor allem ein Ausdruck der Selbstversicherung, weshalb mit diesem abschließenden Hinweis nicht nur ein stabiles Band um (biographisches) Leben und (literarisches) Werk eines Dichters geschlungen werden kann, sondern auch die Möglichkeit eröffnet werden soll, ihn seiner philosophischen Orientierung nach anders / genauer zu bestimmen, als dies bislang der Fall ist.

Im Sinn von Bertolt Brecht, dem ein unübersehbares, manchmal jedoch bewusst übersehenes Verdienst bei der Wiederentdeckung des als Dramatiker und Übersetzer von Dramen zu seiner Zeit (aber eben nur fast) vergessenen Poeten zukommt,⁸⁵⁴ werden diesbezüglich die(se) Mühen noch vor uns(!, KR)⁸⁵⁵ zu liegen kommen. Meiner Überzeugung nach hilft hier aber in seiner Schlichtheit beispielsweise schon der Imperativ von Jim Morrisons „Break through to the other side...“⁸⁵⁶ weiter, der sowohl politisch als auch philologisch vor allem dann unterschrieben werden kann, wenn es auf den hier besprochenen Dichter Hölderlin und dessen Wahrnehmungsgeschichte bezogen wird, die in vielschichtiger, manchmal aber auch sehr einfach zu Tage tretender Weise immer wieder eine Geschichte philologischer, häufig dabei zugleich politisch - ideologisch motivierter Verdrängungsarbeit darstellt.⁸⁵⁷

Delf et al. herausgegebenen Tagungsbericht (l. c.) für die Grenze zwischen 18. und 19. Jahrhundert vor allem sehr instruktiv: Thomas Lackmann, *Der Sohn meines Vaters*, Biographische Studie über Abraham Mendelssohn Bartholdy, Göttingen, 2008

⁸⁵⁴ Worauf Nägele ausreichend hinweist.

⁸⁵⁵ Als Alternative zu Jelineks *Wolken Heim*: Robert Gernhardt, *Ich Ich Ich*, Frankfurt, 2003

⁸⁵⁶ The Doors, 1967; der entstehungsgeschichtliche Zusammenhang wird als bekannt vorausgesetzt.

⁸⁵⁷ Als Beleg: Die Editionsgeschichte von Gottfried von Einems *An die Nachgeborenen*, op. 42 (1975), wo Übersetzungen und Texte von Sophokles / Hölderlin, Brecht und aus dem Alten Testament vertont sind. Der politische Anspruch dieser Komposition ist dadurch gegeben, dass es sich um einen Auftrag zum 30jährigen Gründungstag der (damals noch pazifistisch orientierten) Vereinten Nationen handelt, die ihrerseits aber trotz ihrer glanzvollen, prominent besetzten Aufführung (Fischer - Dieskau / Giuliani etc.) selbst unter Fachleuten (wie die ursprünglichen Ziele der UN) weitgehend vergessen, resp. in die Vorhölle des Kalten Krieges gekehrt worden ist. Selbst im Werkverzeichnis von Einems findet sich neben dem Hinweis auf die Partitur nur ein extrem verkürztes Tondokument unter <http://www.einem.org/music/n9.mp3>. Deshalb der letzte Fingerzeig, einen kaum mehr greifbaren, wertkonservativen Kontext betreffend: *An die Nachgeborenen - Kantate für Mezzosopran, Bariton, Chor und Orchester*, 1. Psalm, 2. Chorlied aus *Antigone* (Sophokles - Friedrich Hölderlin), [„Ungeheuer ist viel. Doch nichts ungeheurer, als der Mensch.“ KR]), 3. *Geb' unter, schöne Sonne* (Friedrich Hölderlin), 4. *An die Nachgeborenen* (Bertolt Brecht), 5. *An Diotima* (Friedrich Hölderlin), *Zwischenspiel*, 6. *Chorlied aus Ödipus auf Kolonos* (Sophokles - Buschor), 7. *Psalm 121*, (Quelle: Gottfried von Einem, Werkverzeichnis, zusammengestellt von Veronika Großberger, Wien, 2003).

Zum Bezug zwischen B. Brecht und Gottfried v. Einem:

Mit Bertolt Brecht kam Einem erstmals durch seinen Freund Caspar Neber in Verbindung, mit dem Brecht die Schule besucht hatte. Der Dichter wandte sich an Einem mit der Bitte, ihm einen österreichischen Paß zu besorgen; obwohl Einem nur Gedichte, nicht die Theaterstücke Brechts kannte, sagte er seine Hilfe zu, erbat jedoch von Brecht ein Werk für die Salzburger Festspiele. Es entstand der Plan zum "Salzburger Totentanz", der den alljährlichen "Jedermann" Hugo von Hofmannsthal ersetzen sollte. (Was bis heute ausweislich der Quelle <http://www.arena.at/Spielstaette> Veranstaltung nicht geschehen ist; statt dessen wird unter diesem Titel in Salzburg jetzt nächtens grausige Folklore betrieben, KR) Als die Besprechungen 1950 konkret wurden, regte sich vehementer Widerstand gegen die Einbürgerung des Dichters; nicht nur die literarischen Brecht-Gegner wie Hans Weigel und Friedrich Torberg, sondern auch Salzburger Politiker agitierten gegen die Überstellung Brechts nach Salzburg. Nach langen Auseinandersetzungen entschließt Brecht sich schließlich, nicht Österreich, sondern die DDR als Aufenthaltsort zu wählen. Einem wurde in der Folge verdächtigt, ein "Kommunist" zu sein; er sei "eine Schande für Österreich". Als er sich gegen diese Vorwürfe emotionsgeladen zur Wehr setzte, wurde er im Dezember 1951 wegen "schlechten Benehmens" und wegen "Einführung des Trojanischen Pferdes in Form eines Kommunisten" aus dem Salzburger Direktorium ausgeschlossen, dem er seit 1948 angehört hatte. Es war ihm eine späte Genugtuung, daß sich - Jahrzehnte danach - der ehemalige Salzburger Landeshaupmann und nachmalige Bundeskanzler Josef Klaus (ÖVP, KR) ausdrücklich bei ihm wegen der Ereignisse um Bertolt Brecht entschuldigte. (Thomas Leibniz, Gottfried von Einem, Lebenslauf, Wien, 2003)

Literaturhinweise

- Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, „Frankfurter Ausgabe“ (FA), hg. v. D. E. Sattler u. a., Frankfurt a. M., 1972 - 2008
- Sämtliche Werke, „Stuttgarter Ausgabe“ (StA), hg. v. Friedrich Beißner, Stuttgart, 1946 - 1972
 - Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zeitlicher Reihenfolge, hg. v. D. E. Sattler, „Bremer Ausgabe“ (BrA), München, 2004
 - Die Briefe, Briefe an Hölderlin und Lebensdokumente, (Schmidt) hg. v. Jochen Schmidt in Zusammenarbeit mit Wolfgang Behschnitt, in: Sämtliche Werke in drei Bänden, Frankfurt a. M., 1992, i.e.: Sämtliche Werke und Briefe in drei Bänden, Band 3
 - Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke, hg. v. Christoph Theodor Schwab, Stuttgart / Tübingen, 1846
 - Sämtliche Werke, Kleine Stuttgarter Hölderlin - Ausgabe (KStA), hg. v. Friedrich Beißner, Stuttgart, 1944 ff.
 - Gedichte, hg. und mit Erläuterungen versehen von Jochen Schmidt, Frankfurt, 1984,
 - Briefe Hölderlins, „Feldpostausgabe“, Insel - Bücherei, Nr. 506, Leipzig, o. J. (nach 1939)

Theodor W. Adorno, Parataxis, Zur späten Lyrik Hölderlins, in: Über Hölderlin, hg. v. Jochen Schmidt, Frankfurt a. M., 1970

- Gesammelte Schriften, Frankfurt, 1986

Wilhelm Adt, Das Verhältnis Stefan Georges und seines Kreises zu Hölderlin (Diss.), Frankfurt a. M., 1934

Gerhard Amendt, Pädophilie oder: Über sexualwissenschaftliche Trivialisierungen inzest-artiger Handlungen, in: Leviathan, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Jahrgang 25 - 1997, Heft 2

Jean Améry, An den Grenzen des Geistes, in: Neue Sammlung 1 / 2001

Jørn Erslev Andersen, Hölderlins Nachtgesänge im Bereich der modernen Dichtung, Arbeitspapier nr. 7, Institut for Litteraturhistorie, Aarhus, 1996

Achim von Arnim, Armuth, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores (1810)

Bettina von Arnim, (i. e.: Bettine) Werke und Briefe, Frechen, 1959

Johann Jakob Bachofen, Das Mutterrecht, Basel, 1861

Roland Barthes, Die strukturalistische Tätigkeit, Kursbuch 5, 1966

Alfred Baeumler, Das Irrationalitätsproblem in der Ästhetik und Logik des 18. Jahrhunderts bis zur Kritik der Urteilskraft, Erstdruck 1923, Darmstadt, 1967

- Das mythische Weltalter, Erstdruck 1926, München, 1965
- (Hg.) Werke der Weltliteratur für die Jugend, Grimmelshausen, Defoe, Cooper, Melville, Jahresgabe 1951, Reutlingen, 1950
- Christian Ferdinand Baur, Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums (2 Tle., Stgt. 1824 / 25.)
- Friedrich Wilhelm Bautz, (Hg.) Biographisch - Bibliographisches Kirchenlexikon, Kirchengberg, 1971
- Thomas Beckermann, und Volker Canaris, Der andere Hölderlin, Materialien zum ‚Hölderlin‘ - Stück von Peter Weiss, Frankfurt a. M., 1972
- Ludwig van Beethoven, Op. 68, Symphony No. 6 (Pastorale) F dur, London / Zürich / New York, o. J.
- Friedrich Beißner, Geleitwort zu Wilhelm Michel, Das Leben Friedrich Hölderlins, Darmstadt, 1963
- Walter Benjamin, Ausgewählte Schriften, Frankfurt, 1988
- Gottfried Benn, Expressionismus, in: Gesammelte Werke, Wiesbaden / Zürich, 1968
- Max Bense, Ausgewählte Schriften in vier Bänden, hg. v. Elisabeth Walther, Stuttgart / Weimar, 1997 ff.
- Robert Jan Berg, Objektiver Idealismus und Voluntarismus in der Metaphysik Schellings und Schopenhauers, Würzburg, 2000
- Knut Bergbauer u. a., Denkmalsfigur, Biographische Annäherungen an Hans Litten, Göttingen 2008
- Pierre Bertaux, Friedrich Hölderlin, Frankfurt a. M., 1978
- dto., Berlin, Weimar, 1987
- Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt, 1969
- Hölderlin - Variationen, Frankfurt, 1984
- Emilio Betti, Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften, Tübingen, 1967
- Wolfgang Beutin, u. a., Deutsche Literaturgeschichte, Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart, Weimar, 2008
- Uwe Beyer, (Hg.) Hölderlin, Hölderlin, Lesarten seines Lebens, Dichten und Denkens, Würzburg, 1997
- Bischöfe Deutschlands und Österreichs etc., (Hg.) Gotteslob, Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Stuttgart, 1975
- Hans Blüher, Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft, Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert, Neuausgabe, hg. v. Hans Joachim Schoeps, Stuttgart, 1962
- Martin Blumentritt, Nach Auschwitz, Ein Essay über die Aktualität Adornos, unter: <http://www.martinblumentritt.de/agr95s.htm>
- Robert Boehringer, Mein Bild von Stefan George, München / Düsseldorf, 1967

Henning Boetius, Undines Tod, München, 1999

Pierre Bourdieu, Die politische Ontologie Martin Heideggers, Frankfurt, 1988,

Johannes Brahms, Schicksalslied, op. 54, London / Zürich / New York, o. J.

Walter Braunfels, 6 Gesänge nach Dichtungen von Carl Wolfskehl, Walter Wenghöfer und Stephan George, für 1 Singstimme u. Klavier, op. 1, München, 1906

Bertolt Brecht, Die Dreigroschenoper, in: Gesammelte Werke, Frankfurt, 1967

Brockhaus 1906, in: Der Brockhaus in Text und Bild, Leipzig, 2000

Josè Brunner, Psyche und Macht, Freund politisch lesen, Stuttgart, 2001

Friedrich Burschell, Schiller, Reinbek, 1958

Albert Camus, Der Mensch in der Revolte, Reinbek, 2006

Friedrich Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, 4 Bde., Leipzig / Darmstadt, 1810 - 12

Hellfried Dahmann (Hg.), Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (1799 - 1850), Berlin, 1972

Karin, Dahlke, Äußerste Freiheit. Wahnsinn / Sublimierung / Poetik des Tragischen der Moderne. Lektüren zu Hölderlins Grund zum Empedokles und zu den Anmerkungen zum Oedipus und zur Antigonä Epistemata, Würzburg, 2007

Leonore Davidoff, Eins sein zu zweit. Geschwisterinzest in der englischen Mittelschicht des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, in: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 13 (2002)

Karl Dedecius (Hg.), Polnische Poesie des 20. Jahrhunderts, München, 1968

Hanna Delf, Julius H. Schoeps, Manfred Walther (Hg.) Spinoza in der europäischen Geistesgeschichte, o. O., 1994

Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, Lessing - Goethe - Novalis - Hölderlin, Göttingen, 1921

Norbert Dümpert, Die Familie von Kalb in Waltershausen, Waltershausen, 2004

Joseph von Eichendorff, Werke, Nach den Ausgaben letzter Hand unter Hinzuziehung der Erstdrucke herausgegeben von Ansgar Hillach, Bd. 1 - 3, München, 1970 ff.

Gottfried von Einem, An die Nachgeborenen, op. 42, Kantate für Soli, Chor und Orchester (1975)

- Werkverzeichnis, zusammengestellt von Veronika Großberger, Wien, 2003

Rudolf Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 1904

Kurt R. Eissler, Goethe, Eine psychoanalytische Studie, (2 Bände), Basel / Frankfurt a. M., 1983

Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation, Frankfurt, 1976

Hans Magnus Enzensberger, Einladung zu einem Poesie - Automaten, Frankfurt, 2000

Michael Ermann, Einführung in die Psychoanalyse, 4 CDs (2006)

Rudolf Eucken, Die Träger des deutschen Idealismus, Berlin, 1915

- Evangelisches Kirchengesangbuch, Ausgabe für die Ev. Kirche von Kurhessen – Waldeck, Kassel, 1958
- Victor Fariás, Heidegger und der Nationalsozialismus, Frankfurt, 1989
- Sándor Ferenczi, Zur Ontogenie des Geldinteresses, in: Schriften zur Psychoanalyse I, hg. von Michael Balint, Frankfurt, 1970
- Elisabeth Förster - Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches (2 Bde.), Leipzig, 1925
- Theodor Fontane, Effi Briest, Leipzig, 2003
- Manfred Frank, Der kommende Gott, Vorlesungen über die Neue Mythologie, Frankfurt a. M., 1982
- Gott im Exil, Frankfurt a. M., 1982
- Ivo Frenzel, Friedrich Nietzsche, Reinbek, 2003
- Sigmund Freud, Studienausgabe in zehn Bänden, hg. v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey, Frankfurt a. M., 1970 ff.
- Fricke / Klotz, Geschichte der deutschen Literatur, Lübeck und Hamburg, ¹⁵1971
- Erich Fromm, Liebe, Sexualität und Matriarchat, Beiträge zur Geschlechterfrage, München, 1994
- Ulrich Gaier, Hölderlin, Eine Einführung, Tübingen / Basel, 1993
- V. Lawitschka u. a., Hölderlin Texturen 1.1, „Alle meine Hofnungen“, Lauffen, Nürtlingen, Denkendorf, Maulbronn 1770 - 1788, Schriften der Hölderlin - Gesellschaft 20 / 1. 1 (SDHG 20 / 1. 1), Tübingen / Marbach, 2003
- Hölderlin Texturen 4, „Wo sind jetzt Dichter?“ Homburg, Stuttgart 1798 - 1800, Schriften der Hölderlin - Gesellschaft 20 / 4 (SDHG 20 / 4), Tübingen / Marbach, 2002
- Kurt Galling (Hg.), Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG), 3. Aufl., Tübingen, 1962
- Stefan George, Gesamtausgabe der Werke, Endgültige Fassung, Berlin, 1927 ff.
- Hölderlin (1919), in: SDHG 3, Tübingen, 1961
- Robert Gernhardt, Wörtersee, Zürich, 1981
- Vom Schönen, Guten, Baren, Gesammelte Bildergeschichten und Bildgedichte, Zürich, 1997
- Ich Ich Ich, Frankfurt, 2003
- Dagmar von Gersdorff, Dich zu lieben kann ich nicht verlernen, Das Leben der Sophie Brentano - Mereau, Frankfurt, 1984
- André Gide, Corydon, Frankfurt, 1965
- Sigfried Giedion, Die Herrschaft der Mechanisierung, Frankfurt am Main, 1982
- Friedrich Glauser, Morphinum und autobiographische Texte, Zürich, 1980
- Johann Wolfgang (von) Goethe, Werke, hg. v. S. Seidel, Berlin, 1960 ff. (BA)
- Werke, hg. v. E. Trunz, Hamburg, 1946 ff. (HA)
- Die Leiden des jungen Werther, Stuttgart, 1986

- Faust; Eine Tragödie, Stuttgart, 1986

Georg Groddeck, Werke, Das Buch vom Es, Psychoanalytische Briefe an eine Freundin, hg. von Samuel Müller in Verbindung mit Wolfram Groddeck, Frankfurt, 2004

- Der Seelensucher, Frankfurt, 1998

Wolfram Groddeck, Gunter Martens, Roland Reusz, Peter Staengle: Gespräch über die Bände 7 & 8 der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe. In: Text. Kritische Beiträge, Heft 8 (2003)

Romano Guardini, Hölderlin und die Landschaft, Tübingen / Stuttgart, 1946

Karoline von Günderrode, Sämtliche Werke und Ausgewählte Studien, Hist. - krit. Ausgabe, hg. v. Walter Morgenthaler, Frankfurt, 1991

Friedrich Gundolf, George, Berlin, 1930

- Hölderlins Archipelagus, in: SDHG, Band 3, Tübingen, 1961

Eveline Goodman - Thau, Gerd Mattenklott und Christoph Schulte (Hg.), Kabbala und die Literatur der Romantik, Tübingen, 1999

Jürgen Habermas, Heidegger, Werk und Weltanschauung, Vorwort zu V. Farias, Heidegger, Frankfurt, 1989

- Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt, 1985

Ernst Haeckel, Die Welträtsel, Leipzig / Berlin, (1899)

Kurt Hahlweg, / M. Dose, Schizophrenie, 3 Bde., München / Weinheim, 1996 ff.

Dean H. Hamer, Homosexualität, in: Spektrum der Wissenschaft, Juli 1994

Katharina von Hammerstein (Hg.), Mereau - Brentano, Wie sehn' ich mich hinaus in die freie Welt, Tagebuch, Betrachtungen und vermischte Prosa, München, 1997

- Sophie Mereau - Brentano: Freiheit – Liebe – Weiblichkeit, Trikolore sozialer und individueller Selbstbestimmung um 1800, Heidelberg, 1994

Peter Handke, ‚Unter Tränen fragend.‘ Nachträgliche Aufzeichnungen von zwei Jugoslawien - Durchquerungen im Krieg. März und April 1999, Frankfurt a. M., 1999

Peter Härtling, Hölderlin, Frankfurt a. M., 1976

Rolf Haubl, Katharina Liebsch, Mit Ritalin leben, Zur Bedeutung der AD[H]S-Medikation für die betroffenen Kinder, in: Psyche 62, (2008), S. 673 - 692

Gerhard Hauptmann, Die Ratten (1911)

Karl Heckel, Nietzsche, Sein Leben und seine Lehre, 2. Aufl. mit einem Nachwort versehen von Alfred Bäumler, Leipzig, o. J. (1930)

Benjamin Hederich, Gründliches mythologisches Lexikon, Leipzig, 1770 (Nachdruck, Darmstadt, 1996)

Martin Heidegger, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, ²Frankfurt a. M. 1951

Heinrich Heine, Werke und Briefe in zehn Bänden, hg. v. Hans Kaufmann, Berlin / Weimar, 1972

- Sämtliche Schriften, hg. v. Klaus Briegleb, München, 1968 ff.

- Wilhelm Heine, Ardinghella und die glückseligen Inseln, Leipzig, 1961
- Christa Hempel - Küter, Germanistik zwischen 1925 und 1955, Berlin, 2000
- Eckhard Henscheid, Geht in Ordnung – sowieso – – genau – – –, Ein Tripelroman über zwei Schwestern, den ANO - Teppichladen und den Heimgang des Alfred Leopold, in: Trilogie des laufenden Schwachsinn, Frankfurt, 1977
- Immanuel Kant, Der Neger (*Neger!*), Frankfurt, 1985
- Heinrich Hermelink, Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, Stuttgart / Tübingen, 1949
- Olaf Hildebrand (Hg.), Poetologische Lyrik, Köln / Weimar / Wien, 2003
- Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme, Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München / Wien, 1995
- Ernst Theodor Amadeus (E.T.A.) Hoffmann, Poetische Werke in sechs Bänden, Berlin, 1963
- Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Berlin 1978 (?) ff.
- Sämtliche Werke, hg. v. Carl Georg v. Maassen. Bde. 1 - 4 u. 6 - 10 ersch., München / Leipzig, 1908 – 28
- Der Sandmann, hg. v. Rudolf Drux, Stuttgart, 2003
- Undine, Musik – CD, Gütersloh, 1994(?)
- Hugo von Hofmannsthal, Ausgewählte Werke in zwei Bänden, Stuttgart / Hamburg, 1966
- Alexander Höhne, Sprache als Spiegel (Diss.) Basel, 2004
- Ulrich Hohoff (Hg.), Hoffmann, Der Sandmann, Textkritik, Edition, Kommentar, Berlin / New York, 1988
- Hölderlin - Gesellschaft (Hg.) Friedrich Hölderlin 1770 - 1843, Faltblatt, Tübingen, 2003
- Max Horkheimer / Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Philosophische Fragmente, Frankfurt, 1969 / 1988
- Walter Hoyer (Hg.), Schillers Leben in Briefen, zeitgenössischen Berichten und Bildern, Köln, 1967
- Ludwig Jäger, Seitenwechsel, Der Fall Schneider / Schwerte und die Diskretion der Germanistik, München, 1998
- Roman Jakobson (und Grete Lübbe – Grothues), Ein Blick auf *Die Aussicht* von Hölderlin, in: Roman Jakobson, Selected Writings, Berlin, 1981
- Hölderlin Klee Brecht, Zur Wortkunst dreier Gedichte, Frankfurt, 1976
- Curt Paul Janz, Friedrich Nietzsche, Biographie, Frankfurt / Wien, (3 Bde.) 1994
- Willi Jasper, Faust und die Deutschen, Berlin, 1998
- Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, Werkausgabe in zwölf Bänden, hg. v. Norbert Miller, Bd. 9, München / Wien, 1972
- Elfriede Jelinek, Wolken. Heim., Göttingen 1990 und Stuttgart, 2004

- James Joyce, Ulysses, hg. u. komm. v. Dirk Vanderbeke u. a., Frankfurt, 2004
- Ernst Jünger, Gärten und Straßen, Aus den Tagebüchern von 1939 und 1940, Berlin, 1942
- Immanuel Kant, Werke, hg. v. Ernst Cassirer, Berlin, 1923
- Katholisches Bibelwerk (Hg.), Die Bibel, Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, Altes und Neues Testament, Aschaffenburg, 1983 / Stuttgart, 2003
- Walter Kaufmann, Nietzsche, Philosoph - Psychologe - Antichrist, Darmstadt, 1982
- Alfred Kellert (Hg.), Hölderlin, Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert, in: SDHG 3, Tübingen, 1961
- Menachem Kellner, Maimonides' Confrontation with Mysticism. Oxford, 2006
- Karl Kerényi, Bachofen und die Zukunft des Humanismus, Zürich, 1945
- Die Mythologie der Griechen, Die Götter- und Menschengeschichten, München, 1966
- Die Mythologie der Griechen, Die Heroengeschichten, München, 1967
- Walter Killy (Hg.), Literaturlexikon, Autoren und Werke deutscher Sprache, Gütersloh / München, 1988
- Ludwig Klages, an Norbert von Hellingrath, 23. 6. 1914, München, 1Bl., Durchschl., DLA Marbach, Reg. Nr. 61.5252
- Hans - Günther Klein, Das verborgene Band, Felix Mendelssohn Bartholdy und seine Schwester Fanny Hensel, Wiesbaden, 1997
- Victor Klemperer, LTI, Notizbuch eines Philologen, Leipzig, 1998
- Rudolf Klußmann, VäterSöhne, Charaktere und Konflikte, Eine psychohistorische Studie, Lengerich etc., 2003
- Norgard Kohlhagen, Sie schreiben wie ein Mann, Madame, Neuwied, 1993
- Georg Kreisler, Der Tod, das muß ein Wiener sein ... (Musik - CD, 1969)
- Kultusministerium Baden - Württemberg (Hg.), Bildungsplan für das Gymnasium, Stuttgart, 1994
- Hermann Kurzke, Thomas Mann, Das Leben als Kunstwerk, Eine Biographie, Frankfurt a. M., 2001
- Thomas Lackmann, Der Sohn meines Vaters, Biographische Studie über Abraham Mendelssohn Bartholdy, Göttingen, 2008
- Philippe Lacoue - Labarthe, Die Zäsur des Spekultativen, in Hölderlin - Jahrbuch 22, Tübingen 1981
- Gustav Landauer, Friedrich Hölderlin in seinem Gedichten, in: SDHG 3, Tübingen, 1961
- Wilhelm Lange, Hölderlin, Eine Pathographie, Stuttgart, 1909
- Jean Laplanche, Hölderlin und die Suche nach dem Vater, Stuttgart, 1975
- Claus Leggewie, Von Schneider zu Schwerte. Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte, München / Wien 1998
- Thomas Leibniz, Gottfried von Einem, Lebenslauf, Wien, 2003

Bernard - Henri Lévy, Sartre, Der Philosoph des 20. Jahrhunderts, München / Wien, 2002

Claude Lévi – Strauß, Das Ende des Totemismus, Frankfurt, 1969

Kurt Lewin, Werkausgabe in 7 Bänden, Bd. 4, Schriften zur Feldtheorie, Bern, 1981

Theodore Lidz, Familie und psychosoziale Entwicklung, Frankfurt, 1971

Györgi Ligeti, A Cappella Choral Works, Musik - CD, 1994

Walther Linden, Geschichte der deutschen Literatur, Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Leipzig, 1937

Scott Lively, / Kevin Abrams, The Pink Swastika, Jerusalem, 1995

Georg Lukács, Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur, Neuwied / Berlin, Luchterhand, 1963

- Von Nietzsche zu Hitler, Neuwied, 1974

Martin Luther (Übers.), Biblia, Das ist: Die gantze Heilige Schrift: Deudsch, 1545 (Nachdruck, Berlin, 1998)

Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit, hg. v. Gisela Vollmann - Profe, Frankfurt a. M., 2003

Fritz Martini, Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart, ¹⁵1968

Gert Mattenklott, Klaus R. Scherpe (Hg.), Positionen der literarischen Intelligenz zwischen bürgerlicher Reaktion und Imperialismus, Kronberg, 1973

Siegfried Matthus, Hyperion - Fragmente, 1979, Musik - CD, Berlin, 1991.

Fritz Mauthner, Spinoza – Ein Umriss seines Lebens und Wirkens, Dresden, ²1921

Friederike Mayröcker, Benachbarte Metalle, Frankfurt a. M., 1998

Barbara Meier, Robert Schumann, Reinbek, 1994

Winfried Menninghaus, Artistische Schrift, Studien zur Kompositionskunst Gottfried Kellers, Frankfurt, 1982

- Hälfte des Lebens, Frankfurt, 2006

- Das Versprechen der Schönheit, Frankfurt, 2003

Peter Mettenleiter, Blickfeld Deutsch, Paderborn, 1991

Bernhard Meyer, Ein Leben im Geist der Aufklärung, Der Arzt und Philosoph Markus Herz (1747–1803), in: Berlinische Monatsschrift, 1, 1997

Conrad Ferdinand Meyer, Werke in zwei Bänden, München, 1968

Wilhelm Michel, Das Leben Friedrich Hölderlins, Bremen, 1940

Günter Mieth, Friedrich Hölderlin, Leben und Schicksal, Würzburg, 2007

- Friedrich Hölderlin, Dichter der bürgerlich - demokratischen Revolution, Würzburg, 2001

Ernst Müller, Hölderlin, Studien zur Geschichte seines Geistes, Stuttgart / Berlin, 1944

Rainer Nägele, Hölderlins Kritik der poetischen Vernunft, Basel, 2005

- Ursula Naumann, Charlotte von Kalb, Eine Lebensgeschichte, Stuttgart, 1985
- Paul Nerrlich (Hg.), Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin, Berlin, 1882
- Friedrich Nietzsche, Kritische Studienausgabe (KSA), hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München / Berlin, 1999
- Jugendschriften 1861 - 1864, hg. v. Hans Joachim Mette (BAW), München, 1994
 - Werke in drei Bänden, hg. v. Karl Schlechta, München, 1954
 - Sämtliche Briefe, Kritische Studienausgabe (KSA), hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München / Berlin, 2003
 - Die Geburt der Tragödie, Nachwort v. Alfred Bäumler, Stuttgart, 1946
- Novalis, Heinrich von Ofterdingen, in: Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel, Stuttgart, 1960 ff.
- Max Oehler (Hg.), Den Manen Friedrich Nietzsches, Weimarer Weihgeschenk zum 75. Geburtstag der Frau Elisabeth Förster - Nietzsche, München, o. J. (1921)
- Roger Paulin, Künstlerbiographie, Hagiographie und persönliches Schicksal, in: Resonanzen, Festschrift für Hans Joachim Kreutzer, hg. von Hans Joachim Kreutzer, Sabine Döring, Waltraud Maierhofer und Peter Joachim Riedle, Würzburg, 2000
- Ernst Pfeifer (Hg.) Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou Salomé, Die Dokumente ihrer Begegnung, Frankfurt, 1970
- Philostratos, Die Empuse, Deutsch von Friedrich Jakobs und Horst Gasse, in: Von denen Vampiren oder Menschengesichtern, Dichtungen & Dokumente, hg. v. Dieter Sturm und Klaus Völker, München, 1969
- Pindar, Oden - griechisch / deutsch, übersetzt und hg. v. Eugen Dönt, Stuttgart, 1986
- Platon, Symposion, in: Platon, Sämtliche Werke, Bd. 2, hg. v. Burghard König, Reinbek, 1994
- Meinhard Prill, Bürgerliche Alltagswelt und pietistisches Denken im Werk Hölderlins, Zur Kritik des Hölderlin - Bildes von Georg Lukács, Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 10, Tübingen, 1983
- Otto Rank, Der Doppelgänger, Leipzig / Wien / Zürich, 1925
- Der Künstler, Leipzig / Wien / Zürich, 1925
 - Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung, Leipzig / Wien / Zürich, 1922
- Wolfdietrich Rasch, Ganymed, Über das mythische Symbol der Goethezeit, in: Wirken des Wort, 2. Sonderheft, 1954
- T. J. Reed, Thomas Mann, Der Tod in Venedig, Text, Materialien, Kommentar mit den bisher unveröffentlichten Arbeitsnotizen Thomas Manns, München / Wien, 1987
- Nancy B. Reich, Clara Schumann, Ithaka, N.Y., 2001
- Moritz Reininghaus, Hausfriedensbruch im Elfenbeinturm, Literaturkritik 6, 2004
- Paul Requadt, Goethes Faust I., Leitmotivik und Architektur, München, 1972
- Lothar Ridder, Mereologie, Frankfurt, 2002

- Jens Rieckmann, Hugo von Hofmannsthal und Stefan George, Signifikanz einer ‚Episode‘ aus der Jahrhundertwende, Tübingen / Basel, 1997
- Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke, hg. v. Rilke - Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber- Rilke, besorgt von Ernst Zinn, Wiesbaden / Frankfurt, 1955
- Joachim Ritter (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Basel, 1972 ff.
- Alfred Rosenberg, Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch - geistigen Gestaltenkämpfe, 1930 ff.
- Werner Ross, Der ängstliche Adler, München, 1999
- Wir Deutsche als Opfer von Krieg und Gewalt, Freiburg, o. J.
- Wolfgang Rothe, Der politische Goethe, Dichter und Staatsdiener im politischen Spätabolutismus, Göttingen, 1998
- Bertrand Russell, Philosophie des Abendlandes, Zürich, 1950
- Autobiographie, Frankfurt, 1972
- Hans Jörg Sandkühler (Hg.), Enzyklopädie Philosophie, Hamburg, 1999
- Ruth Schildhauer, Experimentierkasten „Triops“, Stuttgart, 2003
- Friedrich Schiller, Don Carlos, Infant von Spanien, Stuttgart, 1980
- Hannelore Schlaffer, Bedecke deinen Himmel, Zeus, Siegesgewiss spottet Goethes Prometheus dem ihn strafenden Gott – denn er weiß sich im Schutze eines Blitzableiters, in: Frankfurter Rundschau v. 22. 4. 2004
- Gustav Schlesier, Hölderlin - Aufzeichnungen, hg. v. Hans Gerhard Steimer, Weimar, 2002
- Jochen Schmidt (Hg.), Über Hölderlin, Frankfurt a. M., 1970
- Bernd Schneider aus Ihringen, Hölderlins Sprachdenken zwischen Poesie und Reflexion, (Diss., Freiburg, 2001)
- Raoul Schrott, Homers Heimat, München, 2008
- Schriften aus dem Euckenkreis, Rudolf Eucken und sein Zeitalter, Heft 21, Bad Langensalza, 1926
- Uwe Schütte, Die Poetik des Extremen, Ausschreitungen einer Sprache des Radikalen, Göttingen, 2006
- Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, Bayreuth, 1974
- Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, Bd. III, Berlin, 2000
- Wilfried Setzler (Red.), Hölderlinturm, Dokumente zu Ernst Zimmer und zur Geschichte des Hölderlinturms, Tübingen, 1997
- Herbert Silberer, Der Homunculus, in: Imago III, Wien, 1926
- Georg Simmel, Deutschlands innere Wandlung, München / Leipzig, 1917
- Die Dialektik des deutschen Geistes, Berlin, Der Tag, 28. September 1916

- Peter S.,⁸⁵⁸ Regeln für den Menschenpark, Frankfurt a. M., 1999
- Der ästhetische Imperativ, Hamburg 2007
 - Blasen, Globen, Schäume, Frankfurt, 2004
- Gerhart Söhn, Frauen der Aufklärung und Romantik, Düsseldorf, 1998
- Jürgen Söring, Nietzsches Empedokles - Plan, in: Nietzsche Studien, Internationales Jahrbuch für die Nietzsche - Forschung, hg. v. Ernst Behler u. a. , Bd. 19, Berlin / New York, 1990
- Baruch de Spinoza, Tractatus theologicus, Übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann, Berlin, 1870
- Werke in 3 Bänden, Hamburg, 2006
- Eduard Spranger, Hölderlin und das deutsche Nationalbewusstsein, in: SDHG 3, Tübingen, 1961
- Rudolf Steiner, Vier Mysteriendramen (GA, Bd. 14), Dornach, 1998
- Jan Steinhaußen, Hölderlin – „der Werther Griechenlands“, Hölderlin - Rezeption von Homosexuellen, in: Weimarer Beiträge, 46, 2000/4
- Maja Suderland: Territorien des Selbst. Kulturelle Identität als Ressource für das tägliche Überleben im Konzentrationslager. Frankfurt/M.; New York; 2004
- Bildung und Habitus im Konzentrationslager, in Shoa, 21. Juli 2005
- Charles Taylor, Hegel, Frankfurt a. M., 1978
- Jacques Teboul, Lauf, Hölderlin!, München / Wien, 1982
- Ludwig Tieck, Werke, München, 1963
- Jean Tinguely: Stillstand gibt es nicht, Düsseldorfer Manifest, 1959
- Klaus Theweleit, Männerphantasien, Frankfurt a. M. / Basel, 1977
- Luzia Thiel, Freundschaftskonzeptionen im späten 18. Jahrhundert, Würzburg, 2004
- Nancy Thuleen, Dichterstreit: Homoeroticism in the Conflict between Stefan George and Hugo von Hofmannsthal, Wisconsin / Madison, 1995
- Werner Treß, Wider den undeutschen Geist!. Bücherverbrennung 1933, Berlin 2003
- Ilija Trojanow, Rnjit Hoskoté, Kampfabgabe - Kulturen bekämpfen sich nicht, sie fließen zusammen, o. O. (München), 2007
- Alfrun v. Vietinghoff - Scheel, Es gibt für Schnee keine Bleibe, Frankfurt, 1991
- Werner Volke (Hg.), Marbacher Magazin 11 / 1978, Hölderlin in Tübingen
- Walther Völker, Kontemplation und Ekstase bei Pseudo - Dionysius Areopagita, Wiesbaden, 1958
- Elisabeth Walther, Allgemeine Zeichenlehre, Stuttgart, 1974
- Paul Watzlawik, Anleitung zum Unglücklichsein, München, 1983

⁸⁵⁸ vgl.: Gunnar Hoffmann, Gedanken zur Krise, in: Titanic 7, 2009

- Paul Weindling, Ansteckungsherde, Die deutsche Bakteriologie als wissenschaftlicher Rassismus 1890 -1920, in: Bakteriologie und Moderne, hg. v. Ph. Sarasin et. al., Frankfurt, 2007, S. 354 ff.
- Peter Weiss, Hölderlin, in: Spectaculum 16, Fünf moderne Theaterstücke, Frankfurt, 1972
- Eva Weissweiler, Clara Schumann, Eine Biographie, München, 1992
- Walter Wenghöfer, Briefe und Gedichte, Amsterdam, 2002
- Alfred N. Whitehead, Prozeß und Wirklichkeit, Frankfurt, 1984
- Gero von Wilpert, Lexikon der Weltliteratur, Bd. 1, Autoren, Stuttgart, 1975
- Christa Wolf, Kein Ort. Nirgends, Berlin / Weimar 1979
- Hans Wollschläger, Herzgewächse oder Der Fall Adams, Fragmentarische Biographik in unzufälligen Makulaturblättern, Erstes Buch, Zürich 1982
- Stefan Wunderlich, Michel Foucault und die Frage der Literatur, o. O., 2000
- Bernhard Zeller (Hg.), Hölderlin, Ständige Ausstellung des Schiller - Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs, Marbach am Neckar, 1992
- Eva - Maria Ziege, A Letter From Adorno to Erich Fromm, Logos, 2003
- Hans Dieter Zimmermann, Kabbalistische Einflüsse bei Friedrich Hölderlin? in: Eveline Goodman-Thau, Gert Mattenklott und Christoph Schulte (Hg.), Kabbala und die Literatur der Romantik. Zwischen Magie und Trope, (Conditio Judaica, 27) Tübingen, 1999
- Carl Zuckmayer, Geheimreport, hg. v. Gunther Nickel und Johanna Schrön, München, 2004

Zeittafel

1770 20. März: Johann Christian Friedrich Hölderlin kommt in Lauffen am Neckar als Sohn eines Klosterhofmeisters und einer aus Thüringen stammenden Pfarrerstochter geboren.

1772 Juli: Tod des Vaters, die Schwester Heinrike wird geboren.

1774 Oktober: Hölderlins Mutter geht eine neue Ehe mit Johann Christoph Gok ein. Die Familie zieht nach Nürtingen um.

1776 Besuch der Nürtinger Lateinschule, Geburt des Stiefbruders Karl Gok.

1779 März: Tod des Stiefvaters.

1784 Oktober: Hölderlin wird in der niederen Klosterschule Denkendorf eingeschult.

1786 Oktober: Einzug von Hölderlins Schuljahrgang in die höhere Klosterschule Maulbronn. Beginn der Liebe zu Luise Nast, der Tochter des Maulbronner Klosterverwalters, mit der er sich 1788 verlobt. (Lösung des Verlöbnisses: April 1789). In die Schulzeit fällt die erste Beschäftigung mit Dramen Schillers, u. a. dem „Don Carlos“

1788 Oktober: Hölderlin und Hegel ziehen gleichzeitig ins Tübinger Stift ein.

1790 Erste Beschäftigung mit der Philosophie Immanuel Kants

Sommer: Beginn der Liebe zu Elise Lebet, der Tochter des Kanzlers der Universität, die er in seinen Gedichten Lyda nennt. Das Verhältnis ist so ernsthaft, dass beiderseits Heiratsabsichten bestehen, es scheitert später an der Weigerung Hölderlins, in den Pfarrdienst einzutreten.

September: Hölderlin legt mit zwei schriftlichen Arbeiten das Magisterexamen ab, Beschäftigung mit Jacobi, Lessing, Mendelssohn und Spinoza

1791 Frühjahr: Beginn der Freundschaft mit Hegel.

1792 Erste Pläne zu einem Roman, der später „Hyperion“ heißen wird.

Hölderlin verkehrt in republikanisch gesinnten Studentenkreisen.

1793 Juni: Hölderlin besteht das Abschlussexamen.

Erste Bekanntschaft mit Isaac von Sinclair.

1. Oktober: Begegnung zwischen Hölderlin und Schiller in Ludwigsburg.

In Folge davon tritt Hölderlin bei der Familie von Kalb eine Hofmeisterstelle an.

Dezember: Konsistorialexamen und Probepredigt in Stuttgart und Ankunft auf dem Landsitz der Familie von Kalb in Waltershausen (Franken).

1794 Intensive Arbeit an Vorstufen des „Hyperion“-Romans.

September: Hölderlin sendet das „Fragment von Hyperion“ an Schiller, der es in seiner Zeitschrift „Neue Thalia“ veröffentlicht.

November: Reise mit seinem Zögling Fritz von Kalb nach Jena.

Mehrere Besuche bei Schiller, bei dem Hölderlin unter unglücklichen Bedingungen auch Goethe begegnet.

Bekanntschaft mit Sophie Mereau in Jena. Täglicher Besuch der Vorlesungen Fichtes.

Dezember: Hölderlin zieht mit Charlotte von Kalb und ihrem Sohn nach Weimar.

Besuch bei Johann Gottfried Herder.

1795 Januar: Nach Lösung des Arbeitsverhältnisses im Hause von Kalb (Weimar) übersiedelt Hölderlin nach Jena.

März: Beginn der Freundschaft mit Isaac von Sinclair.

Juni: Hölderlin verlässt Jena trotzdem unvermittelt und reist zu seiner Familie nach Nürtingen.

1796 Januar: Antritt der Hofmeisterstelle im Hause Gontard in Frankfurt a. M.

Besuche bei Sinclair in Homburg v. d. H., das vor den Toren Frankfurts liegt.

Juli: Ohne den Hausherrn fliehen die Gontards mit Hölderlin vor den anrückenden Franzosen nach Kassel; dort: Bekanntschaft mit Wilhelm Heinse.

August: Weiterreise nach Bad Driburg, wo die Liebe zwischen Hölderlin und Susette Gontard kulminiert.

September: Die Familie Gontard kehrt zusammen mit Hölderlin nach Frankfurt a. M. zurück.

1797 April: Auf Vermittlung Schillers erscheint der erste Band des „Hyperion“ bei Cotta in Tübingen.

1798 September: Nach einer Auseinandersetzung mit dem Hausherrn gibt Hölderlin seine Hofmeisterstelle bei den Gontards auf. Auf Vermittlung Sinclairs wohnt er in Homburg; Projekt des Trauerspiels „Empedokles“.

November: Reise zum Rastatter Kongress. Bekanntschaft mit republikanisch gesinnten Freunden Sinclairs.

1799 Hölderlin plant die Herausgabe der Zeitschrift „Iduna“.

Arbeit am „Empedokles“

Der zweite Band des „Hyperion“ wird veröffentlicht.

1800 Intensive lyrische Produktion (Oden und Elegien), Hölderlin wohnt kurze Zeit in Nürtingen und dann in Stuttgart, einzelne Zeitpunkte des Aufenthalts sind aber nur ungenau zu ermitteln.

1801 Hofmeisterstelle im Hause Gonzenbach in Hauptwil (St. Gallen, Schweiz).

April: Trennung von der Familie Gonzenbach und Rückkehr nach Nürtingen.

Hölderlin bemüht vergeblich sich um eine Vorlesungstätigkeit an der Universität Jena.

Jakob Friedrich Ströhling vermittelt Hölderlin eine Hofmeisterstelle in Bordeaux bei dem Hamburger Konsul Meyer.

1802 Januar - Mai: Hofmeisterstelle in Bordeaux, danach: Rückkehr nach Deutschland.

22. Juni: Tod Susette Gontards

Ende Juni: Ankunft in Nürtingen.

Oktober: Auf Einladung Sinclairs Reise zum Reichstag in Regensburg.

1803 Verhältnis mit Maria Eberhardine Blöst, der späteren Ehefrau von Karl Gok, auf dem Weg zu ihr Begegnung mit Schelling in Murrhardt, der schwere mentale Beeinträchtigungen Hölderlins feststellt.

1804 22. Juni: Reise mit Sinclair nach Homburg.

Der letzte von Hölderlin selbst in Druck gegebene Zyklus von Gedichten (später als „Nachtgesänge“ bezeichnet) erscheint im „Taschenbuch auf das Jahr 1805“.

1805 Februar: Verhaftung Sinclairs wegen angeblichen Hochverrats. Die Untersuchung, die sich auch auf Hölderlin erstreckt, verläuft ergebnislos.

9. Mai: Tod Schillers

1806 15. September: Einlieferung / Entführung Hölderlins in das Autenriethsche Klinikum in Tübingen, wo er massiven körperlichen Übergriffen ausgesetzt wird.

1807 3. Mai: Hölderlin wird als unheilbar, wahrscheinlich aber schwer traumatisiert aus der Klinik entlassen. Der Schreinermeister Ernst Zimmer und dessen Familie betreuen ihn; nach 1838 umsorgt ausschließlich die zu diesem Zeitpunkt 25jährige Tochter Charlotte Zimmer den Dichter bis zu seinem Tod.

1821 Hölderlins Roman „Hyperion“ wird von Cotta erneut aufgelegt.

1826 Die erste Sammlung der „Gedichte von Friedrich Hölderlin“ erscheint; als Herausgeber zeichnen Ludwig Uhland und Gustav Schwab.

1828 17. Februar: Tod der Mutter.

1843 7. Juni: Tod Hölderlins.

10. Juni: Beerdigung auf dem Stadtfriedhof in Tübingen, die Trauergemeinde ist groß, es finden sich aber keine Familienangehörigen Hölderlins ein.

Danksagung

Ich danke allen, die dazu beigetragen haben, diese Arbeit zu bewerkstelligen. Besonderer Dank gilt

den SchülerInnen einer literarischen Arbeitsgemeinschaft des Albert - Schweitzer - Gymnasiums Neckarsulm aus dem Schuljahr 2001 / 02, in der einige der hier aufgeworfenen Fragestellungen entstanden sind und die – längst der Schule entwachsen – mich immer wieder ermutigten, die Sache weiter zu verfolgen,

meinem Freund Hermann Wilhelm wegen seiner unerbittlichen Aufmerksamkeit in theologischen und allgemeinen weltanschaulichen Fragen,

Franziska Kast, weil sie die notwendigen Texte aus dem Englischen / ins Englische übersetzt hat, dessen ich nicht besonders mächtig bin,

Katharina Kilian für das nimmermüde Beitreiben von Literatur, die ich ohne sie kaum erreicht hätte; sie hat auch mit bewundernswerter Ausdauer die Rätsel elektronisch betriebener Bibliotheken für mich entschlüsselt, die mir je verborgen bleiben werden. – Ich habe ihr darüber hinaus ganz besonders auch für ihre schier unerschöpfliche Geduld bei der orthographischen Überprüfung der Entwürfe zu danken,

Moritz, der mich unter je unterschiedlichem Vorwand immer wieder nach Potsdam eingeladen hat, um mit mir über ganze Nächte hinweg zu diskutieren, die vorliegende Arbeit aber dann „jahrlang“ unterm Schrank liegen ließ, wo sie zu dem jetzt Gewordenen heranreifte – er hätte Kellermeister werden sollen;

den Professoren W. Jasper und H. Peitsch (Potsdam) dafür, dass sie meine verstreuten Beobachtungen schließlich mit freundlicher Zielstrebigkeit den ordnungsgemäßen akademischen Bahnen zugeführt haben.

Der größte Dank gehört jedoch meiner Familie, die (fast) klaglos, aber manchmal auch laut polternd die längerfristig andauernde Unaufmerksamkeit für sie ertragen hat.

Nur: Ein schwarzer Kater ist mir inzwischen untreu geworden und streunt, mich längst leugnend, über die anrainenden Dächer – dafür trampelt jetzt der Hund Ponto durchs Haus, der aber in scharfer Entgegensetzung zur literarischen Quelle⁸⁵⁹ weder Pudel noch männlich ist, sondern lediglich um des (ihres!) schwarzen Felles willen so heißt oder – als poststrukturelle Hommage an Ernst Jandl: der Vokale wegen.

6. März 2009 / KR

⁸⁵⁹ E. T. A. Hoffmann, Lebensansichten des Katers Murr, in: Poetische Werke in sechs Bänden, Bd. 5, S. 197 ff.

Variation auf einen Satz von Friedrich Hölderlin⁸⁶⁰

(nach zwei Graffiti an Schulwänden)

Indessen wandelt droben harmlos das Gestirn
Und droben wandelt harmlos das Gestirn
Uns unten wandelt harmlos das
Droben als Und indessen aber nur
Unter uns Der Mond ist aufgegangen

Biographische Notiz



Karl Reininghaus

* am Serapionstag, aber 130 Jahre zu spät. Nach Grundschule und Progymnasium in Urach (im Ermstal, unter der Schwäbischen Alb) Besuch Evangelisch - theologischer Seminare bis zum Abitur; während des anschließenden Zivildienstes Ausbildung zum Verwaltungsangestellten und Gasthörer der Pädagogischen Hochschule Reutlingen, dann Studium von Philosophie (vor allem bei Max Bense), Linguistik und Allgemeiner Literaturwissenschaft in Mainz und Stuttgart, u. a. bei Volker Klotz, aber auch bei Fritz Martini und Paul Requadt – über weite Strecken von Thomas Rothschild behütet. Seit 1973 als Lehrer im baden – württembergischen Schuldienst angestellt.

⁸⁶⁰ Den SchülerInnen vom Leistungskurs Deutsch 2006 / 08 in *** gewidmet; von ihnen stammt die zweite Zeile; die erste steht ganz korrekt (und vielfach kopiert) seit fast zwanzig Jahren am Hölderlin-Gymnasium in Nürtingen.

Abbildungen und Tabellen

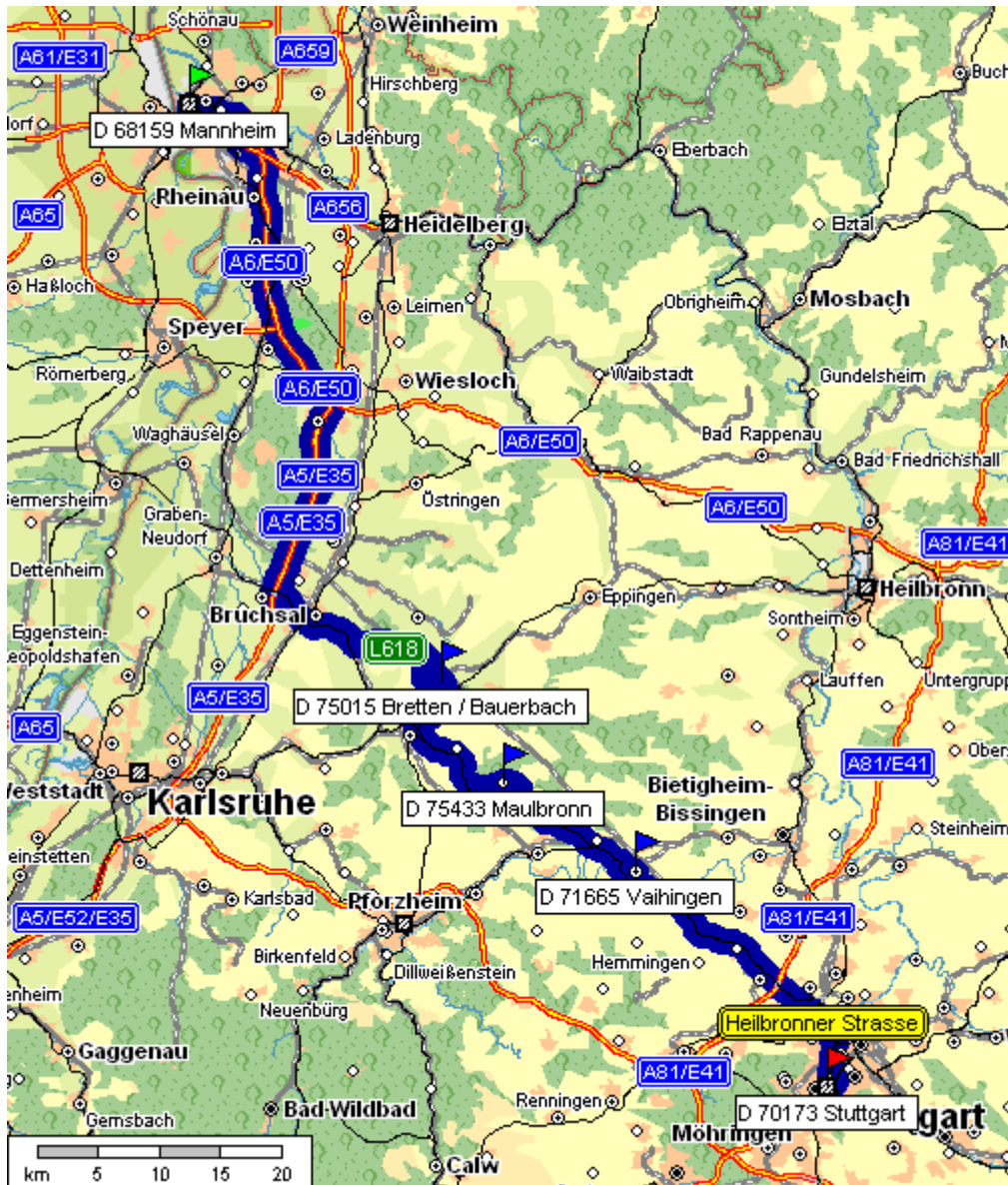


Abb. (1) Angeblicher Fluchtweg Schillers von Stuttgart nach Mannheim

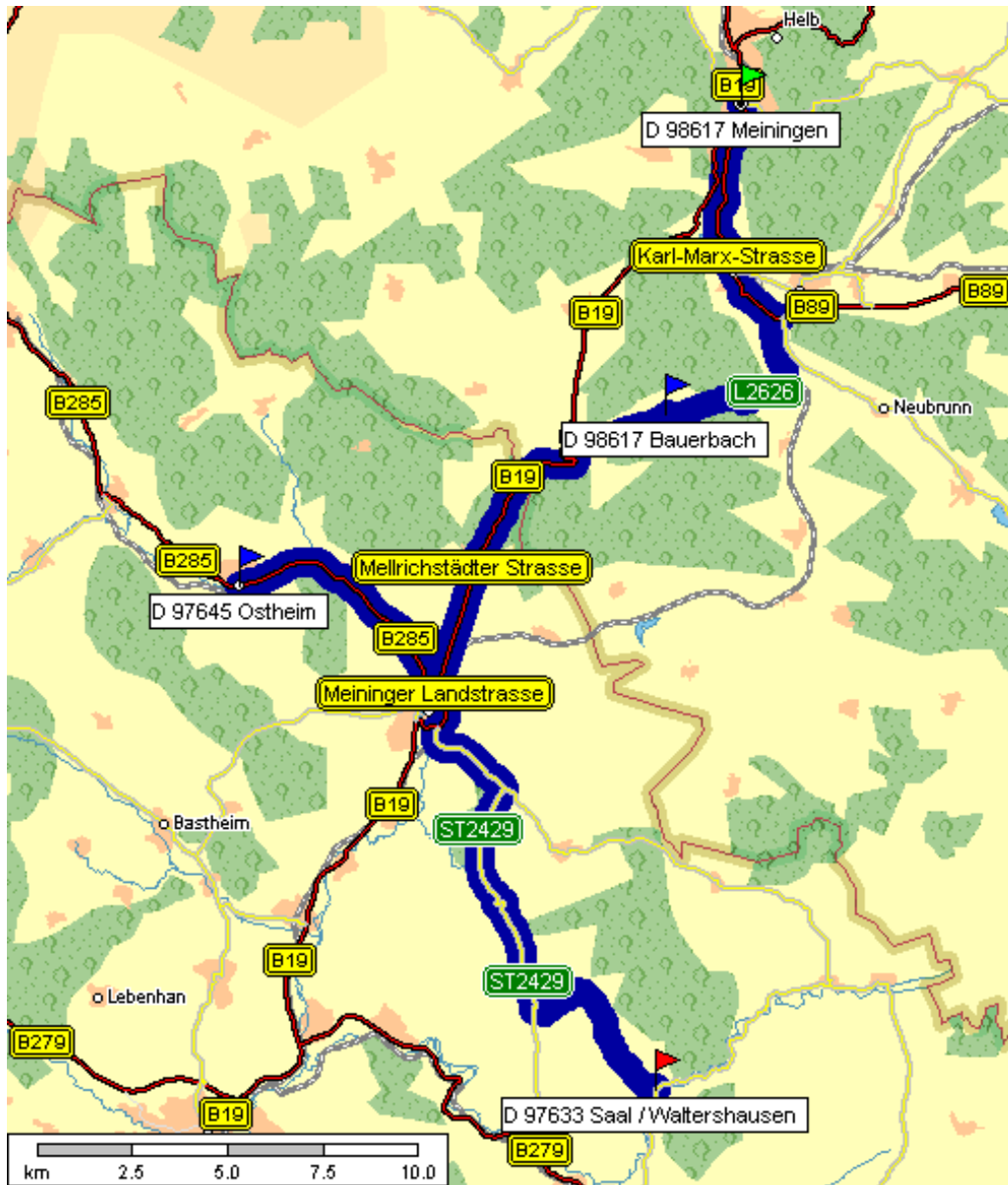


Abb. (2) Die Wohn- und Stammorte später sehr eng miteinander verbundener Personen liegen südlich der Rhön in durchaus überschaubarer Lage zu einander.



Abb. (3) Ein Ort ohne Vergangenheit: Der Hölderlin - Turm in Tübingen erinnert an eine Zeit, in der Friedrich H. angeblich fast völlig vergessen ist, in ihm hat FH nie gehaust, dafür ist er aber architektonisch dem Waltershäuser Turm ziemlich ähnlich.



Abb. (4) Der Hölderlinturm in Waltershausen; hier wohnen Friedrich Hölderlin, Wilhelmine Kirms und die Familie von Kalb unter einem Dach ...⁸⁶¹ Die Zuordnungsmöglichkeiten zwischen Orten des falschen Erinnerns, das auch eine Form des Vergessens darstellt und zugleich eine unmittelbare Leugnung beinhaltet, sind an manchen Stellen zu offensichtlich und direkt, um keinerlei Zweifel an der Behauptung Laplanches aufkommen zu lassen, „dass Hölderlin kein Kunstwerk“⁸⁶² sei.

⁸⁶¹...und die architektonische Ähnlichkeit zum heute auch in Tübingen stehenden Hölderlinturm ist rein zufällig, nur: Der in Tübingen ursprünglich stehende „Erker“ ist – wie der Name sagt – meist polyogonal angelegt (Bettina von Arnim erinnert sich nur unklar an diesen Ort: FA, Bd. 9, S. 419) und nicht rund. Während der Tübinger neue, runde Turm in die Museumsmode kommt, fällt der alte in Waltershausen dem Vergessen anheim, bzw. wird zum Pensionsheim für kranke oder ausgesiedelte bayrische Postbeamte umgewidmet und befindet sich heute in Privatbesitz.

⁸⁶² Laplanche, l. c., S. 14, anders aber: *Man könnte zunächst einmal konstatieren, daß der Autor Hölderlin selbst ein Phänomen der Moderne ist, sozusagen erfunden von einem der großen, sich selbst als Dichtergenie inszenierenden Künstler des Fin de siècle, Stefan George.* (Andersen, l. c.)



Abb. (5) *Im Schoose des Berges*

Auf einer kleinen Nase gelegen, die es einige Meter aus dem Milztal hervorhebt, verbirgt sich das Schloss Waltershausen zwischen höheren Umgebungen, was die merkwürdig widersprüchliche Formulierung Hölderlins aber rechtfertigt. Das Alter der Baumbestände lässt darauf schließen, dass es hier im Jahr 1780 schon so ähnlich wie heute ausgesehen haben muss; die offenkundig stark bearbeitete Photographie des Waltershäuser Schlosses in Ursula Naumanns Biographie von Charlotte v. Kalb zeigt hingegen einen kahlen Berg, auf dem neben Wirtschaftsgebäuden nur das viertürmige Schloss und die dazu gehörende Kapelle stehen, was insgesamt ein eher unwirtliches Bild abgibt.⁸⁶³

⁸⁶³ Naumann, l. c., Abb. nach S. 112



Abb. (6) Der Weg vom fränkischen Waltershausen nach Jena ist nicht nur annähernd doppelt so weit wie der von Waltershausen bei Eisenach, sondern auch ungleich beschwerlicher, weshalb es namhafte Quellen gibt, die den Wohnort Charlotte von Kalbs an einen leichter erreichbaren Ort gleichen Namens verlegen.



Abb. (7) *Man kennt den stolzpinschiffenden Schwan nicht, wenn er schlummernd am Ufer sitzt.*

Die Milz mäandert noch heute auf anrührende Weise naturbelassen zwischen den sanften Hügeln der südlichen Rhön und umschließt das ehemalige von Kalbsche Anwesen.

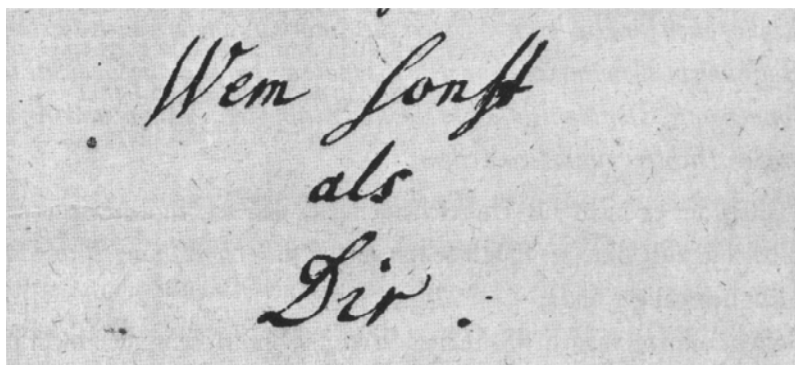


Abb. (8) Zitat, Selbstzitat und / oder doch bloß musealer Kitsch aus dem Marbacher Postkartenladen?



Abb. (9) Trotz geschlossener Hose: Fick- statt Denkmal am Geburtsort Hölderlins (Ausschnitt)

Wer's noch nicht weiß, erfährt hier, dass Ursachen und Wirkungen tatsächlich zusammen - hängen. Aber auch diese Darstellung lässt offen, warum ausgerechnet der Tintenfluss aus des Dichters Feder die Welt im Innersten zusammenhält. ⁸⁶⁴

⁸⁶⁴ Vgl. aber: „[Uwe Henrik Peters, KR] meint, es sei wahrscheinlicher, dass Hölderlin eine heterosexuelle Genitalität nie ausgelebt habe“ (Jan Steinhaußen in: Hölderlin – „der Werther Griechenlands“, Hölderlin - Rezeption von Homosexuellen, Weimarer Beiträge 46, 2000 / 4, S. 503, wodurch mit einiger Verzögerung zwar wieder zur Perspektive der sog. Wiederentdecker aus der Seilschaft Georges zurückgefunden wird, aber ungeklärt bleibt, auf welche Weise die Tochter Louise - Agnese entsteht, rsp. Frau Gontard zumindest auf den Weg nach / in Bad Driburg ganz erfolgreich zufrieden gestellt werden kann, worauf Bertaux, auf den sich Steinhaußen explizit bezieht, je unübersehbar eingeht. Komplementär zu der seltsam anmutenden Darstellung in Lauffen herrscht offenbar in Weimar zu Beginn des 21. Jahrhunderts immer noch / schon wieder die Vorstellung, nach der mit dem Finger vögeln muss, wer die (andere) Feder zum Schreiben braucht.



Abb. (10)

*Nicht alle Tage nennt die schönsten der,
Der sich zurücksehnt unter die Freuden wo
Ihn Freunde liebten wo die Menschen
Über dem Jüngling mit Gunst verweilten.*

(FH, um 1830;⁸⁶⁵ das verschlafene Schloss in Waltershausen, 2003)

⁸⁶⁵ FA, Bd. 9, S. 115, vgl. hierzu: Wilhelm Michel, l. c., [in der Neuausgabe von 1963] S. 116: „(Hölderlin, KR) hat später geschrieben, er sei in Waltershausen förmlich vergöttert worden.“

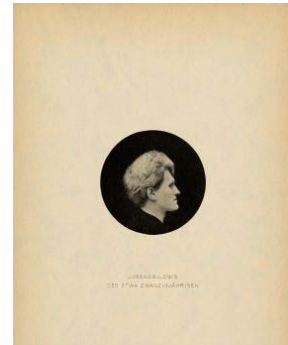


Abb. (11) Triptychon der reinen Gier



(Abb. 12) Triptychon⁸⁶⁶ des rein Cherubinischen⁸⁶⁷ statt einer Beziehungsanalyse zwischen Subjekt und Objekt, rsp. „Text und Leser“⁸⁶⁸

⁸⁶⁶ (Brentano): *In dir ringelt die Träne, auf dir lächelt das Mondlicht,
Welle, bald Woge, bald Strom, wie dich das Ufer umkränzt,
Gifttrank und lieblicher Wein, wie dich die Schale umfasst.
Lethe wird nimmer in dir, Psyche ein Spiegel wohl oft,
Aber es taucht der Schwan ins heilignüchterne Wasser
Trunken das Haupt, und singt sterbend dem Sternbild den Gruß.*
(Hervorhebung von mir, KR)

⁸⁶⁷ Das rechte Flügelbild stellt dar: Quentin Massys - The Ugly Duchess, 1525-1530, National Gallery, London. gefunden unter: Google, Bilder, "Menninghaus" katiabaigger.ch/wordpress/?p=140, Stand: 17. 12. 2007: kommentierender Eintrag dort: „Von Menninghaus gibt es ein wunderbares Buch über den Ekel – das Kafka - Kapitel ist phantastisch“; die Zeichnung in der Mitte stellt Friedrich Hölderlin dar – nach 1806, vgl. hierzu: *Die im Selbstbewusstsein anzutreffende Subjekt - Objekt - Identität impliziert nach Hölderlin notwendig eine Differenz, so dass das Ich nicht der Ort der eigentlichen Identität sein kann, sondern der Ursprung aller Trennung ist.* In: Robert Jan Berg, *Objektiver Idealismus und Voluntarismus in der Metaphysik Schellings und Schopenhauers*, Würzburg, 2000, S. 75), andererseits aber: Max Horkheimer / Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung, Philosophische Fragmente*, Frankfurt, 1988, S. 92: *Die Theorien sind konsequent und bart, die Morallehren propagandistisch und sentimental, auch wo sie rigoristisch klingen oder sie sind Gewaltstriebe (...).*

⁸⁶⁸ A. v. Vietinghoff - Scheel, *Es gibt für Schnee keine Bleibe*, Frankfurt, 1991, S. 24 etc.



Abb. (13) Postmoderne Diotima: Die ästhetisch veredelte Erbinnehmerin eines Vermögens aus der Münchner Schickeria (2005)



Abb. (14) Der Hörselberg (bei Eisenach), ein Wohnsitz der romantischen Frau Venus⁸⁶⁹

⁸⁶⁹ Für den nach Wagners Tannhäuser in übertragenem Sinn auch das gilt, was Heinrich Heine über den Brocken geschrieben hat:
Dieser Berg ist kein heiteres Avalon, sondern ein Rendezvous für alles, was wüst und häßlich ist. Auf dem Gipfel des Bergs sitzt Satan in der Gestalt eines schwarzen Bocks
(Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, Heine, l. c., Bd. 5, S. 185)

Die Ahnen:

Dante, Shakespeare, Goethe, Jean Paul u. **Hölderlin**; Kaiser Friedrich II. u. Napoleon; Platon u. **Nietzsche**.

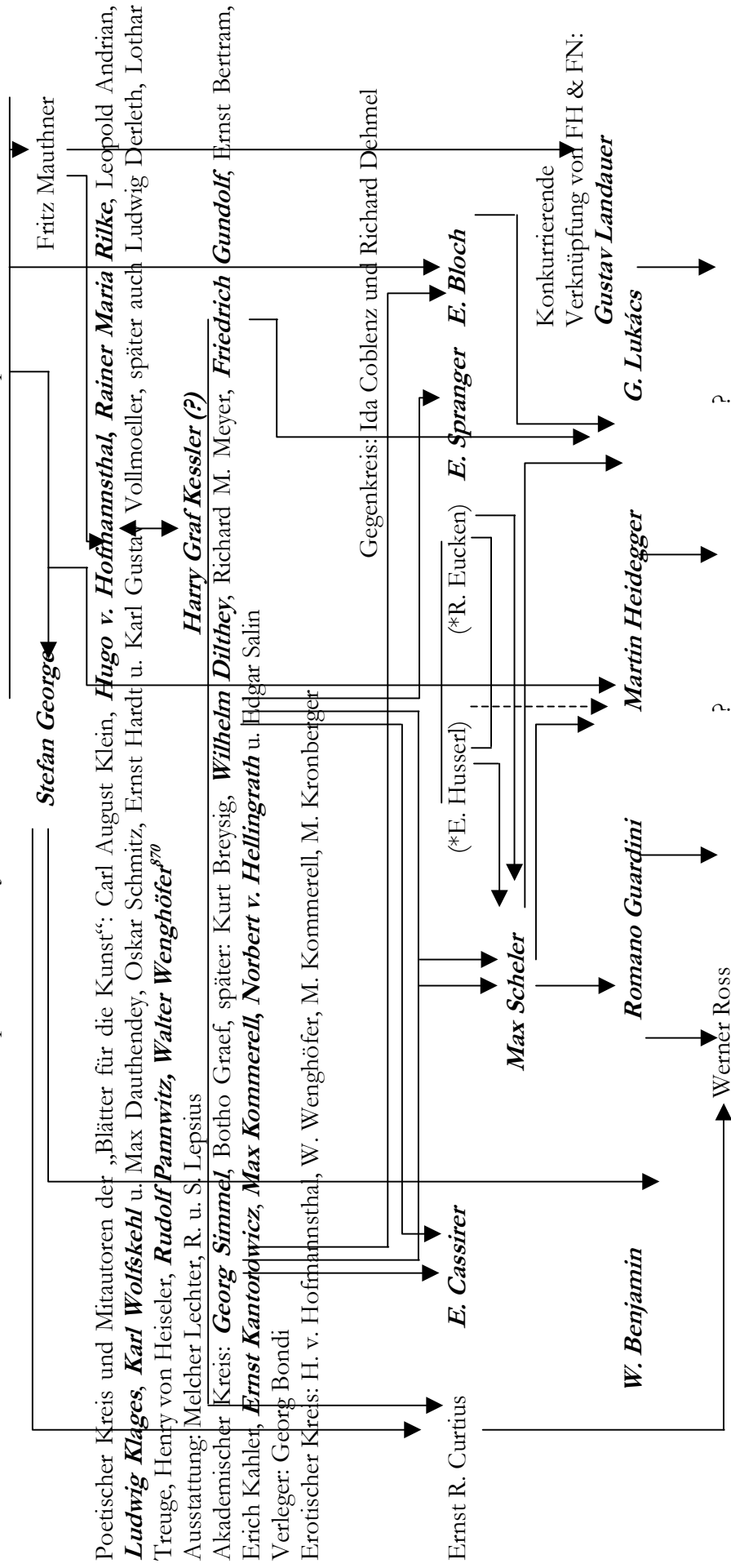


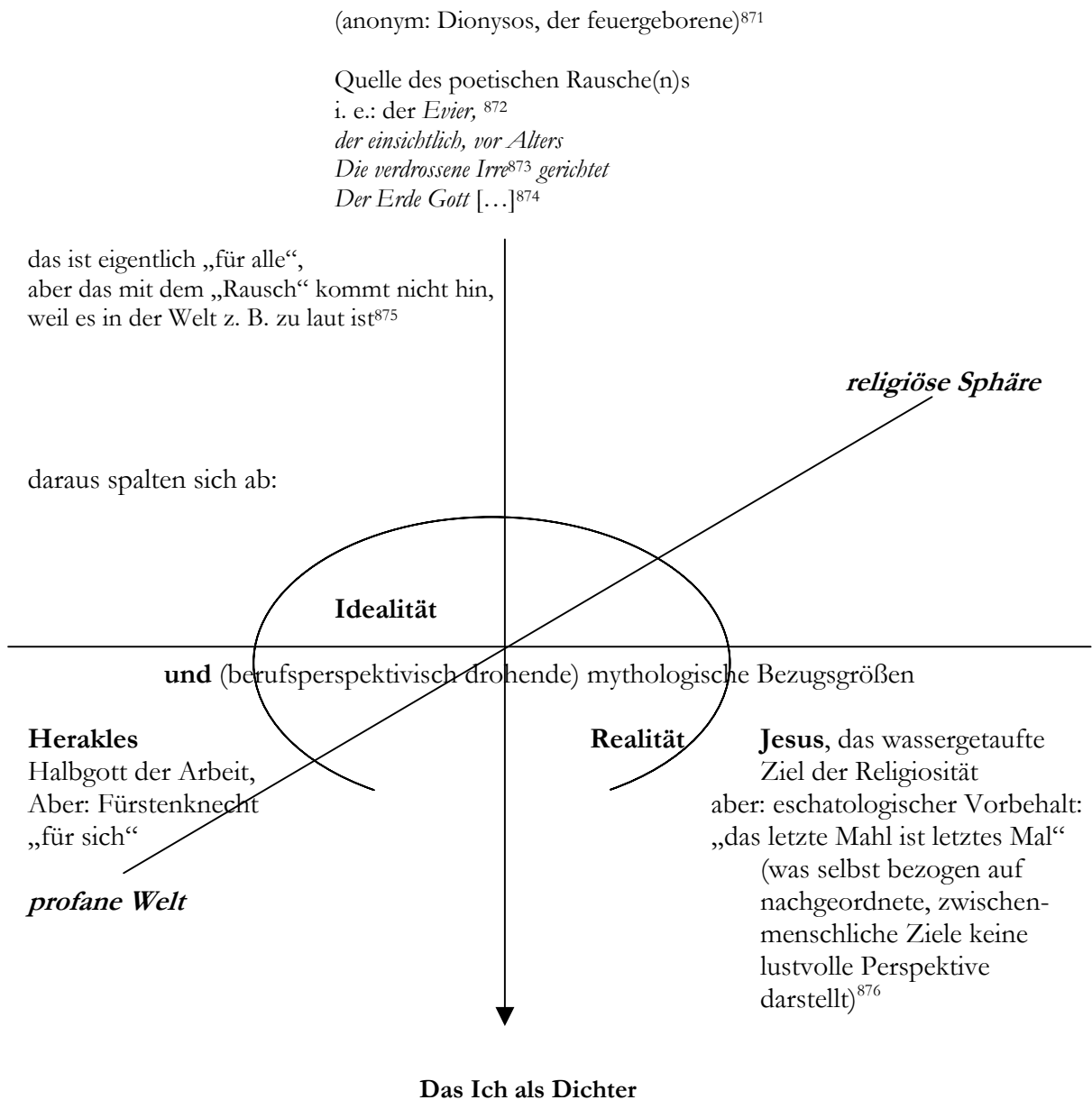
Abb. (15) Der Hof Stefan Georges als graphisch reduziertes Familienbild

⁸⁷⁰ fehlt bei Killy, l. c.; die mit einem Asteriden versehenen *Autoren nehmen von anderen Positionen aus Einfluss auf die Genealogie des Hofes, die *kursiv gedruckten Verfassern* haben über Hölderlin geschrieben.



Abb. (16)
Pathos schwuler Konvenienz. Allerdings nicht aus Friedrich Hölderlins Feder, sondern in Stein gehauen an anderem Ort: Dem „Tapferen“ wird in kruder Mischung zwischen Heldenverehrung und Pädophilie ein Knabe zum Opfer dargereicht (Paris, ca. 1810).

Abb. (17) Hölderlins Selbstentwurf in bildlicher Veranschaulichung:



⁸⁷¹ Dies wird später – etwa bei Linden – umgedeutet in den vom Herzen her oder „In Stahlgewittern“ (Ernst Jünger) gehärteten Poeten, was intuitiv den Zusammenhang zwischen privater Frustration und allgemeiner Opferbereitschaft, z. B. im Krieg für Führer, Volk und Vaterland zu sterben, schon erfasst, aber verhängnisvoll auflöst, indem es das frustrierte Individuum in einer vermeintlich natürlichen Volksgemeinschaft zum Verschwinden bringt.

⁸⁷² „*der Erier*: Kultname des Dionysos.“ Vgl.: Hölderlin, Gedichte, hg. und mit Erläuterungen versehen von Jochen Schmidt, Frankfurt a. M., 1984, Anmerkungen, S. 767 u. 771

⁸⁷³ Wer war's? Die Mutter? - deren Tochter? - oder jede andere Frau als deren (wenigstens in bestimmten anatomischen Teilen wiedererkennbares) „wonnevolles“ (Goethe, *Pandora*) Ebenbild?

⁸⁷⁴ FA, Band 8, S. 789

⁸⁷⁵ s. u. : *Das Erdenrund ist so geschmückt, und selten lärmet / Der Schall durchs offne Feld* [...]

⁸⁷⁶ Vgl.: Christoph v. Schmid, Beim letzten Abendmahle, in: Bischöfe Deutschlands etc. (Hg.), Gotteslob, Kath. Gebet- und Gesangsbuch, Stuttgart, 1975, S. 516 f.

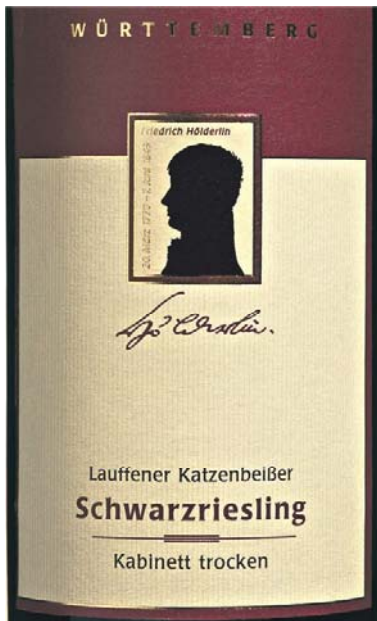


Abb. (18) Der Geist Hölderlins auf der Flasche



Abb. (19) Zutreffender, aber stark verkürzter Beitrag zur Hölderlin - Rezeption Goethes von Robert Gernhardt⁸⁷⁷

⁸⁷⁷ R. Gernhardt, Vom Schönen, Guten, Baren, Gesammelte Bildergeschichten und Bildgedichte, Zürich, 1997, S. 288



Abb. (20) Der (blond?) gelockte Gott Helios / Apollon



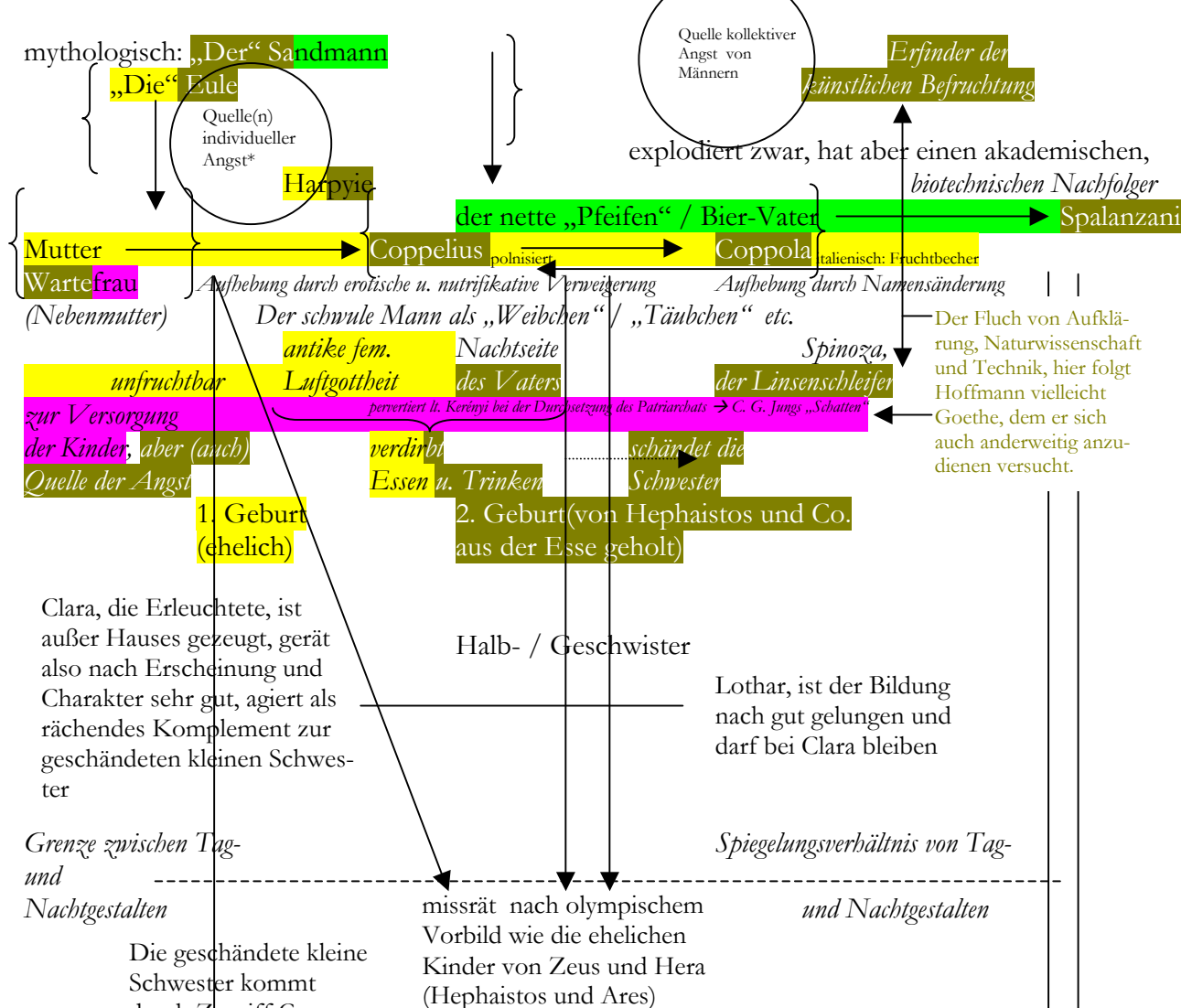
Abb. (21) Auch der sog. delphische Wagenlenker A. bedürfte zunächst der Entkleidung, um als „nackend“ vorgestellt werden zu können, womit aber nicht bezweifelt wird, dass es solche Darstellungen auch gibt – sie konzentrieren sich aber nicht auf spezielle mythologische Figuren, sondern sind durchgängiger künstlerischer Usus.



Abb. (22) Apollon, schon wieder nicht mehr ganz „nackend“ und hier eher Lyriker als Wagenlenker

Abb. (23)

Mögliche Zuordnung der Figuren in Hoffmanns „Sandmann“



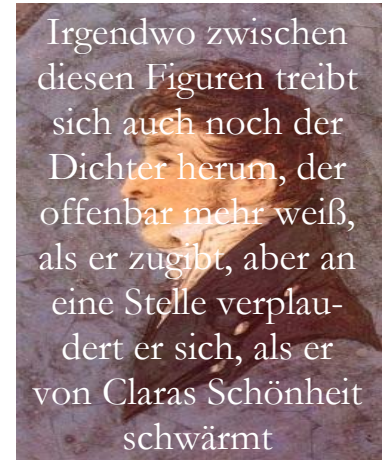
Clara, die Erleuchtete, ist außer Hauses gezeugt, gerät also nach Erscheinung und Charakter sehr gut, agiert als rächendes Komplement zur geschändeten kleinen Schwester

Lothar, ist der Bildung nach gut gelungen und darf bei Clara bleiben

Grenze zwischen Tag- und Nachtgestalten

Spiegelungsverhältnis von Tag- und Nachtgestalten

Die geschändete kleine Schwester kommt durch Zugriff Coppolas, bzw. ihres großen Bruders um (missrät durch Inzest)



* außer dem unbekanntem Vater von Oedipus: Vgl.: S. Freud, Das Unheimliche (l. e., Bd. 4, 274) : „Die psychoanalytische Forschung hat sich mit dem Problem (der nie ganz erlöschenden Kinderangst, KR) an anderer Stelle auseinandergesetzt“ (in den Aufsätzen zur Sexualtheorie von 1906, KR)

** anlässlich der Komposition der Oper „Undine“, zu der „Der Sandmann“ reaktiv entstanden ist, bemerkt Hoffmann, dass auf dem selbstgewählten Namen „Amadeus“ ein Fluch liegt, weil er sich von Mozart (vor allem von dessen „Don Giovanni“) ästhetisch nicht lösen kann, weshalb er dann auch das Komponieren trotz großer Erfolge auf diesem Gebiet bleiben lässt. Im Übrigen brennt wenig später vor seinen Augen das Opernhaus am Gendarmenmarkt mitsamt den Kulissen zu „Undine“ ab, was ihn in der Ansicht bestärkt, dass immer die Salamander obsiegen, also die Elementargeister, die schon Don Giovanni verschlungen haben.

*** Das unterlegte Bild zeigt aber Enzensbergers Poesie - Automaten aus dem Museum Würth in Schw. Hall, in dem ein konkreter Epigone der poetischen Matrizen Hölderlins gesehen werden kann.

Abb. (24) Für hundert Jahre Dreiecke ...

Friedrich Carl von Savigny (1779 - 1861) ∞ Gunda von Brentano (1780 - 1863)

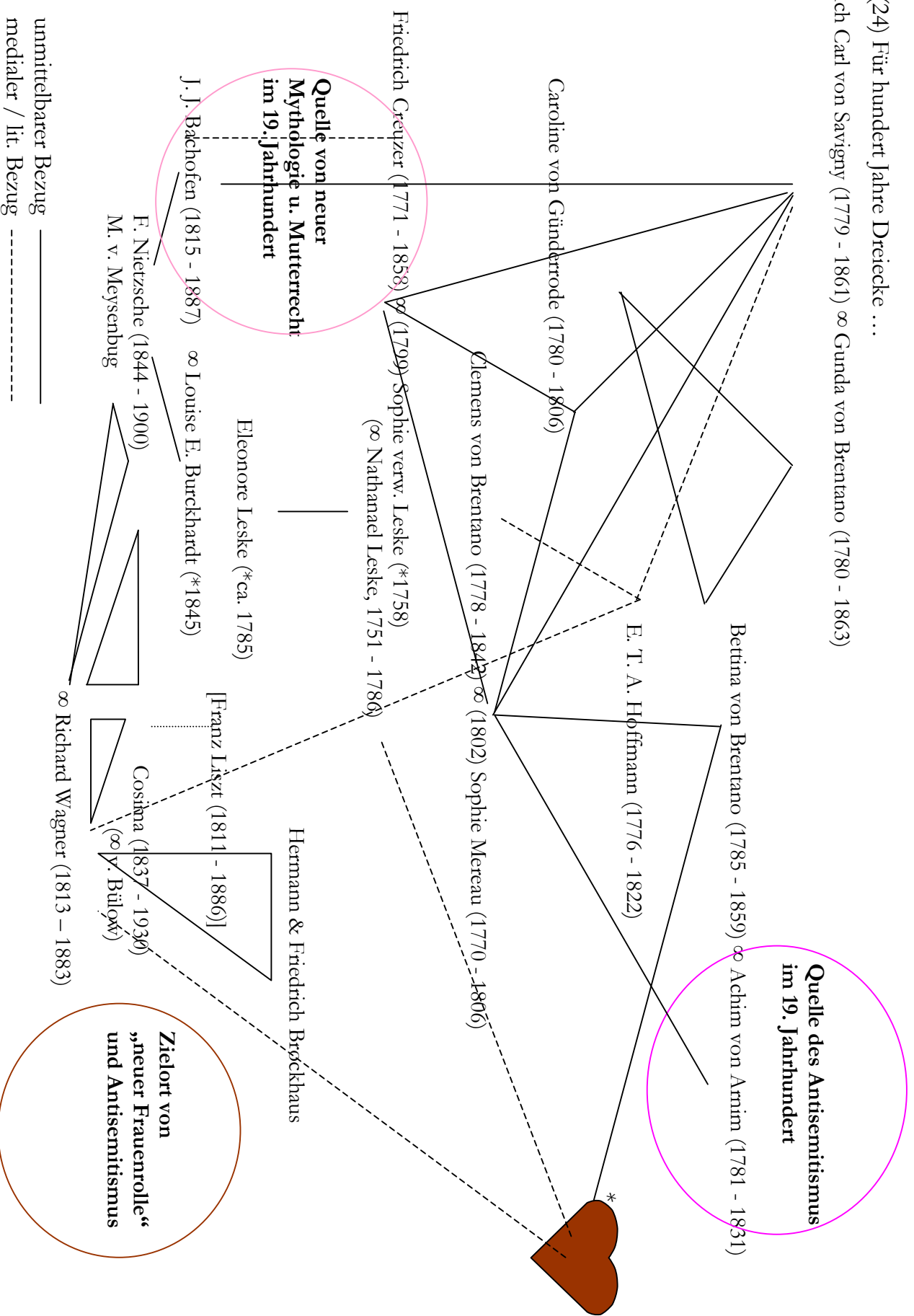


Abb. (25), Transkription Homburger Folio-Heft, S. 116 f.

[307 / 90]

Auf falbem Laube (sich) (liegt) rubet

Die T(r)aube (n), des Weines Hoffnung, also rubet auf der Wange

De(s)r Schatten (auf) von dem (d) goldenen Schmuck, der hängt

am Obre der (O)Jungfrau

Und ein Gesez, dass alle(in)s

hineingeht

Schlangen gleich ist

Prophetisch, träum(e)te auf

Den Hügeln des Himmels

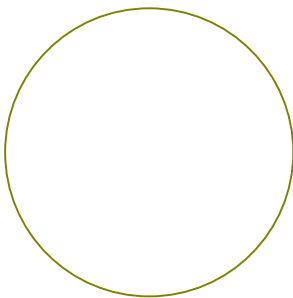
Und ledig soll ich (ich) bleiben

Leicht

(Es) fanget aber (das Kälblein) sich

in der Kette, die

Es abgerissen, das Kälblein



Es liebet aber der Sämann

Zu sehen eine, (de)

Des Tages schlafend über

Dem Stri(st)kstrumpf.

Nicht will wohlauten

Der deutsche Mund

aber lieblich

in Feuer getaucht

Reif sind, genähret, gekochet

Die Frücht(e) und auf der Erde ge-

Und freundlich die Wohnungen prüfet

Himmels und ein

Und Pforten des und vieles

Gesez

• wie auf den Schultern eine

ist

Und viel

Last von Scheitern, ist

•

• Zu behalten. Aber bö(s)e sind

• Die Pfade. Nemlich
gehn unrecht

• Wie Rosse, durch gehn die
gefangen[en]

• Element'(.) und alten

• Geseze der Erd. Und immer

• ins Ungebundene geht eine
(eine Sehnsucht)

• Sehnsucht. (Ab) Vieles aber

Cäcilia

• Ist zu behalten. Und

• Noth die Treue. **Vorwärts**
([w])aber und
rückwärts wol[en]

Uns wiegen lassen, wie

• Auf schwanken, auf der See

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet

Die Frücht und auf der Erde geprüft
und ein Gesez ist

Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,

Prophetisch, träumend auf

den Hügeln des Himmels. Und vieles

Wie auf den Schultern eine

Last von Scheitern ist

Zu behalten. Aber bö(s) sind

Die Pfade. Nemlich unrecht,

Wie Rosse, gehen die gefangenen

Element' und alten(,)

Geseze der Erd. Und immer

Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht.

• **Nicht sehn**

rauschen
Am stechenden Bart (.) /
(Wie) Die Küsse.

Viel[es]

aber

ist

**Zu behalten. Und die Noth die Treue.
wiegend [aber]
Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
Auf schwankem Kahne die See.**⁸⁷⁸

Die Nymphe

[307 / 91]

Mnemosyne.

Aber es haben

(E) Ein Zeichen sind wir, deutungslos

Zu singen

Schmerzlos sind wir und haben fast

Die Sprache in der Fremde verloren.

Nemlich ein Streit ist über Menschen

Wenn *Blumen auch Wasser und fühlen*

Denn

Am Himmel „und gewal(i)tige **Wenn nemlich schickl**

Ob nab ist der Gott. Schön ist

Es hoch über den Menschen

Gestirne gehen, blind ist die Treue dann, wenn aber sich

Der Brauttag, bange sind wir aber

Ein Streit ist an (dem)

Zur Erde neigent der Beste (eigen) wird (dann)

der Ehre wegen. Denn Furchtbar gebet

Die Monde

Himmel und

redet

„(g)gehn gewaltig

Lebendiges, (wo)

zürnet

Denn (wo eines kehret zu sich)

so (erkrank(t)et)

Es ungestalt, wenn Eines uns

Das Meer (auch), [] das Me

(Selber)

und (die) Ströme

(den Weg sich suchen.) (und es finden eine Heimath)

müssen

Zu gierig genommen.. Zweifellos

haben

Der Geist. Einer

Den P

Ist aber (der Höchste). De(n)r kann täglich

Kann täglich

Es ändern. [...]

⁸⁷⁸ FA, Homburger Folioheft, Faksimile-Edition, Frankfurt, 1986, S. 116 f.



Abb. (26) Lehrstunde bei der (Ur-) Muttermaschine Momo † oder: biologisch – biographische Schlussfolgerung:
Einer ist immer zu viel und muss zuschauen, auch wenn er nichts dafür kann, dass er die gleichen Eltern hat wie seine Geschwister.

1790	Mitte Nov. Nr. 37	Ende Nov. Nr. 38	Anf. Dez. Nr. 39	Mitte Dez. Nr. 40			
1791	März Nr. 43	Ende März Nr. 44	Anf. Dez. Nr. 49				
1792	1. März Nr. 50	Mitte Juni Nr. 52	Anf. Sept. Nr. 53	Sept. Entwurf eines Briefes an Breunlin geht an die Mutter			
1793		August 1792: Verlobung von Heinrike und Breunlin					
1794						An Breunlin, 8. Juni, Nr. 82	
1795	20. April Nr. 99						
1796							
1797	17. Febr. Nr. 138	Ende April Nr. 139					
1798	Mitte April Nr. 157	4. Juli Nr. 162	Bezugnahme auf Breunlins Krankheit			An Breunlin, 8. Juni, Nr. 82	
1799	Ende Febr. Nr. 175	Juli Nr. 189	16. Nov. Nr. 201				
1800 († Breunlins am 2. März)	19. März Nr. 206	Sept./Okt. Nr. 215	Anf. Okt. Nr. 217	Ende Okt. Nr. 218	6. Dez. Nr. 219	11. Dez. Nr. 220	Ende Dez. Nr. 221
1801	8. / 10. Jan. 226	23. Febr. Nr. 229	letzter Brief an die Schwester ⁸⁷⁹		4. Dez. 1801, letzter Brief an Karl Gok		
1802	Karfreitag (16. April) letzter Brief an die Mutter: lt. Bertaux Bruch mit der Familie, aber FH zieht anschließend für fast zwei Jahre nach Nürtingen / Stuttgart (?)						
1803	Aus 1803 / 4 sind insgesamt nur 6 Briefe erhalten ⁸⁸⁰		zwischen Jan. und Juni: angeblich sichtbare Verwahrlosung Hölderlins ⁸⁸¹				
1804			Mitte 1804 heiratet Karl Gok Maria Eberhardine Blöst				
1805							

Tab. (1) Verteilung der Briefe Hölderlins an seine Schwester zwischen 1790 und 1804

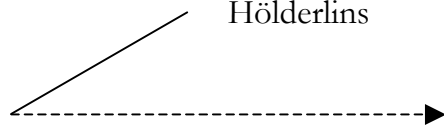
⁸⁷⁹ Der letzte Brief Hölderlins an seine Schwester (1801) endet wie der „Hyperion“ (1798/99) mit der leeren Versprechung, bald wieder etwas von sich hören zu lassen, wenn auch in eher allgemein – rasonierendem Ton: „[...] und darum soll auch unser Briefwechsel ja nie zu lange unterbrochen bleiben.“ Sinngemäß kann dieser Satz auch auf den Stiefbruder Karl bezogen werden, bei dem sich Hölderlin zu dieser Zeit in Briefschuld fühlt, diesem schreibt er aber auch nur noch (ausweislich der erhaltenen Briefe) zweimal: im März 1801 aus Hauptwil (Nr. 232) und am 4. Dezember des gleichen Jahres von Nürtingen aus (Nr. 236). Aus dem Wortlaut dieses Briefes kann geschlossen werden, dass in diesem Zeitraum die Affaire mit der Cousine Maria Blöst für FH relevant wird.

Für eine solche Annahme spricht nicht nur der Umstand, dass Hölderlin den Kontakt zu seinen Geschwistern entgegen der Beteuerung gegenüber seiner Schwester abbricht, sondern auch die Bitte darum, dass „es rein sei zwischen“ den Brüdern und „die alte brüderliche Liebe nicht untergehen“ (Schmidt, l. c., S. 459) möge etc., selbst in den Wind schlägt. Völlig offen geht das familiäre Zerwürfnis allerdings aus dem vorletzten Brief (Nr. 232) hervor, in dem FH lapidar feststellt: „Ich fühle es wir lieben uns nicht mehr wie sonst, und ich bin daran schuldig. Ich war der erste, der den kalten Ton anstimmte.“ (Schmidt, l. c., S. 449) – natürlich ohne dann zum Kern der Sache vordringen zu können, aber in endlosen Selbstanklagen sich zu ergehen, wie das (s)eine höfliche Art (und die Kenntnis um den Mythos) so mit sich bringt. Da es aber in diesem Fall um kein Spiel zwischen (geld-) aristokratischen Männern und ihrem Lohnabhängigen geht wie in Waltershausen oder Frankfurt, das letztlich mit einem selbsterteilten Hausverweis zu lösen ist, sondern einen verzweigten psychischen Kampf zwischen Brüdern, dessen zentrales Objekt aber weniger (wie sie zu wissen glauben) die unworbene „Base“ Maria Eberhardine Blöst, als die durch den Tod ihres Mannes wieder frei gewordene (Stief-) Schwester Heinrike Breunlin, geb. Hölderlin darstellt, muss diese Auseinandersetzung mit den finalen Mitteln geführt werden, die seit Kain & Abel Modell sind, zwischen Friedrich Hölderlin und Karl Gok aber zur Behandlung mit der Zwangsjacke eines Tübinger Irrenarztes führen.

⁸⁸⁰ Davon sind vier eher formaler Natur und an den Verleger Wilmans gerichtet. Auch wenn davon ausgegangen wird, dass ein großer Teil der Korrespondenz Hölderlins verloren gegangen ist, wird hier schon deutlich, wie isoliert FH in dieser Zeit bereits ist; über die Gründe wird aber noch zu reden sein.

⁸⁸¹ Zeugnisse von Sinclair und Schelling (Schmidt, l. c. S. 642 ff.); da der letzte Besuch von Hölderlin bei M. E. Blöst in Kirchhausen in diesen Zeitraum fällt, besteht zwischen deren erkennbar werdenden Affaire mit dem Halbbruder ein besserer Bezug hinsichtlich der psychischen Veränderung FHs als zum ersten Jahrestag des Todes von S. Gontard, an dem zufällig dann auch noch Heinse 1803 stirbt. Vgl.: D. E. Sattler, in: Hölderlin, BrA, Bd. 10, S. 7

Hölderlins



Frauen / Mütter; auch Frauenmütter	und deren bedeutende Männer / Väter
Quellen: (Eigene Mutter, Großmutter und Schwester Heinrike)	(zwei verstorbene Väter)
Psychische Medien:	gesuchte Väter:
Louise Nast	der Maulbronner Klosterverwalter
Elise Leuret	der Kanzler der Universität Tübingen
Heinrike Hölderlin	Übergang von Camerer zu Prof. Breunlin
Charlotte von Kalb ⁸⁸²	Hofrat Friedrich Schiller, Major von Kalb
Sophie Mereau	Prof. Mereau, Friedrich Schiller
Susette Gontard	Bankier Gontard
Hein- „Rike“ ⁸⁸³	Prof. Breunlin
Charlotte Zimmer ⁸⁸⁴	Schreinermeister Zimmer

im Hintergrund bleibt die Kindheits- / Jugendbindung an die Schwester immer erhalten.
 Der Versuch, zu Karl Gok eine ähnliche Beziehung aufzubauen, scheitert; der inzestuöse Kern der Rivalität um Heinrike kommt mit der Heirat einer Cousine durch Karl zum Vorschein,
 worauf sich FH endgültig aus der Familie zurückzieht.

Tab. (2) Hölderlins Frauen und ihre bedeutenden Männer

⁸⁸² Charlottes besondere biographische Bedeutung für Hölderlins Biographie besteht auch darin, dass sie ihn mit zwei Vätern verbindet, dennoch drängt FH nach der Ankunft in Jena / Weimar auf eine Trennung und nicht Frau von Kalb, was den Verdacht auf eine ödipale Anbindung an sie erheblich mindert.

⁸⁸³ Diese regressive Disposition tritt zweimal ein: Vor der Verlobung der Schwester und im Umfeld des Endes ihrer Ehe mit Breunlin, das herrschende Inzestverbot wirkt aber stärker als das Anbindungsbedürfnis an das Abbild der in Denkendorf und Maulbronn erlebten Vatersubstitute.

⁸⁸⁴ Für eine erfolgreiche emotionale Anbindung an Charlotte Zimmer spricht die Leugnung der Tübinger Verhältnisse durch die Schwester und ihre Weigerung, den Bruder mit dieser späten Vertrauten gemeinsam zu Grabe zu tragen.

Tab.(3): Die Hölderlin-Paraphrase Stefan Georges im Vergleich zu ihren Quellen

George:	Text gem. Fußnote:⁸⁸⁵	FA:⁸⁸⁶
<p>1. Segment:</p> <p>>Wo aber überflüssiger · denn lautere quellen· Das gold und ernst geworden ist der zorn an dem himmel· Muß zwischen tag und nacht Einstmals ein wahres erscheinen. Dreifach umschreibe du es· Doch ungesprochen auch · wie es da ist Unschuldige · muß es bleiben. <</p>	<p>Wo aber überflüssiger, denn lautere Quellen, Das Gold und ernst geworden ist der Zorn an dem Himmel, Muß zwischen Tag und Nacht Einstmals ein Wahres erschei- nen. Dreifach umschreibe du es, Doch ungesprochen auch, wie es da ist, Unschuldige, muß es bleiben.</p>	<p>Germanien, S. 761</p> <p>Wo aber überflüssiger, denn lautere Quellen, Das Gold und Ernst geworden ist der Zorn an dem Himmel, Muß zwischen Tag und Nacht Eins mals ein Wahres erschei- nen. Dreifach umschreibe du es, Doch ungesprochen auch, wie es da ist, Unschuldige, muß er⁸⁸⁷ bleiben.</p>
<p>2. Segment</p> <p>> Noch ehe bäche rauschten von den bergen Und hain und städte blüheten an den strömen · So hat er donnernd schon Geschaffen ein reines gesetz · Und reine laute gegründet.<</p>	<p>Noch ehe Bäche rauschten von den Bergen Und Hain' und Städte blüheten an den Strömen, So hat er donnernd schon Geschaffen ein reines Gesetz Und reine Laute gegründet.</p>	<p>Der Mutter Erde, Ottmar, S. 563 Doch wie Gebirg / der Fels erst ward, Und geschmiedet wurden in schattiger Werkstatt, die ehernen Vesten der Erde, Noch ehe Bäche rauschten von den Bergen Und Hain' und Städte blüheten an den Strömen, So hat er donnernd schon Geschaffen ein reines Gesez, Und reine Laute gegründet.</p>
<p>3. Segment</p> <p>>Die Natur ist jezt mit waffen- klang erwacht · Und hoch vom äther bis zum abgrund nieder Nach festem gesetze · wie einst · aus heiligem chaos gezeugt · Fühlt neu die begeisterung sich · Die allerschaffende, wieder.<</p>	<p>Die Natur ist jezt mit Waffen- klang erwacht, Und hoch vom Aether bis zum Abgrund nieder Nach festem Gesetze, wie einst, aus heiligem Chaos gezeugt, Fühlt neu die Begeisterung sich, Die Allerschaffende, wieder.</p>	<p>Wie wenn am Feiertage..., S. 551</p> <p>Die Natur ist jezt mit Waffen- klang erwacht, Und hoch vom Aether bis zum Abgrund nieder Nach vestem Geseze, wie einst, aus heiligem Chaos gezeugt, Fühlt neu die Begeisterung sich, Die Allerschaffende wieder.</p>

⁸⁸⁵ übernommen aus: Hölderlin, Sämtliche Werke, Kleine Stuttgarter Ausgabe, hg. v. F. Beißner (KStA), Stuttgart 1944 ff. in der Darstellungsform der „Digitalen Bibliothek“

⁸⁸⁶ FA, Bd. 8

⁸⁸⁷ Kommentar D. E. Sattler: Das Pronomen *er*, „kann sich auf (Zeile, KR) 91 *der Zorn* beziehen“

<p>4. Segment</p> <p>>Die tempelsäulen stehn verlassen in tagen der not ... namlos aber ist In ihnen der gott · und die schale des danks Und opfergefäss und alle heiligtümer Begraben dem feind in verschwiegener erde.<</p>	<p>Die Tempelsäulen stehn verlassen in Tagen der Not, Wohl tönet des Nordsturms Echo tief in den Hallen, und der Regen macht sie rein, Und Moos wächst und es kehren die Schwalben, In Tagen des Frühlings, namlos aber ist In ihnen der Gott, und die Schale des Danks Und Opfergefäß und alle Heiligtümer Begraben dem Feind in verschwiegener Erde.</p>	<p>Der Mutter Erde, Hom, S. 564</p> <p>Die Tempe(l)säulen stehn verlassen in Tagen der Noth, Wohl tönet des Nordsturms Echo tief in den Hallen, und der Regen macht sie rein, Und Moos wächst und es kehren die Schwalben, In Tagen des Frühlings, namlos aber ist In ihnen der Gott, und die Schaale des Danks Und Opfergef(ä)ß und alle Heiligtümer Begraben dem Feind in verschwiegener Erde.</p>
<p>5. Segment</p> <p>>Beim kampfspiel · wo sonst unsichtbar der heros Geheim bei dichtern sass · die ringer schaut und lächelnd Pries · der gepriesene · die müßigernsten kinder. Ein unaufhörlich lieben wars und ists.<</p>	<p>Beim Kampfspiel, wo sonst unsichtbar der Heros Geheim bei Dichtern saß, die Ringer schaut' und lächelnd Pries, der gepriesene, die müßigernsten Kinder. Ein unaufhörlich Lieben wars und ists.</p>	<p>Denn, wie wenn hoch ..., S. 582</p> <p>[jene Entschlafenen, KR] Und sie wandelten oft Zufrieden unter euch, ihr Bürger schöner Städte Beim Kampfspiel, wo sonst unsichtbar der Heros Geheim bei Dichtern saß, die Ringer schaut und lächelnd Pries, der gepriesene, die müßigernsten Kinder. Ein unaufhörlich Lieben wars und ists.</p>
<p>6. Segment</p> <p>>Denn manches mag ein weiser oder Treuanblickender freunde einer erhellen · wenn aber Ein gott erscheint · auf himmel und erd und meer Kömmt allerneuernde klarheit.<</p>	<p>(Keine Fundstelle)</p>	<p>Versöhnender, der du nimmergeglaubt, z. B. S. 585</p> <p>Woher du seiest, seeliger Friede! Diß eine weiß ich, sterbliches bist du nichts, Denn manches mag ein Weiser oder Der treuanblickenden Freunde einer erhellen, wenn aber Ein Gott erscheint, auf Himmel und Erd und Meer Kömt allerneuernde Klarheit</p>
<p>7. Segment</p>	<p>Keine Fundstelle</p>	<p>Und weiß nicht alles, S. 708</p>

Direkter Kontext, scheinbar eindeutiger Bezug

Indirekter Kontext, der durch eine Textlücke verschärft wird

<p>>Immer steht irgend eins zwischen menschen und ihm. Und treppen-weise steigt Der himmlische nieder.</p>		<p>(dein Vater) (Lücke) Denn nimmer herrscht er allein Und weiß nicht alles. Immer steht irgend Eins zwischen Menschen und ihm. Und treppenweise steigt Der Himmlische nieder. (Lücke) Es hängt aber an Einem Die Liebe. [...]</p>
<p>8. Segment</p> <p>Wenn aber alltäglich die himmlischen und gemein Das wunder scheinen will · wenn nämlich Wie raub titanenfürsten die gaben Der mutter greifen · hilft ein höherer ihr.</p>	<p>(Keine Fundstelle)</p>	<p>Vor allem, das man schon ..., S. 767</p> <p>Zwar</p> <p>Es deuteten Die Dichter, von selbst, wie Die Himmlischen sich der wie sie Die Kraft der Götter hinweggenommen Wir aber zwingen Dem Unglück ab und hängen die Fahnen Dem Sieggott, dem befreienden auf, darum auch Hast du Räthsel gesendet. Heilig sind sie Die Glänzenden, wenn aber alltäglich Die Himmlischen und gemein</p> <p>Das Wunder (wird) scheinen (soll), wenn nemlich will Wie Raub Titanenfürsten Die G(u) aaben</p> <p>D(ie) er Mutter greifen, hilft ein Höherer ihr</p>

Tab.: (4) Häufigkeit von Präfix „ur“ bei Hölderlin und Kerényi

Hölderlins Komposita ⁸⁸⁸	Quelle(n)	n _{FH} / n _{KK}	Wiederholungen, Variationen und Neubildungen bei Kerényi ⁸⁸⁹
Uralt	Vater! heiter! und halt, so weit es gehet, das uralt / Zeichen, von Eltern geerbt, treffend und schaffend (Brot und Wein), <i>auch</i> : Der Rhein / Friedensfeier / Patmos	4	
Uranfangs	Aber daß uranfängs / Der Mut nicht selber mich aussetze. (Patmos) Uranfänge des Menschengeschlechts (S. 13)	1 / 1	Uranfänge
urbar	Denn Ströme machen urbar / Das Land. (Der Ister)	1	
Urbild	Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht, / Mir aus des Lebens dunkler Wolke stieg, / Das himmlische, mir schwindet, seh ich Dich, / Und eine schöne Götterbotin, mahnst / Du lächelnd mich an meinen Phoebus wieder; (Emilie an Klara), <i>auch</i> : Hyperions Jugend	2	
Urgestalt	Waltend über Orionen, / Wo der Sterne Klang verhallt, / Lächelt, opfernden Dä- monen / Mit der Liebe Blick zu lohnen, / Schönheit in der Urgestalt; (Hymne an die Schönheit)	1	
Ursache	das ursprüngliche Übermaß der Innigkeit, die Ursache alles Zwists (Grund zum Empedokles), <i>auch</i> : Fragment von Hyperion, <i>auch</i> : Hyperion	3	
Ursprung	Des Ursprungs noch in tönender Brust gedenk; / Die Dankbarn, sie, sie mein ich, die einzigtreu / Bis in den Tartarus hinab die Freude / Brachten, die Freien, die Göttermenschen, (Diotima), <i>auch</i> : Dichter- beruf / Der gefesselte Strom / Die Wand- rung / Der Rhein / Empedokles / Frag- ment von Hyperion / Pindarfragmente ... des gemeinsamen Ursprungs aller Dinge (S. 13), als Zitat aus Bachofen: <i>In allen boben Dingen sachten die ältesten Menschen richtig und groß, wie man es von denen zu erwarten berechtigt ist, die ihrem ewigen Ursprung noch nahe stehen. Ebenso: das Gefühl des erhabenen Ursprungs</i> (S. 16) (3x) <i>Situation der Ursprungsnähe</i> (S. 17f) (2x), ebenso: <i>ewiger Ursprung</i> (S. 19) zeitloser Ursprung (S. 20) Ursprung der Zeit (S. 20), ... B. stellt zwei Stufen der Ursprungsnähe auf: die spätere des Staatswesens und die frühere des Grabwesens.(S. 25) Um zu diesem Schöpfungszeitlichen, diesem zeitlich Ursprungsnächsten zu erlangen, braucht er doch Medien (die Grabsymbole); (KKs) Ringen mit der Frage nach dem Ursprung (S. 25) (B.s) biblisch - historische Fassung des Ursprungs (S. 26) Die Beschäftigung mit der Antike diente Nietzsche nicht wie Bachofen zum Weg, sich dem „Ursprung“ wissenschaftlich zu näher, sondern zu einer Art strenger, formaler Selbstdisziplin (S. 26 f), (Bachofens und Nietzsches) noch eigenarti- gerer Gang zu den Ursprüngen (S. 37)	8 / 15	Ursprung, Ursprungsnähe, (das) Ursprungsnächste, Ursprünge (v=4)

⁸⁸⁸ Dargestellt mittels Hölderlin: *Digitale Bibliothek Band 1, Deutsche Literatur - Basisbibliothek*, S. 45891 ff.: linksbündig eingefügte Zitate

⁸⁸⁹ Kerényi, *ibidem*, diese Zitate wurden rechtsbündig eingefügt

ursprünglich	Die Gottheit freundlich geleitet / Uns erstlich mit Blau, / Hernach mit Wolken bereitet, / Gebildet wölbig und grau, / Mit sengenden Blitzen und Rollen / Des Donners, mit Reiz des Gefilds, / Mit Schönheit, die gequollen / Vom Quell ursprünglichen Bilds. (Der Spaziergang); <i>auch</i> : Grund zum Empedokles (insgesamt dort 8 Nennungen) / Hyperion / Urteil und Sein / Über die verschiedenen Arten zu dichten / Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes (18) / Über den Unterschied der Dichtarten (4) / Die Bedeutung der Tragödie / Pindar-Fragmente (5)	36	
(das) Ursprüngliche	wo das Reine in einer idealischen Darstellung, die zwischen der Gestalt des Schicksals und des Ursprünglichen liegt, (Grund zum Empedokles), <i>auch</i> : Die Bedeutung der Tragödie (4)	5	
(das) Ursprünglicheinige	[...] die wirkliche Trennung, und mit ihr alles wirklich Materielle Vergängliche, so auch die Verbindung und mit ihr alles wirklich Geistige Bleibende, das Objektive, als solches, so auch das Subjektive als solches, seien nur ein Zustand des Ursprünglicheinigen, in dem es sich befindet, weil es aus sich herausgehen müsse, des Stillstands wegen, der darum in ihm nicht stattfinden könne, [...] (Über den Unterschied der Dichtarten)	1	
ursprünglichst	ein notwendiger Widerstreit [...] zwischen der ursprünglichsten Forderung des Geistes, die auf Gemeinschaft und einiges Zugleichsein aller Teile geht, und zwischen der anderen Forderung, welche ihm gebietet, aus sich heraus zu gehen, [...] (Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes)	1	
Urstoff	O Seele, schon jetzt bist du / So groß, so himmlisch, wann du von Erdentand / Und Menschendruck entlediget in / Großen Momenten zu deinem Urstoff / Empor dich schwingst. (Die Unsterblichkeit der Seele)	1	
Urteil	[...] so warst du ja recht fleißig, sagte Diotima, fuhr dann fort, wie sie meinen Sinn geahndet hätte in jeder Stelle der Insel, die ich ihr beschrieben, wie man so ganz zusammentreffen könne in einem Urteil, einer Freude, gerade da, wo die andern so selten einig wären; (Hölderlin: Hyperions Jugend), <i>auch</i> : Hyperion / Urteil und Sein (2) / Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes / Das menschliche Leben / An die Unerkannte / Die Wanderung	8	
Urteilung	Urteil ist im höchsten und strengsten Sinne die ursprüngliche Trennung des in der intellektuellen Anschauung innigst vereinigten Objekts und Subjekts, diejenige Trennung, wodurch erst Objekt und Subjekt möglich wird, die Ur = Teilung. Dort als: Urteilung noch 3 Nennungen	4	
Urton	der Urton ist wieder und mit Besonnenheit gefunden und so geht sie wieder von da aus durch eine mäßige freiere Reflexion oder Empfindung sicherer freier gründlicher (d.h. aus der Erfahrung und Erkenntnis des Heterogenen) in den Anfangston zurück. (Grund zum Empedokles)	1	
Urwelt	Hier an den Strömen der heiligen Urwelt. (Wenn aus der Ferne) / So schlug mir oft das Herz, wenn du vom Glück / Der alten Urwelt sprachst (PAUSANIAS zu Empedokles) / <i>auch</i> : Empedokles / Hyperion	2	

Uranus ⁸⁹⁰ / Urania	Und wir – o tönnet, tönnet den Jubel nach, / Ihr ferne Glanzgefilde des Uranus! / O beugt euch nieder, Orione! / Beugt euch! wir sind der Erhabnen Söhne. (Männerjubel) / Drum tönnet, tönnet, tönnet den Jubel nach, Ihr ferne Glanzgefilde des Uranus, / Drum beugt euch nieder, Orione! / Beugt euch! wir sind der Erhabnen Söhne. (ibidem) <i>auch</i> : Die Bücher der Zeiten / Keppler / Hymne an die Göttin der Harmonie (fem.) / Hymne an die Schönheit (fem.) / Hymne an die Freiheit (fem.) / Diotima (fem.) / Gesang der Deutschen (fem.) / Empedokles (2) / Hyperion (2)	(13)	
	(Worte als) Übersetzung der dem Sumpfleben entnommen Urbilder, der Symbole des Urlebens (S. 23)	1	Urbilder
	Eine erste Erkenntnis im Sinne einer menschlichen Urerkenntnis (S. 14 ff.) (5)	5	Urerkenntnis
	Endgeschichte müßte für (Bachofen) gleichbedeutend sein mit Urgeschichte (S. 20)	1	Urgeschichte
	Jene göttliche Idee des Urlebens (S. 22 und S. 23)	2	Urleben
	das Zeitalter des urlebenswarmen und doch geregelten Glücks – des „Mutterrechts“ (s. o.)	1	urlebenswarm
	(Bachofen muss) folgerichtig auch einen Urmonotheismus annehmen (S. 15)	1	Urmonotheismus
	(Bachofen schreibt) dem glücklichen Zustand in dieser Ursituation auch Bewußtsein zu (S. 15)	1	Ursituation
	die Ursprünglichkeit der griechischen und römischen Klassik (S. 23)	1	Ursprünglichkeit
	Ursprungssituation als Nähe des alleinigen Gottes (S. 15)	1	Ursprungssituation
	christliche Lehre von dieser Urzeit (S. 15); goldene Urzeiten (S. 18) („Mutterrecht“ ist) allerdings nicht, wie B. annahm, als eine endgültig überwundene Erscheinung der Urzeit, sondern als eine zeitlose Form unter anderen zeitlosen Formen des menschlichen Daseins (S. 23)	3	Urzeit
	Die Vollkommenheit des Urzustandes (S. 16), Nachgeschmack der Süße des Urzustandes (S. 19) Das Anfängliche – als Zustand gefasst der glückliche Urzustand, [...] bleibt wortlos (S. 21), (KKs) Ringen mit der Frage nach dem [...] Urzustand (S. 25) (B.s) biblisch - historische Fassung des Urzustandes (S. 26)	5	Urzustand
N = 78		N = 37	
Statistische Begriffssicherheit _{HÖLDERLIN} „Ur-*“ = 78 / 16 _____ Gesamtwerk (KStA)		Statistische Begriffssicherheit _{KERÉNYI} „Ur-*“ = 37 / 15 _____ 35 Druckseiten	

⁸⁹⁰ Diese Wortbildung wurde ausschließlich zur Anregung einer Fortführung der psychoanalytischen Debatte um den Sachverhalt übernommen.

Tab. (5) Quellennachweise zu Abb. (15)

Name (Lebensdaten)	Entstehungs-/ Veröffentlichungsdatum	benutzte Quelle
[Friedrich Nietzsche] (1844 - 1900)	19. Oktober 1861 / Schularbeit	Brief an meinen Freund, BAW 2, S. 1 - 5]
Stefan George (1868 - 1933)	1919 / Blätter für die Kunst	Hölderlin, SDHG (Band 3, 1961), S. 1 - 3
Hugo v. Hofmannsthal (1874 - 1929)	1907 - 1926 (1902, Der Tag)	Hellingrath, Norbert von, [Briefwechsel], in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, - Stuttgart, Nr. 36, 1992. - S. 9 - 38 Hofmannsthal, Hugo von / Pannwitz, Rudolf: Briefwechsel 1907 - 1926, in Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv hg. v. Gerhard Schuster, Frankfurt am Main, 1994 Hofmannsthal, Hugo von / Degenfeld, Ottonie / Wendelstadt, Julie von, Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt, hg. v. Marie Therese Miller-Degenfeld, Frankfurt am Main, 1986 [Ein Brief („Chandos - Brief“)]
Rainer Maria Rilke (1875 - 1926)	September 1914	An Hölderlin, SDHG, Band 3, S. 31
Ludwig Klages (1872 - 1956)		SNM / DLA: Nachlass Klages , Ludwig Notizen zu Ludwig Klages und Alfred Schuler; Kopien und Teilkopien aus Büchern von Norbert von Hellingrath, Friedrich Hölderlin und Ludwig Klages .
Karl Wolfskehl (1869 - 1948)		Gedichte, Essays, Briefe, in Verbindung mit dem Dt. Literaturarchiv Marbach am Neckar, hg. v. Cornelia Blasberg und Paul Hoffmann, Frankfurt a. M., 1999
Rudolf Pannwitz (1881 - 1969)	1951 / Genius, Bd. 2 Heft 4	Hölderlins Erdkarte, SDHG, Band 3, S. 276 – 286
Walter Wenghöfer (1877 - 1918)		Gedichte, Briefe an Stefan George, Hanna Wolfskehl u. a., hg. v. Bruno Pieger. - Amsterdam, 2002 Zu Hölderlin s. Briefe S. 136, Nr. 82; S. 198, Nr. 208; S. 202, Nr. 212; S. 203, Nr. 213; S. 217, Nr. 248; S. 221, Nr. 256; S. 230f., Nr. 280; S. 239ff., Nr. 286 u. ö.
Georg Simmel (1858 - 1918)	28. September 1916, Der Tag	Die Dialektik des deutschen Geistes, in: Simmel, Georg, Gesamtausgabe, Bd. 13, 2. - Frankfurt am Main, 2000, S. 224 - 230

Wilhelm Dilthey (1833 - 1911)	1905 / 1910	Das Erlebnis und die Dichtung, Göttingen, 1921, S. 221 – 291
Max Scheler (1874 - 1928)		Hellingrath, Norbert von, [Briefwechsel], in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. - Stuttgart. - 36, 1992. - S. 9 - 38 Die Stellung des Menschen im Kosmos, Darmstadt, 1928, S. 104
Friedrich Gundolf (1880 - 1931)	1911	Hölderlins Archipelagus, SDHG, Band 3, 1961, S. 4 – 17
Ernst Kantorowicz (1895 - 1963)	14. Nov. 1933	Das geheime Deutschland, Vorlesung, gehalten bei Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit am 14. November 1933, Edition von Eckhart Grünewald, in: Ernst Kantorowicz, Erträge der Doppeltagung Institute for Advanced Study, Princeton [und] Johann Wolfgang Goethe - Universität, Frankfurt. - Stuttgart, 1997, S. 77 – 93
Max Kommerell (1902 - 1944)	1940	Hölderlins Empedokles - Dichtungen, SDHG, Band 3, 1961, S. 205 - 226
Norbert v. Hellingrath (1888 - 1916)	1913 – 1916	Vorreden zu der hist. - krit. Ausgabe der sämtlichen Werke Hölderlins, SDHG, Band 3, 1961, S. 18 - 32 [Briefwechsel], in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart, Bd. 36, 1992, S. 9 – 38
Ernst Cassirer (1874 - 1945)	1917 - 1920 / Logos 7 / 8	Hölderlin und der deutsche Idealismus, SDHG, Bd. 3, 1961, S. 79 - 118
Eduard Spranger (1882 - 1962)	1919 / Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Jg. 22	Hölderlin und das deutsche Nationalbewusstsein, SDHG, Bd. 3, 1961, S. 119 – 130
Walter Benjamin (1892 - 1940)	1914 / 15	Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin, SDHG, Bd. 3, 1961, S. 32 – 52
Harry Graf Kessler (1868 - 1937)	Brief an Anton Kippenberg v. 2. Mai 1916	Tagebuch eines Weltmannes, Marbach 1996
Romano Guardini (1885 - 1968)	1939	u. a.: Hölderlin, Weltbild und Frömmigkeit (Auszug), SDHG, Bd. 3, 1961, S. 185 - 204
Martin Heidegger (1889 - 1976)	1936 1934 / 35	u. a. : Hölderlin und das Wesen der Dichtung, SDHG, Bd. 3, S. 131 – 143, Hölderlins Hymne 'Der Ister', Frankfurt, 1984 Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung Frankfurt, 1971 Hölderlins Hymne 'Andenken', Frankfurt, 1982

Tab. (6): Kontext [rausch]

Sprachform	Kontext	Quelle ⁸⁹¹
Gedichte bis 1800		
Rauscht	die Woge	Die Meinige
Rauschen	des Würgers Tritte	Schwärmerei
Rauschen	des Würgers Tritte	Schwärmerei
Rauschen	der Woge	Hero
Rauschen	wie die weißen Arme durch die Welle	Hero
Rauscht	Des Schnitters Sichel durch die goldene Ähren	Am Tage der Freundschaftsfeier
Rauschen	seine Tritte über alternde Wolkenfelsen.	Die heilige Bahn
Rauscht	des Todes Flügel	Lied der Freundschaft
Rauscht	die träge Flut der Zeiten	An die Stille
Rauscht	der Eichenhain	Hymne an den Genius der Jugend
rauschen	deine Wehre	Dem Genius der Kühnheit
Rauschen	die Wasser	Stimme des Volkes
Rauscht	Gewässer	Emilie vor ihrem Brauttag
Rauschen	Quelle	Emilie an Clara
rauscht	im Geblätter (es, Quelle)	Des Morgens
Rauscht	die mächtige Zeit	Mein Eigentum
Fragment v. Hyperion (1794)		
Durchrauschte	Tanz und Spiel d. die Ulmen und Platanen	
Rauschen	(Melite)	892
Rauschen	ich hörte etwas (Melite) r.	893

⁸⁹¹ Die Orthographie folgt in den ff. Tabellen nicht der FA, sondern der KStA, da nur diese zu einer automatischen Textsuche genutzt werden konnte.

⁸⁹² *Ein Rauschen aus einem Seitengange störte mich auf.* -

Ach! mir - in diesem schmerzlichen Gefühl meiner Einsamkeit, mit diesem freudeleeren blutenden Herzen - erschien mir Sie; hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe stand sie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, so geistig und zart; über dem Lächeln voll Ruh und himmlischer Güte thronte mit eines Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und, wie Wölkchen ums Morgenlicht, wallten im Frühlingswinde die goldenen Locken um ihre Stirne.

⁸⁹³ *Mitten in diesem Tumulte hört ich etwas durch die Myrten rauschen. Ich raffte mich auf - und o Himmell! es war Melite!* -

vgl. hierbei „Tumult“ vs. „rauschen“ wie unten: „lärm“ vs. „Rauschen“, an solchen Stellen meint „Rauschen“ auf jeden Fall innere Klänge, im Gegensatz zu etwas, das nur akustisch vorhanden ist, was jedoch der Zuordnung zur jägersprachlichen Ausdrucksweise eben nicht entgegensteht.

Rauscht	der Strom der Vergänglichkeit	894
Rauschen	im Gesträuch	895
Hyperions Jugend (1795)		
Rauschen	die Melodien des Schicksals	896
Umrauscht	das Ährenfeld uns u.	elementarordnend ⁸⁹⁷
Hyperion oder der Eremit in Griechenland (1796 / 98)		
Rauschen	die Ströme	elementarordnend ⁸⁹⁸
Rauschten	seine Pfeile r. im Köcher	
Herunterrauscht	ein sterbend Blatt	(negativ) ⁸⁹⁹
Rauscht	die göttliche Luft	900
Rauschenden	Wie mit r. Fittigen	901
Berausenden	aus diesen b. Quellen	Hier vermischen sich die Bedeutungs- linien von [rausch] ⁹⁰²
Rauscht	Von Waffen schimmert und r.	903
Rauscht	der alte Flußgott	

⁸⁹⁴ Tief unter uns rauscht dann der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt, und wir seufzen nicht mehr, als wenn das Jammern derer, die er hinunterschlingt, in die stillen Höhen des Wahren und Ewigen heraufdringt.

⁸⁹⁵ [...] was um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuch mich aufweckt aus dem seligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausging.

⁸⁹⁶ Hörtest du nie die Melodien des Schicksals rauschen?

⁸⁹⁷ [...] und wenn auf unsern Wiesen die goldne Blume glänzt, in seiner bläulichen Blüte das Ährenfeld uns umrauscht, und am heißen Berge die Traube schwillt, dann freun wir uns der lieben Erde, daß sie noch immer ihr friedlich schönes Leben lebt, und die sie bauen, singen von ihr, wie von einer freundlichen Gespielin; auch sie lieben wir alle, die Ewigjüngliche, die Mutter des Frühlings, willkommen, herrliche Schwester! rufen wir aus der Fülle unsers Herzens, wenn sie herauf kömmt zu unsern Freuden, die Geliebte, die Sonne des Himmels; doch ist's nicht möglich, ihrer allein zu denken! Der Aether, der uns umfängt, ist er nicht das Ebenbild unsers Geistes, der reine, unsterbliche? und der Geist des Wassers, wenn er unsern Jünglingen in der heiligen Woge begegnet, spielt er nicht die Melodie ihres Herzens? Er ist ja wohl eines Festes wert, der selige Friede mit allem, was da ist!

⁸⁹⁸ Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allebendigen Welt ernährt und sättigt mit Trunkenheit mein darabend Wesen.

⁸⁹⁹ Große Taten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn sie nicht in hohen Herzen widertönen, sind, wie ein sterbend Blatt, das in den Kot herunterrauscht.

⁹⁰⁰ [...] unsre Stille war, wie die Stille der Berggipfel, wo in herrlich einsamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter, nur die göttliche Luft noch in den Locken des kühnen Wanderers rauscht.

⁹⁰¹ Aus den spartanischen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius stürzen mit unsrem Heere, wie mit rauschenden Fittigen. Meine Seele ist voll von Tatenlust und voll von Liebe, Diotima, und in die griechischen Täler blickt mein Auge hinaus, als sollt es magisch gebieten: steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

⁹⁰² (Strahlen des Himmels) [...] wie leuchtetet ihr aus diesen Augen mich an, aus diesen berausenden Quellen, wo im Schatten umschirmender Bogen ewig Leben schimmert und wallt! -

⁹⁰³ Diotima! mir geschieht oft wunderbar, wenn ich mein unbekümmert Volk durchgebe und, wie aus der Erde gewachsen, einer um den andern aufsteht und dem Morgenlicht entgegen sich dehnt, und unter den Haufen der Männer die knatternde Flamme emporsteigt, wo die Mutter sitzt mit dem frierenden Kindlein, wo die erquickende Speise kocht, indes die Rosse, den Tag witternd, schnauben und schreien, und der Wald ertönt von allerschütternder Kriegsmusik, und rings von Waffen schimmert und rauscht - aber das sind Worte und die eigne Lust von solchem Leben erzählt sich nicht.

Rauschen	die Quellen des Lebens	
Umrauschten	die dunkeln Eichhöhn mich u.	
Rauschen	des Feuers	904
Der Tod des Empedokles (2. Fassung - 1799)		
Rauscht	Es	905
Rauschten	Sie	906
Rauscht	der Wald	907
Rauscht	sein grüner Wald	908
Rauscht	der geschäftge Reigentanz	909
Gedichte 1800 – 1806		
Rauschen	die Ströme	Stimme des Volkes
Rauscht	der lebendige Strom	M's Klagen um Diotima ⁹¹⁰
Rauschen	die gewittertrunkenen Wälder	Der Archipelagus
Rauscht	die immer geschäftige Mühle	Der Wanderer ⁹¹¹
Rauschen	Quellen	Stuttgart ⁹¹²
Rauschen	die Wagen	Brod und Wein ⁹¹³
Rauschen	Brunnen	dto. ⁹¹⁴

⁹⁰⁴ *Und Einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert und weinte vor Freuden, daß ich so selig war und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie des Feuers Rauschen, wenn es auffliegt und die Asche hinter sich läßt – [...]*

⁹⁰⁵ *Da rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain, / Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen - / All deine Freuden, Erde! wahr, wie sie, / Und warm und voll, aus Müß und Liebe reifen, / Sie alle gabst du mir.*

⁹⁰⁶ *Ich Armer! mücht es Einmal noch / Mir in die Seele rufen, / Das Wirken deiner Genieskräfte / Der Herrlichen deren Genöß ich war, o Natur, / Daß mir die stumme todesöde Brust / Von deinen Tönen allen widerklänge, / Bin ich es noch? o Leben! und rauschten sie mir / All deine geflügelten Melodien und hört / Ich deinen alten Einklang, große Natur?*

⁹⁰⁷ *Wenn oft ein Wort von dir / Im heilgen Augenblick / Das Leben vieler Jahre mir erschuf, / Daß eine neue große Zeit von da / Dem Jünglinge begann. Wie zahmen Hirschen, / Wenn ferne rauscht der Wald und sie / Der Heimat denken, schlug das Herz mir oft, / Wenn du vom Glück der alten Urwelt sprachst, [...]*

⁹⁰⁸ *Die Mübelosen regen immergleich / In ihrer Kraft sich freudig hier um uns. / An seinen festen Ufern wallt und ruht / Das alte Meer, und das Gebirge steigt / Mit seiner Ströme Klang, es wogt und rauscht / Sein grüner Wald von Tal zu Tal hinunter.*

⁹⁰⁹ *Es rauscht und regt durch alle Lande sich / Und wechselt, jung und leicht, mit frommem Ernst / Der geschäftige Reigentanz, womit den Geist / Die Sterblichen, den alten Vater, feiern.*

⁹¹⁰ *Heiliger Othem durchströmt göttlich die lichte Gestalt, / Wenn das Fest sich beseelt, und Fluten der Liebe sich regen, / Und vom Himmel getränkt, rauscht der lebendige Strom, / Wenn es drunten ertönt, und ihre Schätze die Nacht zollt, / Und aus Bächen berauf glänzt das begrabene Gold. -*

⁹¹¹ *Fern rauscht die immer geschäftige Mühle, / Aber das Neigen des Tags künden die Glocken mir an.*

⁹¹² *Quellen rauschen von dort und hundert geschäftige Bäche, / Kommen bei Tag und Nacht nieder und bauen das Land.*

⁹¹³ *Rings um ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse, / Und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg, / Satt gebn beim von Freuden des Tags zu ruben die Menschen, / Und Gewinn und Verlust wüget ein sinniges Haupt / Wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen, / Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.*

Rauscht	das offene Meer	dto.
Rauscht	Thebe und Ismenos	dto. ⁹¹⁵
Rauschen	die Waffen	dto. ⁹¹⁶
Rauscht	der Quell	Die Wanderung ⁹¹⁷
Rauschen	die Wasser am Fels	Germanien ⁹¹⁸
Rauschen	(der Straßen?)	Patmos
Rauscht	der frische Quell	An die Hoffnung ⁹¹⁹
Gedichte nach 1806		
(ein) Rauschen	ist hörbar	Wenn aus dem Himmel ⁹²⁰
(mit frohem) Rauschen	wehen die Zweig und Äste	Der Herbst ⁹²¹
Rauschen	sanfter Lüfte	Der Sommer ⁹²²

⁹¹⁴ *Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß / Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann / Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen / Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.*

⁹¹⁵ *Dort ins Land des Olymps, dort auf die Höhe Cithärons, / Unter die Fichten dort, unter die Trauben, von wo / Thebe drunten und Ismenos rauscht im Lande des Kadmos, / Dortber kommt und zurück deutet der kommende Gott.*

⁹¹⁶ *Thebe welkt und Athen; rauschen die Waffen nicht mehr / In Olympia, nicht die goldnen Wagen des Kampfspiels, / Und bekränzen sich denn nimmer die Schiffe Korinths? Warum schweigen auch sie, die alten heiligen Theater?*

⁹¹⁷ *denn nah dem Herde des Hauses / Wohnst du, und hörst, wie drinnen / Aus silbernen Opferschalen / Der Quell rauscht, ausgeschüttet / Von reinen Händen [...]*

⁹¹⁸ *O nenne, Tochter du der heiligen Erd, / Einmal die Mutter. Es rauschen die Wasser am Fels / Und Wetter im Wald und bei dem Namen derselben / Tönt auf aus alter Zeit Vergangengütliches wieder.*

⁹¹⁹ *Im grünen Tale, dort, wo der frische Quell / Vom Berge täglich rauscht, und die liebliche / Zeitlose mir am Herbsttag aufblüht, / Dort, in der Stille, du Holde, will ich / Dich suchen, [...]*

⁹²⁰ *Zwar gehn die Treppen unter den Reben hoch / Herunter, wo der Obstbaum blühend darüber steht / Und Duft an wilden Hecken weilet, / Wo die verborgenen Veilchen sprossen; / Gewässer aber rieseln herab, und sanft / Ist hörbar dort ein Rauschen den ganzen Tag; / **Die Orte aber in der Gegend / Ruhen und schweigen** den Nachmittag durch. (Hervorhebung von mir, KR)*

⁹²¹ *Das Erdenrund ist so geschmückt, und **selten lärmet**
Der Schall durchs offene Feld, die Sonne wärmet
Den Tag des Herbstes mild, die Felder stehen
Als eine Aussicht weit, die Lüfte wehen
Die Zweig und Äste durch mit frohem Rauschen,
Wenn schon mit Leere sich die Felder dann vertauschen,
Der ganze Sinn des hellen Bildes lebet
Als wie ein Bild, das goldne Pracht umschwebet.
d. 15ten Nov. 1759.
(Hervorhebung von mir, KR)*

⁹²² (...) *Die Tage gehn vorbei mit sanfter Lüfte Rauschen,
Wenn mit der Wolke sie der Felder Pracht vertauschen,
Des Tales Ende trifft der Berge Dämmerungen,
Dort, wo des Stromes Wellen sich hinabgeschlungen.*

Tab. (7) Kontext von Trinken und Rausch

Sprachform [trink] ⁹²³	Quelle		Sprachform [rausch]
Gedichte bis 1800			
Einzutrinken	Burg Tübingen		niederrauschen
Trank	Lied der Freundschaft (1.F.)		rauscht
Trinken			
Trunken	Lied der Freundschaft (2.F.)		rauscht
Trinken	Lied der Freundschaft (2.F.)		
Trunkenheit	An die Stille		rauscht
wonnetrunckne			
trinken (Wonne)			
	Hymne an die Freiheit (1)		rauschte
Trunkenheit	Hymne an die Freiheit (2)		
Trunken	Hymne an die Freundschaft		rauschts
Trunkenheit			
Trank (Labebecher)			
Labetränk			
Trunkne	Hymne an den Genius der Jugend		rauscht
			berauscht
Trunken	Dem Genius der Kühnheit		berauscht
			rauschen
			berauscht
		An Diotima	vorübergerauscht
Trunkne	Diotima (Bruchstück. Ältere Fassung)	Diotima (ältere Fassung)	vorüberrauscht
Trunken	Dem Sonnengott		
Trunken	Sonnenuntergang		
		Geh unter, schöne Sonne ...	rauschten
Gedichte 1800 – 1806			
Trunkenen	Der Archipelagus		Rauschen
gewittertrunkenen			rauschte
Cypriertränk			herüberrauscht
trink (Feuer)	Der Wanderer ⁹²⁴ (vor 1800)		rauschet
Trunken	Der Wanderer (2)		
Tranks (heiligen)	Der Wanderer (2)		
trinke (ich)	Der Wanderer (2)		
Trunkenen	Stuttgart ⁹²⁵		rauschet
			rauschen
Heiligtrunkene	Brod und Wein ^{926, 927, 928} , dto., aber negativ ⁹²⁹		rauschen

⁹²³ Diese Tabelle geht vom Wortstamm [trink] aus, der dort in allen Deklinationsformen Berücksichtigung findet, wo er in endgültigen Fassungen oder Bearbeitungsstufen in der sprachlichen Nähe von [rausch] festgestellt werden kann. Die mittlere Spalte ist mittig gedruckt, wo in der Textumgebung Formen von [trink] **und** [rausch] zu beobachten sind, nach links oder rechts ausgerückt erscheinen solche Umgebungen, wo [trink] durch Bearbeitung Hölderlins erhalten bleibt, aber [rausch] verschwindet (linksbündig gedruckt), bzw. [trink] getilgt wird und [rausch] Beständigkeit hat (rechtsbündig gedruckt).

⁹²⁴ Fern rauscht die immer geschäftige Mühle, / Aber das Neigen des Tags kündin die Glocken mir an.

⁹²⁵ Quellen rauschen von dort und hundert geschäftige Bäche, / Kommen bei Tag und Nacht nieder und bauen das Land.

Trinket		rauschen
		rauscht
		rauscht
		rauschen
Trunkene	Germanien ⁹³⁰	rauschen
Trinke	Germanien	

⁹²⁶ Rings um ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse, / Und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg. / Satt gebn beim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen, / Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt / Wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen, / Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.

⁹²⁷ Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß / Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann / Ferner Freunde gedenkt und der, Jugendzeit; und die Brunnen / Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.

⁹²⁸ Dort ins Land des Olymps, dort auf die Höhe Cithärons, / Unter die Fichten dort, unter die Trauben, von wo / Thebe drunten und Ismenos rauscht im Lande des Kadmos, / Dorther kommt **und zurück deutet der kommende Gott**. (Was auch die Richtung anzeigt, in der Manfred Frank exegetisch unterwegs ist, die aber nicht mit dem Wortlaut Hölderlins – also auch nicht mit dessen Sinn! – übereinstimmt.)

⁹²⁹ Thebe welket und Athen; rauschen die Waffen nicht mehr / In Olympia, nicht die goldnen Wagen des Kampfspiels, / Und bekränzen sich denn nimmer die Schiffe Korinths? Warum schweigen auch sie, die alten heiligen Theater?

⁹³⁰ O nenne, Tochter du der heiligen Erd, / Einmal die Mutter. Es rauschen die Wasser am Fels / Und Wetter im Wald und bei dem Namen derselben / Tönt auf aus alter Zeit Vergangengöttliches wieder.

Tab. (8)

Zuordnungsmöglichkeiten zwischen F. Hölderlin und E. T. A. Hoffmann unter Berücksichtigung möglicher ZwischenträgerInnen, die Tabelle berücksichtigt nicht die inhaltlich rückbezüglichen Verbindungen (Leibniz und Spinoza).

E. T. A. Hoffmann in Berlin	z. B. Jean Paul in Berlin	andere Termine / Orte / Personen
<p>August 1798 Übersiedlung mit Fam. Doerffer bis März 1800</p> <p>24. Dezember 1800: Besuch bei M. Doerffer in B.</p> <p>Dezember 1804: Vertonung von C. Brentanos „Die lustigen Musikanten“</p>	<p>Mai / Juni 1800 vorübergehender Aufenthalt, Bekanntschaft mit Josephine von Sydow, Henriette von Schlabrendorff und Rahel Levin.</p> <p>Oktober: Übersiedlung nach Berlin. Verlobung mit Karoline Mayer. Begegnung mit Fichte, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, Tieck, Bernhardi.</p> <p>1801, 27. Mai: Heirat mit Karoline Mayer in Berlin bis Juni 1801, dann: Übersiedlung nach Meiningen</p>	<p>(1794) FH in Waltershausen Sophie Mereau trifft Hölderlin in Jena</p> <p>(1795) FH trifft Karl Ludwig Woltmann in Jena,⁹³¹ Charlotte von Kalb⁹³² läuft bei Schiller endgültig auf, versucht's bei Goethe, wird aber auch da nichts.</p> <p>Juni 1796: Jean Paul auf Einladung Ch. v. Kalbs in Weimar, hält es dort eher mit Herder, während Schiller und Goethe ziemlich kühl bleiben; Charlotte will Jean Paul heiraten, was der aber ablehnt.</p> <p>1799 Susette Gontard trifft in Weimar / Jena Sophie Mereau, Gunda und Sophie Brentano, u. a. im Haus Charlotte v. Kalbs</p> <p>November 1799 trifft Jean Paul die Dichter Novalis und Tieck,</p> <p>Charlotte zieht nach Berlin, verkehrt bei Hufeland, dort sind auch „Fichte, Zelter, Johannes Müller, A. W. Schlegel, Woltmann, Schadow, Loder, F. H. Jacobi, Mme. Herz, Frau Unzelmann“ (nach Kohlrausch)⁹³³</p> <p>1806 (?): Selbstmord H. v. Kalbs</p>

⁹³¹ Vgl.: Schmidt, Nr. 94, An Neuffer, Jena d. 19 Jenner. 95., S. 173

⁹³² Die **fett** gedruckten Namen geben Personen an, die in unmittelbarem Kontakt zu Hölderlin stehen.

⁹³³ Zitiert nach: Naumann, l. c., S. 251

<p>18. Juni 1807 Ankunft in Berlin, Friedrichstr. 179, lernt Iffland, Schleiermacher kennen; im Herbst: Bekanntschaft mit Zelter, Chamisso, Fichte, Varnhagen von Ense</p> <p>bis 9. Juni 1808</p> <p>Ab Nov. 1812, E. T. A. H.: Arbeit an der „Undine“</p> <p>26. September 1814, Ankunft in Berlin</p> <p>27. Sept. 1814, trifft Hoffmann Hitzig, in Folge davon großes Essen mit Chamisso, Tieck, La Motte-Fouqué, Horn, Berhardi, Veit</p> <p>4. Okt. 1814, zieht in die Französische Str. 28, II. Stock</p> <p>23. Febr. 1815: „Undine“ fertig</p> <p>Hoffmann arbeitet als Expedient im Justizministerium. Bekanntschaft mit Brentano (?) und Eichendorff.</p> <p>vor dem 25. Mai 1815: Hoffmann zieht in die Taubenstr. 31 / 2. Stock (am Gendarmenmarkt)</p>		<p>29. Dez. 1808, Varnhagen sucht Hölderlin in Tübingen auf</p> <p>21. Januar 1810: Brief C. Brentanos an Ph. O. Runge (FA, Bd. 9, S. 14)</p> <p>August 1810: Jean Paul reist von Bayreuth nach Bamberg und begegnet dort E. T. A. Hoffmann</p> <p>30. März 1811: ETA H. besucht Jean Paul in Bayreuth⁹³⁴</p> <p>27. Sept. 1814 heiratet Varnhagen in Berlin Rahel (Levin)⁹³⁵</p> <p>23. März 1815: A. v. Arnim im Rhein. Merkur über FH, FA, Bd. 9, S. 15; auch Zitate im „Gesellschafter“ (FA, ibid.)</p>
---	--	---

⁹³⁴ Von diesen beiden Besuchen sind nur die Umstände, bedauerlicherweise aber keine inhaltlichen Anhaltspunkte zu ermitteln

⁹³⁵ Und wieder schließt sich ein Kreis:

Bettine von Arnim u. Alexander von Humboldt waren Varnhagens vertrauteste Gesprächspartner der letzten Lebensjahre; unter den Jüngeren, für die er sich immer noch als Literaturkrit. Autorität einzusetzen bereit war, befanden sich Hettner u. Keller.

(W. Killy, Autoren und Werklexikon, Bd. 11, S. 511, Hervorhebung von mir, KR)

Hettner bezieht also seine auf Goethe zentrierte literaturgeschichtliche Perspektive auf Varnhagen von Ense – und Bettine von Arnim, welche sich sehr spät dadurch an ihren verqueren Jugendfreunden rächt, dass sie sie zu missratenen Epigonen Goethes erklärt, bzw. dieser Ansicht Varnhagens beipflichtet, der rein produktiv aber für eher weniger erfolgreich gehalten werden muss.

<p>16. November 1815: „Der Sandmann“ fertig</p> <p>1816 April: Hoffmann wird zum Rat am Kammergericht ernannt. Freundschaft mit Carl Maria von Weber. Die Oper »Undine« wird uraufgeführt. Unter dem Titel »Nachtstücke« erscheint eine zweibändige Sammlung von Prosatexten, die u. a. die Novelle »Das Majorat« und die Erzählung »Der Sandmann« enthält.</p> <p>14. November 1816: Gründung der „Serapionsbrüder“: u. a.: Hitzig, Contessa und Koreff</p> <p>(25. Juni 1822 stirbt Hoffmann)</p>		<p>1817 Savigny zieht ins preußische Kabinett ein</p> <p>(14. November 1825: Jean Paul stirbt)</p>
---	--	--

Abstract

Whenever uninvited guests occupying a house destroyed by fire start to dismantle its left-overs in order to brick the remaining windows, the time has come to expel them with more or less friendly words, since their sole purpose is to prevent new guests from approaching the premises. In order to do so, it is, of course, necessary to remove whatever hangings there might be left on the wall, both old and new, and by means of this very banishment of all which doesn't inherently belong to the place, it is possible to retain a pleasant image of poet Friedrich Hölderlin – who may have gotten into the way for some of the more influential ones of his contemporaries not only poetically, but also in terms of interpersonal dynamics, both of which caused his eventual disaster. Neither in terms of family relationships, nor in the context of his poetic affairs was he capable of defend himself against the intrigues directed against him.

„So sind die Zeichen in der Welt“ is a somewhat longer essay, which neither intends to put the poet on a pedestal, nor to create an adorable pop star. Its intention is to excavate some of the frescoes of the construct of ideas Hölderlin consists today, and to do so for those whose idea of the poet has not yet been buried entirely under the image of the poet gone insane. Although this study consciously chooses to pursue an approach similar to the one of Pierre Bertaux, it also maintains a critical stance towards this line of interpretation by using not only biographic connotations, but also methods borrowed from the critique of ideology and style in order to make the sometimes confusing current state of source material somewhat more transparent as it has hitherto been the case.

It also wants to transcend this approach, which can appear unorthodox in some respects, by suggesting ways of dealing with Friedrich Hölderlin in the curriculum of German secondary schools, which includes even newer material referring to the fact to which extent this poet's marginalization is caused by his being held responsible for things he neither wrote nor meant during a long period of literary history. The overall intention of this study is the idea that Hölderlin's body of thought has to be removed from the mainstream of conservative readings (including Elfriede Jelineks dramatic adaptation *Wolken.Heim.*, even if its intentions should be more recalcitrant) and that this poet has to be rehabilitated as a realist thinker who eschewed the literary "scene" of his time because he understood – and counteracted – quite early its rejection of the French Enlightenment and revolution – a rejection which has always been difficult for him to bear.

Since Friedrich Hölderlin is, however, not only exposed to ideologically biased reflection, criticism and corruption, but also consists a subject of extensive biographic and psychological speculation on a regular basis, this aspect has been researched not only with respect to the reception history of his works, but also inherently to the subject. In this context, it

was not only possible to reconstruct the hitherto neglected relationship between Hölderlin and Sophie Mereau and to reject the suspicion of a simultaneous homoerotic relationship with Isaak Sinclair. It was also established that the poet's affair with Susette Gontard was neither singular nor unrivaled, which rules out a doubtless correlation between this woman and the poetic figure of Diotima. In order to make this possible, it was necessary to both de-mythologize the idea of platonic love during the Frankfurt years, as well as to put this affair in context with Hölderlin's romantic relationships with other women, which Gontard unsuccessfully tried to come to terms with by taking possession of the Diotima persona. Doing so substantiated the suspicion that the poet's most stable bond with a woman was the one with his own sister Heinrike, with whom he had an emotionally overflowing, if unfrequent exchange of letters at least until the Bordeaux caesura. It is not without irony that "Hälfte des Lebens" of all poems – the one Hölderlin is maybe known best for and that is regularly considered a significant philosophic outline – contains fragments of a text that clearly features erotic connotations, the recipient of which is Hölderlin's own sister.

This fact, however is ignored by traditional Hölderlin philology, as is the additional biographic detail of Karl Go(c)k - the poet's stepbrother – marrying a mutual cousin in the first years of the 19th century, a cousin whom Hölderlin was erotically involved with prior to her marriage with his stepbrother. The same stepbrother is responsible for the first biographic attempts on Hölderlin, which contributed decisively to the image of an insane Hölderlin that is still retained today. As long as positive and negative influences as massively compromising a man's state of mind as the incestuous bond with one's sister or the ban of sexual activity between (half-)brothers are not paid the attention they deserve, it seems difficult to adhere to the perspective that Hölderlin eventually crossed the line to insanity as a consequence of his romantic involvement with Gontard or the death of this particular lover after having suffered from mental disturbances a lot earlier than 1806.

This kind of pathography of the poet has to appear problematic in the light of the fact that it was pursued already 100 years after the decisive events had unfolded and 50 years after Hölderlin's death with a reasonable amount of scientific seriousness, and that it was at least partly based on the testimony of people who were biased due to their relationship with the subject of study, such as Charlotte von Kalb, Karl Go(c)k or Wilhelm Waiblinger. It is therefore considered a mere manifestation of self-preservation on part of those who were dealing with him, which makes it possible for the various groups represented here to approach him in an way that interprets him, paraphrases him or even mimics his psychic condition. In this context, Friedrich Nietzsche is of particular interest for this reflection, albeit not because of any significant contribution to the field of Hölderlin research, but more because of the possibility to transfer the pathologic traits of his person-

ality caused by an apparently similar biographical situation back to Hölderlin, which he opens up to succeeding poets and philosophers.

Nevertheless, the poet has been subjected to national chauvinist ideas a lot earlier without having a hand in the matter at all, for instance when Robert Schumann tried to set parts of „Germanien“ to music during the early fifties of the 19th century, a tradition which was to linger for at least one hundred years and which culminated in the run-up to World War I to eventually meet with such grim resistance as it is expressed in Elfriede Jelinek's *Wolken.Heim*. Jelinek, however, is incapable of doing so without tampering with Hölderlin's texts – a fundamental flaw which not only older, but also of newer editions of Hölderlin's works have in common, probably because editors still are under the impression that it is legitimate to act as the poets guardian due to the fragmentary nature of many of his texts, an assumption which seems to gain additional legitimacy when it is taken for granted that said poet needs extra supervision due to alleged mental or psychic impairment.

Along with Pierre Bertaux, this study challenges this philological and psychiatric seizure of Friedrich Hölderlin not only by referring to later texts by him, which do not contain any pathologic features, but also by references to the problematic states of mind of different recipients, which is why it finally suggests to replace the psychiatric interest in Hölderlin with a psychoanalytic one, which, however, necessarily has to include the recipients – an approach which it thus hopes to inspire.

The rejection of passing on the established image of Hölderlin without further investigation is substantially informed by experiences gained from the author's teaching practice, which shows that Hölderlin's texts can be discussed in secondary school classes without problems if they are presented anonymously, i.e. without prejudice about the author's psychic state, whereas such attempts fail inevitably if the poet's alleged "insanity" was known to students prior to their reading the text. This study features abundant evidence of the fact that teaching projects concerning Hölderlin can be carried out despite the negligence the curriculum of Baden-Württemberg shows towards him. Its primary concern, however, is to render this poet a largely autonomous category instead of choosing the traditional approach of contextualizing him within epochs such as Sturm und Drang, the Goethe era or Romanticism and the poets associated with them – although there doubtlessly were points of contact with representatives of what is referred to as Weimar Classicism, as motifs similar to the ones that can be traced in his works also appear in representatives of Romanticism. In addition, it reveals not only the necessity to align Hölderlin with German enlightenment, but also that he dealt extensively with the latter's French and Jewish manifestations already as a student, which suggests that it is justified to search

for Hölderlin's political and ideological position where Pierre Bertaux locates it – rather than at the places it is attributed to by German language and literature studies in German-speaking countries.

Translation: Franziska Kast